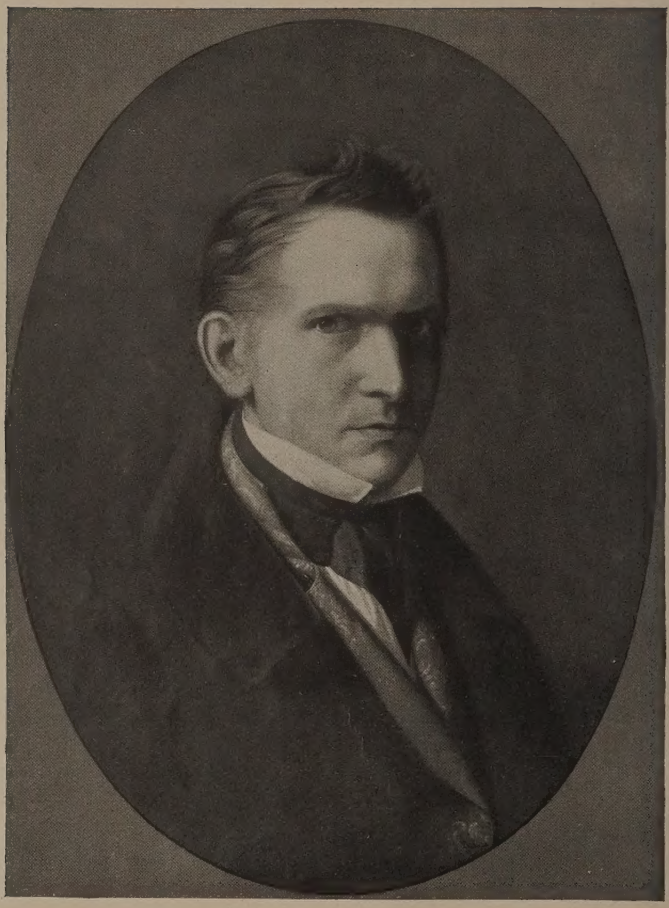
Wilhelm von Kügelgen

Lebenserinnerungen des Alten Mannes

1840–1867



Kügelgen
Herzogl. Kammerherr.

Wilhelm von Kügelgen

Wilhelm von Kügelgen

Lebenserinnerungen des Alten Mannes

in Briefen an seinen Bruder Gerhard
1840—1867

Bearbeitet und herausgegeben von
Paul Siegwart v. Kügelgen und
Professor Dr. Johannes Werner

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1923

Copyright 1923 by K. F. Koehler, Leipzig.
Nachdruck verboten!
Das Urheberrecht an der vorliegenden Bearbeitung der Briefe Wilhelm v. Kügelgens steht den beiden Herausgebern, Paul Siegwart v. Kügelgen in Berlin-Zehlendorf und Professor Dr. Johannes Werner in Leipzig, zu.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Bilder VII

Vorwort über Entstehung, Eigenart und Einrichtung des Buches XI

Wilhelm v. Kügelgens Familienkreis. Übersichtstafeln der Familien v. Kügelgen, Zoege v. Manteuffel und Krummacher XVII

Zur Einführung: Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes (1820–40) von Paul Siegwart v. Kügelgen XXI

I. Feste Wurzeln in der neuen Heimat (1840–46)
Bis zum Besuche des Bruders in Ballenstedt . . 1
Bis zur Heimkehr von der Petersburger Reise . 41

II. Aus den Revolutionsjahren 1847/48 102

III. Vertrauter Berater der Herzogin 137

IV. Kammerherr des Herzogs (seit 1852) 177

V. Mit dem Herzog in Schloß Hoym (1855–63) . . . 228

VI. Die letzten Jahre des Alten Mannes 327

Register 392

Verzeichnis der Bilder.

Wilhelm v. Kügelgen. Nach einer Photographie im Besitz des Herrn Paul v. Schiller auf Buckhagen in Holstein. Der Namenszug nach einer eigenhändigen Visitenkarte W. v. K.s im Besitz von Frau Prof. Menze in Ballenstedt Titelbild

Wilhelm v. Kügelgen als Knabe mit den Geschwistern Adelheid und Gerhard. Ölgemälde von Caroline Bardua. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . bei S. 80

Wilhelm v. Kügelgen als Jüngling. Nach dem Ölbild von Timoleon Neff im Besitz von Herrn Gerd v. Kügelgen in Kreibau in Schlesien . . . . . „ p. XVI

Wilhelm v. Kügelgen als alter Mann. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 368

Wilhelm und Julie v. Kügelgen. Ölbild von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung von Hesse & Becker Verlag in Leipzig . . . . . „ S. 369

Julie v. Kügelgen als junge Frau. Ölgemälde von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 97

Frau Julie v. Kügelgen. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 368

Die Mutter Helene Marie, geb. Zoege v. Manteuffel. Nach einem Ölbild von Timoleon Neff im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Kreibau in Schlesien . „ S. 16

Der Schwiegervater Friedr. Adolph Krummacher. Nach dem Ölgemälde von Wilh. v. Kügelgen im Besitz des Herrn Pfarrer Theodor Krummacher in Potsdam. Photogr. von W. Niederastroth in Potsdam. . „ p. XVII

Der Bruder Gerhard. Nach einer Zeichnung von Wilh. v. Kügelgen im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Kreibau in Schlesien . . . . . bei p. XXXII

Der Bruder Gerhard. Nach einer Photographie im Besitz des Herrn Pfarrer emer. Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz . . . . . bei S. 368

Die Schwester Adelheid. Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 81

Die Kinder Gerhard, Bertha und Anna. Bleistiftzeichnungen von Wilh. v. Kügelgen . . . . . „ S. 17

Die Tochter Bertha. Handzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 48

Die Tochter Bertha. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Professor Menze in Ballenstedt . . . . „ S. 304

Die Tochter Anna. Handzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . . . „ S. 65

Der Sohn Gerhard. Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen. Mit Genehmigung des gleichen Verlags . . „ S. 129

Die Tochter Elisabeth. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 304

Pauline Valentiner. Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen in gleichem Besitze . . . . . „ S. 49

Mathilde Valentiner. Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilh. v. Kügelgen in gleichem Besitze . . . . . „ S. 64

Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg. Nach zwei Gemälden von Wilh. v. Kügelgen aus den Jahren 1834 und 1845 im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Aufnahme von Hofphotograph Frölich in Flensburg . . . . . „ S. 176

Herzog Alexander Carl von Anhalt-Bernburg. Gemälde von Wilh. v. Kügelgen im Besitz des Herzoglichen Hauses Anhalt auf Schloß Ballenstedt; Kopie im Besitz der Stadt Bernburg . . . . . „ S. 177

Die Schwestern Bardua. Ölgemälde von Caroline Bardua im Besitz von Frau v. Kajdacsy, geb. Sintenis, in Potsdam. Mit Genehmigung des Verlags George Westermann in Braunschweig . . . . . „ S. 193

Julie v. Bernstorff. Nach einer Photographie im Besitz von Frau Pastor Krause in Ballenstedt . . . . . „ S. 193

Minister v. Schätzell. Nach einer Photographie in gleichem Besitze . . . . . „ S. 193

Schloß Ballenstedt. Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter . . . . . bei S. 289

Die Schloßterrasse in Ballenstedt. Nach einem Aquarell von Anna v. Kügelgen im Besitz von Frl. Anna v. Mosengeil in Ballenstedt . . . . . „ S. 305

Das Kügelgen-Haus in Ballenstedt. Aufnahme von Hofphotograph Bernhard in Ballenstedt . . . . . „ S. 96

Skizze der Kügelgenschen Wohnung. Nach Gerhard v. K.s Abschrift der Briefe Wilhelms . . . . . „ S. 388

Fahnenweihe der Ballenstedter Bürgerwehr am 21. Mai 1848. Nach einer alten Lithographie im Besitz des Herrn Regierungsdirektor Dr. R. Johannes Meyer in Hamburg . . . . . „ S. 128

Schloß Bernburg. Nach dem Stiche von Puttrich . . „ S. 192

Alexisbad. Nach einer Lithographie von Lütke im Besitz des Herrn Ministerialdirektor Kurt Müller in Dessau „ S. 192

Die Schönsicht bei Alexisbad. Nach einem Aquarell von Wilh. v. Kügelgen mit eigenhändiger Widmung an Pauline Schiller, geb. Valentiner, im Besitz des Herrn Paul v. Schiller auf Buckhagen in Holstein . . . „ S. 385

W. v. K.'s Zimmer im Schloß Hoym. Nach einem Aquarell von Wilh. v. Kügelgen im Besitz des Herrn Ministerialdirektor Kurt Müller in Dessau . . . . . „ S. 288

Schloß Falkenstein. Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter . . . . . „ S. 289

Stift Finn in Estland. Nach einem Aquarell des Bruders Gerhard v. Kügelgen im Besitz des Herrn Pfarrer emer. Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz . „ S. 144

Das Wohnhaus in Finn. Handzeichnung des Bruders Gerhard v. Kügelgen. Mit Genehmigung der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart . . . „ S. 144

Bei Gut Poll in Estland. Nach einem Aquarell von Sophie v. Stackelberg im Besitz des Herrn Pfarrer emer. Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz . . . . . „ S. 145

Silhouetten aus dem Kügelgenschen Familienkreise, aufbewahrt von Pauline Valentiner, im Besitz von Frau Mathilde Meinhold, geb. Schiller, in Hamburg . „ S. 384

Faksimile des Couverts zu Wilhelm v. Kügelgens vorletztem Briefe an den Bruder Gerhard, als einziges aufbewahrt in der Briefsammlung des Bruders . . . . . „ S. 1

Vorwort

über Entstehung, Eigenart und Einrichtung des Buches.

Die Volkstümlichkeit, die Wilhelm v. Kügelgen durch seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" gewonnen hat, gilt nicht nur seinem Werke, das die Herzen erfreut, sondern ebenso und vielleicht noch mehr seiner Persönlichkeit, die die Herzen erobert. Denn der „Alte Mann" hat die höchste Kunst der Selbstbiographie bewährt, daß der Verfasser, während er selbst bescheiden hinter dem von ihm Erzählten zurücktritt, doch durch dieses hindurch als festumrissene und Liebe heischende Persönlichkeit vor Augen steht. Darum haben die vielen Freunde seiner „Jugenderinnerungen" immer nicht nur bedauert, daß dieser begnadete Schriftsteller nur dieses eine Werk hinterlassen habe, sondern noch mehr, daß die Erzählung seines Lebens mitten in der Jugendentwicklung abbricht, während doch das Interesse für den Menschen Kügelgen danach verlangt, auch die weitere Entwicklung seines Lebens von ihm selbst geschildert zu besitzen.

Diesen alten Wunsch erfüllt die vorliegende Veröffentlichung. Sie bringt die Briefe, die W. v. K. während der zweiten Hälfte seines Lebens in steter Folge an seinen Bruder Gerhard ins ferne Estland gerichtet hat. Nach Wilhelms Tode hat der Bruder nicht nur die eigenen, ihm zurückgegebenen Briefe, sondern auch die Wilhelms vernichtet, zuvor jedoch die letzteren in einer 1329 engbeschriebene Seiten umfassenden Abschrift in drei feierlich in rotem Leder mit Gold gebundenen Bänden zusammengestellt – ein sinniger Akt der Trauer und Treue für einen eben verlorenen geliebten Toten. Diese Abschrift bildet die Grundlage unserer Publikation.

Die in diesen Manuskriptbänden vereinigten Briefe beginnen mit dem Oktober 1840; weshalb der Bruder nicht auch die aus früherer Zeit vorhandenen Briefe Wilhelms in seine Abschriftsammlung mit aufgenommen hat, ist nicht ersichtlich. Doch ist der Zufall insofern günstig, als gerade damals offensichtlich ein neuer Abschnitt in W. v. K.s Lebensentwicklung beginnt, indem der bis dahin bei seiner zurückhaltenden Art in Ballenstedt noch fremde Hofmaler jetzt in der neuen Heimat feste Wurzeln faßt, sodaß unser Buch ein geschlossenes Bild von der Lebenshöhe bis zum Tode bietet.

Für die zwei Jahrzehnte zwischen dem Schluß der „Jugenderinnerungen", die im Frühjahr 1820 abbrechen, und dem Beginn unserer Briefe bietet einen gewissen Ersatz das von W. v. K.s Tochter Anna und des Bruders Tochter Emma gemeinsam herausgegebene Buch „Helene Marie

von Kügelgen, geb. Zoege von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen" (Chr. Belserſche Buchhandlung in Stuttgart). In dieſem Lebensbild ſeiner Mutter (geſt. 1842), in dem auch einige unſerer Briefe bereits verwertet ſind, kommt auch W. v. K.s Lebensentwicklung in jenen beiden Jahrzehnten zur Anſchauung. Da dieſes Buch aber nicht ſo verbreitet iſt wie die „Jugenderinnerungen", die wir bei unſeren Leſern als bekannt vorausſetzen dürfen, haben wir unſerem Buche eine „Einführung" (pag. XXIff.) beigegeben, die von der Situation, in der W. v. K. ſeine „Jugenderinnerungen" abbricht, zu derjenigen überleitet, in der wir ihn bei Beginn unſerer Briefe finden.

*

Obwohl unſere Briefe gerade als Briefe von ſelten köſtlichem Reize ſind, nennen wir ſie doch ohne weiteres Lebenserinnerungen. Das bedeuten ſie in der Tat. Denn es ſind Briefe von der guten alten Art, wirkliche Berichte über alles äußere und innere Erleben, tagebuchartig durch Wochen, ja Monate in Abſätzen fortgeſetzt. Große Ereigniſſe und kleine Alltäglichkeiten, ernſte Selbſtbekenntniſſe und harmloſer Scherz, tiefgründige Erörterungen und liebenswürdige Nichtigkeiten — das alles in buntem Wechſel erſchließt als Ganzes den vollen Einblick in ein reiches Menſchenleben und in das innerſte Weſen deſſen, der es gelebt hat und beſchreibt. Anderſeits: daß dieſes Lebens- und Charakterbild nicht aus der Feder eines Selbſtbiographen ſtammt, der, wenn es ſich nicht etwa um ausgeſprochene Selbſtbekenntniſſe handelt, doch immer über die Wirkung ſeiner Darſtellung auf den Leſer reflektiert, ſondern daß es ſich aus Briefen, die friſchweg an den vertrauteſten Freund geſchrieben ſind, von ſelbſt ergibt, macht ſeinen beſonderen Reiz und Wert aus, verleiht ihm die friſche Natürlichkeit, verbürgt ſeine Wahrhaftigkeit und Echtheit. Hier iſt nichts zurechtgeſtutzt, keine Retouche, der Alte Mann gibt ſich in voller Unbefangenheit ganz ſo, wie er iſt. Dieſes Lebensbild iſt entſtanden wie die lebenswahre Momentaufnahme eines Menſchen, der gar nicht weiß, daß er photographiert wird.

Dieſes ungewollte Selbſtporträt zeigt, daß Wilhelm v. Kügelgen weder ein Heiliger noch ein Heros geweſen iſt. Er war vielmehr eine komplizierte Natur, ſenſibel, in mancher Beziehung vielleicht ſogar ein Sonderling. Und doch gewinnt man ihn in ſeinem unverhüllten Menſchentum immer mehr lieb, je intimer man ihn durch dieſe Briefe kennen lernt. Ja, man iſt verſucht, das Wort, das er einmal (S. 232) während der Ausarbeitung ſeiner „Jugenderinnerungen" ſchrieb: „Nicht das Was, ſondern das Wie iſt hier die Hauptſache" in bezug auf den Inhalt der „Lebenserinnerungen" umzubiegen zu einem: Nicht was der Alte Mann erlebt hat, iſt hier die Hauptſache, ſondern das: Wie er es erlebt hat.

Die Freunde der „Jugenderinnerungen" werden in dem neuen Buche alles das wiederfinden, was ihnen das alte lieb gemacht hat. Die Kunſt der Kleinmalerei bewährt ſich hier nicht nur in den vielen, wie Ludwig Richterſche Zeichnungen anmutenden Familienidyllen, ſondern auch in

bunten farbensatten Bildern vom Leben an einem kleinen Hofe und aus der Gesellschaft der ausgehenden Biedermeier- und der neuen militärisch-politischen Zeit. Den Schilderungen der Napoleonischen Zeit steht die der 48er Revolution ebenbürtig gegenüber, für uns von besonderem Interesse durch die vielen, sich geradezu aufdrängenden Parallelen zur Gegenwart. Auch in diesem Buche steht das religiöse Interesse, zu dem sich hier noch das politische gesellt, im Mittelpunkte. Wir finden hier die gleiche Plastik der an treffsicheren Vergleichen und Bildern reichen Sprache, die gleiche (den Porträtmaler, der das Charakteristische jeder Erscheinung mit raschem Blick erfaßt, verratende) Kunst, Personen mit wenigen Strichen zum Greifen lebendig vor Augen zu stellen. Und das Ganze ist wie in den „Jugenderinnerungen" belebt von einem klugen Verstande, erwärmt durch ein tiefes Gemüt, vergoldet durch den feinen sonnigen Humor.

Aber über das, worin das neue Buch dem alten gleicht, hinaus bringen die „Lebenserinnerungen" noch etwas überraschend Neues: Wilhelm v. Kügelgen ist nicht nur der liebenswürdige Schriftsteller und der prächtige Mensch gewesen, als den wir ihn bisher kannten und liebten, sondern er war auch ein bedeutender Kopf, ein überragender Geist. Das zeigt sich in der Vielseitigkeit seiner Interessen, in der Tiefe, mit der er die Probleme erfaßt, in der Reife seines ebenso weitherzigen wie klaren und festen Urteils. Wie oft knüpft er an Alltägliches fein beobachtete allgemeine Wahrheiten, Sprüche der Lebensweisheit an, sodaß sich aus diesem Buche ein ganzer Schatz von Sentenzen zusammenstellen ließe. Nichts war ihm fremd: philosophische Interessen beschäftigen ihn ebenso wie naturwissenschaftliche; er baut sich eine eigene Auffassung von der Freiheit des Willens und er schwelgt in Entzücken bei seinen mikroskopischen Beobachtungen. Seine literarischen Urteile, seine geschichtsphilosophischen und geschichtlichen Betrachtungen, seine politische Stellungnahme zeigen den scharf beobachtenden Selbstdenker. Es ist von hohem Reiz, die Zeitereignisse im Spiegel des Urteils dieses warmen Patrioten und so oft die Zukunft richtig vorausschauenden Propheten an uns vorüberziehen zu lassen. Vollends auf theologischem Gebiete wird nicht nur jeder religiös Interessierte es mit Teilnahme verfolgen, wie der Mann, der aus der starren Rollerschen Orthodoxie hervor- und durch die von der Mutter ererbte eigenartig gefärbte pietistische Art hindurchgegangen ist, sich im Kampf um die Weltanschauung zu einem selbständigen, ebenso frommen wie freien Standpunkt hindurchringt, sondern der Fachkundige wird auch mit wachsendem Staunen bemerken, daß dieser Ballenstedter Hofmaler und Kammerherr Gedanken und Auffassungen gewonnen und, mehr oder minder klar, ausgesprochen hat, die in der zünftigen Theologie erst ein Menschenalter später zur vollen Geltung gelangt sind. Man darf wohl sagen: Wenn W. v. K., wie er es eine Zeitlang gewünscht hat, Theologe geworden wäre, so würde sein Name auf diesem Gebiete heute wahrscheinlich von einschneidender Bedeutung sein. —

Themata wie Tonart sind in diesen Briefen, dem fortschreitenden Leben entsprechend, nicht immer ganz die gleichen. Am buntesten und farbigsten erscheint der erste Teil aus der Zeit des noch aufsteigenden Lebens, wenn auch in seltsamem Kontrast gerade er von melancholischen Anwandlungen und den aus der eigenen religiösen Not geborenen ernsten theologischen Kämpfen durchzogen ist, die dann etwa um 1850 einen gewissen Abschluß finden. Auf die reizvolle Episode der Revolutionszeit folgen die Jahre, in denen W. v. K. als vertrauter Berater seiner Herzogin selbst einen nicht unbedeutenden politischen Einfluß ausgeübt hat, wie denn diese Briefe überhaupt eine neue Quelle für die Geschichte von Anhalt-Bernburg bedeuten dürften. Dann beginnt das tragische Geschick, daß dieser geistvolle Mann über ein Jahrzehnt an die Gesellschaft seines geisteskranken Fürsten gekettet war; um so heller leuchtet die Weisheit und die Treue, mit der er diesem gedient hat. In der weltfernen Abgeschlossenheit der Hoymer Periode konzentriert sich W. v. K.s Interesse besonders auf die politischen Fragen. Schließlich im letzten Teile, als das Leben durch die Schicksalsschläge des Verlustes der blühenden Kinder und durch das eigene Leiden sich immer schwerer und enger gestaltet, schwinden mehr und mehr die bunten Farben (wenn auch der alte Humor noch oftmals hindurchleuchtet), und mit dem Leben wird auch die Erzählung schwerer und ernster, zugleich aber auch immer dramatischer und spannender bis zum ergreifenden Ende. Langes Leiden und schweres Sterben sind wohl selten so erschütternd und doch versöhnlich dargestellt worden.

*

Es ist noch Rechenschaft zu geben über die Bearbeitung, die diese Briefe in unserer Ausgabe erfahren haben. Schon aus äußeren Gründen war eine starke Kürzung unerläßlich, da der vollständige Abdruck der vom Bruder Gerhard abgeschriebenen Briefe etwa 1500 Druckseiten ergeben haben würde. Aber auch aus inhaltlichen Gründen, die in dem Briefcharakter des Manuskripts wurzeln, war eine scharfe Redaktion geboten. In einem über Jahrzehnte sich erstreckenden ganz vertrauten und darum ganz ungenierten Briefwechsel finden sich naturgemäß auch matte und belanglose Partien, die zu streichen, langatmige, die zu kürzen waren. Starke Wiederholungen, die dadurch entstanden sind, daß die Erörterung theoretischer Fragen mitunter in einer ganzen Serie von Briefen weitergesponnen und daß ein vor Jahren bereits behandeltes Thema ohne Erinnerung daran noch einmal angeschlagen wurde, mußten beseitigt, Zusammengehöriges mußte zusammengefaßt werden. Vor allem galt es dem vertraulichen Charakter der Briefe, die viel Internes aus dem weiteren Familienkreise, das niemand interessieren kann, und viel Intimes, das nicht für Dritte bestimmt war, enthielten, mit Pietät und Takt Rechnung zu tragen. Der Alte Mann sagt selbst an einer Stelle, er rechne darauf, daß der Bruder seine Briefe in den Ofen werfe. Das hat lange Zeit davon abgehalten, sie überhaupt zu veröffentlichen. Uns schien, daß das allerdings den Herausgebern die Pflicht einer peinlichen Sich-

tung und gewissenhaften Ausscheidung auferlegt, nicht aber ein Grund sein kann, den Schatz von Geist und Gemüt, der in diesen Briefen liegt, überhaupt ungehoben zu lassen. Denn — ganz abgesehen davon, daß durch die seitdem eingetretene zeitliche Distanz manches, was damals streng vertraulich war, jetzt unbedenklich und harmlos geworden ist -- der Alte Mann ist (was er selbst, als das Manuskript seiner „Jugenderinnerungen" noch unveröffentlicht in seinem Pulte lag, nicht ahnen konnte) inzwischen zu einer historischen Persönlichkeit geworden, deren geistige Hinterlassenschaft dem deutschen Volke nicht vorenthalten werden darf.

Bei ihrer Bearbeitung haben die Herausgeber, sich ganz in das Wesen des Alten Mannes versenkend und mit diesem vertraut, sowohl bei der Gestaltung des Ganzen wie bei der Entscheidung über jede Einzelheit sich stets von dem Gesichtspunkte leiten lassen: Was würde der Alte Mann in diesem Falle getan haben, wenn er mit dem Eifer und der Sorgfalt, mit denen er an seinen „Jugenderinnerungen" gefeilt hat, auch diese seine Briefe selbst für die Veröffentlichung gestaltet hätte? In solchem steten geistigen Kontakt mit dem Verfasser dieser Briefe haben wir bei deren Redaktion eine weitgehende Freiheit geübt. Lange Partien wie einzelne Sätze sind aus einem Briefe in andere hinübergerückt worden. Kurze Bemerkungen, ja einzelne besonders treffende Ausdrücke und Bilder sind, um sie zu konservieren, aus Absätzen, die im übrigen gestrichen werden mußten, herausgenommen und an andere, zuweilen um Hunderte von Seiten entfernte passende Stellen verpflanzt worden. Wenn dasselbe Thema an verschiedenen Stellen in Variationen behandelt ist, wurden diese zu einer Fassung zusammengearbeitet; namentlich die zusammenhängenden theologischen und politischen Darlegungen, die in den Originalbriefen bei starken Wiederholungen einen außerordentlich breiten Raum einnehmen, sind, so wie wir sie bringen, vielfach Extrakte, mosaikartig zusammengestellt aus den an den verschiedenen Stellen vorkommenden besten und charakteristischsten Stücken. Der gesamte Inhalt dieser Veröffentlichung – das sei in diesem Zusammenhang ausdrücklich betont – ist aus W. v. K.s Feder geflossen; jeder Satz und jedes Wort ist echt und dem Sinne und Zusammenhang, in dem es in den Originalbriefen steht, gemäß verwendet. Aber die ganze Struktur des Buches, in dem es nur wenige Seiten sein werden, die ganz unverändert mit der Vorlage übereinstimmen, ist durchaus das Werk der Herausgeber, deren Tätigkeit keineswegs nur in einer bloß äußerlichen Redaktion, sondern in einer geistigen Nachschöpfung bestanden hat. Dieser Charakter unserer Bearbeitung der Briefe Wilhelm v. Kügelgens berechtigt die beiden Herausgeber, das gesetzliche literarische Urheberrecht an dieser Veröffentlichung für sich in Anspruch zu nehmen.

*

Die zahlreichen Anmerkungen wollen nicht nur das Verlangen nach Auskunft über Personen befriedigen, sondern auch das Verständnis des Zusammenhanges erleichtern, indem sie Erläuterungen zu den in den

Briefen berührten Ereignissen bieten. Die biographischen Notizen werden vielfach nicht bei der ersten Nennung des Namens, sondern absichtlich erst da, wo der Leser für die betreffende Person Interesse faßt, gegeben. Die Stelle, an der die Auskunft zu finden ist, ist dadurch jederzeit leicht erreichbar, daß sie im Register durch ein Sternchen bezeichnet ist. Einige erst während der Drucklegung des Buches erlangte Daten sind noch im Register selbst untergebracht, sodaß dieses wohl in allen Fällen gewünschte Auskunft vermittelt.

Die biographischen Daten über W. v. K.s Familienkreis werden, um zugleich dessen Zusammenhang darlegen zu können, nicht in Anmerkungen, sondern in besonderer Zusammenstellung (auf pag. XVII ff.) geboten.

Bei der Beschaffung des zum Teil sehr entlegenen Materials für die Anmerkungen haben die Herausgeber ebenso wie bei der Sammlung unseres zum guten Teil noch unveröffentlichten Bilderschmucks es reichlich erfahren, welche Zauberkraft der Name des Alten Mannes besitzt: überall, wo wir anklopften, öffneten sich bereitwillig die Türen, freudig die Herzen und Hände. Dafür sei allen gütigen Förderern, von denen manche uns treue Helfer geworden sind, auch hier warmer Dank gesagt.

Bei dem engen inhaltlichen Zusammenhang unserer „Lebenserinnerungen" mit den „Jugenderinnerungen" schienen an den vielen Berührungspunkten Hinweise auf diese erwünscht. Mit Rücksicht auf die verschiedene Paginierung der sieben Ausgaben sind diese Hinweise (mit der Abkürzung: Jug.-Er.) nicht nach Seitenzahlen, sondern nach der von W. v. K. selbst getroffenen Gliederung in Teile und Abschnitte gegeben. Die obengenannte Biographie der Mutter, auf die auch des öfteren zu verweisen war, wird um ihres umständlichen langen Titels willen kurz als „Lebensbild" der Mutter zitiert.

Runde Klammern im Text stammen aus W. v. K.s eigener Feder, eckige enthalten Notizen der Herausgeber.

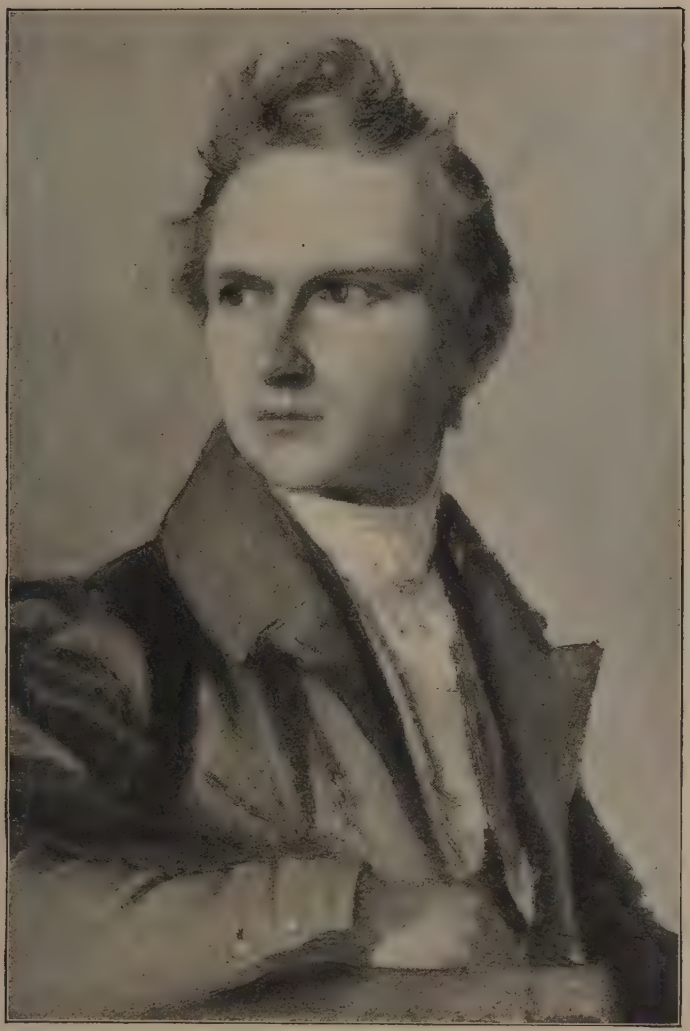
*

An einer Stelle der folgenden Briefe sagt der Alte Mann über seinen Freund Ludwig Richter: „Richter ist jetzt der Liebling des deutschen Publikums, das sich in seinem Besten und Allerheiligsten von ihm verstanden fühlt ... Er selbst aber steht hoch auch über seinen besten Arbeiten, ein ganz überaus liebenswerter und erquicklicher Mensch. Seine Briefe wehen mich immer an wie Waldesluft im Frühjahr". Treffender kann wohl Wilhelm v. Kügelgens Bedeutung für uns nicht bezeichnet werden, als wenn man diese seine Worte auf ihn selbst bezieht.

Möge sein neues Vermächtnis an das deutsche Volk gerade in unserer trüben Zeit den vielen bedrückten feinen Seelen Erquickung und Erhebung bringen!

Leipzig, im September 1923.

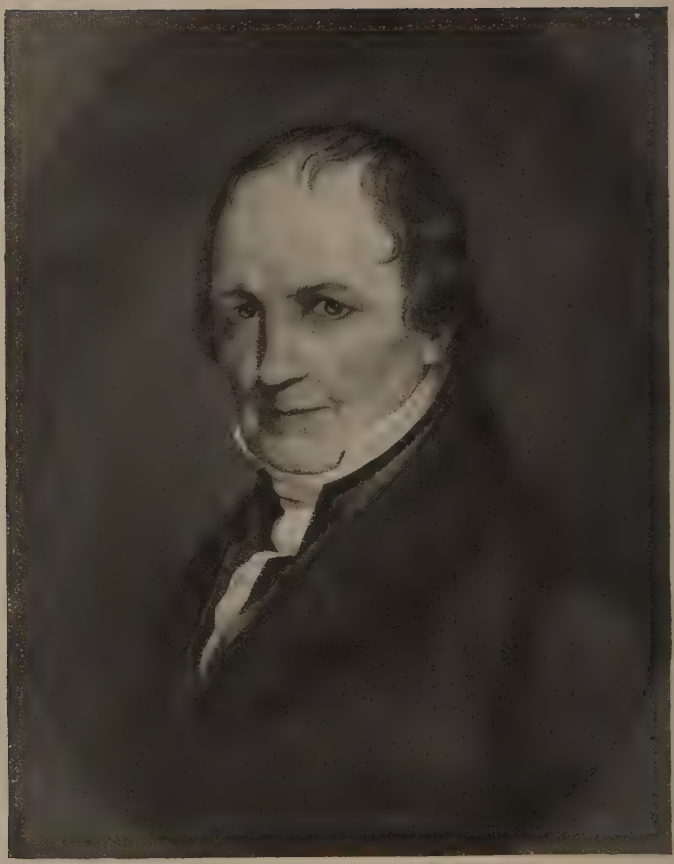
Prof. Dr. Johannes Werner.



Wilhelm v. Kügelgen.

Jugendbild gemalt von Timoleon Neff.

„Die Jugend, die Vorbereitung zum Leben, erscheint doch immer wie der Kern des Kometen, das eigentliche Leben wie der Schweif, der sich allmählich in Nichts auflöst." 26. Dez. 1857.



Der Schwiegervater Krummacher.

Nach einem Ölgemälde von Wilhelm v. Kügelgen.

„Ich habe für Adolph Krummacher das Bild seines Vaters gemalt, das gut gelungen ist und ihm unter den vielen Geschenken fast die meiste Freude zu machen schien." 12. Nov. 1854.

Wilhelm v. Kügelgens Familienkreis.

Von der jüngeren Generation sind nur die im Buche Erwähnten genannt.

Wilhelm v. Kügelgen, * 20. XI. 1802 in St. Petersburg, † 25. V. 1867 in Ballenstedt, × 18. VI. 1827 mit Julie Krummacher, * 23. X. 1804 in Duisburg, † 22. V. 1909 in Dessau.

I. v. Kügelgen.

Eltern: Gerhard, * 6. II. 1772 in Bacharach a. Rhein, ermordet 27. III. 1820 bei Loschwitz, Porträt- und Historienmaler, Prof. an der Kunstakademie in Dresden, × 1800 mit Helene Marie (Lilla) Zoege v. Manteuffel, * 24. XI. 1774 zu Eigstfer (Livland), † 24. V. 1842 in Ballenstedt.

Geschwister: Gerhard, * 11. V. 1806 in Dresden, † 28. XII. 1883 in Reval, zunächst Herr auf Versenau-Neuhall, dann Verwalter des Stiftes Finn in Estland, × 1827 mit seiner Kusine Wilhelmine (Elmine) v. Kügelgen (1808–89), Tochter des Onkels Karl.

Adelheid, * 10. II. 1808 in Dresden, † 11. XI. 1874 in Osnabrück, × mit Pfarrer Julius Krummacher, Bruder von W. v. K.s Frau.

Kinder: Bertha, * 14. IV. 1829 zu Poll, † 26. I. 1853 in Ballenstedt.

Anna, * 7. II. 1831 in Hermsdorf, † 12. II. 1919 in Dessau.

Gerhard, * 27. V. 1833 in Hermsdorf, gefallen als Hauptmann (Inf.-Reg. 38) bei Skalitz 28. VI. 1866.

Adolph, * 9. V. 1835 in Dresden, † 25. X. 1899 in Rudolstadt als preuß. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat a. D., × 1893 mit Gabriele v. Blanckensee. Der einzige Sohn Gerhard fiel 6. IX. 1914 als preuß. Fähnrich.

Benno, * 18. IV. 1837 in Ballenstedt, † 2. VIII. 1915 in Dessau als Pastor emer., × 1870 mit Marie Körner, † 1874 in Harzgerode. Sein Sohn Wilhelm lebt als Oberstleutnant a. D. in Hannover.

Elisabeth, * 22. IX. 1839 in Ballenstedt, † 17. XI. 1862 daselbst.

Onkel: Karl, Zwillingsbruder des Vaters, † 9. I. 1832 in Reval, russ. Hofmaler in St. Petersburg, × mit Emilie Zoege v. Manteuffel, † 1835, Schwester von W. v. K.s Mutter (s. II, 6).

Vettern, Söhne des Onkels Karl: Karl (Carlo) † 1838.
Constantin (Conny, 1810–80), Herr auf Nömme, Landschaftsmaler in Dorpat, × mit a) Sara (Sally) v. Zeschwitz † 1839; b) Aline v. Zoege (s. II., 2).

Kusinen, Töchter des Onkels Karl: Elmine, Frau des Bruders Gerhard.
Alwina (1812–93), × mit Wilhelm v. Stackelberg (s. II, 2).
Sophie (Sonny, 1814–75), × mit Dr. med. Krause in Reval.
Helene (1819–89), unverheiratet, lebte meist in Finn.
Nanny (1825–67), × mit Franz de Vries in Petersburg.

Neffen u. Nichten: Von den 11 Kindern des Bruders Gerhard sind im Buche erwähnt:
Helene (Lilla) 1831–65.
Otto 1833–72, Arzt in Hallist (Livland).
Sara (Sally) × mit Pastor Hugo Kraus (erste Ehe).
Alwine (Ina) × mit Pastor Hugo Kraus (zweite Ehe).
Emma 1844–1920.
Frommhold 1850–71.
Die Kinder der Schwester Adelheid s. III, 5.

II. Zoege v. Manteuffel

samt v. Stackelberg, v. Berg und v. Bock.

W. v. K.s Mutter: Helene Marie (Lilla) Zoege v. Manteuffel × mit Gerhard v. Kügelgen (s. Tafel I).

W. v. K.s Großeltern mütterlicherseits: Wilhelm Joh. v. Zoege (auf Eigstfer, später auf Harm in Livland) × mit Helene Henriette v. Bock.

W. v. K.s Onkel und Tanten mütterlicherseits:

1. Peter (auf Kurkülll, später Woiseck) × mit a) Lidly v. Reutz; b) Betsy v. Bock.

   Kinder [W. v. K.s Vettern und Kusinen]:
   von a) Karl; dessen Tochter: Ludmilla.
   Emma × mit v. Samson-Himmelstjerna;
   von b) Klara × mit Moriz v. zur Mühlen; deren Tochter: Emmy v. zur Mühlen.

2. Sophie († 1828) × mit Gustav Adolph Baron Stackelberg auf Poll.

   Kinder: Wilhelm v. Stackelberg auf Ottenkülll × mit Alwina v. Kügelgen, Tochter des Zwillingsbruders von W. v. K.s Vater.
   Sophie v. Stackelberg (1795–1860), die besondere Freundin W. v. K.s.

Alwina v. Stackelberg (1797–1879), × mit Frédéric de La Trobe († 1846): deren Tochter Sophie († 1890 in Quedlinburg) × mit Woldemar v. Bock, livländ. Hofgerichtspräsident und Hrsg. der „Livländischen Beiträge" (1816–1900).

Antonie v. Stackelberg († 1844), × mit Otto Baron Ungern-Sternberg, Herr auf Karritz.

Auguste v. Stackelberg (1802–60).

3. Heinrich (auf Kurkûll, später Meiris, † 1833) × mit Anna Gräfin Duecker.

Kinder: Alexandrine (Aline) × mit Constantin v. Kügelgen (s. Tafel I).

Hermann (1827–1900), Erbherr auf Meiris × mit Bertha v. Parrot.

4. Auguste × mit Alexander v. Radingh; Tochter: Lilly v. Radingh.

5. Karl (in Dorpat, † 1845) × mit Dorothea (Dascha) v. Berg († 1865), Schwester von Eleonore v. Ziegesar-Hummelshain („Tante Norchen", † 1862 in Erfurt) und von Natalie v. Berg († 1879).

Söhne: Max, Erbherr auf Neuharm, × Louise v. Maydell.
Otto (der Maler) × Emilie v. Reischach.
Leo × mit Alwina de La Trobe; deren Tochter die Romanschriftstellerin Ursula Z. v. M. (1850–1910).

6. Emilie × mit Karl v. Kügelgen, Zwillingsbruder von W. v. K.s Vater; s. Tafel I.

III. Krummacher
samt Ratorp.

W. v. K.s **Frau:** Julie, geb. Krummacher (s. Tafel I).

W. v. K.s **Schwiegereltern:** Der „Ätti" Friedrich Adolph, * 1767 in Tecklenburg, † 4. IV. 1845 in Bremen, 1800 Prof. der Theol. in Duisburg, 1812 Generalsuperintendent u. Oberhofprediger in Bernburg, 1824 Pfarrer in Bremen, D. theol., bekannt als Verf. der „Parabeln", × mit Eleonore Möller (1763–1844, Schwester des Konsistorialrat Möller in Münster).

W. v. K.s **Schwäger und Schwägerinnen:**

1. Friedrich Wilhelm („Fritz"), 1796–1868, seit 1834 Pfarrer in Elberfeld, 1847 an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1853 Hofprediger u. Garnisonpfarrer in Potsdam, D. theol., × mit Charlotte Pilgeram aus Frankfurt a. M.

Kinder (W. v. K.s Neffen und Nichten):
Adolph (1824–84), Hofprediger in Halberstadt, dann Oberpfarrer in Barby, × mit der Tochter des Gymnasialdirektor Dr. Schmid in Halberstadt.
Mathide (1825–98) × mit Oberst Karl v. Salisch (1804–70).
Bertha (1827–1918) † in Potsdam.
Maria (1831–1912), Schriftstellerin, † in Potsdam.

2. Emil (1798–1886), Pfarrer in Duisburg, vorher in Langenberg i. Westf., × mit Charlotte Hollmann.
Kinder: Hermann (1828–1890), Konsistorialrat in Stettin.
Karl (1831–99), Superintendent in Elberfeld.

3. Maria (1799–1880) × mit Gustav Ludwig Natorp († 1864), Pfarrer in Düsseldorf.
Kinder: Gustav Natorp, * 1824, Dr. phil.
Adalbert Natorp, * 1826, Konsistorialrat in Düsseldorf.
Agnes Natorp, * 1828, × mit Bergrat Gustav Brassert in Halle.
Oskar Natorp, * 1833, Oberlehrer.

4. Eduard (1803–91), Arzt in Bremen, × mit seiner Schwägerin Adelheid Natorp (1805–63).
Tochter: Adelheid (Ea), * 1847, lebt in Bremen.

5. Julius (1807–93), Pfarrer zu Tecklenburg, × mit Adelheid v. Kügelgen, W. v. K.s Schwester.
Kinder: Martin, * 1836, Dr. phil., Direktor des Lehrerinnen-Seminars in Kassel.
Maria, * 1839, × mit Pfarrer Smend in Burgsteinfurt.
Gottfried, * 1848.

Zur Erläuterung.

Die Übersicht über die Familienbeziehungen ist dadurch erschwert, daß mehrfach Heiraten innerhalb der Familie erfolgen. Zur Klarstellung diene:

1. Wilh. v. K.s Vater und dessen Zwillingsbruder Karl heirateten zwei Schwestern v. Zoege.
2. Der Bruder Gerhard heiratete seine Kusine, die Tochter des Onkels Karl v. Kügelgen.
3. W. v. K.s Vetter Constantin v. Kügelgen war in zweiter Ehe mit einer Enkelin seines Großvaters (mütterlicherseits) v. Zoege verheiratet (s. II, 3).
4. W. v. K.s Vetter Wilhelm v. Stackelberg heiratete eine Kusine W. v. K.s, die Tochter des Zwillingsbruders des Vaters.
5. Der Bruder Julius von W. v. K.s Frau heiratete W. v. K.s Schwester Adelheid (s. III, 5).
6. W. v. K.s Schwägerin Maria Krummacher war mit G. L. Natorp verheiratet, W. v. K.s Schwager Eduard Krummacher mit der Schwester Adelheid dieses Natorp (s. III, 3 u. 4).

Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes

1820—1840.

Von Paul Siegwart v. Kügelgen.

Die folgenden Briefe meines Großonkels Wilhelm v. Kügelgen an seinen Bruder Gerhard sind mir in den drei Lederbänden, in denen sie der Briefempfänger in Abschrift zusammengestellt hat, im Jahre 1913 von den damals noch überlebenden Kindern des Alten Mannes, Benno und Anna, sowie von der damals allein überlebenden Tochter des Briefempfängers, Emma, zum Zweck der literarischen Verwertung übergeben worden. Den in ihnen verborgenen Schatz im Sinne der Vorgenannten, vor allem aber meines Großonkels selbst, für das deutsche Volk zu heben, war meine Pflicht. Nachdem es nach unsäglichen Mühen und Sorgen durch den selbstlosen Mut einer tapferen deutschen Frau endlich gelungen war, die drei Bände aus dem mir durch die Revolution verschlossenen Rußland heraus zu retten, haben wir mit freudigem Eifer an jener Aufgabe gearbeitet. In welchem Geiste und in welcher Weise sie gelöst worden ist, hat mein Mitherausgeber im Vorwort eingehend dargelegt.

Dem Verlage K. F. Koehler in Leipzig aber gebührt aufrichtiger Dank für das außerordentliche Verständnis und die seltene Sorgfalt, die er dieser traditionsschweren Arbeit vom ersten Moment an entgegengebracht hat; besonders sei der großen Verdienste gedacht, die sich mein Verleger Dr. jur. Hermann v. Hase um dieses Buch erworben hat.

*

In den „Jugenderinnerungen" verläßt uns Wilhelm v. Kügelgen als Jüngling von noch nicht achtzehn Jahren, in den hier vorliegenden Briefen, die dann sein Leben bis zum Ende begleiten, tritt er uns erst als Mann von achtunddreißig Jahren wieder gegenüber. So gilt es, zur Einführung des Lesers in die Lage, in der er hier den Jüngling von 1820 wiederfindet, seine Entwicklung während dieser zwei Jahrzehnte von der Jugend zur Reife kurz zu skizzieren.

Trotz allen Wandels in diesen zwei Jahrzehnten — der Kern der Persönlichkeit des gereiften Mannes, der diese Briefe schrieb, und des jugendlichen Wilhelm, den wir aus den „Jugenderinnerungen" kennen, ist der gleiche. Es ist die gleiche Persönlichkeit, die wir als Knaben mit heißem Herzen, mit weitgreifender Seele und selten redlichem Verstande die napoleonischen Schreckenszeiten überstehen sehen, der gleiche, der dort den köstlichen Lebensinhalt des Elternhauses so zu genießen weiß und

der dort mit willensfesten, wenn auch noch schwanken Schritten an die Lebensaufgaben herangeht, bis er zu guter Letzt in unüberwindlichem und nie verwundenem Grauen an der Leiche des schmachvoll hingemordeten heißgeliebten Vaters und Lehrers niederbricht. Gewiß – es ist dieselbe tiefgründige und hochstrebende, reine und ernste, starke und doch so zarte Natur, der wir in den Briefen an den Bruder nun wieder begegnen. Nur oberflächliche Persönlichkeiten werden vom Leben – leicht bis zur Unkenntlichkeit – zerschlissen; die aber, deren Wesenskern ein so edler, fester Menschenwert ist, wie wir ihn hier erkennen, die schleift das Leben bloß ab. Je schwerer dieses ist, je härteres Werkzeug es anlegt, um so feiner und vollendeter kommt ihr Eigenwesen, ihr Sonderwert zutage. Sie sind eben – „Naturen", die sind, wie sie waren, oder sie sind nicht. Eben diese „Natur" des Mannes, der die „Jugenderinnerungen" gelebt und im Alter beschrieben hat, ist vor allem das, dem die Zuneigung gerade der verständnisvollen, tiefer empfindenden Leser gilt. Dieser Natur treten wir nun aber in diesen Briefen sogar noch unvergleichlich näher als in den Jugenderinnerungen. Sie offenbart sich hier viel lebendiger, da der Alte Mann unmittelbar aus des Tages Nöten und Freuden heraus spricht und die seltenen Kräfte seines Geistes und Gemütes sich nicht an – Erinnerungen messen, sondern an der leibhaftigen Wirklichkeit des Alltages, das ist – an seinem Schicksal.

Es ist viel und – wenig, was Wilhelm v. Kügelgen in den zwei Jahrzehnten zwischen 1820 und 1840 erlebt hat. Es sind – außer Rom – die gleichen Orte, die ihn anziehen, fast die gleichen Menschen, mit denen er zusammenhält. Auch die Geistes- sowie Gemütswelt, in der er sich vorwiegend bewegte, blieb nahezu unverändert, wie auch seine Tätigkeit und die innere Stellungnahme zu alledem. Und dennoch – welche Veränderung!

Er kennzeichnet sie selbst in der Schilderung eines Wachtraumes, über den er dem Bruder am 24. November 1844, der verstorbenen Mutter Geburtstag, berichtet. Eine Vision habe ihn an das Begerhäuschen in Loschwitz geführt, wo ihm die kleine Nachbarin Mariechen Kriegel, die er in den „Jugenderinnerungen" (IV, 4) so allerliebst schildert, entgegengesprungen sei und er ihr auf ihre Frage geantwortet habe: „Ich war in Rom, in Petersburg, in Hermsdorf und Ballenstädt; ich habe ein Weib und sechs Kinder; ich bin ein alter Mann geworden, und mein Herz ist ein Tanzboden: Jahre und Sorgen haben es breit getanzt".

Wenn auch in diesen Worten die Etappen seines Lebens nicht ganz genau wiedergegeben sind, besonders die Nennung Petersburgs auch den doppelten Aufenthalt in der Heimat der Mutter, dem Petersburg benachbarten Estland, mit umfaßt, so sind sie doch besonders charakteristisch durch die schon dem Vierzigjährigen eigentümliche schwermütig-humorvolle Resignation, die Betonung des Altseins, von dem er schon bei Beginn unserer Briefe tief durchdrungen ist und das er immer wieder mit Nachdruck hervorhebt.

Dieser schwermütige Zug, der in seinem Naturell lag, ist mit einem Male geweckt worden durch das furchtbare Ereignis der Ermordung des Vaters, den er selbst ja als entkleidete und entstellte Leiche aufgefunden hat. An diesem 27. März 1820 — kann man wohl sagen — ist der bis dahin jugendfrohe noch nicht Achtzehnjährige bereits zum Alten Manne geworden. Dieses Ereignis ist für ihn noch im Alter von so einschneidender Bedeutung, daß er mit ihm seine Jugendgeschichte mitten in der Entwicklung abbricht. Sein überzartes, wenn auch leidenschaftliches Gemüt, seine leicht überreizte Phantasie waren diesem grauenvollen Schlage nicht gewachsen. Er brach seelisch zusammen und konnte sich nicht wieder aufraffen.

Zwar bemühten sich die alten Freunde des Elternhauses, Roller mit seinem felsenfesten Glauben, der fromme Volkmann, die ganz in Herrnhutischer Religiosität lebende Gräfin Dohna, Professor v. Schubert mit seinem gesund pietistischen Christentum, der „Atti" in Bernburg, die so unsäglich hart getroffene Familie zu trösten und aufzurichten. Aber sie alle vermochten das Gemüt des im tiefsten Inneren Erschütterten nicht zu beruhigen, das angesichts dieses gerade als Gottes Wille so unverständlichen Ereignisses in einen schweren Konflikt mit seinem bisherigen Glauben geriet.

Ebensowenig konnte ihm die Arbeit, die sonst in solcher Lage am ehesten das innere Gleichgewicht wieder verschafft, seine Kunst, der er sich mit Eifer hingab, wirkliche Beruhigung gewähren. Zwar fehlte es auch hier nicht an gutem Willen und freundschaftlicher Unterstützung unter freundlichen Umständen: Professor Hartmann von der Dresdener Akademie, einer der besten Freunde des Vaters, trat als Lehrmeister an dessen Stelle, und das herrliche Atelier, das Wilhelm mit all seinen Schätzen vom Vater geerbt hatte, hätte es ihm leicht machen müssen, in der Arbeit aufzugehen. Aber das Bewußtsein, nicht eigentlich zum Maler geboren zu sein, das ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, lähmte seine Schaffensfreude schon damals. Eine unerbittliche Selbstkritik ließ den mit wachsender Farbenblindheit geschlagenen Jüngling, der gerade mit Ölmalerei begann, alle seine Mängel erkennen, während eine brennende Phantasie nach höchster Vollendung verlangte. Da konnte sein stiller, aber zäher Ehrgeiz nicht auf seine Rechnung kommen.

So hat er — wie die Mutter tiefbekümmert in einem Briefe vom 1. Januar 1821 schreibt — noch im Dezember, also dreiviertel Jahr nach der Katastrophe, täglich, oft ganze Stunden lang, im Schnee auf dem Grabe des Vaters, um Frieden ringend, gelegen. Da er ernstlich gemütskrank zu werden drohte, veranlaßte ihn die Mutter Ende Dezember 1820, Dresden zu verlassen und nach dem ihm von der Schulzeit her so lieben Bernburg zu wandern, in die ihm vertraute, uns aus den „Jugenderinnerungen" bekannte Umgebung des Krummacherschen Pfarrhauses.

Der längere Aufenthalt in Bernburg, durch den das Jahr 1821 für Wilhelm gekennzeichnet wird, war für ihn nicht nur dadurch bedeutsam, daß er unter dem Einfluß des „Atti" Krummacher das innere Gleichgewicht wiedererlangte, sondern noch mehr durch die erwachende heiße,

wenn auch einstweilen ganz heimliche Liebe zu dessen 1804 geborener Tochter Julie, die, als Wilhelm als Schüler im Bernburger Pfarrhause weilte, noch ein Kind gewesen, nun aber zur Jungfrau erblüht war. Dieses anmutige, heitere, natürliche, frische und ebenso schlichte als überaus lebenskräftige junge Mädchen wurde seine Rettung. Zwar führte diese Liebe erst 1826 zur Verlobung und im Jahr darauf zur Vermählung, aber sie hat ihn schon damals und dann ein langes Leben hindurch getröstet und den unter seiner überfeinen, selbstquälerischen Geistigkeit Leidenden stets erquickt, wie den heißen Wanderer der Quelltrunk. Hätte Wilhelm dieses Lebenswunder an Vitalität nicht zur Seite gehabt — er hätte dem Leben, das mit jeder seiner Erscheinungen zermürbend auf ihn einwirkte, nicht so lange standgehalten. Nur dank seinem Julchen hat er ein alter Mann werden und fast den vierzigsten Hochzeitstag mit ihr feiern können; seine Frau, später als „das alte Muhmchen" vielgenannt, hat ihn freilich noch um weitere vierzig Jahre überlebt, bis sie müde, müde, „von Gott vergessen", wie sie mir kurz vor ihrem hundertsten Geburtstage mit rührenden Greisentränen sagte, im Alter von bald 105 Jahren starb.

Nach dem längeren Aufenthalt in Bernburg mußte Wilhelm schon im nächsten Jahre seine Studien wieder unterbrechen: der Mai 1822 führte ihn und seine Geschwister mit der Mutter in deren Heimat, nach Estland in den warmen kinderreichen Kreis seiner baltischen Verwandtschaft. Die Lieblingsschwester der Mutter, Baronin Sophie Stackelberg in Poll, nahm die Gäste bei sich auf, da die Großmutter Wilhelms bereits verwitwet und von dem alten Zoege v. Manteuffelschen Gute Harm zu ihrem Sohne Heinrich nach dem nur zwei Stunden von Poll entfernten Gute Kurküll gezogen war. Diese beiden Güter sowie das Stackelbergsche Gut Ottenküll und das später von Wilhelms Bruder Gerhard bewirtschaftete Stiftsgut Finn, auf dem sich ein Internat für die Töchter des Adels befand, lagen nahe beieinander in der Gegend der Stadt Wesenberg in Estland.

Das breite, wenn auch patriarchalisch schlichte Leben auf den baltischen Gütern, wie auch ich es noch kennengelernt habe, hatte viel Anziehendes. Die Freuden des Landlebens — Jagen, Reiten, Fischen, nächtliche Ausfahrten zum Krebsfang, herbstliche und winterliche Gastereien — mögen kaum anderswo von solchem Reize gewesen sein als dort. Die noch unverfälschte reiche Natur bot sich ohne Hemmung und ohne Schranken, und eine Gastfreundschaft ohne Maß in Verbindung mit reichen Mitteln und einem stets hilfsbereit zur Verfügung stehenden Troß an Dienerschaft erlaubten es, sich in beglückender Weise — Herr zu fühlen. Aber das Leben der baltischen Edelleute war keineswegs nur auf behaglichen, gesunden Lebensgenuß gerichtet. Sie verstanden auch, sich das Beste an Literatur und Kunst zugänglich zu machen, sie reisten viel und trugen vielfach höchste Kultur aus dem Westen in ihre lebenswarmen, waldumrauschten Höfe. Dort aber waren es ihre Frauen, die das köstliche Gut wohl zu pflegen und zu vererben wußten. Die baltische deutsche Frau mit ihrer sittlichen Reinheit und geistigen Beweglichkeit ist treffliche Hüterin von Tradition.

So mag dieses reichliche Jahr in Estland auch für Wilhelm als Kunstbeflissenen kein allzu großer Verlust gewesen sein, denn er fand auch hier eine Fülle von Anregung: die Güter rings um Poll und dieses selbst steckten voller Studien und Skizzen seines Vaters; dazu kam der gelegentliche Verkehr mit dem Zwillingsbruder des Vaters, Carl, dem Kaiserlich russischen Hofmaler, einem bedeutenden Landschafter, dessen Familie im benachbarten Kurkûll wohl aufgehoben war, während er selbst meist in kaiserlichem Auftrage mit Pinsel und Palette Rußland bereiste; endlich waren die Verwandten zum Teil künstlerisch begabt und wußten gar Stift und Pinsel selbst wohl zu führen.

In solchem gesunden und anregenden Leben konnte Wilhelms Gemût in diesem Jahre in Estland vollends genesen. Zumal der große Kreis von lieblich blühenden Basen, den er hier vorfand, mag hierzu viel beigetragen haben, und es ist nur zu verständlich, wenn er bis in späte Zeiten stets mit zärtlichem Dank des sanften und doch so erquicklichen Trostes gedenkt, den sie ihn damals angedeihen ließen.

Die häufige Erwähnung des baltischen Verwandtenkreises in den folgenden Briefen wird bei manchem Leser das Verlangen nach einer Orientierung über dessen Zusammenhang hervorrufen. Da dieser durch die mehrfachen Heiraten zwischen den Zoeges und Kügelgens etwas verwickelt ist, haben wir ihn wie auch das verwandtschaftliche Verhältnis der Einzelnen zu Wilhelm v. Kügelgen in den dieser „Einführung" vorausgehenden Familientafeln so klar, als eben möglich, darzulegen versucht.

Doch nicht die Verwandtschaft allein ist es gewesen, die in Wilhelm ein so bleibendes Heimatgefühl für Estland wach werden ließ, wie es immer wieder in den Briefen an den Bruder aufklingt – auch die einfache und doch großzügige, herbkräftige Landschaft hat es seinem Herzen, in dem doch zur Hälfte bestes baltisches Blut strömte, tief angetan. Das Bild dieser Landschaft ist ihm zeitlebens ein Gegenstand seiner Sehnsucht geblieben; der erste Schnee, der in Ballenstedt fällt, versetzt ihn jedesmal alsogleich nach Estland; er sagt später einmal, der Maßstab, den er für schöne Natur überhaupt in sich trage, sei das Finnsche Gehege und der Typus von Lotzdorf (an der Dresdener Heide). Der Alte Mann bevorzugte eben in der Natur wie in der Gesellschaft alles Anspruchslose und schlicht Lebendige. Trotz aller Kraft seines durchdringenden Geistes mied er – wohl aus Selbsterhaltungstrieb – um der Überempfindlichkeit seiner Seele willen alle starken Eindrücke. Es ist charakteristisch, daß er, der geborene Petersburger, als er später als Mitarbeiter des Malers Neff in der Zarenresidenz weilte, geflissentlich allem auswich, was ihm das überreiche gesellschaftliche Leben und die Kunst dort hätten bieten können. Trat das Große ihm aber unabweislich nah, wie in Todesfällen, so bedeutete das jedesmal eine Gemûtskatastrophe für ihn.

Der gesunde Trost träumerischer, duftiger Sommer- und bläulichverschneiter Winterlandschaften, gleichwie die geschwisterliche Liebe des großen Familienkreises bewirkten, daß Wilhelm gesund und mutig nach

Dresden zurückkehrte. Hier vollendete er nun in den Jahren 1824 und 1825 mit doppeltem Eifer sein Studium auf der Akademie. Zu den aus den „Jugenderinnerungen" bekannten alten Kameraden, wie Berthold und Koopmann, gesellen sich jetzt auch neue Namen mit der Bezeichnung „Freund", die z. T. einen auch unseren nachgeborenen Ohren bekannten Klang haben, wie Ludwig Richter, Peschel, Maydell, Remy und Wilhelms Vetter Timoleon Neff. Auf einer Rheinreise lernte er auch den Maler Cornelius kennen, den er als Menschen wie Künstler mit warmer Begeisterung in sein Herz schloß.

Anderseits fällt in diese Jahre eine bittere Enttäuschung, die als schwerer Schatten auf der folgenden Zeit und auch über seiner Italienfahrt gelegen hat. Am Ostertag 1824 hielt er unter heißer Befürwortung seiner Mutter beim Atti um die Hand seines Julchens an, erfuhr aber, da sie beide noch zu jung seien, eine Ablehnung, durch die er sich ein für allemal abgewiesen glaubte, sodaß er nicht einmal mehr zu schreiben wagte.

Zum Herbst 1825 zog er dann als rechter, wenn auch betrübter Malersmann mit dem Vetter Timo Neff über München, Innsbruck und die Alpen nach Rom. Hier fand er seinen alten Lehrer Senff wieder, der ihm in seinem Hause, in dem auch Thorwaldsen wohnte, Quartier verschaffte. Auch die Dresdener Freunde Ludwig Richter und Maydell traf er hier an, zu denen sich neben anderen auch Schnorr v. Carolsfeld als näherer Bekannter gesellte. Mit offenen Augen und durstigem Herzen genoß Wilhelm die römische Landschaft und die alten Kunstschätze. Aber von einem frohen oder gar tollen Künstlerleben ist nicht die Rede; wirklich heimisch und so recht wie im Himmel, wie andere junge Künstler, hat er sich nie in der ewigen Stadt gefühlt. Der Gemütsdruck der verlorenen Liebe und das Heimweh, dem er stets in fremder Umgebung verfiel, lasteten auf ihm. Dazu kam, daß er das römische Klima nicht vertrug und bald von einem schweren, sieben Wochen anhaltenden gefährlichen Fieber befallen wurde.

So sehen wir die erstaunliche Tatsache, daß der junge Maler in Rom, der Sehnsucht aller Künstler, vielmehr „das Glaubensleben" „zu seinem Hauptstudium" macht. Statt zu Künstlerfesten versammelt sich sein Freundeskreis zu religiösen Diskussionsabenden. Die Anregung zu diesem Überwiegen des religiösen Interesses ging wohl in erster Linie von dem damaligen preußischen Gesandtschaftsprediger Richard Rothe aus, dessen Predigten in der Kapelle auf dem Kapitol nie versäumt wurden, in dessen Haus Wilhelm und sein Freundeskreis viel verkehrten, und der oft an seinem Krankenbette, auf dem ihn der Vetter Timo in rührender Weise pflegte, saß. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der später berühmte Heidelberger spekulative Theologe mit seinem ebenso frommen wie freien Standpunkt weit über den römischen Aufenthalt hinaus stark auf Wilhelms religiöse Entwicklung eingewirkt hat. Wenn dieser später sich zu der Erkenntnis des ethischen Charakters der christlichen Religion hindurchringt, so erscheint das verwandt mit dem Grundgedanken der

ganzen Rotheschen Theologie, daß Religion und sittliche Weltkultur nicht getrennte Gebiete sind, sondern daß es zur Gesundheit beider gehöre, sich gegenseitig restlos zu durchdringen. Um so auffallender ist es allerdings, daß in den folgenden Briefen trotz ihrer vielen langen theologischen Auseinandersetzungen der Name Rothes nicht ein einziges Mal erwähnt wird.

Anfang Januar 1826 überraschte die Mutter Wilhelm durch die Nachricht, daß der Atti nun doch noch seine Zustimmung zur Verlobung gegeben habe. Die Sehnsucht nach seinem Glück in der Heimat und der dringende Wunsch der wegen des römischen Klimas besorgten Mutter ließen ihn gleich nach Ostern, nach nicht einmal halbjährigem Aufenthalt, Rom schon wieder verlassen. Auf der Heimreise traf er Ludwig Richter, den er schon wieder in Dresden glaubte, zufällig auf dem Rigi und wanderte nun mit ihm über Schaffhausen und Stuttgart bis Frankfurt. Es folgte eine frohe Verlobungszeit in Bremen, wohin der Atti im Jahre 1824 als Pfarrer an der Ansgarikirche übergesiedelt war, und ein arbeitsreiches Jahr in Dresden. In diese Zeit fallen die Anfänge des Freundschaftsbundes mit Ernst v. Heynitz, dem neuen Patron des oft besuchten alten Roller und Besitzer der Herrschaft Hermsdorf, bei dem damals der Bruder Gerhard als Volontär tätig war.

Wilhelms Bruder Gerhard, der gleich ihm hochbegabte, aber weniger komplizierte und derbere von den Brüdern, war 1822 in Rußland zurückgeblieben, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Er hatte in Dorpat studiert und sich als Zwanzigjähriger mit einer Base, der Tochter Elmine des Onkels Carl, verlobt. Jetzt suchte er seine landwirtschaftliche Ausbildung in Deutschland abzuschließen, um dann für immer nach Estland zurückzukehren.

Wilhelms Verlobung veranlaßte dazu, sich nun nach einer Gelegenheit zu sicherem Erwerb umzusehen. Am aussichtsreichsten schien in dieser Hinsicht ein längerer Aufenthalt in St. Petersburg, wo das Andenken des Vaters nicht vergessen war, wo der Onkel als Hofmaler wirkte und dem Neffen sogar schon den Boden bereitet hatte. So zog Wilhelm, nachdem ihn der Atti am 28. Juni 1827 mit seiner Julie getraut hatte, nach einer Rundreise bei den Verwandten am Rhein und einer weiteren Hochzeitsreise, im Oktober samt der Mutter und der Schwester Adelheid wieder gen Rußland von dannen; zunächst nach Estland, wo die Familie bei den Verwandten zurückblieb, als er sich aufmachte, um in der Newaresidenz den Boden für eine neue Heimat zu ebnen.

Dieser neue Aufenthalt in Rußland hat anderthalb Jahre gewährt und ist im Hinblick auf seinen eigentlichen Zweck zu einer schweren Enttäuschung geworden. Zwar das Leben im Kreise der Verwandten war wieder beglückend, und auch die junge Frau Julie fühlte sich in Poll, wo ihr erstes Kind Bertha geboren wurde, sehr wohl, wenn auch der Aufenthalt durch den Tod der Hausfrau, Wilhelms Tante Sophie, getrübt wurde. Aber in Petersburg, wohin Wilhelm im Herbst 1828 allein

ging, um sich dort eine bleibende Statt zu schaffen, vermochte er nicht heimisch zu werden. An Aufträgen aus den Kreisen der hohen Gesellschaft fehlte es zwar keineswegs, einflußreiche Männer hießen ihn willkommen, und in ihren Häusern knüpften sich immer neue Bekanntschaften, auch wurde er zum russischen Hofmaler ernannt, aber die Hoffnung auf eine kaiserliche Anstellung erfüllte sich, namentlich weil die Hoftrauer um die Kaiserin-Mutter dazwischentrat, nicht so schnell, wie er gehofft hatte. Die eigentlichen Gründe aber, weshalb Wilhelm trotz seiner günstigen Chancen den Aufenthalt vorschnell abbrach, mögen auch hier wieder seine zurückhaltende Art, fast Schüchternheit, und die melancholische Lethargie, in die ihn das Heimweh und die Sehnsucht nach seiner Familie stürzte, gewesen sein, auch ständiges Unwohlsein, da er das Petersburger Klima ebensowenig vertrug wie das römische. Jedenfalls kehrte er schon nach kaum vier Monaten aus Petersburg nach Poll zurück, um hier einige angefangene Bilder zu vollenden, ging aber dann überhaupt nicht wieder an die Newa. Der Petersburger Plan war gescheitert.

Einen schönen Erfolg brachte er aber, als er im Frühjahr 1829 nach Dresden zurückkehrte, doch aus Rußland mit: den kaiserlichen Auftrag, das Altargemälde für die Olaikirche in Reval, Estlands ganz mittelalterlich-hanseatisch anmutender Hauptstadt, zu malen. Mit einem Feuereifer, einem stolzen Künstlerbewußtsein, wie es Wilhelms Leben sonst nicht kennt, hat er sich an die Ausführung dieses Bildes gemacht. Der Karton dazu wurde in dem Loschwitzer Landhäuschen angelegt, das Wilhelm, viel mit Ludwig Richter, Berthold und Peschel verkehrend, seit Sommer 1829 bewohnte; das Bild selbst wurde in Hermsdorf ausgeführt, wo Ernst v. Heynitz ein für das große Format geeignetes hohes Zimmer im Schloß als Atelier und dazu noch eine Wohnung von sieben Räumen freundschaftlich zur Verfügung stellte, sodaß Wilhelm mit seiner Familie im Frühling 1830 ganz nach dort übersiedeln konnte. Hier hat er in ländlichem Frieden in der ihm aus der Lausaer Konfirmations- und den Dohnaschen Zeiten vertrauten und lieben Umgebung, unter dem Schutze des Freundes Heynitz wohl geborgen, mit dem alten Roller und dem neuen Freunde Pastor Blüher in Grünberg als Nachbarn viel verkehrend, drei glückliche Jahre verlebt. Hier wurden ihm auch die zweite Tochter Anna und der älteste Sohn Gerhard geboren. An Malaufträgen fehlte es so wenig wie an Abwechselung. Im Herbst 1832 z. B. begleitete er den alten Zezschwitz, den aus Jugenderinnerungen bekannten Freund des Elternhauses, und den Vetter Conny, meinen Großvater, der sich mit Zezschwitz' Tochter Sally verlobt hatte, auf einer frohen Wanderung durch die Oberlausitz, zum Kloster Mariastern und nach Herrnhut. Aber auch an Leid und Kummer fehlte es nicht in diesen Jahren: die Mutter erlitt 1831 einen Schlaganfall, von dem sie nur langsam sich wieder erholte, 1832 starb der Onkel Carl v. Kügelgen, Wilhelm selbst machte im Winter 1831/32 eine lange Krankheitsperiode durch; auch mag der alte Wurm, das Gefühl seiner künstlerischen Unzulänglichkeit, an seinem Herzen genagt haben —

das alles erklärt aber doch noch nicht die schwermütige tiefe Melancholie, die gerade in dieser für ihn relativ sorglosen Hermsdorfer Zeit besonders stark ausgeprägt gewesen zu sein scheint. Wie weit religiöse innere Kämpfe dabei eine Rolle gespielt haben, ist bei dem bisher vorliegenden Material schwer zu sagen.

Ein Brief, den Wilhelm am 30. November 1832 aus Hermsdorf an seinen Vetter und Studienfreund Timoleon Neff gerichtet hat, gibt einigen Einblick in diese Periode seines Lebens; wir entnehmen ihm folgende Stelle:

Ich wünschte wohl, ich könnte Dir von mir schreiben, daß ich zugenommen hätte in der Liebe und im Glauben, aber ich bin immer noch das alte Rohr, das keinen rechten Halt hat; doch hoffe ich, mit allem Schwanken mein bißchen Glauben durchzubringen bis an mein Ende. In unserer Zeit hebt der Pantheismus gewaltig sein Haupt in seiner ungeheuren Konsequenz und will unser inkonsequentes Christentum ganz auffressen – ich wäre ihm auch schon verfallen, wenn ich nicht das Gebet hätte, das doch ein Ding ist über allem Zweifel erhaben, ungeheuer groß, ernst und wirklich.

Ich lebe nun geraume Zeit in Hermsdorf bei meinem Freunde Heynitz, der so echt ist wie ein Goldkorn. Ich wäre mit meinem Altarbild für Reval längst fertig, wenn ich nicht über ein Jahr durch Krankheit am Arbeiten verhindert worden wäre und viele andere Sachen nebenbei gemacht hätte. Indessen fehlt nur noch wenig. Gott hat mir immer so viel Arbeit gegeben, ja mehr, als ich mit meinen schwachen Kräften bestreiten konnte. Sind mir auch einige Sachen gelungen.

Zu Ostern zieh ich wieder nach Dresden, wo ich mir dicht vor dem Schwarzen Tor ein herrliches Haus gemietet habe, das die Aussicht auf den Wald, auf die Meißener und Loschwitzer Berge hat. Vom platten Dach aus übersieht man all die wunderlichen Kegel und Klumpen der Sächsischen Schweiz, die wir einst so vergnüglich mit Grunewald durchpilgerten. Es wird mir schwer, mich wieder von Hermsdorf wegzuwenden, wo ich wie ein König lebe, besonders da der krause Geist der Zeit die Dresdener so verkehrt hat, und ich über Taten und Personen, die ich achten und verehren muß, so viel schimpfen höre. Die Revolution brennt lichterloh in den Köpfen der Leute, und die besten Schützen üben ihren Flitzbogen nach den erhabensten Gestaltungen unserer Zeit, in der religiösen wie in der politischen Welt. Der Kunst hat man vergessen und für die Künstler kochen die Kunstvereine Rumfordsche Suppen. Die Zeit hat einen gewaltigen Umschwung und wir können alle bald auf den Köpfen stehen.

Unsere Dresdener Freunde, wie Peschel, Krüger usw. beziehen die Wachen und halten Paraden und Revuen, bis an die Zähne bewaffnet. Peschel ist ein lieber treuer Freund, zuverlässig und lauter, er hat jetzt seinen Unterhalt durch den Kunstverein. Ludwig Richter ist in Meißen angestellt und erfreut mich manchmal in Hermsdorf auf längere Zeit mit seiner Frau durch seinen Besuch. Er ist ein herrlicher Mensch, der durch ungeheures Kreuz in allen seinen Ansichten sehr geläutert und warm in der Liebe zu seinem Gott geworden ist. Wir sind eng Freunde geworden. Der lahme Berthold, der kränklichkeitshalber nicht viel ausgehen kann, hat ein schönes radiertes Werk herausgegeben, darstellend sieben Szenen aus dem Sonntagsleben einer bürgerlichen Familie, wie's vor alters war. Er empfängt

unseren Besuch fleißig und erfreut uns allemal durch seinen liebenswürdigen Geist. Endlich der alte Bäuschel, den ich wohl einmal besuche, um mich an Dich zu erinnern, sitzt hinter seinem Tisch mit der kleinen ledernen Hängematte und – liest Romane, denn zu arbeiten wird's bald nur noch für die Waffenschmiede geben. Gott segne alsdann unseren vortrefflichen Kaiser und sei seine starke Waffe!

Zu der in diesem Briefe geplanten Übersiedelung nach Dresden ist es nicht mehr gekommen, da im Frühjahr 1833 das Ereignis eintrat, das für Wilhelms Leben den entscheidenden Einschnitt bedeutet: seine Berufung nach Ballenstedt. Dort regierte noch immer der alte Herzog Alexius, unter dessen Augen die Brüder im Jahre 1813 mit dem Erbprinzen gespielt hatten und dann der Bruder Gerhard mit letzterem zusammen erzogen worden war. Diese alten Beziehungen zum Anhalt-Bernburger Hofe benutzend, bat Wilhelm, als im April 1833 die Kunde vom Tode des Ballenstedter Hofmalers Kehrer nach Dresden drang, den Herzog, ihm dieses Amt zu verleihen. Es wird in erster Linie der Wunsch nach einer festen, wenn auch materiell recht bescheidenen, so doch gesicherten Lebensstellung gewesen sein, der Wilhelm zu diesem Schritte veranlaßte; dazu mag auch das anmutige, friedliche, ihm von der Knabenzeit her ans Herz gewachsene Harzstädtchen gelockt haben. Schon nach vierzehn Tagen, am 7. Mai – H. Wäschke hat die näheren Umstände der Berufung nach Ballenstedt aus den Akten des Herzoglichen Hausarchivs festgestellt und im 1. Jahrgang des „Zerbster Jahrbuchs" (1905) veröffentlicht – antwortete der Herzog zusagend. Da Wilhelm aber erst seine Arbeiten in Hermsdorf abschließen und als russischer Hofmaler die Erlaubnis des Zaren einholen wollte, ist seine Ernennung (mit einem Jahresgehalt von 300 Taler preuß. Courant) erst am 2. September vollzogen, nachdem er sich am Tage vorher bei dem Herzog in Ballenstedt vorgestellt hatte.

Am 17. Oktober 1833 ist dann der neue Hofmaler mit seiner Familie in Ballenstedt angekommen, das ihm zur bleibenden Heimat werden sollte und dessen Friedhof nicht nur die Gräber seiner Mutter und der ältesten Tochter Bertha birgt, sondern auf der nach dem furchtbaren Tode der Tochter Elisabeth angelegten Familienstätte auch sein eigenes und das des 42 Jahre nach ihm in Dessau verstorbenen Muhmchens. Die Mutter war zunächst in Dresden wohnen geblieben und entschloß sich erst, als sie durch die Verheiratung der Tochter Adelheid mit dem Pfarrer Julius Krummacher in Tecklenburg in Westfalen ganz vereinsamte, im Mai 1836, zu dem Sohne nach Ballenstedt überzusiedeln; im Juni 1837 ist sie dann zu ihrer Tochter nach Tecklenburg gezogen, im August 1838 jedoch nach Ballenstedt zurückgekehrt, wo sie mit ihrem alten „Minchen" in einer eigenen Wohnung dicht neben der ihres Sohnes am oberen Ende der „Allee" bis zu ihrem Tode gehaust hat. Wilhelms eigener Hausstand hat sich in der Ballenstedter Zeit noch um drei Kinder vermehrt: Adolph, der 1835 in Dresden geboren wurde, wohin zu kommen die sorgende Liebe

der Mutter Frau Julie veranlaßt hatte, Benno, geboren 1837, und als letztes seiner sechs Kinder Elisabeth, geboren 1839.

Der neue Hofmaler ist in Ballenstedt sowohl bei Hofe wie von der Hofgesellschaft aufs freundlichste aufgenommen worden. Das hatte wohl den Reiz der Neuheit, war aber immerhin für Wilhelm nicht leicht. Er trat als ein Fremder in doch nur bescheidener Hofstellung in einen geschlossenen Kreis ein; dazu war ihm das Hofleben im Grunde wesensfremd, die Hofetiquette hat er immer, auch noch als Kammerherr, eigentlich als Vergewaltigung empfunden. Gleich im ersten Jahre trat ein großer Wechsel ein: Herzog Alexius starb im März 1834, und ihm folgte sein einziger Sohn Alexander Carl, den Wilhelm zwar schon aus der Knabenzeit her kannte, der aber seines allmählich zur Geisteskrankheit sich entwickelnden Gemütszustandes halber nur bedingungsweise regierungsfähig war, sodaß schon sein Vater einen „Geheimen Konferenzrat" eingesetzt hatte, der im Falle seines Ablebens die Geschäfte der Regierung für den jungen Herzog leiten sollte. Doch zog bald neues frisches und warmes Leben in das alte Schloß, als Alexander Carl sich im Herbst des gleichen Jahres mit der Prinzessin Friederike von Holstein-Glücksburg vermählte. Gleich im ersten Winter hatte Wilhelm Gelegenheit, diese Fürstin, der er später so nahetreten sollte, näher kennen zu lernen, da er den Auftrag erhielt, sie sowohl als den Herzog auf Schloß Bernburg zu porträtieren.

Als Künstler ist Wilhelm damals wie immer im kleinen Ballenstedt ganz vereinsamt gewesen, ohne jede Anregung von außen. Zu dem steten Kummer, daß ihm selbst seine eigenen Leistungen als Maler nicht genügten, drückte ihn noch die Last, daß er gezwungen war, gerade die ihm fatale Porträtmalerei zu betreiben, um bei seinem unzureichenden Gehalt die nötigen Mittel zu beschaffen, die der große Hausstand, die gesellschaftlichen Verpflichtungen und seine stark in Anspruch genommene Gastfreundschaft erforderten. Seine eigene Arbeit galt damals vorzugsweise den biblischen Bildern, zu deren Veröffentlichung er sich mit seinem Schwiegervater zusammengetan hatte; von dem Werke „Die Geschichte des Reiches Gottes in Bildern mit andeutendem Text von Friedr. Ad. Krummacher" sind 4 Hefte in Folio, jedes mit 7 Kupfertafeln, bei Baedeker in Essen erschienen, das erste 1831, die beiden folgenden 1833 und 35, das letzte 1845. Eine erfreuliche Aufgabe war es ihm auch, die in Schloß Hoym angesammelten gegen zweihundert fürstlichen Ahnenbilder zu ordnen und zu restaurieren; als er im Sommer 1838 zu diesem Zwecke längere Zeit in dem damals nur von einem Kastellan bewohnten Schlosse weilte, konnte er nicht ahnen, daß er zwanzig Jahre später als Kammerherr seines kranken Herzogs mit diesem in denselben Räumen unter den gleichen Bildern hausen würde.

Was in Ballenstedt vor allem sein Herz erfreute, war der Reiz seiner Lage und die Schönheit seiner Umgebung. Angeschmiegt an die von lauschigen Wiesentälern durchzogenen Waldberge, nach Norden mit dem freien Blick über die Gegensteine hinaus auf die fruchtbare Ebene, in der

Nähe des anmutigen Selketals mit dem Falkenstein und Meiseberg, Mägdesprung und dem damals gerade in seiner Blütezeit als Badeort stehenden Alexisbad, war diese nicht großartige und anspruchsvolle, sondern liebliche und schlicht harmonische, noch heute in ihrer Keuschheit fast unberührte Landschaft so recht das, was Wilhelm liebte, und darum ein Jungborn für seinen naturfreudigen und wanderfrohen Sinn.

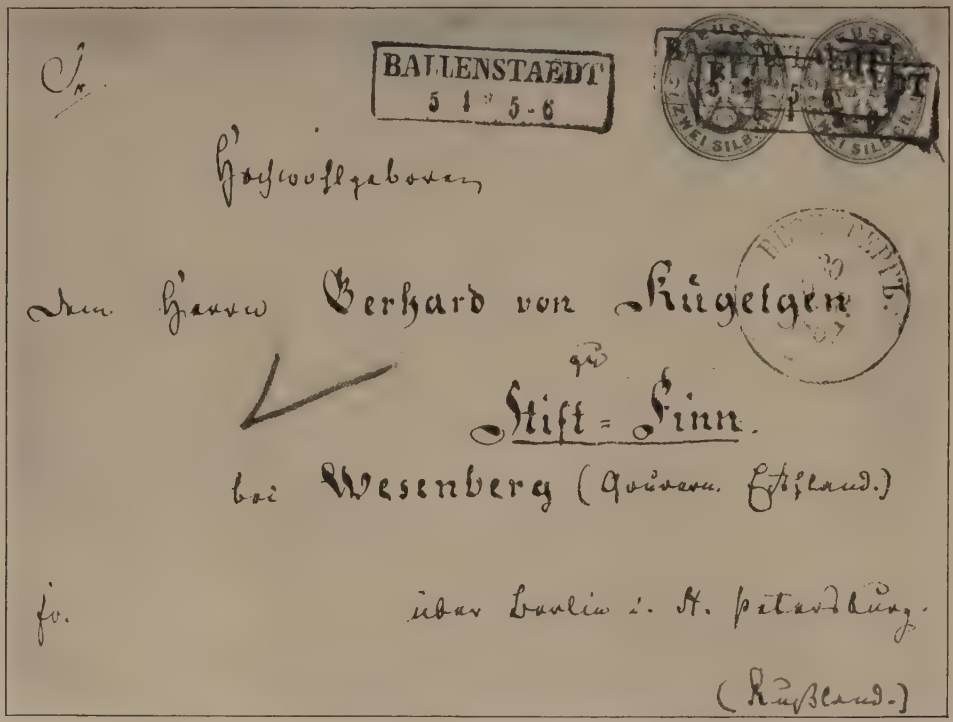
Was ihm fehlte, war: Freunde. Das empfand er um so mehr, als er eben aus Heynitz' Freundeshaus kam, aus der Nähe Rollers und der alten Dresdener Gefährten. Sein Leben lang hatte er eigentlich immer in vertrautem Kreise gelebt, in Dresden und in Bernburg, in Estland und in Rom, in Loschwitz und in Hermsdorf; wo ihm diese wärmende Umgebung fehlte, wie in Petersburg, fühlte er sich erkältet. Jetzt lebte er unter lauter ihm innerlich Fremden; denn selbst Caroline Bardua, die einzige Ballenstedterin, die ihm aus alter Zeit nahestand, wohnte damals nicht dort, sondern in Berlin. So hatte er für sein Gemütsleben eigentlich nur die eigene Familie, und die mannigfachen Besuche der alten Freunde — der alte Volkmann kam als einer der ersten Gäste schon 1834, dann Ernst Heynitz und auf seiner Rückkehr von Rom Timoleon Neff u. a. — brachten ihm vollends zum Bewußtsein, was er jetzt entbehrte. Zwar an angenehmem geselligen Verkehr fehlte es nicht; aber es lag nicht in Wilhelms zurückhaltender, fast schüchterner Art, sich schnell innerlich näher an- und aufzuschließen. Dazu kam, daß er in den Kreisen, auf die er angewiesen war, kaum jemand fand, der für seine geistigen und zumal seine religiösen Interessen das rechte Verständnis hatte. In letzterer Hinsicht hat vielmehr der Ruf, der dem neuen Hofmaler vorausging: ein „Pietist" zu sein, in dem durchaus rationalistisch gesinnten Ballenstedt ihm offenbar von vornherein seine Stellung sogar erschwert.

So scheint es eine Art Stilleben in seiner Familie, mit seiner Arbeit und der Natur gewesen zu sein, das Wilhelm in den ersten Jahren in Ballenstedt geführt hat, ein langsames Sicheingewöhnen auf dem neuen Boden, auf den ihn sein Beruf versetzt hatte, ohne daß er bis dahin schon völlig heimisch auf ihm geworden wäre. Wenn nicht alles trügt, ist es gerade der Zeitpunkt, mit dem zufällig unsere Briefsammlung beginnt, zu dem Wilhelm feste Wurzeln in der neuen Heimat zu fassen beginnt. Das ist wohl namentlich der Freundschaft mit der neuen Hofdame der Herzogin, Julie v. Bernstorff, zu danken, durch deren Vermittelung Wilhelm nun auch der Herzogin innerlich näherzutreten begann; zu gleicher Zeit gab die Bardua, die als Gast der Herzogin in Ballenstedt weilte, die Veranlassung, daß er auch in der Hofgesellschaft zum ersten Male aus seiner Reserve hervortrat. So beginnt jetzt die Periode seines Lebens, in der er in der neuen Heimat völlig heimisch wird und auch in seiner Weltanschauung nach heißem Ringen zu einer selbständigen Überzeugung durchdringt. Mit diesen Andeutungen betreten wir bereits den Boden des Inhalts unserer Briefe, in denen der Alte Mann nun sein weiteres Leben selbst folgendermaßen erzählt:

Der Bruder Gerhard.

Nach einer Zeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Als Fritz Krummacher Dein Bild sah, schwoll er dick an und rief mit seiner Donnerstimme: ‚Herr, welch ein Praßkopf! Wer ist der Kerl?‘ Ich sagte, es wäre mein Bruder. Da lobte er Dich sehr, daß Du so einen Kopp hättest.“
30. Mai 1844.



Das einzige erhaltene Couvert der Briefe Wilhelms an seinen Bruder Gerhard.

I.

Feste Wurzeln in der neuen Heimat.

Ballenstädt, am 3. Oct. 1840.

Mein lieber ferner Bruder und bester Freund!

Ich habe Dir unerhört lange nicht geschrieben. Zu entschuldigen bin ich vielleicht durch den unaufhörlichen Besuch, durch den mich Gott seit einem halben Jahr versucht hat. Unsere heutige Losung lautet: „Du suchst mich heim mit Leiden ohne Zahl"; wenn ich für „Leiden" „Leuten" setze, paßt dies noch besser auf mich. Es ist doch merkwürdig: wen die Götter zu einem Gast prädestiniert haben, dem haben sie auch etwas von der Heuschreckennatur eingeschaffen, die sich nur massenweis am Platze fühlt.

Den Beginn der Sommerbesuche machte unser lieber Oncle Carl Zöge. Mit ihm reiste ich nach Dresden und besuchte von da aus auch den alten Roller. Wie es mir in Dresden ums Herz war, mein alter Gerhard, das ist unmöglich auszusprechen; ganz unbeschreiblich wehmütig. Ebenso in Loschwitz, ich konnte mich kaum halten, die Erinnerungen stürmten zu mächtig auf mich ein. O goldene Zeit! Wie fürchterlich enttäuscht das Leben die Poesie der Jugend! Klug wird man in der Regel erst dann, wenn man es nicht mehr braucht, und dann ist's ein Schatz, der sich nicht vererben läßt. Was gäbe ich darum, einmal mit Dir Dresden zu durchstreifen! Es war keiner mit mir, der empfinden konnte, was in mir vorging.

Mein Aufenthalt bei Roller[1] dauerte sechs Tage. Du wirst wohl begreifen, wie rührend mir das alte Lausa war. Alles beim alten, nur daß der Tod die Zahl der Geschwister auf drei beschränkt hat. Roller unverändert, wie wir ihn immer gekannt haben, zu gleicher Zeit unbeschreiblich liebenswürdig und ganz unausstehlich, voll Geist und voller Torheit. Wir spielten fast jede Nacht bis 2 Uhr Schach. Ich schlief mit in Rollers Kammer, wo noch immer die vierzehnerlei Gerüche sind; sogar am Fenster noch das Ledertäschchen mit den Brillengläsern. Dein Baum im Garten ist gewaltig geworden und voller Früchte; am sogenannten Wasserfall arbeitet noch immer der von Dir geschnitzte Drehmann in der Mühle. Roller sagte, Du hättest drei Perioden gehabt, die ihm eindrücklich geblieben. In der ersten hättest Du Dich auf den Hof gestellt und ein Huhn in den

[1] David Samuel Roller (1777—1850), Pfarrer zu Lausa mit Hermsdorf (bei Dresden). In Lausa wurde Wilh. v. K. wie auch sein Bruder zur Konfirmation vorbereitet (vgl. Jug.-Er. V u. VII, 2 u. 7). Rollers Lebensbild schrieb sein Amtsnachfolger A. H. Rühle (Leipzig 1878).

Sand gezeichnet, fast zu natürlich mit einem dicken Hinterteil; in der zweiten hättest Du den Drehmann geschnitzelt, und in der dritten hättest Du Russisch und Estnisch gesprochen. „Grüße mir nur den Tappe [Spitzname, den Roller dem jungen Gerhard gegeben] recht herzlich", trug er mir auf. Ich mußte seine Beine messen und urteilen, ob Länge und Breite proportionierlich wären, weil er noch zu heiraten gedenkt. Der Gottesdienst war mir ungemein ergreifend, Roller ließ mir zuliebe die schönsten Lieder singen. Es war mir, als träumte ich von vergangenen Tagen und müßte mancher noch am Leben sein, der längst schläft. Dieser alte Roller hat doch mächtig in mein Leben eingegriffen. Obgleich er mir eigentlich nur geschadet hat, habe ich ihn doch herzlich lieb, würde ihm aber gewiß nie ein Kind anvertrauen. Er steht jetzt sehr verlassen und einsam da.

Bei meiner Rückkehr fand ich den Pastor Treviranus aus Bremen in meinem Hause vor, der ungefähr sechs Tage blieb. Hierauf kam Caroline Bardua mit ihrer Schwester Minchen; wir hatten uns seit beinah zwanzig Jahren nicht gesehen, holten es aber nun gründlich nach. Der alte Zezschwitz kam mit seiner Frau auf einige Tage und verlangte natürlich alle Beachtung, dann mein Schwiegervater aus Bremen, hierauf unsere Schwester Adelheid, die noch mit zwei Kindern hier ist und bei Mutter wohnt, jedoch, wie Du Dir denken kannst, reichlich oft bei uns aus und ein geht. Dazwischen der Bruder von Prof. Hengstenberg, Student, ein paar Tage. Dann Schwager Julius, um Adelheid abzuholen. Sobald Adelheid fort ist, müssen wir den Schwager Natorp erwarten. Außerdem ist Otto [Zöge v. Manteuffel, Sohn des Onkels Karl; er genoß als angehender Maler den Unterricht K.s] unser ständiger Hausgast. Die früheren Sommer sind uns zu einsam verstrichen, dieser zu gesellig. Wie sehr würde man sich der Besuchenden freuen, wenn sie einzeln kämen! Daß sie sich aber immer lawinenartig anballen, darin liegt auch ein Beweis für die Existenz und Wirksamkeit des Teufels.

Unser lieber Atti[1] kam uns hier gänzlich unerwartet an. Er hatte eine Erholung nötig, da er durch einen heftigen Kirchenstreit in Bremen gewaltig affiziert war. Unser Schwager Fritz hat nämlich als Gast auf der Kanzel seines Vaters eine Predigt über das Jüngste Gericht gehalten, durch die ein Teil der Gemeinde so erbittert war, daß sie sich mit 42 Unterschriften, die Bauherren an der Spitze, an den Vater mit der Bitte wandten, er möge seinen Sohn nicht wieder predigen lassen, um Spaltungen und Unheil in der Gemeinde zu verhüten. Der Alte antwortete, die Predigt sei gut gewesen und habe auch gerade die richtige Wirkung gehabt, denn das Christentum müsse rumoren. Fritz trat nun, ohne daß sein

[1] Den Namen „Atti" (alemannisch = Vater), der dann im Familien- und Freundeskreise allgemein üblich wurde, hat Wilh. v. K. geprägt, als er 1817 als Bernburger Gymnasiast im Hause des späteren Schwiegervaters lebte und den verehrten Gönner weder als Vater anzureden wagte noch bloß „Herr Doktor" nennen mochte (vgl. Jug.-Er. VI, 3.).

Vater ihm von dem Wunsche der Zweiundvierzig gesagt hatte, am nächsten Sonntage wieder auf mit dem herausfordernden Text: Gal. 1, 8 [Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben — der sei verflucht!]. Diese Predigt ist nun freilich in einem so animosen Tone verfaßt, daß ihre Heftigkeit und besonders die Lieblosigkeit des Ausdrucks sogar von vielen, die Fritzens Glauben teilen, getadelt wird. Gegen diese Predigt erhob sich eine wütende Opposition; besonders schäumten Vaters beide Collegen, die, weil sie Rationalisten sind, durch Fritzens Worte sich verflucht fanden; und allerdings hat auch Fritz diese beiden recht namentlich im Auge gehabt. Der bedeutendere unter ihnen, Paniel, trat mit drei Controverspredigten gegen Fritz auf, die einem wässerigen Fußbade gleichen würden, wenn sie nicht durch Gift und Galle gepfeffert wären. Durch Schriften für und wider stieg die Erbitterung und der offene Haß nun immer höher, und die Stellung des armen Vaters ward dadurch in Bremen so unbequem, daß eine Reise und Zerstreuung für ihn durchaus notwendig wurde. Er lebte hier bei uns ganz still, ich formte seine Büste aus Ton, wir lasen ihm vor, machten kleine Spaziergänge, rauchten und plauderten, bis er nach drei Wochen sich selbst wieder nach seinen Geschäften sehnte und davonzog.

11. Oct. 1840. Der Streit, den Fritz in Bremen erregt hat, gewinnt immer mehr Breite. Vor mir liegt ein ganzer Stoß Broschüren, leider aber immer die Hauptschrift noch nicht, Fritzens Verteidigung gegen Paniel. Es ist schade, daß von beiden Seiten mit so viel Anzüglichkeit und so persönlich beleidigend gestritten wird. Als Geistlicher hat Fritz recht, denn er glaubt, was seine Kirche glaubt; ob er als Christ recht hat, ist mir nicht ausgemacht. Jedenfalls mangelt seiner Predigt das eigentümliche christliche Gepräge von Liebe und Erbarmen und wäre darum, auch wenn sie lauter Christentum enthielte, doch nicht christlich.

Nun ist auch noch die selige Dora Heynitz[1] hier angekommen. Ich nenne sie selig, nicht weil sie ihrer vielen Vorzüge wegen selig zu preisen ist, sondern weil ich glaube, daß sie schon vor ihrer Geburt gestorben ist, wenigstens war sie von jeher das, was die Leute tot nennen. Und doch hat sie mehr Leben als viele Leute, denn sie lebt heimlich in Gott. Obgleich sie nun nicht die Gewohnheit hat, zu sprechen und nur die giftigste Verleumdung ihre Zunge den unruhigen Übeln beizählen dürfte, so glaube ich doch, daß ihre Gegenwart für Mutter, für die sie ein Gesicht aus guter

[1] Theodora v. Heynitz (1808—91), Tochter des sächs. Amtshauptmanns v. H. auf Königshain bei Görlitz, in dessen Hause Rotker Hauslehrer war, und Schwester des mit K. nahe befreundeten Ernst v. H. (1801—61, gest. auf Heynitz bei Meißen), der 1824—37 die früher Dohnasche Herrschaft Hermsdorf besaß und hier W. v. K. mit seiner Familie von 1830 bis zur Übersiedelung nach Ballenstädt ein gastliches Heim bereitete. Dora v. H. lebte bei ihrem ältesten Bruder Karl (s. sein und seiner Familie Bild von W. v. K.s Hand im Städtischen Museum zu Dresden) auf Königshain, heiratete nach dessen Tode (1859) den langjährigen dortigen Pastor Göbel und lebte dann als Witwe in Niesky und Gnadenberg.

alter Zeit ist und die gern passive Leute um sich hat, jetzt eine wahre Freude und Trost ist.

16. Oct. 1840. Was denkst Du denn von mir, daß Du glaubst, Du müßtest mir Späße schreiben?! Schreibe doch, was Du willst und wonach Dich die Ohren jucken! Ich bat Dich nur deshalb um Details, um Bilder aus Deinem Leben zu bekommen. Dazu braucht man gar nichts Sonderliches zu erleben. Wüßtest Du auch gar nichts anderes, als daß eine Bachstelze mit dem Sterz gewackelt hat, so bin ich schon entzückt, weil Du bewirkt hast, daß ich mit Dir dasselbe sehe. Oder es sticht einen etwa ein Floh und man fängt denselben und knackt ihn; dieses deutlich und wahr beschrieben, kann höchst interessant sein. Du erlebst reichlich soviel als ich, und wenn Du mir erzählst, daß Du durch den Tannenwald geritten bist mit Deiner Pfeife und hast die dunklen Bäume angestarrt und den hellen Schnee, so ist mir das unerhörter und interessanter, als es Dir sein kann, wenn ich Dir erzähle, daß ich in der Komödie gewesen bin oder bei Hofe Austern gegessen habe. Unser Briefwechsel behalte seinen eigentümlichen Charakter eines zutraulichen Geschwätzes bei einer Pfeife, wo tausend von kleinen Gedanken und Begebenheiten, derentwegen niemand eine Feder ansetzen würde, ihren Platz finden. Briefe müssen vorzugsweise Berichte sein, versteht sich: gewürzt mit der Quintessenz dessen, was inwendig im Geiste vorgeht. Dahin gehört auch die üble Laune, das muß alles mit in den Brief hineinfahren, wie die Koloquinten[1] in den Hasenpfeffer.

Couvert[2]. Morgen abend werden es schon sieben Jahre, daß ich in Ballenstädt mit den Meinigen ankam. Wo blieb die Zeit?!

*

Ballenstädt, am 26. Jan. 1841. Wegen Mutter war ich sehr ernstlich besorgt und fürchtete, sie würde das Frühjahr nicht erleben. Jetzt aber erholt sie sich, obgleich noch bettlägerig, Gott sei Dank doch wieder. Nun hoffe ich zuversichtlich, daß sie uns erhalten bleibt und noch freudige Tage sehen soll. Dein Brief entlockte ihr Freudentränen.

Heute bleibt mir nur noch ein Stündchen, mit Dir zu schwatzen, dann muß ich mit dem Hofe eine solenne Schlittenfahrt nach dem Alexisbade machen, um dort zu dinieren. Da geht der ganze Tag drauf. Es ist ein unangenehmes Stück Arbeit, weil die Damen mitfahren, welche hier mit sehr geringen Ausnahmen mehr oder minder albern sind und doch unterhalten werden müssen. Es wird sich ja auch das überstehen lassen. Ich wünschte, es gäbe gar keine Vergnügen in der Welt, außer dem, das sich ungesucht findet. Es lebt hier niemand so zurückgezogen wie wir, und doch braust uns zuweilen der Kopf vom Trubel der Gesellschaften. Hier in Ballenstädt kann man vom vielen Lachen ordentlich breite Mäuler

[1] Getrocknete bittere Beerenfrüchte.

[2] Unter Couvert verstand man damals das letzte Blatt des Briefbogens, das zusammengefaltet die Briefhülle bildete und die Adresse trug. Der auf der Rückseite der Adresse befindliche leere Raum wurde oft zu nachträglichen Mitteilungen benutzt.

bekommen. Bei den Hofdamen haben sich die Mundwinkel schon so in die Höhe gewöhnt, daß sie auch beim Weinen aufwärts gehen. Durch den Hof bin ich jetzt weniger geniert als früher, da es mir gelungen ist, den Hofmarschall zu bewegen, mir feste Tage zu geben, wo ich, ohne eingeladen zu werden, ein für allemal zur Tafel komme, und zwar nur zweimal in der Woche; auf diese Weise inkommodiert es mich wenig, da ich es die ganze Woche voraus weiß.

Dazu, daß ich mich jetzt hier in Ballenstädt so wohl fühle wie noch nie, trägt auch eine neue christliche Gemeinschaft bei, die wir hier gefunden haben. Vor einem Vierteljahr langte eine neue Hofdame aus Holstein hier an, Fräulein v. Bernstorff[1], eine Dame in den vierziger Jahren, welche unsere Herzogin erzogen hat und sie so zärtlich liebt, daß sie ihre angenehme Häuslichkeit in Holstein verließ, bloß um der Herzogin hier zum Trost zu sein. Sie warf alsbald die Angel nach uns aus, und wir erkannten in ihr eine weit geförderte christliche Seele. Bald nach ihrer Ankunft wurde sie schwer krank, und es ist immer noch zweifelhaft, ob sie durchkommen wird. Ihr Verlust wäre für die Herzogin unersetzlich, die mit ihr ihre beste und allertreueste Freundin verlöre. Sie sieht schon ganz wie eine Leiche aus und ist so mager wie der Tod. Ihr Krankenlager ist für uns segensreich geworden. Es ist etwas Großes, zu sehen, wie glückselig ein Christ unter so schweren leiblichen Leiden sein kann. Julchen und ich bringen öfter den Abend bei ihr zu; es ist rührend, welche außerordentliche Freude sich jedesmal auf ihrem Gesichte malt, wenn wir eintreten.

An unseren geistlichen Unterhaltungen nimmt häufig auch die Herzogin[2] teil. Sie spricht sich hier ganz offen und einfach aus, voller Liebe zum Evangelium und voll Teilnahme für alles, was im kirchlichen Leben sich bewegt und geschieht. Dabei habe ich die Herzogin erst recht kennen gelernt und gesehen, welch ein schöner Grund in ihr liegt, wie ernst sie ist und wie sehr das moderne, unruhige und vergnügungssüchtige Wesen, das mir an ihr zuwider ist, nur an der Oberfläche hängt. Die Herzogin zieht uns jetzt auch bisweilen in ihre eigenen Abendzirkel. Bei der Bernstorff trifft mit uns öfters noch eine Gesellschafterin der Herzogin, die Frau Dr. Valentiner[3], zusammen, welche auch gläubig geworden ist. Sie wurde vorzüglich gewonnen durch die Liebe, die Julchen einmal ihren verlassenen Kindern erwies, als die Mutter sehr schwer krank war. Dadurch wurde sie veranlaßt, unser „Pietistenhaus" zu betreten, und alsbald angesteckt vom Hauche des Lebens.

---

[1] Julie v. Bernstorff (1801—71); auf ihrem Grabstein auf dem Friedhof in Ballenstädt steht „Stiftsdame von Preetz".

[2] Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg (1811—1902), geb. Prinzessin von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, seit 1834 vermählt mit Herzog Alexander Carl.

[3] Witwe eines früh verstorbenen Arztes in Husum, geb. v. Wardenburg, trat 1835 in den persönlichen Dienst der Herzogin, Mutter der im folgenden oft genannten Line und Tille, die bei Kügelgens wie Kind im Hause waren.

Es ist doch schade, mein lieber Bruder und bester Freund, daß wir beide uns in theologicis nicht recht verständigen können und so oft aneinander vorbeihauen. Um aus diesem entsetzlichen Wirrwarr herauszukommen, laß uns das Christentum auseinanderlegen in den religiösen Inhalt und seine Form. Was nun jenen anbelangt, so haben wir ihn beide gleich, mit dem Unterschiede, daß Du die sittliche Kraft im Menschen leugnest und ich sie behaupte — Du auf Grund der Schrift und ich auf Grund der Schrift, Du aus Erfahrung und ich aus Erfahrung, Du vielleicht aus einer Bescheidenheit und ich aus einer Notwendigkeit des Denkens. Was mir aber immer untergeschoben wird, als wollte ich mir die Seligkeit verdienen, das ist nicht wahr, das habe ich nirgends behauptet. Auch ich weiß, daß ich nichts habe und bin ohne von Gott. Ich habe ungefähr Tersteegens Ansicht, der freilich von den meisten Theologen für einen Ketzer gehalten wurde, und Du hast die Zinzendorfsche oder Herrnhutische.

Was aber die Form anbelangt, so wünschte ich, ich könnte Deine fröhliche Gewißheit teilen. Das, woran ich zweifle, ist nicht die Hand dessen, der mich führt und hält, aber ich kann nicht an die übernatürliche Offenbarung glauben. Der Grund, der mich daran hindert, ist die Heilige Schrift selbst, in der ich so viel Widersprüche finde, daß ich von der wörtlichen Inspiration durchaus absehen muß. Erst seit kurzem, seitdem ich mit mir ganz einig bin, sie nicht mehr für inspiriert zu halten, habe ich wirkliche Erbauung vom Lesen der Heil. Schrift. Darin fühle ich mich mit den gläubigen Christen eins und verbrüdert, aber ich kann das Christentum nicht begründen, wie es die meisten von ihnen tun, und würde mir die Kirche das zumuten, so würde ich sie verlassen. Entweder muß man gar nicht denken, a priori jeden Gedanken abweisen wie ein Türke und glauben wie ein Stock, oder aber man muß ordentlich denken, nach der Schnur, und dann diesen Gedanken folgen. Mich dünkt, das christliche Bewußtsein ist der beste Schlüssel zur Heil. Schrift. Wer das nicht hat, weiß nicht, was er liest; wer es aber hat, der weiß nicht nur, was er liest, sondern er weiß sich auch frei gegenüber dem Wortlaut und kann es auch sagen, wenn er sich nicht gebunden fühlt durch allerlei mangelhafte Ausdrücke der Schrift selbst, die er alle für Worte Gottes halten soll und die doch nicht zueinander passen.

Gegen Dich, mein treuester Bruder, spreche ich mich so offen aus und enthalte Dir meine geheimsten Zweifel nicht vor, aber öffentlich bekennen kann ich diese nicht, weil es unter Tausenden kaum Einer verstehen würde, daß ich an der übernatürlichen Offenbarung zweifle und doch das Christentum, das ich für die einzig mögliche populäre Form der Gotteserkenntnis halte, froh und frei als meinen Glauben bekenne, weil ich ja doch den eigentlichen Inhalt glaube. Deswegen gelte ich hier auch allgemein für einen Pietisten.

Ich wollte, lieber Bruder, ich hätte Deinen festen Glauben — aber Gott wird wohl wissen, was er einem jeden gibt, und er demütigt mich

durch Ungewißheit, wo er Dich erhebt und stärkt durch eine selige Gewißheit. Die Ungewißheit aber, in welcher ich stecke, hat mir eine Frucht getragen, welche der Glaube, den ich früher hatte, mir verweigerte: ich bin duldsamer geworden gegenüber fremden Ansichten, und auf diese Weise bin ich mit meinem Herzen meinen Brüdern im allgemeinen nähergetreten, wenn sich auch die Einzelliebe, die ich früher zu den Bekennern Jesu hatte, dabei etwas vermindert hat. Nur wo ich Herzlosigkeit, Hoffart und Härte mit dem Glauben renommieren sehe, da empört sich mein ganzes Gemüt. Ich gehöre keiner Partei mehr an und fühle mich nicht mehr angezogen durch Bekenntnisse der Lippen, wohl aber durch Zeugnisse, die mich auf ein Herz schließen lassen. Vielleicht würde diese Frucht mir auch bleiben, wenn Gott mir meinen früheren Glauben wieder schenkte — er mache es aber mit mir, wie es ihm gefällt; und selbst wenn er mich wollte sterben lassen mit der großen Frage auf den Lippen, so wollte ich ihm doch stillehalten.

27. Jan. 1841. So weit schrieb ich gestern, dann mußte ich zu der bevorstehenden Parade. Um 11 Uhr ging ich von Hause fort, und erst abends um zehn wurde ich wieder mein eigener Herr. Für jüngere Leute mag dergleichen Pomp recht interessant sein, ich aber vergnüge mich wenig an dem, was andere Vergnügen nennen. Die eingeladenen Herren versammeln sich auf dem Schloß, die Schlitten stehen, alle mit Vorreitern in großer Gala, auf dem Schloßhof. Sobald die Herrschaften kommen, ziehen alle Herren aus silbernem Becher die Namen ihrer Damen, werfen sich dann in die Schlitten, der Jockei mit Hetzpeitsche voraus, und jeder holt seine Dame aus ihrer Wohnung in der Stadt ab. Auf dem Platz vor der Reitbahn versammelten wir uns unter Hornmusik. Wenn sich hier der Zug geordnet hat, so geht's fort, voran der große Musikantenschlitten, mit 20 Hornisten besetzt. Die roten Jacken der Jockeis, ihre Silbertressen, glänzendweißen Lederhosen und reichen Mützen, die bunten Federn und Roßschweife auf den Pferden, die bunten Decken, die schönen Glocken- und Schellenbehänge, das Gold und die Farben der vielen kleinen Schlitten, dies alles gewährt an einem sonnigen Wintertage einen sehr hübschen Anblick. Bei Wendungen des Weges sah der Zug zauberhaft aus in seiner eiligen Bewegung.

Wir fuhren durch das Gatter über den Mägdesprung nach Alexisbad. Hier mußten wir gleich wieder die eiligen Damen zu Tische führen. Hungrig war man wie ein Wolf, und wieviel Champagner getrunken wurde, ist gar nicht zu sagen. Ich war recht heiter, weil mich der Gedanke, daß auch dieses Vergnügen ein Ende nehmen würde, aufrecht hielt. Nach Tische, als das Geschwätz im schönsten Zuge war, schlich ich mich durch eine Hintertüre fort, suchte mir einen warmen Winkel und fing an zu rauchen. „O, wie wohl ist's dem Manne", sagt Roller, „wenn er mit seiner Pfeife allein ist!" Auf einmal kam der Hofmarschall: „Herrje, Alterchen, Sie rauchen! Das ist zu arg!" Ich frug ihn, ob er nicht auch wolle, und gab ihm eine Zigarre, die er sogleich andampfte — und nun

kam einer nach dem andern, alle rauchten, man ward ungemein vergnügt, und Hof und Damen und Schlitten und alles war vergessen, bis ein Kammerdiener uns meldete, daß der Herzog eben in den Schlitten steige. Da flogen alle Zigarren zum Fenster hinaus und jeder verschlang im Hinuntergehen noch schnell ein Stückchen Vidiverd, ein Würzelchen, welches auf der Stelle allen Tabaksgeruch gänzlich vernichtet. Dann mußte ich noch den ganzen Abend auf dem Schlosse bleiben. —

Der Pastor Treviranus hat mir aus Bremen 500 Havannazigarren zum Geschenk gemacht. Wärst Du hier, so wollten wir rauchen, daß die Fenster platzten! Es ist eine delizióse Wohltat für Nüstern und Gaumen, aber ich kann sie unmöglich aufheben, bis Du kommst, denn meine Freunde sind wie die Raben dahinterher. Auf den 6. Februar, Vaters Geburtstag, haben wir eine totale Mondfinsternis und wollen aufbleiben. Willst Du sie nicht auch genießen? Vielleicht spiegelt sich Dein fettes Antlitz im Monde, daß ich Dich sehen könnte.

*

Ballenstädt, am 12. Mai 1841. Ich schrieb Dir lange nicht, aber ich habe wieder ein Heidenleben geführt, bin wenig zu Hause und zu Hause nie allein gewesen. In den letzten Tagen des März ward ich nach Hohenerrleben zu dem Landrat v. Krosigk gerufen. Von dort bin ich erst Anfang Mai zurückgekommen und hatte hier sogleich den Schwager Emil Krummacher und dann den Vater Volkmann[1] zu empfangen, welcher noch bei mir ist.

In Hohenerrleben malte ich vom Morgen bis zum Abend, dann wurde Schach gespielt, spaziert, gegessen und getrunken, und vor 11 Uhr abends war ich nie mein eigener Herr. Ich habe dort Porträts gemalt, die mir ganz wohl gelungen sind. Der Landrat und die Landrätin sind christliche Leute, und von ihnen geht ein Schein aus auf die ganze Familie, die sehr zahlreich ist und aus elf Kindern und zwei Tanten besteht. Trotzdem die Familie christlich ist, ist sie doch auf Fis-Dur gestimmt, d. h. von übermäßig lustiger und lebensfroher Art. Die drei ältesten Töchter sind erwachsen und ganz ausgezeichnet. Die älteste ein Genie und Schriftstellerin, außerordentlich geistreich und begabt, die dritte ist schön und daher auch schon Braut, obgleich erst 17 Jahre alt; ihren Bräutigam, einen jungen Herrn v. Veltheim, welcher die ganze Zeit anwesend war, habe ich sehr lieb gewonnen, wie ich mich überhaupt freue, diesem Hause als befreundet mich ansehen zu können. Es ist die einzige gläubige Familie im ganzen Lande, die mir bekannt ist, und wenn ich auch selbst kein

[1] Der alte Freund des Elternhauses Dr. jur. Wilh. Volkmann (1772—1856), Senator in Leipzig, als Ratsdeputierter oft in Dresden; vgl. Jug.-Er. I, 5 und den Briefwechsel im „Lebensbild" (Stuttgart, Belser) der Mutter K.s. Volkmanns Sohn Alfred, der Hallenser Physiolog, war der Jugendgespiele und Lebensfreund Kügelgens, seine Tochter Klara war mit dem Leipziger Naturphilosophen Theod. Fechner verheiratet. Alfreds Sohn Richard, der bekannte Hallenser Chirurg, beriet Kügelgen in seiner letzten Krankheit.

großer Glaubenshelb bin, so liebe ich doch, an anderen das zu finden, was mir selbst abgeht.

So schön es in Hohenerrleben auch war, so sehnte ich mich doch schmerzlich nach den Meinigen zurück. Um das Nachhausekommen recht zu genießen, machte ich den Rückweg hierher zu Fuß. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens. Ich ging in aller Frühe dort ab, über blumige Wiesen, durch duftende Birkenwäldchen, bis um 7 Uhr der ganze Harz in dunkelblauer Farbe vor meinen Augen lag: der Brocken mit seiner Schneekrone in der Mitte und Ballenstädt in weiter Ferne als ein glänzender, schneeweißer Stern. Diese entzückende Aussicht behielt ich nun immer im Auge, bis ich endlich um 1 Uhr nachmittag in meinem Hause einrückte. Julchen saß schlafend in der Kanapee-Ecke, und ich setzte mich ihr gerade auf den Schoß. Dann nahm der verschmachtete Wanderer eine ganze Suppenterrine voll Bierkaltschale zu sich.

13. Mai 1841. Ich habe jetzt eine unruhige Zeit. Volkmann ist da, und Emil, welcher nach Dresden reiste, erwarten wir alle Tage zurück. Er will dann Julchen nach Westfalen mitnehmen, welche dort alle ihre Geschwister besuchen soll und auch nach Bremen gehen wird. Ich bleibe dann allein mit allen Kindern zurück. Die Erwartung eines so großen Unglückes läßt mich, wie Du Dir denken kannst, zu keinem rechten Frieden kommen. Verhindern möchte ich diese Reise nicht, weil die Eltern von Bremen fortwährend an meiner Frau zerren und weil einmal die Unvernunft die Welt regiert. Auch hoffe ich, daß diese Reise Julchen körperlich recht wohl tun wird, die, wenn sie auch nicht gerade krank ist, doch so entsetzlich mager wird, daß ich mich darüber ängstigen könnte. Ein Herumfahren mit freudigen Erwartungen macht in der Regel fett, und überdem ist ihr Bruder Eduard in Bremen Arzt und kann mit Fleiß seine schöne Kunst an seiner Schwester versuchen. Auch bedarf der alte Vater der Freude, da die kirchliche Differenz mit Dr. Paniel ihn sehr niederbeugt. Der Streit zwischen Fritz und Paniel brennt noch lichterloh, und sie verdammen sich gegenseitig und beschimpfen sich aufs äußerste zur Ehre Gottes.

Zu den Besuchen, die ich habe, und zu der Abreise meiner Frau kommt noch die Hofunruhe. Die Prinzeß Friedrich[1] ist jetzt hier mit einem Teil ihres Hofstaates und macht uns viel Beschwerde mit Essen und Trinken und Kleideranziehen. Das ewige Waschen, Rasieren, Kämmen und Zusammensuchen der Westen, Stiefel und Hosen wäre wirklich genug, um einen vernünftigen Menschen ins Kloster zu treiben, wo jeder seinen Leib vergessen kann. Unsere vortreffliche Freundin Bernstorff ist vor einigen Tagen hier abgereist, um in Bernburg eine homöopathische Kur zu brauchen. Obgleich mir dieser Umstand mancherlei Frackanziehen erspart, so werde ich doch den Abend vermissen, den wir wöchentlich bei ihr

[1] Die einzige Schwester des Herzogs, Luise (1799—1882), war seit 1817 vermählt mit dem Prinzen Friedrich von Preußen, einem Brudersohn des Königs Friedrich Wilhelm III.

zuzubringen pflegten. Sie nahm Abschied von uns wie von Leuten, die man vielleicht nicht wiedersehen wird.

17. Mai 1841. So lange habe ich nun wieder pausieren müssen, da es so unerhörte Unruhe in meinem Häuschen gab. Emil kam von Dresden zurück und brachte noch einen Freund mit, sodaß ich mein Zimmer räumen mußte und von allen meinen Sachen getrennt war. Dabei blieb es immer ungewiß, wann sie eigentlich wieder abreisen wollten, es wurden Partien und Besuche gemacht, und Julchen mußte packen und ihr Haus bescheiden. Endlich reisten sie gestern mittag von dannen und ließen mich mit Volkmann, allen Kindern und in unendlicher Wehmut zurück. Meine Frau reiste ab, gerade während ich bei Tafel war, und so kam ich denn vom Schlosse zurück in das verwaiste Nest. Ich machte mit fünf meiner kleinen Plagen einen weiten Gang durch den herrlichen grünen Wald und verbrachte dann die Teestunde mit Volkmann bei Mutter.

Mit Mutter ist es immer beim alten, doch belebt die schöne Sommerwärme, die wir seit Mitte April haben (sodaß am 7. Mai die Eichen schon vollen Schatten gaben), sie sichtlich, und sie ist äußerst lebendig. Selten, sehr selten freilich läßt sie sich auf ihrem Rollstuhl in den Vorsaal nach dem Nordfenster fahren und erquickt sich an der weiten Aussicht auf die Gegensteine und auf den blühenden Garten. — Ach, es ist doch ein elend Ding, wenn die Hausfrau fehlt, unheimlich im ganzen Hause! Jetzt eben ist sie in Hessisch-Oldendorf, wo die Post Mittag macht, und denkt gewiß an ihr Häuflein Würmer zu Hause.

Du äußerst Deine Verwunderung, daß es so sehr viel mehr gläubige Weiber als Männer gibt. Ich glaube, daß das Verhältnis wie 10 zu 1 ist. Hier in Ballenstädt kenne ich zehn gläubige oder doch halbwegs gläubige Frauen und nur einen gläubigen Mann, und dieser eine ist ein Ungläubiger, nämlich ich. Ich glaube, die Ursache liegt darin, daß die Weiber Autoritätsmenschen sind, die auf die Autorität einiger Männer hin, die ihnen gefallen oder imponieren, glauben, da sie selbst unfähig sind, zu prüfen. Die Männer aber, welche einen selbsttätigen Verstand haben, können, wenn sie wirklich Männer sind, weder auf Luthers, noch Augustins, noch Paulus' Autorität hin glauben, sondern sie prüfen und versuchen, praktisch und theoretisch, und da zerprüfen sie den Glauben denn gewöhnlich so, daß nichts übrigbleibt. Dies bezieht sich jedoch nur auf die positiven Glaubenssätze, keineswegs aber auf jene gute Zuversicht zu Gott, welche auch ohne Glauben an die Dogmen bestehen kann und worin die Männer es den Weibern oft zuvortun — oft sogenannte Ketzer gläubigen Weibern.

19. Mai 1841. Es ist himmlisches Wetter, unvergleichlich, soeben die Luft gekühlt durch ein Gewitter, die Bäume und Kräuter balsamische Würze duftend; wärst Du hier, so wollten wir die Backen aneinanderreiben wie die Pferde, wenn sie es wohlmeinen. Der alte Volkmann sitzt in der Nebenstube, raucht sein Nachmittagspfeifchen und ist vertieft in theologische Studia, zu welchem Behufe er sich eine Menge Bücher mitgebracht hat. An wohlwollend freundlich-christlicher Gesinnung ist er

ein Held, ein alter, geduldiger Kreuzträger. In unseren Ansichten sind wir ziemlich weit auseinander und daher in fortwährendem Disput begriffen, nichtsdestoweniger aber doch gute Freunde. Mutter hat uns, seitdem Julchen fort ist, alle Tage zum Essen eingeladen, und Minchen leistet wahre Wunder der Kochkunst in Dampfnudeln und Omeletten.

Couvert. Mein Freund Gutschmidt ist, weil er in Dresden im Winter zu sehr gefroren hat, nach Kairo gezogen, wie mir sein gestern empfangener Abschiedsbrief meldet. Das ist Geschmacksache. Fahre wohl, Gutschmidt, ich beneide Dir nicht. Nach Florenz möchte ich wohl auch gerne ziehen, wenn es in Deutschland läge.

*

Ballenstädt, am 1. Sept. 1841. Dein Brief vom 7. Juli hat mich so wehmütig und so froh gestimmt – ich habe ziemlich verknöcherte Augen, aber Deine Briefe entlocken mir doch oft Tränen. Ich fing sofort an, ihn zu beantworten, schrieb bis zum 12. Aug. eifrig fort und wartete seitdem auf Julchens Beitrag, welche mitschreiben wollte, bis ich endlich heute meinen altgewordenen, abgelebten Brief wieder durchlas und ihn dann in den Ofen warf nebst einer gehörigen Lunte. Die Briefe nach Rußland sind zu lang, um sie in einem Zuge zu vollenden, und wenn ich dann an einen alten Brief zurückkehren muß, so kommt er mir zuletzt vor wie die eitle Sünde, und ich muß ihn vernichten. Du schriebst neulich, daß auch Du Deine eigenen Briefe nicht wiederlesen magst. Mit unseren Briefen gleichen wir dem Kasperle in der Puppenkomödie, aus dessen Bauche zuweilen ein anderer Kasperle herausspringt, vor welchem er dann den heftigsten Schreck und Abscheu zeigt und endlich vor diesem seinem Ebenbilde die Flucht ergreift. Unsere Briefe sind solche Konterfeis unserer selbst, und sie erschrecken uns nur, weil wir uns doch eigentlich viel schöner gedacht hätten.

Du beginnst Deinen lieben brüderlichen Brief mit Trostworten über meinen Unglauben. Das tut mir gar wohl, obgleich ich an Deinen Trost nicht glaube, denn ich habe nichts mehr vom positiven Christentum und fange jetzt an, das offen zu bekennen, weil es mir zu schmerzlich ist, von den Gläubigen als einer der Ihrigen angesehen zu werden und sie in der Täuschung zu lassen. Ich habe deshalb ehrlich und unumwunden mit der Herzogin und der Bernstorff gesprochen. Dadurch ist freilich meine Lage unbequem geworden, denn wenn sich auch die Herzogin ruhig verhält, so quält mich doch die Bernstorff bis aufs Blut mit Bitten und mit Tränen, zu dem verlassenen Glauben wieder zurückzukehren, frägt mich alle Augenblicke, wie mir ist und ob denn ihr Gebet noch nichts gefruchtet habe, und ich muß mich sehr wundern, daß sie mich noch nicht getötet hat. Mit unserer guten lieben Mutter sehe ich zu, wie ich mich durchwinde. Deine Briefe kann ich ihr doch nicht vorenthalten, und wenn ich sie ihr gebe, so weint sie über mich wie über einen verlorenen Sohn.

Während meiner Einsamkeit, als Julchen in Bremen war, besuchte mich mein Schwager Friedrich Krummacher. Da ich wußte, daß es der

Herzogin Freude machen würde, ihn zu sehen, fuhr ich mit ihm hinaus nach Alexisbad. Wir beide blieben an drei Stunden mit der Herzogin allein. Diese setzte Fritzen sogleich zur Rede wegen des lieblosen Tones seiner berühmten Bremer Predigt, mit dem Feuer und der Aufrichtigkeit, die ihr eigen sind, doch schlug er bald mit einigen guten Witzen, an denen die Herzogin ungemeines Behagen fand, diesen Angriff von sich ab und wandte ihn zu seinem Vorteile. Hierauf bat ihn die Herzogin, uns ein Kapitel aus dem Römerbriefe auszulegen, und nun begann eine Erbauungsstunde, die mir insofern zerknirschend war, als ich fühlte, daß ich in diese Gesellschaft nicht mehr gehöre. Weiter entspann sich aus dem Vorhergehenden ein Gespräch, in welchem sich beide gegenseitig bezauberten, und ich saß daneben wie ein Nüchterner, der anderen ihre Freude nicht gern stören möchte. Bei Tafel hat die Herzogin hernach gegen Fritz mit einiger Besorgnis von mir gesprochen. Da er sich auf dem Rückwege von mir Erläuterungen darüber ausbat, machte ich ihn mit allen meinen Einwürfen bekannt, die er aber nicht sonderlich beachtete, weil ihn die wilden Schweine, die uns häufig zu Gesicht kamen, viel lebhafter interessierten. Am anderen Morgen aber rückte ich ihm beim Frühstück ernstlich auf den Pelz, und wir kamen so eifrig ins Gespräch, daß wir bis Mittag in Unterhosen blieben. Ich wurde durch ihn jedoch nicht im geringsten gefördert. Er gewinnt die Herzen durch erschütternde Effekte, diese sind aber an mir gänzlich verloren, weil ich sie durchschaue.

Fritz war voll der interessantesten Mitteilungen von Berlin, von wo er kam. Er hatte in Sanssouci mit dem Könige gespeist, sich darauf mit dem Monarchen ausführlich im Garten unterhalten und war förmlich bezaubert von der Liebenswürdigkeit, dem Geist, den Kenntnissen und der Frömmigkeit des Königs. Er freute sich der großen Siege des Christentums in den höheren Ständen, wollte aber nicht einsehen, daß es die Hofluft sei, die diese Wunder bewirkt, die auch ihn stark angehaucht hat, sodaß plötzlich alle seine früheren liberalen Ideen zum Teufel gefahren sind. Er hat zweimal in Berlin gepredigt, auch die Studenten von Strauß[1] Katheder herab angeredet, wofür sie ihm am anderen Morgen in seiner Wohnung ein Ständchen gebracht haben. Mehrere Berliner Prediger haben Strauß geschrieben und ihn gebeten, er möge doch seinen Einfluß dahin verwenden, daß Fritz als Hof- oder Domprediger nach Berlin berufen würde.

4. Sept. 1841. Bald nachdem Fritz fort war, besuchte mich ein rationalistischer Prediger Uhlich[2] aus Pömmelte, mit dem ich sogleich in ein theologisches Gespräch kam, welches wir fortsetzten von 8 Uhr abends bis morgens halb drei. Uhlich ist der erste rationalistische Prediger, in welchem mir eine wohltuende Frömmigkeit entgegentrat. Wir lasen zusammen in

[1] Gerhard Friedr. Abr. Strauß (1786—1863), Oberhofprediger und Professor der praktischen Theologie in Berlin.

[2] Leberecht Uhlich (1799—1872), der Begründer der „Lichtfreunde" (1841), aus denen die „Freien Gemeinden" erwuchsen.

der Nacht den ersten Brief des Johannes, und er suchte mir daran die Art und Weise klarzumachen, wie er die Heil. Schrift ansähe und verstünde. In seiner Gemeinde soll er, wie mir ein gläubiger Theologe versicherte, in großem Segen stehen, duzt sich mit seinen Bauern und geht mit ihnen um wie mit Brüdern. Bald nachdem Uhlich abgereist war, sandte mir Fritz seine neueste Schrift „Der scheinheilige Rationalismus vor dem Richterstuhl der Heil. Schrift", die ich mit Fleiß durchgeackert habe, und durch die ich nun erst recht von der Orthodoxie abgekommen bin!

Hier bin ich in geistlicher Beziehung recht isoliert, da die Leute, mit denen ich umgehe, nicht nach Gott fragen. Außer einigen Weibern kenne ich hier keine frommen Leute, und mit Weibern kann man nicht recht füglich umgehen, wenn man sie nicht heiratet oder in ein Beichtvaterverhältnis mit ihnen eintritt. Letzteres habe ich schon aus dem Grunde verschworen, weil ich selbst so arm an geistlichem Leben bin und nicht heucheln mag. Zu Fritz in Elberfeld kommen alle Augenblicke Weiber und Mädchen, die in ihrem Gemüt bedrängt sind, um sich von ihm ein bißchen zusprechen und trösten zu lassen. Dann setzt er sich mit ihnen aufs Kanapee, richtet sie auf und entläßt sie getrost und munter, bis sie nach einigen Tagen wiederkommen, um sich aufs neue anfrischen zu lassen. Männer kommen fast niemals zu ihm. Nun frägt sich, wenn Fritz ein Weib wäre, ob dann nicht alle diese bedrängten Frauen wegbleiben und sich statt dessen eine Menge trostbedürftiger Männer einstellen würden, wie früher bei der Frau von Krüdener[1]? Es ist mir wahrscheinlich. Nun ist es natürlich, recht und billig, daß die Geschlechter einen Zug zu einander haben, nur sollte man sich dabei nicht einbilden, daß es ein Zug zu Gott wäre. Gottlob, daß wir beide so treffliche Weiber haben, die kein Gepränge mit ihrer Frömmigkeit machen und nicht fremden Priestern nachlaufen, sondern ihr Herz geradewegs gegen ihren Herrn und Gott ausschütten, wenn sie des Trostes bedürfen. Ich muß gestehen, daß mir Deine Elmine viel erbaulicher ist als 24 Frau von Krüdeners, und meine Frau, obgleich sie ihren Schatz ganz heimlich trägt, halte ich für viel erweckter als die Frau von Guyon[2].

Damit Du aber nicht ganz leer ausgehst, so muß ich Dir bekennen, daß mir Deine Briefe lieber sind, als alle halsbrechenden Werke von Hengstenberg und Sartorius zusammen, und zwar bist Du mir besonders da lieb, nicht wo Du sagst, was Du hast, sondern was Du nicht hast. Es ist mir sehr lieb und erbaulich, daß Du Dich mancher böslichen Neigung anklagst, denn es geht mir auch nicht besser, daher ich Dir über das Königreich Preußen hinweg meine arme Sünderhand zum Bunde reiche, auf daß wir der Sünde doch nicht gestatten mögen, über uns zu herrschen. Denn wenn wir von der Sünde beherrscht sind, so haben wir keinen Frieden, wir mögen glauben, was wir wollen; herrschen aber wir über

[1] geb. v. Vietinghoff aus Livland (1764—1824), durch einen Herrnhuter bekehrte religiöse Schwärmerin, die besonders auf Kaiser Alexander I. großen Einfluß ausübte.

[2] Madame de la Motte-Guyon (1648—1717), katholische mystische Schwärmerin.

die Sünde, so haben wir einen freudigen Zugang zu Gott. Ob man dabei im allgemeinen an Gottes Vaterherz glaubt, oder ob man meint, der unerbittliche Richter sei durch das Opfer Christi versöhnt, das ist in meinen Augen nebensächlich. Ich halte letzteres Dogma nur für eine Form, um auf eine leichtere Weise recht Viele zur Erkenntnis der Kindschaft zu bringen, denn das gemeine Bewußtsein verlangt eine äußere Gewährleistung für jede innere Wahrheit. Aber Christus ist nur dann für uns ein Opfer, wenn wir uns so ganz in sein Wesen versenkt haben, daß unser altes Wesen mit ihm gestorben und begraben ist. Hier ist die zarteste Seite und die unergründlichste Tiefe des ganzen Evangeliums. Ich lege Dir nur meine Ansicht vor, ohne daß ich Dich beirren und ohne daß ich streiten will. Wo aber der Glaube sich so materiell gestaltet wie bei Roller, da muß man streiten, denn es ist die allergrößte Verirrung des Glaubenslebens, Christum zu einem Schanddeckel zu machen, in dessen Schatten es keine Sünde mehr gibt, und dahin führt der Glaube, als habe Christus außer uns die ganze Sünde abgetan.

Du hältst meine Vernunft für einen Teufel, der mich plagt. Ich versichere Dir aber, daß meine Vernunft nie, wohl aber meine Unvernunft oft mich zur Sünde verleitet hat. Wenn ich aber so manches, was ich gerne glauben möchte, nicht glaube, weil es mir gegen die Vernunft erscheint, so würde ich mich ja gegen die Wahrheit versündigen, wenn ich mit Gewalt glauben wollte. Du nennst die Vernunft eine feile Dirne, weil alle Religionssekten eine andere haben. Aber das ist eben keine Vernunft, was sie haben, sondern Unvernunft und Vorurteil; es wird so oft die Form mit dem Wesen verwechselt, weil man eben in einer bestimmten Form das Wesen überkommen hat. Vernunft ist das Organ, die Wahrheit zu vernehmen, und alle Menschen haben dies, nur gar verschiedentlich ausgebildet oder konstruiert, so wie sie alle Augen haben, aber manche sehen damit nur in der Nähe gut, andere in der Ferne, noch andere sehen falsche Farben, und wieder andere sehen nichts genau, weil sie Spektras im Auge haben. Ein jeder aber hält für Wahrheit, was er sieht, und tut so lange recht daran, als er allein steht und niemand fragen kann, ob er etwa dasselbe auch sähe. Aber so, wie ein Auge dem andern aushilft und erst durch diese gegenseitige Aushilfe ein richtiges Bild gefaßt werden kann, so kommt auch die Vernunft erst durch gegenseitige Aushilfe derer, die wirklich nach Wahrheit fragen, ganz zu sich selber und erhebt sich von der Subjektivität zur Objektivität, und das erst ist die Vernunft in ihrer Einheit, welche als das köstlichste Gut der Menschheit gepriesen wird.

15. Sept. 1841. Vor kurzem hat uns Otto Zöge verlassen und ist nach Düsseldorf gezogen. Ich habe für ihn gute Hoffnungen und glaube, er wird ein tüchtiger Maler werden. Ein so merkwürdiges Gemüt ist mir aber noch nicht vorgekommen. Die Jungens beten ihn fast an, und der Oncle Otto ist ihr höchster Gedanke. Wenn er aber nicht mit den Kindern allein war, sprach er keine Silbe. Mit uns in Gesellschaft gehen konnte er schon deshalb nicht, weil er keinen Frack hat und sich niemals im ganzen

Leben einen solchen anschaffen will. Es ist mir durchaus nicht gelungen, ihn zutraulich gegen mich zu machen und ihm den Mund zu öffnen, er blieb immer einem Felsen gleich, obschon er zweifellos innerlich lebhaft empfindet. Ich glaube, Du könntest ihn vor die Peterskirche führen oder an das Rote Meer, ohne daß auf seinem Gesicht die geringste Veränderung vorgehen würde, ja er würde schwerlich auch nur den Kopf so interessanten Dingen zudrehen, sondern nur ganz heimlich aus den Augenwinkeln danach schielen. Sogar das Lachen verbiß er sich so lange als möglich, und wenn er sich nicht länger halten konnte, so wandte er sich weg, hielt die Hand vors Gesicht und machte das Ding ganz still ab. Es war daher durchaus nötig, daß er unter junge Leute kommt, die ihn herumzerren und aufrütteln, damit er aus seinem Siebenschlafe erwache; dann wird er ein prächtiger und genießbarer Junge werden, und durch die vielen Anker, an denen er von Natur liegt, wird er doch stets vor aller Übermäßigkeit bewahrt bleiben. Mein Haus kommt mir jetzt ganz öde vor, seitdem dieser stille, aber liebe Gast hinausgezogen ist.

In unserem Leben steht jetzt eine große Veränderung bevor, da wir uns, besonders auf Mutters Wunsch, entschlossen haben, eine Lehrerin ins Haus zu nehmen, eine Demoiselle Flügge aus Hamburg. Um die Kosten bestreiten zu können, habe ich mich entschlossen, auswärts zu porträtieren und mich zu diesem Zweck schon in Münster angemeldet. Mein Haus zu verlassen, ist mir ein schwerer Gedanke, aber ich bitte Gott, er wolle mir die Kraft geben, auch in der Fremde frisch und mutig zu bleiben, damit ich den nötigen Verdienst finde, um die armen Würmer zu erziehen. Ach lieber Herr hilf nur, daß wir alle mit Ehren durchkommen! Amen. —

Wir haben nach einem naßkalten Sommer einen herrlichen Herbst. Alle Morgen nach dem Kaffee trete ich mit Julchen für ein paar Augenblicke in den Garten. Da glänzen die Äpfel auf den Bäumen in der Frühsonne und die Bohnen und der Kohl, und alle Gartenfrüchte blitzen und schillern wie Blumen in dem belebenden Morgenstrahl, und von fernher schaut der Gegenstein herüber wie ein Altar Gottes — dann ist es uns, als sei ein heiliges Buch aufgeschlagen, das keiner Interpretation bedarf.

Ein besonderes Unglück hätte ich fast vergessen, Dir zu melden. Denke Dir einmal in Deinen konfusen Gedanken, daß wir vor acht Tagen von Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin eine große silberne Teekanne nebst Schmandnapf zum Präsent empfangen haben. In dieser Kanne kann man alle Gegenstände, die sich im Zimmer befinden, widerspiegeln sehen; wer aber daran kein Vergnügen findet, kann sonst nichts damit anfangen. Mir wären 12 Groschen lieber gewesen, wofür ich mir 36 Zigarren kaufen könnte. Julchen aber ist die Teekanne lieber, weil es unmöglich ist, aus den Weibern die Hoffart gänzlich und vollkommen auszutreiben. Ad vocem Zigarren habe ich aus Deinem Briefe ersehen, daß man jetzt dergleichen auch bei Euch raucht — ein wonniges Vergnügen! Meine Frau hat mir extrafeine aus Bremen zum Geschenk mitgebracht. Ich hätte sie Dir gleich halb hingeopfert, wärst Du nur da.

Unsere Mutter grüßt Euch herzlich. Sie befindet sich nach ihrer Art leidlich, was freilich nicht viel sagen will. Wir haben an ihr eine treue Beterin für unser aller Wohl, die Gott uns hienieden noch lange erhalten wolle!

*

Münster, am 4. Febr. 1842. Seit zwölf Wochen bin ich nun schon in Münster. Hier wohnt ein Bruder meiner Schwiegermutter, der 79jährige Konsistorialrat Möller, und bei ihm im Hause, seine Wirtschaft und Pflege führend, lebt die alte Demoiselle Engels[1], deren Du Dich wohl noch erinnerst. Diese ließ mich durch Julchen, welche im vergangenen Sommer hier war, auffordern, hierher zu kommen und Porträts zu malen, da es hier an Malern fehle. Ich entschloß mich zu diesem Kreuzzug und trat auf Einladung im Möllerschen Hause ab, und zwar des Morgens früh, als der Oncle noch schlief.

Die Engels machte mir sogleich den Vorschlag, hier im Hause wohnen zu bleiben, sie zeigte mir annehmliche Zimmer, die ganz leer standen. Ich wollte nicht darauf eingehen, weil ich mich vor der Gêne fürchtete, aber sie bat mich, ich möchte es doch ihr zuliebe tun. Der Oncle würde mich gar nicht genieren, denn er würde von meinem Hiersein nicht die geringste Notiz nehmen, nie auf mein Zimmer kommen und überhaupt wegen seiner Zerstreutheit kein deutliches Bewußtsein von meinem Hiersein haben. In dem Augenblick kam der nächste Hausfreund des Oncles, ein Dr. Haindorf. Er bestätigte alles, was die Engels sagte, redete mir auch dringend zu, hier im Hause zu bleiben, und ich blieb.

Den Oncle lernte ich indessen bald von einer ganz anderen Seite kennen. Er machte ungeheure Ansprüche an meine Gesellschaft und brachte mich durch seine fortwährende übele Laune und seine bösartige Geschwätzigkeit fast zur Verzweiflung. Ich wollte daher wieder ausziehen. Haindorf indessen widerriet mir diesen Gewaltschritt, weil ich damit der Engels das Herz brechen und den alten Oncle vor der ganzen Stadt in das miserabelste Licht setzen würde. Dieses waren, obgleich sie von einem Juden kamen (Haindorf ist Jude), doch christliche Beweggründe, und ich faßte den Entschluß, auszuhalten, meinen Aufenthalt in Münster aber abzukürzen.

Ich habe hier viel Arbeit gefunden und könnte auch in sehr angenehmen geselligen Verhältnissen leben, wenn ich für mich wohnte. Es haben sich mir sehr liebenswürdige Kreise, vornehme und geringe, eröffnet, aber ich kann sie nicht gehörig frequentieren, denn wenn ich ausgehe, ohne dem Oncle etwas zu sagen, so klagt er tagelang auf die herzbrechendste Weise, sage ich es ihm aber, so geht er mit. Vor 1 Uhr komme ich fast nie zu Bett, denn wenn ich mit oder ohne ihn aus Gesellschaft nach Hause komme, so nötigt er mich mit Gewalt noch auf sein Zimmer und schwatzt bis ins unendliche und ohne alles Punktum, bei dem man abgehen könnte;

[1] Christiane Engels, bekannt als Gehilfin des Grafen von der Recke in der Rettungsanstalt zu Düsseldorf und als unermüdliche Helferin der Armen in Münster.

Die Mutter.

Nach einem Ölbild von Timoleon Neff.

„Wir haben an ihr eine treue Beterin für unser aller Wohl.“ 15. Sept. 1841.

Die Kinder
Gerhard, Bertha und Anna.

Nach Bleistiftzeichnungen von Wilhelm v. Kügelgen.

bleibe ich aber den Abend zu Hause, so komme ich ebensowenig von ihm los. Doch genug von dieser Misère, ich nehme keine Porträts mehr an und hoffe in vier Wochen abziehen zu können.

Münster ist eine altertümliche, streng katholische Stadt, durch Overberg, die Gallitzin, Stolberg und Droste zu Vischering (den Erzbischof von Köln) berühmt als bewährtes Netz für Proselyten. Deshalb denkt man auch in Ballenstädt, wie meine Frau mir schreibt, ich sei hierher gegangen, um heimlich zur katholischen Kirche überzutreten. Dies ist mir nun zwar nicht entfernt eingefallen, aber wenn ich sagen wollte, daß mir der katholische Kultus hier anstößig wäre, so müßte ich allerdings lügen. Es sind hier wunderschöne uralte gothische Kirchen, in denen der alte Gottesdienst der römischen Kirche mich wahrhaft erfreut, weshalb ich auch so oft hineingehe, als ich mich ohne den Oncle aus dem Hause stehlen kann. Das gelingt mir namentlich früh, wenn es noch dunkelt. Dann gehe ich in den herrlichen Dom, wo das Volk andächtig auf den Knien liegt und vor den glänzenden Altären schöne Lieder singt. Da erinnere ich mich der Morgengänge nach der katholischen Kirche in Dresden, die ich mit unserem seligen Vater[1] machte, denn der Gottesdienst ist bis auf die geringste Kleinigkeit ganz derselbe, hier und in Dresden und in Rom. Man bekommt Respekt vor einem Ganzen, das so fest und harmonisch gegliedert ist. Übrigens denke Du nur nicht auch etwa, daß ich Lust zum Übertritt kriegen könnte. Wie sollte ich, dem es schwer wird, an die Bibel zu glauben, der Kirche glauben können! Aber es ist herzerhebend, ein Volk beten zu sehen, das einen Gott hat.

Der Dr. Haindorf[2], mit dem ich mich sehr befreundet habe, ist nicht orthodoxer Jude, aber ein gottesfürchtiger Mann, der ein sehr gutes Herz hat. Er ist Arzt und Professor an der hiesigen Akademie, nebenbei Kunstfreund und Sammler von Bildern und Antiquitäten. Sein ganzes Haus ist so angefüllt mit Bildern, Waffen, Schnitzwerk und Altertümern aller Art, daß er für sich selbst nur einen kleinen Winkel übrigbehalten hat. Dieses Loch, welches er sein Zimmer nennt, ist (ohne alle Übertreibung) 1 Elle breit und 15 Ellen lang. In der Mitte steht dicht an der Wand ein winzig kleiner Ofen, der mit Steinkohlen rotglühend erhalten wird und dessen eiserne Röhre durch den ganzen Gang geleitet ist, sodaß es an Wärme nicht fehlt. Doch braucht es Vorsicht, sich die Beine nicht zu verkohlen, wenn man an diesem glühenden Moloch vorübergeht. In der Nähe des Ofens schmoren einträchtiglich ein alter Kater und ein Spitzhund. Meubel sind außer einem kleinen Duodeztisch und zwei Stühlen nicht vorhanden. Auch fehlt das, was man in der Regel Fenster nennt; statt dessen ist über der Tür, die nach dem Gärtchen führt, eine Glasscheibe

[1] K.s Vater stammte vom Rhein und war katholisch; der Schwiegervater v. Zöge hatte die Bedingung gestellt, daß die Kinder evangelisch erzogen würden.

[2] Alexander Haindorf (1782—1862), Dozent an der „Chirurgischen Lehranstalt" der theol.-philos. Akademie, langjähriger Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Kunstvereins.

angebracht, durch welche spärliches Licht fällt. In dieser gemütlichen Stube sitzen wir traulich beisammen, ich rauche, er schnupft, und so sprechen wir bei einem vortrefflichen Glase Wein über die interessantesten Dinge oder holen uns aus der Sammlung ein paar Bilder oder eine Mappe und besehen und besprechen das.

Außer Haindorf habe ich hier noch viele Bekannte. Besonders gern bin ich im Hause des Generals Pfuel, der ein wissenschaftlich interessierter Mann und sehr liebenswürdiger Gesellschafter ist. Bei ihm und bei dem allgemein verehrten Oberpräsidenten v. Vincke sehe ich die vornehme Welt. Beide wohnen in dem prachtvollen ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse und geben glänzende Fêten, zu denen ich gebeten werde. Vincke gab neulich anläßlich der Taufe des Prinzen von England einen Ball von 550 Personen, wo ich mich außerordentlich gut unterhielt. Unter andern machte ich da die Bekanntschaft eines alten Regierungsrats Ziegler, der auf dem Gymnasium zu Bonn an der Seite unseres seligen Vaters gesessen hat und näher mit ihm befreundet gewesen ist. Dieser Mann hatte ein Zittern am ganzen Leibe; da mußte ich denken, daß unser Vater, wenn er noch lebte, nun doch auch schon recht den Eindruck eines alten Mannes machen müßte, was mir ganz wehmütig war.

Die soeben erfolgte überaus glanzvolle Durchreise des Königs durch die hiesige Provinz wurde eifrig besprochen und vielerlei erzählt, was dabei vorgefallen sei. Während einer kleinen Rast, die der König in der Elberfelder Gegend hielt, wartete ihm unter anderen auch ein steinreicher Fabrikant aus Barmen auf, namens Josua Hasenclever, bei dem der König als Kronprinz einmal gewohnt hatte. Nun war viel davon geredet worden, der König würde auf der Rückreise[1] über Paris gehen, doch wußte man darüber nichts Bestimmtes. Da nahm dieser Josua sich die unpassende Freiheit, den König zu fragen: „Und werden Ew. Majestät denn wirklich auch nach Paris gehen?“, worauf der König rasch mit der Frage antwortete: „Ist denn die Königin der Franzosen auch niedergekommen?“ und dann dem Frager den Rücken kehrte.

In den schönsten Kreis indessen habe ich Dich, mein lieber Gerhard, hier noch immer nicht eingeführt. Ich danke es der Gnade Gottes, daß er mich mit einem sehr lieben Manne, einem Herrn v. Unger, hier zusammengeführt hat. Er ist in meinem Alter, hat eine vortreffliche Frau und ein liebliches Jungelchen. Wir sehen uns fast alle Tage, wenn auch nur auf ein Viertelstündchen, bisweilen bringe ich den ganzen Abend bei ihm zu. Ich kann eigentlich gar nicht begreifen, wie es geschieht, daß diese Leute mich so lieb haben, es geht wie ein Lichtstrahl über alle drei Gesichter, wenn ich komme, und ich fühle mich ganz wie bei nahen Verwandten. Durch diese Bekanntschaft, die ich so zufällig gleich im Anfange machte, weil die Leute sich malen ließen, ist mein Münsterisches Leben

[1] Friedrich Wilhelm IV. reiste damals zur Taufe des Prinzen von Wales nach London.

vergoldet, und ich habe einen Ersatz für manche Entbehrung und für die unaufhörliche Schurigelei durch den Oncle.

Übrigens hat dieser Normalegoist auch seine guten Seiten. Er ist außerordentlich geistreich und hat eine unendliche Masse von Gelehrsamkeit in seinem Kopfe. In größeren Gesellschaften lebt er so auf, daß er ein Jüngling zu sein scheint. Er kann über alle Maßen herzlich lachen, daher es gut ist, ihm lächerliche Geschichten zu erzählen; ich habe allemal gewonnen Spiel, wenn mir eine solche einfällt. Er ist ein Mann, wie es ihn in der Welt nur einmal gibt: übermäßig gelehrt, übermäßig zerstreut, daher er tausend unangenehme Mißverständnisse macht, und übermäßig ungeschickt, so ungeschickt, daß er schon deswegen nirgends gern gesehen ist, denn fast alles, was er angreift, zerbricht oder verdirbt er, und er greift nach allem, was ihm in die Augen fällt. Neulich kamen ein paar Freimaurer zu mir, denen der Oncle gesagt hatte, daß ich mit Leib und Seele Maçon wäre, und begrüßten mich zu meinem Schrecken als ihren „lieben Bruder". Er führte mich zum Mittagessen in Häuser, wo er eingeladen zu sein meinte und unser Erscheinen Verlegenheit und Erstaunen erregte, und blieb mit mir aus Gesellschaften weg, die bloß meinetwegen stattfanden, weil er die Einladung, die an ihn ergangen war, vergessen hatte. Was er eigentlich für eine Religion hat, weiß ich nicht. So wie durch andere mir die christlichen Dogmen verdrießlich wurden, so ist mir durch ihn die Moral auf eine Weise lästig geworden, daß ich gar nichts mehr von Moral hören mag. Er spricht 2–3 Stunden hintereinander mit Eifer über moralische Themata, sodaß ihm der Schweiß von der Stirne und über die Backen bis ins Halstuch fließt, und stellt sich dann immer selbst als Exempel dar. Wenn ich einmal fort sein werde, wird mir die Sache bloß noch komisch sein, aber jetzt bin ich durch diese Geckenhaftigkeit wahrhaft geplagt.

Dein Leben, mein alter teurer Junge, kann ich mir nach der Suspension des Stifts[1] gar nicht mehr vorstellen, freue mich aber von Herzen, daß Du Dich in die neue Lage und Hausgenossenschaft so gut hast finden können. Die Eisenbahn nach Stettin ist nun im Bau! Vielleicht sehen wir uns dann jezuweilen. Gewöhne Dir nur das Rauchen unterdes nicht ab und behalte Dein Fett, denn im Fett liegt viel Gutmütigkeit. — Ich wünschte, ich könnte meine neuen Freunde und den Dom mit nach Ballenstädt nehmen. O, wie freue ich mich auf Frau und Kinder! Lebe wohl, Bruderherz!

*

Ballenstädt, am 25. März 1842. Von Münster bin ich vor vierzehn Tagen zurückgekehrt und froh, daß ich wieder unter den Meinigen in meiner Häuslichkeit bin. Meine Abreise von dort ward ganz plötzlich herbeigeführt durch einen Brief der Bernstorff, die mir meldete, Mutter sei so gefährlich krank, daß sie es für Freundespflicht hielte, mich zu

[1] Fräuleinstift des estländischen Adels auf Gut Finn, das Gerhard v. K. bewirtschaftete.

beschwören, augenblicklich nach Hause zu kommen; Julchen hätte nicht schreiben dürfen, weil Mutter, um meine Ruhe nicht zu stören, es ihr verboten habe, wünsche aber sehnlichst, daß ich kommen möge. So sagte ich denn gleich alle Bestellungen, die ich noch hatte, ab und machte mich ohne allen Abschied mit großer Angst im Herzen auf und davon.

Mutter wohnt in dem ehemalig Kirchnerschen Hause, wo ich vorbeifahren mußte, um nach meiner Wohnung zu gelangen. Ich fuhr die Trift herauf, und als ich um die Ecke bog, stieg meine Angst aufs höchste, denn nun konnte ich Mutters Fenster sehen. Ich mußte den widerstrebenden Blick förmlich hinaufzwingen. Aber, Gott sei Dank, ich fand das Fenster an Mutters Schlafgemach sorglich mit Kissen verwahrt und schloß daraus, daß ich doch wenigstens nicht zu spät komme. Als ich an meinem Hause abstieg, hing meine Frau mit freudigem Schreck weinend an meinem Halse. Ihr erstes Wort war: „Mit Mutter geht es wieder besser". Gottlob, der uns nicht über Kraft und Vermögen beladet!

Mutter ward nun durch Julchen sogleich auf mein Erscheinen vorbereitet, dann ging ich zu ihr. Ihr Aussehen war sehr verändert, sehr elend und abgefallen, aber sie war freudig erregt durch mein Erscheinen und blieb zwei Tage lang in einem Zustande höherer Spannung; am dritten verfiel sie wieder in ihre Schwäche, aber die Aufregung hat ihr doch eher genützt als geschadet, und daraus schöpft der Arzt die besten Hoffnungen. Besonders wenn das Frühjahr nicht zu plötzlich einträte, meint er, würde sie sich gewiß zum Sommer wieder etwas erholen. Das hoffen wir denn auch und bitten Gott, er möge unsere Herzen stille machen, alles, was er geben will, demütig aus seiner Hand anzunehmen. Vor acht Tagen haben wir an Mutters Bette kommuniziert. In der Nacht vorher hatte sie lebhaft von ihrem Tode geträumt, aber auf so liebliche Weise, daß sie davon erquickt und gestärkt war. Der Genuß des heil. Abendmahls war mir diesmal ungemein ergreifend. Den Nachmittag und Abend brachten wir bei ihr zu, da wurde denn auch Eurer viel gedacht. Ja, Ihr Lieben, die Mutter verliert Euch keinen Augenblick aus dem Herzen und betet für Euch bei Tag und Nacht. Sie bereitet sich fortwährend in der Stille auf ihren Heimgang vor und trägt ruhig und klaglos all ihre Leiden. —

Von Münster aus habe ich Dir berichtet. Die Zeit dort war gesegnet, aber das Herz war mir doch recht schwer. Die Sorge um unserer Mutter Krankheit lag auf mir und auch die um mein Haus, da Julchen und die neue Lehrerin sich durchaus nicht ineinander finden konnten und ich als Mittelsmann fehlte. Dazu bombardierte mich unsere gute Bernstorff mit bogenlangen Bekehrungsbriefen in wohlgemeintem, aber beschwerlichem Eifer, und auch Adelheid fing von Tecklenburg solche unbehagliche Scharmützel an. Dabei mußte ich fast jeden Abend in Gesellschaft, die Arbeit gelang nicht recht, die Leute knurrten, und der alte Oncle lag mir mit seinen Sonderbarkeiten fortwährend auf dem Halse wie ein großer Drache, der jede freie Bewegung hemmt. Es war wirklich eine kleine

Kreuzträgerei. Endlich faßte ich mich: mit ein paar ungeheuren Kartaunenschüssen tötete ich zuerst Adelheids und der Bernstorff Predigtaddern [Addern = Schlangen], dann stopfte ich mir gegen den Oncle die Ohren zu und habe auch, einzelne schwache Tage ausgenommen, die Stöpsel bis zuletzt drin behalten, und endlich entschloß ich mich, ruhig fortzumalen, solange mir noch Leute sitzen wollten, und es Gott zu überlassen, ob die Bilder gelängen oder nicht. Ich kam nun in eine sonderbare Resignation, in der ich neue Kraft fand. Das Urteil über meine Bilder änderte sich, die Arbeit wurde mir leichter, und bald hatte ich so viel Bestellungen, daß ich nur immer abweisen mußte. Ich wurde ordentlich berühmt, und jedermann wollte von mir gemalt sein. Von vielen Seiten wurde mir der Wunsch ausgesprochen, ich möchte wiederkommen. Wie mir mein Freund Unger schreibt, haben sich schon wieder sieben Personen in ein von mir zurückgelassenes Anmeldebuch eingeschrieben.

Das alles macht mir Mut und Freude, und wenn ich meinen Winter vergleiche mit dem meiner armen Frau, so habe ich es doch immer noch besser gehabt. Während sie mir immer meldete, es ginge mit der Mutter gut, hat sie große Angst um ihr Leben ausgestanden. Mit der sehr heftigen Lehrerin waren ewige Mißverständnisse und schreckliche Szenen, dazu Kinderkrankheiten, von denen ich nichts wußte. Julchen hat aber alle Hindernisse überwunden, und als ich zurückkam, fand ich zwischen den beiden Frauen ein ganz gutes Einverständnis, Liebe und Freundlichkeit. Die Kinder sind im schönsten Zuge und machen uns jetzt rechte Herzensfreude. Wie sind wir so oft schon per aspera ad astra gelangt, und wenn eine dunkle Zeit vorüber ist im Leben, so gäbe man sie für keinen Preis wieder weg. Ich erfreue mich jetzt eines überaus glücklichen häuslichen Lebens und danke dem treuen Führer droben, daß er alles so gut gemacht hat.

Ostersonntag vormittag. Soeben komme ich von unserer Mutter, der ich Deinen Brief vorgelesen habe. Es war eine schöne heimliche Stunde, und die Ostersonne schien freundlich ins Zimmer. Mutter grüßt und segnet Dich von ganzem Herzen, Dein Weib und Deine Kinder.

Nachmittag. Ich hatte mir bei Julchen ausgebeten, daß ich heute am Ostermittag nur Eier zu essen brauchte, und ich aß deren 5 und weiter nichts, während die anderen an einer Kalbsleber schmarotzten. Nach Tisch wollte ich Deinen Brief allen Tischgenossen vorlesen, und weil das mit besonderen Ehren geschehen sollte, so hätten wir gern ein Glas Wein dazu getrunken, hatten aber keinen. Daher wurde für jeden ein Glas Punsch gemacht. Die Kinder labten sich die Schnauze schon während der Bereitung. Wir tranken die Gesundheit der Großmama, und während der Rest der Gläser behaglich geschlürft wurde, gab ich Deinen Brief zum besten. Die Kinder hörten die Worte des verehrten Oncle an wie die Kuh das Evangelium. Als aber die Beschreibung der Engigkeit in Deinem Hause kam und der starke Jungferngeruch, das konnten sie verstehen, und die Jungens lachten hart. Anna kann sehr gut sitzend, bloß mit dem Poder,

vor Freuden in die Luft springen, welches sie bei dieser Gelegenheit mit strahlenden Augen tat.

Diese dritte Lesung Deines trefflichen Briefes hat mir erst den ganzen vollen Genuß verschafft. Du entwickelst Dich in Deiner Einsamkeit vortrefflich zu einer festen, männlichen Denkweise. Wenn Du das, daß man keiner Partei angehört, keinen Charakter haben nennst, so habe ich noch viel weniger Charakter als Du. Aus einem Ultracharakter bin ich nach und nach charakterlos geworden und stehe deshalb, ebenso wie Du, vereinsamt da. Findet man aber in solchem Zustande einen Freund, so gibt es auch ein doppelt inniges Band, denn wenn wir auch keiner Partei angehören, so sind wir doch nicht indifferent. O mein lieber Dicker, wie sehr gefällt mir Deine politische Denkweise und Deine Charakterlosigkeit!

*

Ballenstädt, am 23. Mai 1842. Also wiedersehen sollen wir uns! Arm in Arm durch die Berge schlendern! Dein Plan hat mich so aufgeregt, daß ich seitdem ganz unruhig geworden bin und weder auf dem linken, noch auf dem rechten Bein mehr Ruhe habe, sondern den Schwerpunkt wechseln muß. Nur eines gefällt mir nicht, das ist das lange Warten und die allzu kurze Zeit Deines Verweilens im deutschen Lande, denn wir müssen doch auch zusammen nach Dresden. Und noch eins, mein lieber Gerhard – könntest Du so kommen, daß Du der Mutter die Augen zudrücktest, so wäre das freilich für Dich und sie am besten, aber eine erneute Trennung von Dir möchte ich um jeden Preis von ihr abhalten. Nun ist aber nach allem menschlichen Ermessen ihr Befinden so, daß Du bald kommen müßtest, um sie vielleicht noch zu finden und Dir ihren Segen zu holen.

Ach, ich muß es Dir sagen, mein lieber Bruder, daß mir seit einiger Zeit das Herz recht schwer ist, denn die Mutter ist gar sehr schwach. Deinen Brief las ich ihr noch vor. Sie meinte, man müsse Dir Mut machen, die Reise auszuführen, aber der Gedanke, daß sie von dieser Reise nichts mehr haben würde, schien sie doch zu bewegen. Sie wollte sich gern freuen und konnte doch nicht, weil sie zu deutlich ihr nahes Ende fühlt. Seit der Zeit hat sie weder von Deiner Reise noch von ihrem Tode ein Wort gesprochen, ist aber überhaupt so schwach geworden, daß sie fast gar nicht mehr spricht. Im übrigen ist sie ruhig und liegt fast fortwährend in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen. Ist sie aber wach, so hat sie die vollkommene Klarheit ihres Geistes und, wie mir's scheint, weder Grauen vor dem Tode noch sonstige Beängstigung. Natürlich lassen wir sie keinen Augenblick allein. Seit acht Tagen bringt Julchen sogar die Nächte bei ihr zu, und von heute an werde auch ich die Nächte dort bleiben.

24. Mai 1842. Ach, mein geliebter Bruder, wie soll ich Dir's sagen, was ich zu sagen habe! In unserer Mutter Spruchbüchlein, das immer neben ihrem Bette lag, in das sie auch die Gedächtnistage der Familie zu verzeichnen pflegte, steht auf den 24. Mai: „Unser Wandel ist im Himmel."

Dieses Wort, lieber Gerhard, ist an ihr wahr geworden, noch in anderer Beziehung, als es schon früher wahr gewesen ist. Ihre Seele ist heute früh auf dem ersten Strahle der freundlichen Maisonne in ihre ewige Heimat gegangen. Nachdem sie einige Stunden dem Anschein nach mit regelmäßigem Atem tief geschlafen hatte, war dieser plötzlich in seinem ruhigen Gange unterbrochen, wie durchgeschnitten, und als ich ihr, nun den Todeskampf erwartend, die Hand auf die Stirne legte, fand ich sie schon erkaltet. Jetzt liegt sie auf ihrem Bette, schön und lächelnd wie eine Heilige, so lieblich, wie ich sie seit Jahren nicht gesehen. Wohl ihr, daß sie sanft starb, aber wehe uns, daß wir keine Mutter mehr haben!

26. Mai 1842. Gottlob, es ist wieder ein Tag vorüber, ein Tag der Angst und der Tränen. Ich empfinde es jetzt doppelt schmerzlich, daß ich keinen Freund hier habe. Doch tut mir die Teilnahme einiger Frauen wohl. Vom Todestage an bis heute hat sich die Bernstorff immer schon frühmorgens bei uns eingestellt und ist den ganzen Tag bei uns geblieben, fröhlich und getrost in ihrem Glauben. Sie ist in meinem Hause wie eine Lebensessenz, wie ein stärkender würziger Duft, um so wohltätiger, als fast alle anderen Freundinnen und ganz besonders die Flügge das verdammte Leichenbittergesicht nie ablegen. Ach könntest Du doch jetzt mit mir ans Totenbette treten und das freundliche verklärte Gesicht unserer ewig geliebten Mutter sehen — wie getrost sie aussieht und wie lieblich! Du kennst mein Entsetzen vor Leichen — hier ist kein Entsetzen, es ist das Gesicht der Mutter, wie sie es hatte, wenn sie in der Morgenfrische auf der Loschwitzer Terrasse lustwandelte, wie wir es so lange nicht mehr sahen. Ja, ich muß das liebe Gesicht recht oft und lange ansehen, um den traurigen Eindruck zu verwischen, den das Krankengesicht der letzten Wochen mir hinterlassen.

Ich sollte Dir die letzten Stunden ausführlicher beschreiben und werde das auch noch tun, aber jetzt kann ich es nicht. Schon fürchte ich mich wieder vor dem Nachmittage, wenn die Stunden kommen, wo ich zu der geliebten Kranken zu gehen pflegte. Ach, da umfängt uns beide, meine Frau und mich, eine Leere und Öde, die nicht zu beschreiben ist. O Mutter, Mutter!

27. Mai 1842. Heute in der Frühe haben wir die geliebte Mutter begraben bei dem Schein der lieblichen Frühlingssonne. Zwanzig ehrsame Handwerker trugen den schön gearbeiteten eichenen Sarg mit blanken Henkeln, den die Liebe der Freunde reich mit Kränzen und Guirlanden behangen hatte. Ich folgte der Bahre mit einigen Freunden, die sich unaufgefordert mir beigesellt hatten. Vor dem Sarge gingen zwei Marschälle mit Fahnen und vor diesen unsere und Mutters Dienstmägde, die Blumenkörbe trugen. Langsam zogen wir durch die lange schattige Kastanienallee, die in voller Blüte stand und balsamischen Duft verbreitete. Auf dem Gottesacker, um den dampfend die hohen Berge herum standen, die gen Himmel weisen, hielt der Hofprediger eine Rede wie ein erweckter Christ. Als das Grab zugeschaufelt war, trat aus der Menge

eine arme, elende Frau hervor, die der Mutter immer Waldblumen gebracht und dafür ein Almosen erhalten hat; sie weinte bitterlich und bestreute das Grab mit den schönsten Kränzen von Immortellen und duftenden Maiblumen.

Ich bin so weich wie ein elendes Wachs. Es kommt mir manchmal vor, als wollte mich Gott durch der Mutter Tod wie einen Brand aus dem Feuer retten. Jetzt sind sie alle beim Herrn, die Zwillingsbrüder mit ihren Weibern und Großmutter und Tante Sophie und Carlo und Lilly! Leb wohl, mein Gerhard, und behalte mich lieb. Lieben ist leben – balde, recht balde werden wir alle tot sein.

*

Ballenstädt, am 2. Juli 1842. Habt herzlichen Dank für Trost und Liebe! Mir kommt immer wieder die Frage nach der Ursache des seligen Lächelns unserer sterbenden und der toten Mutter. Sie ging schlafend in die Ewigkeit hinüber, ihr Gesicht nahm einen immer freundlicheren und ruhigeren Ausdruck an und, da sie tot war, lächelte sie so selig. Sie hatte so lange nicht mehr gelächelt und jetzt – jetzt, da Gott ihre Seele von ihr forderte, die jugendliche Freundlichkeit! Als ich in dieser Stunde still neben ihr saß, kam mir wohl der Gedanke, ob nicht Großmutter und unsere verklärten Väter, ja der Fürst des Lebens selbst in diesem Augenblicke mit mir am Sterbebette weilten, das ihnen, den Verklärten, als Geburtsstätte erscheinen muß. Aber solcher Gedanke konnte freilich nur wie ein vorüberwallender Lichtstrahl meine wunde Seele begrüßen. Vielleicht wird dermaleinst der Tod alle Fragen lösen, vielleicht schweigen sie auf ewig. Wie Gott will – was ist an uns gelegen! Als Jüngling strebt man nach Vollkommenheit und findet als Mann, daß die höchste Vollkommenheit, die wir erreichen können, in der Überzeugung ihres Mangels liegt, und als Mann strebt man nach Befestigung im Glauben und findet am Ende, daß man sich auf diesem Gebiete ebenso bescheiden muß wie mit der Tugend, und daß die ganze Ausbeute in dem unbedingten Vertrauen besteht, daß Gott alles wohl machen werde. Über den letzten Atemzug hinaus kennen wir die Geschichte der Seele nicht weiter. Wir wünschen sie aber weiter. Doch selig der, der auch diesen Wunsch in dem Gehorsam gegen Gott begraben kann! –

Du kannst also nicht kommen – ich hatte mich so sehr auf Dich gefreut und gab dem Briefträger extra vier Groschen für den Brief, weil ich dachte, er müßte Dich anmelden. Ich glaube freilich, ich wäre zum Narren geworden vor Freude darüber. Aber Du bist ja so eingeschmiedet und tust recht daran, das Herz unter dem Kommando der Vernunft zu lassen.

3. Juli 1842. Guten Sonntagsmorgen, mein lieber Engelsbraten! Vor meinem Fenster steht ein herrlich blühender Kaktus, eine blühende Königin von Golconda und eine Zwergaloe, die auch schon einen langen Blütenstengel getrieben hat, und zwar alles Dir zu Ehren, denn Du solltest das alles in Deinem Zimmer haben, wo es Dich anstrahlen und begrüßen sollte. Eine solche Freude wie jetzt habe ich noch nie an den Gestalten der

Natur gehabt, die mir lauter verschiedene Offenbarungen ein und desselben Lebensquelles sind, von dem auch ich bin. Ich habe mich darüber ausgesprochen in meinem Büchelchen: „Drei Vorlesungen über Kunst. Bremen bei G. Heyse 1842"; ich wünschte, ich könnte es Dir schicken, es würde Dich gewiß interessieren. An dieses Buch könnten wir unendliche Gespräche und Erörterungen anknüpfen. Es ist mir eine Notwendigkeit geworden, Dich zu sehen. Einen Menschen auf Gottes Erdboden muß man doch haben, gegen den man sich einmal ganz frei und ohne Rücksichten aussprechen kann. Es ist mir ein lebhaftes Bedürfnis, die lange Zeit verschlossene Brust einmal zu lüften, und ich habe dazu keinen Freund als Dich – und Du bist nicht da. Ja, lieber Dicker, wenn Du nicht kommst, werde ich wohl kommen und, so Gott will, mit Dir und Elmine vier Wochen lang im Himmel sein.

6. Juli 1842. Gestern ward unser Ballenstädt durch ein Naturereignis gewaltig alarmiert. Wir hatten seit drei Monaten keinen Regen gehabt, und die armen Ökonomen, dieses stets klagbare Geschlecht, waren in Verzweiflung und lechzten nach Regen für ihre verdorrten Felder und Gärten. Da zog ein starkes Gewitter im Westen auf, und alles jubelte. Als die ersten großen Tropfen fielen und der Donner unaufhörlich in den Bergen rollte, lachte ich vor Freude und zündete eine Pfeife Varinas an. In Zeit von fünf Minuten ergoß sich eine solche Wassermasse, daß die Allee vor unseren Fenstern einem Strome glich, der hohe Wellen trieb. Da plötzlich erhob sich ein Orkan, und es schlug etwas gegen die Wände wie Steinhagel. Klirr, klarr! flog eine Scheibe nach der andern ins Zimmer, die Ziegel zerschlagen von den Dächern, Millionen abgeschlagener Kastanienblätter wirbelten in der Luft, und der Erdboden, ja auch die Dielen in den Häusern überzogen sich schnell mit einer Eismasse. Es war ein Lärm wie in der Schlacht – die kleinen Kinder weinten. Dies dauerte nur eine Minute, aber in dieser Minute waren fast alle Fenster in Ballenstädt zerschlagen. Sobald das Wasser sich verlaufen hatte, gingen wir aus. Die Straßen sahen wie grüne Wiesen aus, so waren sie mit einem Teppich von abgeschlagenen Blättern bedeckt. Tausende von Vögeln, durch den Hagel lahm geschlagen, schlüpften auf dem Boden wie Mäuse herum oder saßen ganz betäubt da und ließen sich greifen. Fast alles mußte bei offenen Fenstern schlafen, auch Julchen und ich, aber wir nagelten uns ein großes Bild vor. In der seligen Mutter Quartier sind alle Fenster zerschlagen, nur das Fenster ihres Krankenzimmers, obgleich mit den andern in einer Front, ist rührenderweise ganz unversehrt. Ach, lieber Bruder, der Schmerz um sie liegt tief, tief im Innern meiner Seele.

*

Ballenstädt, am 15. Aug. 1842. Vorgestern erhielt ich den Brief mit Deiner Anmeldung und hätte mich am liebsten auf der Stelle hingesetzt, Dir zu antworten, wenn nicht die Bernstorff von Alexisbad hereingekommen wäre und mir die Proposition gemacht hätte, mit ihr hinauszufahren

und den Sonntag dort zuzubringen. Unsere alte Caroline Bardua[1] mit ihrer Schwester Minchen halten sich jetzt im Bade auf, und diese sollte ich genießen. So flitzte ich denn pfeilschnell mit herzoglicher Equipage durch den Wald und gelangte in das kühle Tal der Selke. Welche Wohltat, aus dem schwülen Ballenstädt, der verbrannten und verhagelten Vegetation in diese Frische, diese schöne, grüne Bergwelt! In Ballenstädt haben wir seit langer Zeit selbst in der Nacht immer noch 19 Grad; in Alexisbad, wo wir am Abend anlangten, fand ich nur 10 Grad. Ich saß noch bis 11 Uhr bei Barduas und ging dann in meine Klause. Die Kälte, die hier herrschte, tat mir unbeschreiblich wohl, ja es schien mir die angenehmste Ausbeute der ganzen Fahrt, daß ich hier sogar frieren konnte; ich brauchte mich nur im Hemde mitten ins Zimmer zu stellen, so überkam mich ein süßes Frieren. Schrecklich aber war's im Bette, wegen Kürze der Decke, Magerkeit des Kopfkissens, niederträchtiger Beschaffenheit der Matratze. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dankte Gott, als ich früh 4 Uhr mein Zimmer verlassen konnte.

Tiefer violett nebliger Schatten lag auf dem Tale, aber die Spitzen der Berge glänzten im Golde der Morgensonne. Ich stieg auf gemächlichen Wegen die Berge hinan. Oben trat ich aus dem Walde auf sonnige hügelige Feldflur, eingefaßt von altem Buchenwalde. Darüber hinaus schaute mich der hohe Ramberg ehrwürdig und dampfend an. Feld und Wald erglänzten im Diamantenschmuck der Tautropfen. Rückwärts lagen im dunkelblauen Schleier die Berge des Selketales. Das war eine herrliche, feierliche Stunde, nur Du, mein Alter, fehltest mir dazu, Du Genosse der ersten Jugendeindrücke. Da scholl aus dem tiefen Tal herauf ein prächtiger Choral von Blasinstrumenten. Ich stieg hinab und fand unter der Antonseiche die guten alten Schwestern schon sitzen mit großer dampfender Kaffeekanne, Semmel und frischer Butter. Dann ward von alten Zeiten gesprochen, von Vater, Mutter und von Dir. Später gesellte sich die Bernstorff zu uns, und ich las den Damen eine Predigt von Hofacker vor. Am Nachmittage wurde unser Zirkel immer größer und glänzender, bis endlich auch die gute Herzogin sich noch ganz einfach und anspruchslos mit ihrer Arbeit zu uns gesellte und zwei Stunden bei uns sitzen blieb.

19. Aug. 1842. Also im März 43! Ja, Du hast recht, ein Wiedersehen, um sich von neuem zu trennen, ist ebenso bitter als süß. Wenn Du weich geworden bist, so bin ich's vielleicht noch mehr, indessen haben wir doch

[1] Karoline Bardua (1781—1864), Porträt- und Historienmalerin, in Weimar (zwei Porträts von Goethe) und Dresden ausgebildet. Hier wohnte sie als Schülerin des Vaters in K.s Elternhause. Sie war die Veranlassung, daß K.s Eltern in der Kriegsnot 1813/14 im stillen Ballenstedt im Hause der Eltern Bardua eine Zuflucht fanden, während der sich die Beziehungen zum herzoglichen Hause knüpften, in denen letzten Endes K.s Berufung zum Hofmaler wurzelte. Seit 1819 lebte K. B. mit ihrer Schwester Wilhelmine (1798—1865) in Berlin, wo die beiden im künstlerischen Leben eine gewisse Rolle spielten; 1852 zogen sie ganz in die alte Heimat zurück, nachdem sie schon seit 1840 hier oft längeren Aufenthalt genommen. Vgl. ihr „Jugendleben", hrsg. von W. Schwarz (1874), sowie Westermanns Monatshefte Bd. 81 (1896/7).

beide auch Elastizität des Geistes genug, um uns, wenn wir zusammengekommen, da es sein muß, auch wieder zu trennen. Du kommst direkt hierher, hier letzen wir uns so lange als möglich. Indessen ist es Dir bekannt, daß wir alle keine Heiligen sind, wir werden uns unserer sündlichen Natur gemäß zeigen und betragen, wir werden uns gegenseitig an unseren Ecken und Kanten stoßen und am Ende für den Augenblick froh sein, wieder voneinander zu kommen, was die Trennung ungemein erleichtert. Auch denke ich Dich auf dem Rückwege bis Berlin zu begleiten, sodaß Du schließlich Gott danken sollst, wenn Du mich endlich wieder los bist, und zu Dir sagen wirst: ich hoffe doch, daß er so bald nicht nach Estland kommen soll.

Wir haben jetzt meinen Schwager Fritz mit seiner Frau und jüngeren Tochter Bertha, die sich einstellten, um Mathilde abzuholen, auf vierzehn Tage zu Besuch. Dazu kam noch aus Berlin der junge Harnack[1], der im October nach Dorpat zurückzukehren gedenkt. Dieser Knabe ist sehr interessant und studiert die schauderhafte Wissenschaft der Theologie mit einer wahren Wollust. Er hat eine eminente Gelehrsamkeit und wird sich gewiß als gelehrter Theolog bekannt genug machen. Ich habe ihn so viel ausgenutzt, als dies irgend möglich war, und ihm alle meine Bedenken vorgetragen. Jedesmal nach Tisch lieferten wir uns eine Schlacht, die ein paar Stunden dauerte. Doch kann ich nicht sagen, daß er mich gefördert hätte, denn meine Gedanken waren ihm fremde Gedanken, er verstand mich nicht, und wo er mich verstand, da verrückte er den Standpunkt auf sophistische Weise. Doch glaube ich, daß wir uns liebgewonnen haben; er hat mir versprochen, noch einmal herzukommen, ehe er nach Dorpat zurückgeht. Es ist doch herrlich, mit geistig angeregten und anregenden Menschen zusammen zu sein.

26. Aug. 1842. Während mein Schwager Friedrich Krummacher hier war, ließ er sich, da die Herzogin wiederholt gegen mich und Julchen den Wunsch ausgesprochen hatte, bereit finden, hier zu predigen. Salmuth[2] wußte es aber zu vereiteln. Darüber habe ich mich sehr geärgert, denn wenn ich auch die Ansichten meines Schwagers nicht teile, so ist er doch einer der bedeutendsten Redner, die wir haben, und von so bedeutenden Erscheinungen Notiz zu nehmen, halte ich geradezu für Pflicht, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Überhaupt läßt sich in unseren Tagen in Deutschland nicht mehr gebieten, wie und was gepredigt werden soll, und alles, was der Staat allenfalls noch fordern kann, ist ein objektiver Grund der bestehenden und vom Staat geduldeten Kirche. Aber die Anhaltiner gehören zum gefallenen Menschengeschlechte, und zwar sind sie in die Dummheit gefallen. Bei uns dürfen die Herrn Prediger nichts predigen als den alten, wissenschaftlich längst überwundenen Rationalismus oder eine Vernunftreligion, welcher nichts mehr fehlt als die Vernunft und auch die

[1] Theodosius Harnack (1817—89), geb. in St. Petersburg, 1843 Privatdozent, später Professor der praktischen Theologie in Dorpat, Vater des Berliner Adolf v. H.

[2] Freiherr Ludwig v. Salmuth (1791—1863), Geh. Legationsrat, Mitglied des Geheimen Konferenzrates, der für den kranken Herzog die Regierungsgeschäfte leitete.

Religion. Die ganz kleinen Staaten und die ganz großen, wie Rußland, scheinen sich immer in einigem Rückstand zu befinden.

Du schreibst, Du begreifest nicht, daß ich abwechselnd so christlich und so unchristlich rede. Das hat aber einen doppelten Grund. Einmal ist meine Ansicht keineswegs abgeschlossen, daher ich, von meinem Gefühl hingerissen, zuweilen auf Augenblicke in das alte wohlbekannte christliche Gebiet zurückfalle. Ich habe oft Stunden, wo es mir möglich erscheint, das Christentum könne doch mehr sein als eine bloße Wahrheit im Bilde, es könne geschichtliche Wahrheit sein und sich dennoch mit dem wissenschaftlichen Verstande vertragen, wie das in Schuberts[1] Kopf der Fall ist. Als die Mutter starb, glaubte ich einen Augenblick, der Schmerz werde mir klarmachen, was mir sonst nicht hatte klar werden wollen, ich versuchte es, mich mit Gewalt in das Christentum zurückzuversetzen, aber es ging nicht, und ich fand zuletzt Trost in einer stillen Ergebung in Gottes Willen.

Der andere Grund ist, daß die Resultate meines Denkens dem Christentum auf der einen Seite so ähnlich sind, wie sie ihm auf der anderen Seite widersprechen. Das, was die wirkliche Ausbeute meines ehrlichen Tugend- und Glaubensstrebens ist, ist das gewisse Vertrauen auf Gott, daß er alles gut machen werde. Das habe ich und halte ich fest, und das ist doch schließlich der Kernpunkt der christlichen Religion. Der gläubige Christ freilich will allerlei Einzelnes und Bestimmtes wissen über tausenderlei Fragen, die das Jenseits betreffen. Ich weiß davon nichts, ich weiß nur, daß ich in allem, was ich bin, in Ihm und durch Ihn und mit Ihm bin. Das ist auch ein Trost, aber dahin kommt man nur durch große Schmerzen, und ich will auch nicht behaupten, daß ich zu allen Stunden so weise bin.

Mein lieber Bruder! Die ganze Natur singt ein ernstes und heiliges Lied: ich bin nicht mein, sondern Sein — es sterbe und werde dahingenommen, was ich lebe und bin, Er aber lebe und bleibe. Das ist das Lied der Natur, das sie, indem sie fortwährend dahinstirbt, unbewußt singt. Wir Menschen aber können uns in dieser Beziehung zum Bewußtsein erheben, wir können in diesem unseren Hinsterben und Hingeopfertwerden für Gott den Zweck und das innere Gesetz unseres Lebens erkennen, und dann, lieber Bruder, und nur dann, wenn wir unseren Willen mit dieser Notwendigkeit vereinigt haben, dann sind wir recht frei, auch ohne weitere Aussicht. Siehst Du, das ist gleich wieder so eine Ähnlichkeit mit dem Christentum und doch auch ganz anders. Wer sein Leben verliert, der wird es erhalten: das ist tiefe, tiefe Wahrheit. Aber das Christentum hat ein Jenseits — die Philosophie weder Diesseits noch Jenseits, sondern ein kontinuierliches Werden Gottes in der Wirklichkeit der Kreatur, die aber für sich keinen Bestand hat, damit Gott ihn habe, welcher Alles in Allem

[1] Der Naturphilosoph Gotthilf Heinr. v. Schubert (1780—1860), Professor in München, eine von mildem, weitherzigem Pietismus erfüllte Persönlichkeit. Sch. wohnte bis 1809 in Dresden, im gleichen Hause mit K.s Eltern, diesen nahe befreundet (Jug.-Er. I, 2).

ist. – Ich schreibe Dir dieses nur, damit Du siehst, daß doch nicht bloß Negatives in mir steckt.

27. Aug. 1842. Noch kann ich mir's gar nicht recht denken, daß Du kommst. Der März hat auch seine Reize, wiewohl geringe. Er ist mein Lieblingsmonat, die Zeit der jungen sich rüstenden Kräfte, aber er ist kein guter Mond, um Besuch zu empfangen. Einer im Hause hat dann immer Zahnschmerzen, alle haben nasse Füße und nichts Ordentliches zu essen, besonders nach einem Sommer wie dem diesjährigen. Wir ersticken jetzt fast vor Hitze, Dürre, Staub. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Weißt Du auch, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß die Birken nächstes Jahr wieder ausschlagen? Sie sind schon entblättert, aber die Blätter sind nicht gelb abgefallen, sondern grün zu Pulver verbrannt. Die Futterkräuter sind so miserabel gewachsen, daß es fraglich ist, ob der Viehstand erhalten werden kann. Die Kartoffeln werden kaum zur künftigjährigen Aussaat hinreichen. Wir sehen einem schrecklichen Winter entgegen, schon jetzt kosten die Lebensmittel fast das Doppelte. Wir Menschen sind wie die Fliegen und haben ein faules Ziehen in den Beinen. Nach Tische liege ich zwei Stunden auf der bloßen Diele, weil es da am kühlsten ist. Ich lebe nur abends von 8 bis 11 und morgens von 6 bis 11, die übrige Zeit bin ich tot. Ich decke mich nur mit dem Bettuche zu, dennoch erwache ich früh im Schweiß. Nun stehe ich auf und stelle mich in meinen Badeschrank, lasse die Flut über mich herbrausen von schönem frischen Quellwasser. Dann wird mir unendlich wohlig, ich ziehe mich an und bin ein paar Stunden zu allem Guten aufgelegt. Dann wird's wieder heiß, ich lasse die Arbeit liegen und lese in Immermanns „Münchhausen", denn etwas Ernstliches kann man da nicht treiben. Dann wird gegessen, geschlafen, dann langweilt man sich, bis man endlich am Abend wieder auf ein paar Stunden erwacht und vor der Haustüre ein paar Zigarren schmaucht mit den Nachbarn, die sich zu einem gesellen.

*

Ballenstädt, am 26. Sept. 1842. Als ich neulich abends nach 10 Uhr mit Julchen nach Hause kam, sagte mir Minchen, drüben im Gasthofe seien drei Herren aus Dresden angekommen, die mich hätten hinüber bitten lassen. „Ob das nicht Richter, Peschel und Oehme[1] sind?!" sagte ich, aber Julchen meinte, so hoch würde es wohl nicht hergehen, denn wo sollten nun gerade diese drei zusammen herkommen. Ich ging hinauf in mein Zimmer, von wo ich in einige Fenster des Gasthofs sehen kann. Da ging eine Gestalt im Zimmer auf und nieder, deren Profil, soweit ich durch mein Fernglas erkennen konnte, allerdings dem Freunde Oehme nicht wenig glich, doch war ich sehr ungewiß. Nach einiger Zeit tauchte

[1] Die Jugend- und Studienfreunde: Ludwig Richter, der berühmte Maler und Zeichner (1803—84), mit K. 1825/26 gleichzeitig in Rom, 1836—73 Professor für Landschaftsmalerei an der Dresdener Akademie. — Karl Gottl. Peschel (1798—1879), seit 1837 Professor an der Dresdener Akademie. — Ernst Ferdinand Oehme (1797—1855), ebenfalls Dresdener Maler.

eine andere Gestalt mit einer Pfeife auf, die dem kleinen Peschel ähnlich sah, da fing mir das Herz an zu pochen, aber ich war immer noch ungewiß. Endlich erhob sich gerade neben dem Lichte Freund Richter, wie er leibt und lebt, und nun steckte ich meinen Kopf zum Fenster hinaus, hielt zwei Lichter daneben, so daß ich prächtig beleuchtet war, und pfiff einen italienischen Gassenhauer. Zuerst bemerkte mich Richter, dann die andern mit Jubel, sie rissen ihre Fenster auf, und wir begrüßten uns für diesen Abend wenigstens aus der Ferne.

Den folgenden Tag blieben sie da, und wir gingen beim herrlichsten Wetter zusammen auf den Falkenstein. O wie war ich selig mit den Genossen der Jugend! Wir lachten und rauchten und klagten uns auch unsere Not. Auf der alten Burg angelangt, frühstückten wir in ritterlicher Halle Butterbrot mit Schlackwurst, fürchterlich lachend, weil Oehme witzig ist. Als wir uns erquickt hatten, ging das Zeichnen los. Um zwei waren wir fertig und ließen uns Gänsebraten, Salat und Birkenchampagner heraus ins Freie bringen. Nach Tisch ließen Richter und Peschel sich das Schloß von innen zeigen, Oehme aber setzte sich wieder zum Zeichnen auf sein Feldstühlchen, und ich legte mich neben ihn ins Gras, ihm zusehend. Es war eine Wonne.

Unsere Schwester Adelheid hat Vater und Mutter Krummacher in Bremen recht wohl gefunden, nur daß Vater sich von Jahr zu Jahr mehr mit hypochondrischen Grillen zu plagen scheint. Merkwürdig ist es doch, wie große und berühmte Glaubenshelden so besorgt um ihr Leben sein können! Scheibel[1] traute sich in Hermsdorf nicht allein über den Hof zu gehen, weil da gewöhnlich ein dicker Mops in der Sonne schmorte, der beinahe im Fett erstickte und froh war, wenn man ihn nur ungeschoren ließ. Wenn Scheibel hinüber zu Heynitz gehen mußte, nahm er zu seinem Schutze allemal ein altes Weib mit, die Frau des alten Bedienten Haase, die sich noch obendrein mit einem dicken Knüttel bewaffnen mußte, welcher zu dem Endzwecke immer unten an der Tür lehnte. Einen anderen großen Glaubenshelden, den Du wohl erraten wirst, konnte ich nicht bewegen, mit auf den Turm des Falkensteins zu steigen, wo wir alle, sogar die kleinen Kinder, hinaufgingen, weil er fürchtete, der Turm könne einstürzen; ebenso ist seine Angst beim Gewitter grenzenlos, und er getraut sich nicht allein zu schlafen aus Furcht vor Gespenstern. Es gibt doch viele Rätsel in dieser argen Welt.

12. Oct. 1842. In den letzten vierzehn Tagen war viel Trubel und Unruhe, viel Arbeit, Kummer und Narrheit. Der Kummer besteht darin, daß mir mein Wirt die Miete gekündigt hat, weil er in meiner Wohnung seinen Sohn etablieren will. Nun ist aber hier keine andere anständige Wohnung für mich zu finden, wenn ich nicht ein Haus kaufe, kaufen mag

[1] Joh. Gottfried Scheibel (1783—1843), Führer der [alt-] lutherischen Bewegung gegen die kirchliche Union, lebte, nachdem er seines Amtes als Professor der Theologie in Breslau 1832 entsetzt war und auch aus Dresden ausgewiesen wurde, eine Zeitlang in Hermsdorf, wo ihm Ernst v. Heynitz eine Zuflucht gewährte.

ich aber nicht an einem Orte, wo jeden Tag durch den Tod des Herzogs alle Häuser außer Wert gesetzt werden können. So bleibt mir, wenn sich bis Ostern nicht doch noch eine Miete auftut, nichts anderes übrig, als nach Bernburg zu ziehen. Daß mich das unruhig macht und wegen Häuserbesichtigung viel Herumlaufens verursacht, kannst Du Dir denken.

Was nun die Narrheit anbelangt, so überredete mich die Bardua, der ich einige närrische Gedichte von mir vorgelesen, ich müßte durchaus zum Geburtstage der Herzogin irgendeinen Schwank veranstalten, um der Herzogin eine Überraschung und Freude zu bereiten, und schlug mir zu dem Ende vor, ein Wachsfigurenkabinett aufzustellen und es den Herrschaften zu erklären. Ich ließ mich breitschlagen, und nun begannen acht schwere Tage der äußersten Aufregung und Anstrengung, denn, da man sich jedenfalls wundern mußte, von mir so etwas veranstaltet zu sehen, so mußte es etwas besonders Gutes werden, wenn ich mich nicht lächerlich machen wollte. Die mitwirkenden Personen ließ ich mir durch den Hofmarschall bestimmen, der sehr gern auf die Idee einging und mir mit allen Mitteln eines reichen kleinen Hofes zu Hilfe kam. Er wählte die Mitspielenden aus der engsten Umgebung des Hofes, zwanzig an der Zahl. Nun ging die Not an, die Mitwirkenden, lauter vornehme Leute, willig zu machen und für jeden den Charakter zu wählen, den er gerne darstellen wollte. Dies war ein fast unübersteiglicher Berg, weil die Eitelkeit mit ins Spiel kam. Endlich kamen wir doch zu Rande, und alle waren zufrieden, hatten aber freilich keine Ahnung von der Art und Weise, wie ich bei der Vorstellung über sie selbst sprechen würde. Den Text zu machen war keine Kleinigkeit, denn ein Stündchen mußte ich doch über die Figuren sprechen und durfte während dieser Zeit meine Zuhörer nicht aus dem Lachen kommen lassen.

Am Sonnabend, dem Tage vor dem Geburtstage, arbeitete ich noch bis Mitternacht an meinem Texte. Als ich am Sonntage aufwachte, war ich steif von Kreuzschmerzen, daß ich mich nicht allein aufrichten konnte. Julchen mußte mir beim Anziehen helfen, und nur mühsam kroch ich aus dem Bette. Gegen Mittag wurde es indessen soweit besser, daß ich mühsam nach Tafel hinken konnte. Dann schleppte ich mich wieder nach Hause, um mir meine Galakleider zusammenzusuchen — aber siehe da, die Strümpfe waren nirgends zu entdecken, ebensowenig die Schuhschnallen. Wir drehten das Haus danach um, Alvensleben[1] schickte und ließ mich bitten, doch aufs Schloß zu kommen, weil die Arbeiter warteten, Julchen bekam eleganten Damenbesuch, und ich hatte in meinem Rücken Schmerzen wie ein Heide. Endlich fand ich, vor Angst schwitzend, die verdammten Goldschnallen und Strümpfe und legte alles, was ich brauchte, auf einen Haufen, bat Julchen, es mir nachzuschicken, und kröpelte mich aufs Schloß.

Hier wurde im Speisesaal eine halbrunde erhöhte Bühne aufgeschlagen, mit Blumen, Lichtern und Gardinen herrlich dekoriert, in einem

[1] Kammerherr Werner Ludwig v. Alvensleben (1805—69).

Zimmer wurden die Herren, im andern die Damen angeputzt, von mir und der Bardua geschminkt und bemalt. Da sah man nun die Gräfin Hahn-Hahn, Maria Stuart, Liszt, Carl den Großen, Caspar Hauser, alles durcheinander, und die Bardua und ich steifer Krüppel wurden fast zerrissen. Um 7 sollte und mußte es angehen, da der Herzog, der auf Pünktlichkeit hält, darum wußte. Jetzt war es ½7, und ich mußte mich noch anziehen. Ich hatte mir einen Soldaten gemietet, der mich ankleiden sollte, weil ich mich nicht bücken konnte, und ließ mir die Hosen ausziehen. Da fehlten die seidenen Strümpfe in den mir nachgeschickten Sachen, es war fürchterlich – es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Hause zu laufen und sie zu holen. Dabei strengte ich mich übermäßig an und kam triefend von Schweiß unter größten Schmerzen zurück. Mein Soldat kleidete mich an, der Hofmarschall trieb, die Bardua stellte unterdessen die Figuren ganz falsch, und die Hosenschnallen wollten durchaus nicht in die rechten Löcher. Endlich war ich fertig, auch meine Figuren waren gestellt, und vorn auf der kleinen Treppe, die auf die Bühne führte, saß schlafend die Cumäische Sibylle.

Der Hofmarschall ging, mich bei der Herzogin als Herrn Guglielmo Maccaroni aus Pavia mit Wachsfiguren zu melden. Da fiel mir ein, daß ich meinen großen dreieckigen Hut und mein weißes Stäbchen in der Garderobe vergessen hatte. Denke Dir, wie furchtbar! Bei der Sibylle, die die ganze Treppe einnahm und mit ihren künstlich gelegten Gewändern schon eingeschlafen war, konnte ich nicht vorbei, ich sprang daher, meine Kreuzschmerzen vergessend, über die Lichter von der hohen Bühne herunter und bekam einen solchen Schlag und Schmerz durch mein ganzes Rückgrat, daß ich beinahe hingestürzt wäre und vor Schmerzen laut aufschreien mußte. Nachdem ich einige Mäntel weggerissen, fand ich, o Wonne, meinen Dreimaster und Stab. Kaum stand ich wieder auf der Bühne, da rannte auch schon ein Kammerdiener herein und rief: Die Herrschaften!

Nun ertönte auf mein Kommando von verborgener Musik der alte Dessauer-Marsch, kräftig mit Pauken und Trompeten, und herein traten der Herzog und Herzogin, der ganze übrige Hof und alle Großen des Reichs. Alle nahmen Platz, und mich hatte der lustige Marsch mit Mut beseelt, meine Schmerzen hatte ich mir ausgeschwitzt und ausgesprungen. Als die Musik schwieg, trat ich vor und hielt eine Anrede an die Herrschaften in einem ganz veralteten Kanzleystyl und mit Marktschreierdeklamation, wobei ich zu meiner Ermutigung schon hier und da etwas Gelächter vernahm. Und dann erklärte ich die Figuren, eine nach der anderen, es verbreitete sich eine ungeheure Heiterkeit im ganzen Saal, auch meine Figuren, die von meinem Texte keine Ahnung gehabt hatten, fingen vor innerem Lachen an zu zittern, während ich selbst so ernsthaft wie eine Kratzbürste blieb. Es war ein ganz ungeheurer Effekt, viel mehr, als ich für möglich gehalten hätte.

Als ich alle Figuren durch hatte, trat ich an die Sibylle hin, erklärte auch diese und fügte dann hinzu, daß es ein berühmter Automat sei, der

in allen großen Residenzen vor Königen und Fürsten die gerechteste Bewunderung erregt hätte und welcher, wenn er aufgezogen wäre, sich aufrichten und Töne ausstoßen könnte, die der menschlichen Stimme ähnelten. Nun zog ich einen großen Uhrschlüssel aus der Tasche, steckte diesen der Figur in die Schulter, drehte und hatte mir eine Vorrichtung erdacht, daß es ganz akkurat so klang, als wenn ein Räderwerk aufgezogen würde. Hierauf richtete sich die Sibylle ganz langsam auf, es ertönte eine sanfte Musik, und sie sprach nun melodramatisch einige Verse ernsten Inhalts, die ich der Herzogin zum Geburtstag gedichtet hatte. Die Überraschung war groß.

Nun schwieg die Musik. Meine Wachspuppen erwachten aus ihrer Versteinerung und bewegten sich nach vorne, die Herrschaften bestiegen die Bühne — da ertönte auf einmal der Ruf: „Feuer! Feuer!" und der Mantel der Prinzessin Marie flammte hell auf mit ungeheurer Lohe. In diesem schrecklichen Augenblick warfen Alvensleben und ich uns blitzschnell auf die Prinzeß und erdrückten so das Feuer, wobei ich mir tüchtig die Hand verbrannte samt Rock und Hose. Da es glücklich abgelaufen war, erhöhte dieser Zwischenfall nur noch die Stimmung. Die Herzogin kam zu mir und dankte mir mit großer Herzlichkeit für den amüsanten Abend, desgleichen alle die Räte und sogar der Superintendent; ich hatte sie plötzlich alle zu Freunden, da ich sie lachen gemacht hatte. Meine Puppen, die ich eigentlich zum besten gehabt, waren alle königlich vergnügt gewesen, und keiner war gekränkt, selbst Alvensleben nicht, den ich zur allgemeinen Belustigung am meisten gehänselt hatte. Die Herzogin bedankte sich bei allen einzeln, meine kleine Frau aber, die sich, weil keine andere dran wollte, dazu hergegeben hatte, die weiße Frau von Orlamünde darzustellen, küßte sie ganz herzlich, was mir große Freude machte. Jetzt spricht man von nichts anderem, und mein Manuskript, das ich für die Herzogin abschreiben mußte, wandert von Haus zu Haus. Am meisten freue ich mich, daß ich niemanden dabei gekränkt habe, was so leicht hätte vorkommen können, und daß auch niemand auf meine Kosten gelacht hat, daß ich mich aus dieser schwierigen Geschichte gezogen habe, ohne selbst zum Narren zu werden. Es ist eine ordentliche Erfrischung in die Gesellschaft gekommen, ich bin Allen nähergetreten und danke es wirklich der Bardua, daß sie aus alter Anhänglichkeit für unser Haus mich gewissermaßen zwang, einmal hervorzutreten.

*

Ballenstädt, am 21. Oct. 1842. Soeben habe ich Deinen Brief gelesen, mit Dank gegen Dich, Du lieber rüstiger Schreiber, mit großer Freude, aber auch mit Anwandlungen von Schwermut darüber, daß wir auf geistigem Gebiete immer weiter auseinander zu bersten scheinen. Du begreifst nicht, mein lieber Bruder, wie ich damit befriedigt sein kann, daß Gott Alles ist und ich nichts bin. O wenn mir dieser Satz nur erst so recht in Fleisch und Blut übergegangen wäre, wie wollte ich dann still und ruhig werden! Es ist ja möglich, daß ich, wie Du meinst, den rechten Glauben

nie gehabt habe. Aber ich meine doch, all jene inneren Zustände früher an mir selbst erfahren zu haben. Nun aber bin ich durch einen zehnjährigen unaussprechlichen Jammer hindurchgegangen, habe gebetet und geforscht und darüber einen Glaubenssatz nach dem andern verloren. Nun halte ich es nicht länger aus, ich habe den ehemaligen Glauben drangegeben und halte mich an das Wenige, was man in Wahrheit erfahren kann. Da werde ich denn nun auch wieder ruhiger, obgleich nicht glücklich. Aber wer ist das überhaupt?!

22. Oct. 1842. Ich bin in ein sonderbares Treiben hineingeraten, das mir arge Beschwerde machte. Die Vorstellung mit den Wachsfiguren hat der Herzogin so außerordentlich gefallen, daß sie der Bardua befahl, sie möchte doch auf morgen, den Geburtstag ihrer Schwester, der Prinzeß Marie, wieder so ein Vergnügen ausdenken. Die Bardua legte darauf, ohne mir ein Wort zu sagen, der Herzogin den Plan zu einem Zigeuneraufzuge vor, worin auch singende und tanzende Steiermärker, Italiener und eine türkische Gesandtschaft vorkamen. Dann erst kam sie zu mir und bat mich, die nötigen Texte zu machen. Ich wurde sehr böse über den neuen Trödel und schickte sie fort; wir überwarfen uns ein bißchen. Die übrigen Cavaliere und Damen, an die sie sich nun wandte, um sie zum Mitspielen aufzufordern, entgegneten ihr ganz höflich, für ihre Herzogin gäben sie sich wohl zu so etwas her, aber was ginge sie die Prinzeß Marie an; und sie rekrutierten zu meiner stillen Freude nicht einen Mann. Nun steckte sich der Racker hinter die Herzogin, und plötzlich fuhr die erste Hofdame bei allen denen vor, denen die Bardua eine Rolle zugedacht hatte, und lud sie im Namen der Herzogin zum Mitspielen ein, da mußten sie sich's für eine Ehre anrechnen. Mich aber ließ die Herzogin eines schönen Morgens aufs Schloß kommen und erzählte mir, sie habe sich entschlossen, selbst mitzuspielen, und zwar die Rolle der Preziosa, aber nur unter der Bedingung, daß ich ihr den Text verfaßte. Ich machte allerlei Einwendungen, aber es half nichts, ich konnte nicht widerstehen, und nun, da ich ihr ein Gedicht versprochen, mußte ich auch noch zusagen, die Reden für den türkischen Gesandten und seinen Dragoman zu machen und die schwerste Rolle, die des Dragoman, selbst zu übernehmen. Heute haben wir schon die dritte Probe gehabt, morgen ist die Aufführung. Meine arme Frau ist auch noch genötigt worden, und zwar ebenfalls von der Herzogin in Person, ein italienisches Bauernmädchen zu machen; die Kinder wollte sie auch haben, die schlug ich aber auf das entschiedenste ab.

24. Oct. 1842. Nun ist der große und odiöse Tag vorüber. Das war eine schöne Hetze. Früh hatte ich noch zu memorieren, mittags war große Tafel, anstrengendes Essen und Trinken. Um 5 Uhr versammelten sich die Komödianten in den glänzendsten Kostümen bei der ersten Hofdame, wo Tee gegeben wurde und die sonderbarste Unterhaltung stattfand, indem alle mit immer steigender Angst fortwährend ganz laut ihre Rollen hersagten. Unterdessen versammelte sich im großen Saal alles, was hoffähig ist. Um 7 hörten wir die Prinzeß vorfahren. Nun zogen auch wir

unter Abspielung der Preziosa-Musik in den Saal, und das Spiel begann. Die Szene mit dem Gesandten und seinem Dolmetsch erregte ein fortwährendes schallendes Gelächter, und selbst der Herzog, vor dessen übler Laune wir uns am meisten gefürchtet hatten, war ganz seelenvergnügt. Endlich zogen wir unter den Klängen des Preziosa-Marsches die Herzogin auf einem prächtigen Wagen in den Saal; Cramer und ich gingen an der Stange, vor uns zogen der junge Sigsfeld und Prinz Julius von Holstein, der ganze Zug folgte, die Herzogin glänzte von allen ihren Diamanten und sah aus wie eine Fee. So fuhren wir um den ganzen Saal herum und hielten vor der Prinzessin. Nun stieg die Herzogin aus und begann die Rezitation von 15 Versen aus der Seele der Preziosa. Ich hatte den Versen den Charakter der Naivetät gegeben und nichts weniger als eine Rührung bezweckt, dennoch fingen alle Frauenzimmer an zu weinen, und sogar der Herzog vergoß Tränen, was man bis dahin für ganz unmöglich gehalten hatte.

Der letzte Vers leitete zu unserem Schlußstück über. Mit den Worten: „Mir aber gebt mein Instrument und laßt uns musizieren, und wer der Töne Zauber kennt, wird sich wohl amüsieren" empfing die Herzogin aus den Händen des Zigeunerhauptmannes ein kleines Kindercymbal, wir andern griffen nach ähnlichen Instrumenten, Kuckuck, Schreipuppe, Trommel usw., schlossen einen Kreis und führten nun mit Quartettbegleitung die berühmte Haydnsche Kindersymphonie auf. Hierauf rührte sich die Gesellschaft untereinander, und der arme Dragoman empfing große Ehre, sogar alte Kerls drückten mir die Hände und waren von meinem eigentlich ganz faden Gedicht ganz gerührt und erbaut.

30. Oct. 1842. So lange liegt nun wieder der dumme Brief, ich komme gar nicht mehr zum Schreiben, auch aus übler Laune. Eigentlich weiß ich selbst nicht recht, warum mir alles so ärgerlich ist. Summa summarum: ich kann auf keine andere Weise mehr froh werden, als wenn die Sonne früh in mein Fenster scheint durch die goldgelben Blätter der Kastanien, wenn dann mein Vögelchen sein liebliches Morgenlied singt, und ich denke, Du wärst bei mir, und wir könnten zusammen einen Gang in den Wald tun oder auch am prasselnden Windöfchen sitzen und von guten Dingen sprechen. Vielleicht wird das zum März so werden, und der Februar bringt schon die Vorfreude.

Jetzt habe ich nun wieder mit der Bernstorff einen großen Kummer. Seit Jahren schon leide ich an Husten, und das Übel wird, wie bei Mutter, immer stärker und inkommodiert mich recht. Ich habe deshalb verschiedene Ärzte konsultiert, aber sie konnten nichts ausrichten. Endlich habe ich mich darein ergeben, und da der Mensch doch einmal an etwas sterben muß, war ich auch ganz zufrieden mit dieser Plage des Hustens, dieser Sünde meines Leibes, und ließ ihn höchst unbekümmert sein Wesen treiben. Nun hat mich aber die Bernstorff öfter stark husten hören, und da sie leider ein ganz übermäßiges Interesse an mir nimmt, so ängstigte sie sich sehr und wollte mich mit aller Gewalt bewegen, Homöopathie zu brauchen. Sie

quälte mich mit dieser verdammten Heilmethode, welche mir eine elende Kinderei scheint, bis aufs Blut. Da sie mich nicht dazu bewegen konnte, hatte sie es im verflossenen Winter listig so veranstaltet, daß ein berühmter homöopathischer Arzt aus Bernburg mich in ihrem Zimmer finden mußte. Diesem Charlatan stellte sie mich nun vor und sagte ihm, ich wäre sehr leidend und wünschte ihn zu konsultieren. Ich aber lachte und erklärte dem Marktschreier, dies sei mir nie eingefallen, ich wäre ganz gesund, außer daß ich manchmal hustete, was mir ganz recht wäre, da jeder Mensch so ein Übel mit sich herumtragen müsse, und so nahm ich meinen Hut und ging. Die Bernstorff weinte darüber, und ich war vier Wochen lang mopsig. Sie fing aber immer wieder davon an, es war ein beständiger Krieg zwischen uns.

Endlich vor einigen Tagen sagte sie mir, die Herzogin ließe für sich den Dr. Würzler herkommen, und nun sollte ich ihr doch den einzigen Gefallen tun und erlauben, daß sie ihn mir schickte. Ich aber verneinte standhaft. Den andern Tag rückte sie mir aufs Zimmer, bat mich aufs beweglichste, es könne ja doch auf keinen Fall schaden, und ich Esel, der ich gerade sehr fröhlich gestimmt war, weil meine Töchter bei ihrer Gouvernante ein sehr brillantes Examen gemacht hatten, bin so schwach und ergebe mich, um die Freundin zu beruhigen. Ich kann nicht leugnen, daß mir in dem Augenblick so wohl war, als hätte ich mich fürs Vaterland geopfert wie der selige Curtius, da er sich in den Pfuhl stürzte. Es dauerte aber nicht lange, so tat es mir leid, und ich lief aufs Schloß und erklärte der Bernstorff, es sei mir doch unmöglich, und wenn sie mich lieb hätte, sollte sie mich verschonen. Aber nein, durchaus nicht, sie blieb dabei, sie würde mir dies Ungeziefer schicken. Ich zog verdrießlich ab. Nun machte sich meine Frau daran und schrieb ihr, sie sollte mich doch zufrieden lassen, denn es sei mit mir nicht mehr zum Aushalten. Nein! Ich ging den Abend noch einmal zu ihr und bat, diesen Kelch an mir vorübergehen zu lassen. Nein! „Nun", sagte ich, „schicken Sie ihn, ich will ihn schon empfangen". Ich wollte ihm nämlich lauter falsche Symptome angeben und ihn nötigenfalls beleidigen.

Auf einmal kam das Biest wirklich in mein Zimmer, so steif, als wenn er eine Elle verschluckt hätte, und so feierlich wie der Pontifex maximus sagte er höchst langsam und pomphaft: „Fräulein von Bernstorff hat mir befohlen, mich zu Ihnen zu verfügen." Ich mußte lachen, so giftig wie ich war, und sagte, die hielte mich für krank und wäre besorgt, weil ich hustete, und bat ihn Platz zu nehmen. „Wie ist Ihr Husten?" — „O, ich huste ein wenig, etwa wie ein Schafbock, aber wollen Sie nicht Platz nehmen — darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?" — „Zu welchen Tageszeiten husten Sie?" — „Donnerwetter, setzen Sie sich doch nur erst, dann wollen wir weiter sprechen." Er verzog keine Miene und sagte: „Werfen Sie Schleim aus?" Nun nahm ich ihn und drückte ihn aufs Kanapee. „Wie ist der Schleim, grau? grün? hart? weich?" Da er durchaus nichts anderes sprach, als was zur Sache gehörte, und sich durch nichts abwenden ließ,

auch für keinen Augenblick seine feierliche gottesdienstliche Miene veränderte, so verlor sich meine Verdrießlichkeit gänzlich, und ich hatte entsetzlich zu kämpfen, daß ich nicht lachte, ich litt eine horrible Qual.

Er setzte sein Examen fort und schrieb dabei einen ganzen Roman von Symptomen auf, und ich war nicht imstande, falsche Symptome anzugeben, sondern sagte die Wahrheit. Nun zog er ein Hörrohr aus der Rocktasche, setzte mir das auf die bloße Brust, umarmte mich und drückte sein Ohr an das Rohr; dies war zum Platzen. Endlich sagte er langsam: „Keine Spur von Tuberkeln, Ihre Brust ist so gesund wie die Brust eines Kindes." — „Desto besser!" sagte ich und erklärte ihm, nun müsse er sich aber auch behorchen lassen, nahm ihm das Rohr weg und setzte es bei ihm an. Da verlor sich endlich seine Feierlichkeit etwas, und er fing an, ein klein wenig zu lächeln. Ich umarmte ihn und drückte ihm mit meinem Ohr das Rohr so stark an die Brust, daß wir beide auf dem Kanapee umfielen — in dem Augenblick kam meine Bertha herein, sah zwei Männer mit nackter Brust durch ein Rohr zusammengewachsen in zärtlicher Umarmung auf das Kanapee hingesunken und entwischte behende und sehr erschrocken.

Nachher wurde noch allerlei Kurzweil getrieben, so z. B. klopfte er mir mit krummem Finger auf alle Rippen, sodaß es ordentlich hohl klang wie ein leeres Weinfaß. Endlich erklärte er meinen Husten für hämorrhoidalisch und vertraute mir, er würde nun zuerst die Hämorrhoiden wegschaffen; denke Dir, so mir nichts, dir nichts: wegschaffen. Zwei Tage darauf bekam ich von Bernburg ein großes Paket mit Pulvern, die ich verzehren soll. Nun geht eine neue Not an, weil die Bernstorff durchaus darauf besteht, daß ich dies Zeug wirklich essen soll. Drei Tage habe ich's schon liegen, kann mich aber nicht dazu entschließen. Die Bernstorff weint schon wieder darum, ist entsetzlich aufgeregt und beunruhigt mich so scheußlich, daß ich oft wünsche, die Erde möge sich auftun und alle unverheirateten Frauenzimmer verschlingen. Das ist eben die große Schattenseite des Lebens, daß die menschlichen Verhältnisse nicht zur Natur des Menschen passen. Hätte die Bernstorff einen Mann, wie sich das gebührt, so würde sie den pflegen und mich ungeschoren lassen, der ich viel lieber sterben will, als von exzentrischen und ängstlichen Frauenzimmern besorgt und bewacht zu werden. Es ist so schon Elend genug im Leben.

In meinen Augen ist die Homöopathie[1] eine reine Charlatanerie. Was ich damit schon für Zeug erlebt habe, ist nicht zu sagen. Aber die große Masse der Menschen ist ja imstande, alles und jedes zu glauben, was so recht zuversichtlich behauptet wird. Glaube mir, es gibt auch eine medizinische Schwärmerei. Die Bernstorff ist ganz entzückt von der Homöopathie und ihrem Arzt so dankbar wie einem Lebensretter, und doch ist gar nichts in ihrem Zustande verändert, was unser hiesiger Arzt, da er entlassen ward, nicht mit großer Bestimmtheit vorausgesagt hätte. Die

[1] Das neue Heilverfahren der Homöopathie war damals ein viel erörtertes Thema; es hatte, seitdem sein Begründer Hahnemann sich 1821 in Köthen niedergelassen, in Anhalt besondere Verbreitung gefunden.

Herzogin hat auch unseren Hofarzt verlassen und homöopathisiert schon seit drei Jahren mit Enthusiasmus und großer Freude über die wirksamen Mittel. Nun ist sie aber überhaupt so gesund wie ein Stein und leidet nur ab und zu an Kopfweh; daran leidet sie aber gerade noch ebensoviel wie sonst, d. h. sie ist ungefähr zwei Tage in der Woche unsichtbar. Es ist mir schlechterdings unbegreiflich, woher eigentlich dieses blinde Zutrauen zur Homöopathie kommt. Aber das Wunderbare reizt und zieht an. Es ist ähnlich wie auf dem Gebiete des Glaubens: Im Unverständlichen liegt für viele Menschen ein erbauliches Moment; das Verstandene erscheint ihnen sofort trivial. —

Du willst also wirklich im März kommen? — November, December, Januar sind nur 3 Monde, dann bricht mit dem Februar das Frühjahr an mit Schneeglöckchen, und dann heißt es: in 4 Wochen, in 3, in 14, in 8 Tagen kommt der Gerhard! Du wirst mich viel weicher und viel weniger widerhakig finden, als Du es Dir denkst, denn sobald ich schreibe, werde ich scharf und spitzig, weil das Gekraspel der Feder meine Nerven höchst unangenehm affiziert. Was die Wollüste des Lebens anbelangt, so scheinen wir ganz gleichen Geschmack zu haben, denn Ruhe, Pomade und viel Zigarren wiegt mir alles übrige auf. Wir wollen unbeschreiblich pomadig sein, und wenn Du es wünschest, sprechen wir sogar kein Wort über das Christentum. Mir liegt wahrhaftig nichts daran, Dich irrezumachen, sondern ich wünsche nur, Dir verständlich zu werden, und würde Dir allerdings gern erzählen, welche Wege ich gegangen bin. Du wirst übrigens dieselben Wege wohl auch gehen müssen, weil Du ein denkender und dabei grundehrlicher Mensch und kein Pastor, auch kein Weib bist. Die Pastors können oft nicht anders, als frisch drauflos glauben, das ist mir bei manchem klar geworden. — Komm nur, Junge, Du sollst Zigarren finden. Ich will Dir auch eine hürnene Schnupftabaksdose verehren.

*

Ballenstädt, am 9. Dec. 1842. Mein alter, innig geliebter Dicker! Heute morgen kam er an, nämlich Dein Brief, und ich konnte es kaum erwarten, meine Arbeit zu beendigen, um ihn zu beantworten und einen Feierabend zu feiern. Deine Briefe sind mir wie Fettaugen, die auf der mageren Lebenssauce schwimmen. Ich merke, daß wir ganz die nämlichen Ansichten vom Unterleibe haben, was mich sehr freut. Auch ich glaube, daß der Witz ein Produkt des kranken Gekröses ist. Demnach scheint mir Dein Geschlinke noch nicht ganz gesund zu sein, denn wenigstens, wenn Du von Deinem kurzen Schafpelz schreibst, muß ich schrecklich lachen. Wenn er offen steht, mußt Du aussehen wie eine Krautscheuche, und zugeknöpft wie eine Wurst. Weiter aber glaube ich, daß nicht allein der Witz, sondern alles Talent und was man Geist nennt, aus Stockungen im Gedärm und Blutumlauf herrühren, weil ganz gesunde Menschen etwas Viehartiges und Phlegmatisches haben; und ich stimme Dir bei, daß ein gesunderes Geschlecht weniger Bücher schreiben würde, was auch sehr gut wäre, damit die Romanleserei an der Schwindsucht krepieren könnte.

Deine geregelte Lebensweise und daß Du nach der Krone der Mäßigkeit strebst, ist vortrefflich — möchte Dich nur Elmine dabei erhalten! Wenn ich dergleichen anfange, so schläft es alsdann und darnachen immer bald wieder ein. Wenn Du kommst, werde ich Dir erzählen, wie vielfache Versuche ich gemacht habe, meine Lebensweise zu bessern, aber — man ist Mensch. Als mir heute mittag meine Frau Bier einschenken wollte, weigerte ich mich — Deinetwegen. Sie sagte mir aber, bei Dir wäre das was anderes, weil Du ein so übersaftiger und fetter Corpumpus wärst, ich magerer Schrupp aber müsse etwas Nahrhaftiges und Gutes zu mir nehmen. Da nahm Adam den Apfel und aß. — Du armes Tierchen, Du weißt wohl nicht, warum Dein Ältester so vergnügt ist? Darum bin ich's, daß Du mir geschrieben, Du wärest Hypochondriam los. Das ist ein erstaunliches Ding, und es soll darum nun auch heute den ganzen Tag, soviel davon übrig ist, Feiertag sein, und quäle ich mich Dir zu Ehren mit einer Stahlfeder ab, da ich sonst Gänsekiele brauche.

Da! da haben wir's — eine Einladung zur Bernstorff, und sollte doch heute den ganzen Abend Feiertag sein. Seit acht Tagen sind wir keinen Abend zu Hause gewesen, das ist schrecklich, und einerlei, ob der Mensch Bier oder Wasser trinkt, so wird er durch solches Heidenleben doch in anhaltende Bosheit versetzt. Bei der Bernstorff aber geht es folgendermaßen zu: Denke Dir das Zimmer, welches ehemals Prinzeß Louise innehatte. Da stehen zwei Kanapees einander gegenüber und in der Mitte ein runder Tisch. An den andern beiden Seiten des Tisches stehen Lehnstühle. Um das ganze Etablissement herum steht ein Gitterwerk, an dem sich Epheu rankt. Auf dem Tische stehen zwei Lichter, und auf dem einen Kanapee liegt die Bernstorff und denkt etwa über Zinzendorf nach. Nun klopft es an der Tür, und herein schieben Wilhelm und Julchen. Die Bernstorff springt auf und klagt entsetzlich, wie lange wir uns nicht gesehen hätten. Dann wandeln wir im Zimmer umher, bis der Tee serviert ist. Nun nehmen wir in der Laube Platz und schmarotzen schwatzend und schwatzen schmarotzend, bis keiner mehr etwas weiß. Hierauf habe ich entweder etwas zum Vorlesen mitgebracht, oder die Bernstorff hat einen langweiligen Brief oder sonst etwas schon in Bereitschaft, oder ich ziehe die große ungeheure Bibel von der Etagère und lese daraus bis 8 Uhr, wo wir dann wieder fortschieben. Da ich das meiste zur Unterhaltung hergeben muß und, wie Du weißt, ein stummer Fisch und Götze bin, so kannst Du Dir den Reiz solcher Abendunterhaltung wohl vorstellen.

Zu meinem Geburtstage hatte ich mir alle Geschenke verbeten und verkündet, ich würde jeden zur Türe hinausschmeißen, der mir was schenkte. Als ich des Morgens aufstand, war es noch finster und ich zog mich daher bei Licht in meinem Zimmer an, nachdem ich mir in meinem sausenden Windöfchen ein Feuer gemacht hatte. Da sah ich unter meinem Spiegel ein echtes Cölnisches Kästchen stehen mit sechs Flaschen Eau de Cologne. Ich wunderte mich sehr. Als ich nachher in meinen Malsachen kramte, fand ich hinter dem Malkasten ein Kistchen

treffliche Zigarren. Beides hatte mir die Bernstorff heimlich hinstellen lassen. Als ich dann hinunterkam, war die ganze Familie beisammen und Julchen hatte mitten auf den Frühstückstisch einen ungeheuren Turm von den kleinen Kuchen gebaut, die ich so gern esse. Zu beiden Seiten standen große Torten mit Zuckerguß. Keiner schenkte mir was, wir waren alle seelenvergnügt, meine Frau und ich über den Geburtstag, die Kinder über die Torten. Endlich kam die Flügge auch noch und schenkte mir ein Schwammtäschchen, ich konnte sie aber nicht zur Türe hinausschmeißen, weil ich keine Gewalt über sie habe. Hierauf lud ich die ganze Familie in mein Malzimmer ein, wo sie sich friedlich mit ihren Stickereien hinsetzten und ich malte. Da kam die Bernstorff angerauscht und verlangte, daß wir eine Predigt von Hofacker[1] lesen sollten, welches meine Lieblingspredigten sind. Und so vollbrachten wir einen angenehmen Vormittag, bis ich zur Tafel mußte, denn es war Sonntag.

Doch wieder auf Deinen Brief zu kommen — bei der Beschreibung Deines winterlichen Rittes von Ottenkülll durch den beschneiten Wald ward mir das Herz ganz weich. Dein Leben ist einfach und schön, weil naturgemäß. Mein Leben ist zweifach und zerrissen. Die Ursache davon liegt aber nicht bloß in den äußeren Umständen, sondern gar sehr in mir selbst, indem ich zu schwach bin, mein Leben mit Gewalt so zu gestalten, wie ich's haben möchte. Wenn der Hof ganz weltlich wäre, würde mir das wohl leichter werden, aber diese Halbheit weist mir keinen bestimmten Platz an, und ich weiß häufig nicht, was ich tun soll und wohin ich gehöre. Ebenso wenn ich selbst Christ oder ein dezidierter Feind des Christentums wäre, so hätte ich's auch leichter, aber so zieht mich mein Herz fortwährend zum Christentum hin, während mein Kopf es verleugnet. Ich bin nicht glücklich, bis es Gott gefallen wird, mich entweder vom Glauben oder vom Unglauben zu erlösen. Oft habe ich gemeint, ich sei den christlichen Glauben los, aber doch empört mich immer wieder jede Äußerung der Feindschaft gegen das Christentum, und die Erinnerung an das verlorene Paradies läßt mir außerhalb des Paradieses keine Ruhe. Doch — hora ruit, ich muß zur Bernstorff, Julchen ist schon fort.

10. Dec. 1842. Du hast mir einen herrlichen Brief geschrieben, während die meinen an Dich jetzt oft aus einer Rollerschen Stimmung hervorgehen. Ich bin oft äußerst verdrießlich, denn das viele sogenannte Vergnügen, in das meine Stellung mich hineingerissen hat, hat sich mit manchem anderen am Herzen nagenden Wurm verbunden, mich gründlich zu verstimmen. Ein Umstand, der auch hierzu beiträgt, ist der, daß ich vom ganzen Lande für einen Ausbund von Mystizismus und für einen geistlichen Verführer der Herzogin gehalten werde. Ich soll heimlicher Katholik und Gott weiß was für ein Monstrum sein. Dabei wird mir's mit meinem Unglauben bisweilen ganz schaurig zumute; soweit mein Auge reicht,

[1] Die Brüder Ludwig (gest. 1828) und Wilhelm (gest. 1848) Hofacker, schwäbische Erweckungsprediger, veröffentlichten jeder vielgelesene Predigten.

finde ich keine Menschenseele, der ich mein Herz ausschütten könnte. Mit meiner Frau kann ich nicht reden, weil ich ihren Glauben nicht auch erschüttern will, und der Bernstorff darf ich nicht sagen, wie ich denke, weil sie dann außer sich ist und Szenen macht, weint und mich andauernd beschwört, zum Glauben wieder zurückzukehren. Sie ist uns eine unbeschreiblich treue und echte Freundin, doch empöre ich mich oft gegen ihr loderndes Temperament und verstehe es noch nicht, sie so zu tragen, wie sie mich trägt. So wird mir auch dieser Umgang, der so angenehm sein könnte, oft zur Plage. Es ist wirklich nicht leicht. Gott weiß, wie sehr ich mich gefreut hatte, meine Kinder, wenn ihre Begriffe sich erweitert haben würden, in die Tiefen, in die Strenge und in die Milde des Christentums hineinzuführen. Nun ist Bertha fast erwachsen und wird zu Ostern konfirmiert, aber ich kann gar nichts tun und muß sie so hingehen lassen, weil ich ihr nichts vorlügen kann.

14. Dec. 1842. Mein Ausgemietetsein hat mir viel Not gemacht. Ich hatte nur die Wahl, nach Bernburg zu ziehen oder hier in ein kleines Haus, das freilich auch kleine Zimmer hat und recht verwohnt ist. Ich habe das letztere gewählt, weil Julchen eine Abscheu vor Bernburg hat. So ziehe ich nun auf die „Neue Straße"[1]. Wir haben da den Vorteil, daß wir das Haus allein bewohnen, auch Hof und Garten zu unserer alleinigen Benutzung haben. Kämst Du nun im Sommer, so könnten wir uns zusammen auf die Kirschbäume in meinem Garten setzen und immer im Freien essen und frühstücken.

Ich muß jetzt immer an Deinen Besuch denken. Julchen macht sich Sorge, was Du essen wirst; die Kartoffeln sind mißraten und nicht zu genießen, anderes Gemüse gibt es dann nicht, auch kein Wild, kein Obst. Ich tröste sie aber, daß Du ein Mann wärst, der sich genügen ließe, wenn er Tabak und Wurst hätte. Ich will mich auch Dir zuliebe krank machen und mit Dir kalte Milch frühstücken, wenn Du keinen Kaffee trinkst. Eben fiel mein Auge auf die Karte von Europa an der Wand und auf den Punkt, wo Du wohnst mit Deinem Häufchen – das ist doch eine schauderhafte Strecke bis ins Anhaltsche Land! Wie willst Du kleiner Punkt, der Du so klein bist, daß man Dich auf der Karte gar nicht mit anbringen könnte, diese ganze Strecke durchwandern?! Fürwahr, Du tust ein Ungeheures, wenn Du kommst, und gibst einen Beweis vom brüderlichen Herzen. Auf Wiedersehen!

Ballenstädt, am 1. April 1843.

Mein lieber alter Gerhard!

Nun ist also alles vorüber, die schöne Zeit ist dahin, wir haben uns wiedergesehen, waren zusammen in Dresden, und es war des Guten so viel, daß kein Dank ausreichen will. Aber freilich – gerade die Haupt-

[1] Damals Nr. 432, jetzt 35A; erbaut 1793.

sache, die ich mir für unser Zusammensein vorgenommen hatte, hat nicht gelingen wollen, daß wir uns, Erfahrung gegen Erfahrung, Gedanken gegen Gedanken austauschend, recht ins Herz und in den Kopf schauten. Hättest Du mich gesund gefunden, so hättest Du einen anderen Bruder an mir gehabt. Es ist das Unglaublichste, Unerhörteste, fast auch das Schmerzlichste, was mir je geschehen ist, daß mir ein Riegel vor die Seele geschoben wurde und auch vor den Verstand, gerade als Du mit großen Opfern zu mir gekommen wareſt. Ich hatte mich so ungeheuer darauf gefreut, mich gegen Dich einmal recht von Herzensgrund auszusprechen, Dir alle meine Erfahrungen und Gedanken im Gebiete des Glaubenslebens in den Schoß zu schütten, was Dich über mein ganzes Wesen aufgeklärt und mir ein leichtes Herz verschafft haben würde. Nun kamſt Du und fandeſt mich völlig unterminiert von der Krankheit. Vollends in den ersten Tagen war ich zu schwach, Dich zu handhaben, auch zu bewegt in meinem Innern, dadurch kamen wir von vornherein in ein falsches Gleis. Nachher wollte ich gern reden, da schienſt Du mir aber so zugeknöpft und gleichgültig gegen das, was ich Dir so gern mitgeteilt hätte, endlich waren wir wie mit Brettern gegeneinander vernagelt. So gab ich unter großem Seelenschmerz meinen seit Jahren genährten Lieblingstraum ganz auf. Welch ein verfluchter Teufel baute denn eine Mauer zwischen uns, daß wir nicht ordentlich zueinander kommen konnten! Wir wollten uns eine rechte, große Freude machen und zu unserer Seele sprechen: Nun iß und trink, liebe Seele, und sei guter Dinge! – aber Gott sprach: Ihr Narren, wer hat denn euch gewiesen, dem Zorne des Lebens zu entrinnen! Er hätte uns ja so leicht auseinanderhalten können – da er uns nun aber zusammenführte und äußerlich alles gelingen ließ, kommt es mir vor wie ein Streich des Rübezahl, daß wir doch nur Rüben statt des Goldes in den Händen hielten.

Und so ist es denn auch gut, wir haben immer Freude gehabt, nur nicht die, die wir suchten, ein offenes brüderliches Aufschließen der Herzen, wie wir es brieflich angefangen hatten. Besonders lieb ist mir unser Aufenthalt in Dresden – es war doch herrlich, daß wir miteinander die Vaterstadt wiedersehen konnten und ein Stündchen auf der Prießnitzbrücke saßen! Berlin war schrecklich, aber das gerade war gut, daß man in den letzten Tagen zu keinem Wohlsein und nicht recht zu sich kommen konnte. Ach, es ist schwer, ein Abschied auf Tod und Leben!

Wie ein Träumender kam ich in Bernburg an und ging auf der Stelle zur Bernstorff, deren herzliche Liebe mir an diesem Abende wirklich wohltat. In der „Kugel" bekam ich glücklicherweise nicht das alte geliebte Zimmer, in dem wir zusammen wohnten, sondern das kleine, in das man uns damals zuerst wies. Am anderen Mittag speiste ich auf dem Schlosse, zum Tee und Abendbrot war ich wieder mit unserer guten Herzogin bei der Bernstorff, gerade wie damals mit Dir. Am Nachmittag habe ich den todkranken Lasperg[1] besucht. Er machte mir einen überaus weh-

[1] Obrist Freiherr v. Lasperg (gest. 9. Mai 1843), vermählt mit Prinzessin Marie, der ältesten Schwester der Herzogin.

mütigen Eindruck, doch war er ganz gefaßt und heiter, lachte über meine Erzählungen, und als ich beim Abschied sagte: „Ich hoffe, Sie kommen bald nach", antwortete er mir ganz freundlich mit einem Händedruck: „Ich werde wohl dahinunter gehen". Es ist wohltuend, einem so festen und heiteren männlichen Sinn zu begegnen. Die Herzogin will noch in Bernburg bleiben, um ihre Schwester nicht zu verlassen, die den armen Lasperg selbst pflegt.

In Ballenstädt kam ich beim himmlischsten Frühlingswetter an und fand alle gesund und heiter. Nach dem Abendessen packte ich, von der Familie umringt, meinen Koffer aus, wobei jeder seine Kleinigkeit bekam und alle meinen neuen Malkasten bewunderten und ganz besonders Dein Bild. Dieses ist mir ein Schatz. Die Herzogin behielt es den ganzen Tag in Bernburg und zeigte es allen Schloßbewohnern. Daß Du hier warst, daß wir uns wiedergesehen, daß ich ein frisches Bild von Dir in der Seele habe, das erquickt mein Gebein durch und durch. O Dicker, Du hast gar keine Idee, wie ich Dich liebe. Wie ähnlich wir denken und empfinden, ist mir während unseres Zusammenseins aus tausend Kleinigkeiten recht klar geworden. Ich kenne Dich doch nun viel besser als vordem, Du warst in meinen Augen eigentlich nur eine Seele, deren Körper ein Brief ist, was will das sagen! Denke an den alten Roller, wie er mit grauen Haaren an der Erde saß, als wir in seinen Hof fuhren!

6. April 1843. Nun ist alles wieder im Gleise, ich male und gehe an den Hof und am Abend behaglich mit den Meinigen spazieren. Unser neues Quartier ist ziemlich fertig. Ich werde nun noch einmal so glücklich leben, wenn ich bei Nordlicht malen und meine Erholung im eigenen Garten finden kann. Wenn ich an der Staffelei sitze, dann werde ich bloß den Kopf ein wenig links zu wenden haben, so sehe ich unter mir den blühenden Garten und Frau und Kinder, die bei gutem Wetter wohl ganz im Garten leben werden.

Gestern nachmittag machten wir eine kleine Fußreise nach dem Mägdesprung. Mir war von der Eisenhütte gemeldet worden, daß das Kreuz für der seligen Mutter Grab fertiggeworden sei, nun wollte ich es gern sehen. Der ganze Wald steckte voll Drosseln, die herrlich pfiffen, der Boden war mit Leberblümchen, Schneeglöckchen, Waldhähnchen und gelber Vogelmilch bedeckt, es war schön, nur Du alter Pomadicus fehltest mir recht bitter. Der allerseligste war Gerhard, dem nichts in der Welt über einen solchen Marsch geht. Auch mir geht eigentlich nichts darüber, und die Dresdener Oper ist dagegen ein Quark.

Seitdem Du fort bist, habe ich viel gezeichnet, mehrere Porträts, die ganz fein in Kreide auszuführen waren. Da mir diese Arbeit odiös ist, erbarmte sich Julchen und las mir vor, und zwar aus Milners Kirchengeschichte[1]. Merkwürdig war es mir, mich diesmal auf seiten der Ketzer

[1] Der anglikanische Geistliche Joseph Milner schrieb „The history of the church" in 5 Bänden (1794—1809), die in einer Herrnhutischen Übersetzung von Mortimer (Barby 1803ff.) in verwandten deutschen Kreisen viel gelesen wurde.

zu finden, die ich bei einer früheren Lesung desselben Werkes so lebhaft perhorresziert hatte. Alle Geschichte ist traurig, weil das, wonach gestrebt wird, entweder nie oder nur momentan erreicht wird, aber ganz besonders traurig ist die Kirchengeschichte, obschon ich aus früherer eigener Erfahrung mir denken kann, wie die freudige Standhaftigkeit der Bekenner für Viele etwas Erfreuliches haben muß. Mir ist jetzt diese Standhaftigkeit nicht mehr erfreulich, da sie durchaus kein Beweis einer Umwandlung unserer eigensüchtigen und wilden Natur ist.

Jetzt lese ich ein nettes Buch: „Briefe von Joh. Heinr. Voß", eine Biographie in Briefen. Voß zeigt sich überaus gemütlich, kindlich und oft sehr in unserer Art. So hat er eine große Freude bei der köstlichen Entdeckung, daß sein Garten in Wandsbeck, wenn er die Schritte etwas kleiner macht, 25 Schritt lang ist, da er sonst immer nur 24 hatte. Besonders erfreulich ist das schöne Verhältnis zu seiner Frau; diese Ehe muß ein kleiner Himmel gewesen sein. Die Schreibart ist der Zeit voraus, die Gedanken sind klar, geistvoll, wenn auch nicht sonderlich tief; indes ist das genießbarer als der unklare Ausdruck tieferer Gedanken, wie bei Steffens. Den ganz klaren einfachen Ausdruck für tiefe Gedanken hat Goethe.

„Freudenberg", am 11. April 1843. Ich für meine Person bin heute schon hier eingezogen, mit allem, was ich zu meiner Arbeit brauche. Es ist hier über die Maßen traulich. Ein wahres Glück ist es, daß Du jetzt nicht hier bist, denn Du wärest wie verzaubert und nicht wieder fortzukriegen, doch ist's auch wieder so schade, daß Du nun fehlst, denn äußere Umstände und die Umgebung wirken doch mächtig auf uns Brüder ein, vielleicht auf mich noch stärker als auf Dich.

*

Ballenstädt, am 28. Mai 1843. Am 11. in der Morgenstunde erschien Dein Brief und machte uns Deinen Geburtstag zum rechten Feiertage. Gott sei Dank, der Dich, wenn auch durch Kot und Wasserlöcher, dennoch glücklich wieder heimgeleitet hat!

Zum Himmelfahrtstage hatte uns der Pastor Rosenthal nach Badeborn eingeladen. Wir fanden uns neun Personen stark dort ein, ungebeten kam auch noch der Superintendent Walther mit zwei Pastoren. Leider fing es alsbald zu regnen an, so daß wir auf das Zimmer beschränkt waren. Die Engigkeit war unbeschreiblich: nur eine Stube und fünf Zigarren fortwährend im Gange. Da es immer stärker regnete und der anhaltische Lehmboden grundlos wurde, auch kein Bauer im ganzen Dorfe bei solchem Wetter anspannen wollte, mußten wir uns entschließen, über Nacht dazubleiben. Nun wurde Punsch gemacht und wir saßen bis gegen 1 Uhr beisammen, während die mannigfaltigen Kinder hinter dem Ofen und in den Winkeln umherlagen und schliefen. Endlich wurden wir alle untergebracht, und am nächsten Morgen traten wir den Rückmarsch bei leidlichem Wetter höchst wohlgemut an. Die Jugend hatte in Badeborn

wie in einer Zwangsjacke gesteckt; sie waren in der engen Stube bewegungslos und so artig wie die Puppen gewesen, bloß still Kuchen murksend. Jetzt erholten sie sich auf dem Rückweg, erfüllten die Luft mit Geschrei, rannten, sprangen und schlugen einen Purzelbaum nach dem anderen. In unserem Garten fanden wir über Nacht große Veränderungen vor, es war alles mächtig gewachsen, unsere jungen Pflanzungen strotzten von üppiger Gesundheit. Rosenthal hat uns die Regenwurmjagd gelehrt, und noch denselben Abend gingen ich und Bertha mit einer Handlaterne hinunter. Da waren sie zu tausenden aus der Erde herausgekommen und lagen rötlich glänzend, zum Teil wie fürchterliche Schlangen lang ausgestreckt, auf den Beeten. Wir sammelten ganze Töpfe voll; ich hätte nicht geglaubt, daß die Erde in ihrem Schoße ein solches Leben bergen könne. Als ich mich zu Bette legte, war es mir wie lauter Makkaroni vor den Augen.

2. Juni 1843. Ich habe eben das Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. vom Bischof Eylert gelesen, und zwar mit Ergötzen. Man könnte dies Buch vielleicht einen Fürstenspiegel nennen. Ein so billiges, vernünftiges Urteil, wie sich in allen Reden des Königs zeigt, hätte ich demselben niemals zugetraut. In einem weniger guten Licht erscheint die Bedientenseele des Verfassers. Besonders haben mich in diesem Buche die aphoristisch abgefaßten Bekenntnisse des Königs angezogen. Einmal sagt er: „Ich bin mir auch nicht einer einzigen guten Handlung in meinem Leben bewußt, die ganz rein und ohne unlautere Beimischung gewesen wäre.“ Im Munde von hundert anderen, sogenannten erweckten Christen, wo einer immer den andern kopiert, würde ich einen solchen Ausspruch völlig überhört haben, aber aus einem so treuen und durchaus wahrhaftigen Herzen kommend frappierte er mich und machte er mir eine ungemeine Freude. Einen solchen Charakter wie den des Königs könnte man sich wünschen. Gesunde Vernunft ohne Genius scheint mir das Rechte zu sein; nur solche Naturen können ruhig und glücklich leben. Die Genies, die Wahnsinnigen und die Dummen sind Mißgeburten.

Jetzt lese ich die Geschichte Peters des Großen von v. Halem, ein älteres Werk. Welch wunderbare Zeit, uns so nahe und an den Grenzen von Europa! Welcher Kaiser würde jetzt Petersburg bauen können mitten im Kriege mit Schweden! So etwas konnte nur da gehen, wo Menschenleben gar nichts wogen. Es könnte darüber gestritten werden, ob ein solcher Grundsatz nicht der ganz richtige sei. Offenbar denken wir jetzt zu weichlich über den Tod und sind deshalb durchaus unfähig, die alte Geschichte zu beurteilen, weil wir ihn für das größte Übel ansehen. So sahen ihn die Alten nicht an. Alles Leben ist ein Leiden — was liegt daran, wenn es geendet wird?! Niemand ist geneigt, sein Leben noch einmal von vorne anzufangen, und doch will man auch nicht sterben. Der Tod ist gänzlich wider alle unsere Begriffe von Zivilisation. In Otahaiti wurde jedes erstgeborene Kind geopfert, dadurch lebten die Lebenden breiter und besser. Jetzt wirken dort die französischen Missio-

nare[1]. Was haben aber dadurch die Otahaiter gewonnen? Sie werden wohl das Schicksal anderer bekehrter Völker haben, d. h. sie werden um Land und Gut gebracht und von ihren Bekehrern ausgesogen, und dafür haben sie nun die Beruhigung, daß sie glauben, sie werden in den Himmel kommen, wenn sie sterben. Man sagt zwar, sie wären besser geworden, aber ich denke mir, ihre Besserung ist ihrer Kleidung analog, d. h. sie tragen jetzt Hosen, aber der Popo bleibt immer darunter. Doch es wird Zeit, daß ich meiner Weisheit Einhalt tue, sonst rede ich fort, wie Salomo die Toren reden läßt, nachdem er selbst alles getan hatte, was die Toren tun. Also basta.

Heute wird der Geburtstag der Flügge gefeiert. Ihre Schwester, ein ganz analoges Subjekt, ist hier mit ihren vier Eleven oder Seelöwen, desgleichen Valentiners, desgleichen Starkes [die Familie des früheren Hofpredigers] — der ganze Garten ist voll und viel Lärmens. Unter diesen schrecklichen Weibern zu leben, hielt ich für „ewikes Verderben", daher ich meinem ältesten Sohn Gerhard eine Flasche Bier aufbürdete, meinen Malapparat zusammenpackte und in den Wald zog, um endlich meinen neuen Tuschkasten zu probieren. Aber kaum waren wir in der Nähe des Sieberssteinteiches angelangt, als ein Donnerwetter aufstieg und wir eiligst zurück mußten. Als wir nach Hause kamen, hatte es sich brüllend hinter den Gegensteinen weggeschlichen, die Gesellschaft im Garten aber hatte sich noch durch verschiedene Weiber vermehrt.

Auf unserem Grasplatze liegt ein herrlicher Heuhaufen, da wälzt sich jetzt das Kindervolk, während die Alten unsäglich schwatzen, so daß es mir Schreibenden in die Ohren fährt. Die Kinder, von Anna angeführt, liegen jetzt sämtlich wie ein Stern im Heu, die Füße im Centro, in der Peripherie die Köpfe. Alles außer den Köpfen ist hoch mit Heu bedeckt, so daß man nur diese wie einen roten Kranz sieht. Dabei singen sie laut ein von Anna gedichtetes Heulied; der Enthusiasmus ist unbeschreiblich. Bertha, die ihrer Mutter schon um ein ganzes Stück über den Kopf gewachsen ist, sitzt mit ihrer Freundin Line[2] schon bei den Großen, und von diesen beiden habe ich mein Herz etwas gewandt, weil sie ganz akkurat wie Damen aussehen, ich aber leider überzeugt bin, daß eine so angezogene Dame mit breiten Falten und Manschetten dem lieben Gott eigentlich ein Greuel ist, wenn er sie auch rührenderweise in seiner Langmut nicht vertilgt. Ein besonderes Greuel muß ihm unsere gute Bernstorff sein, die, obgleich nur aus Haut und Knochen bestehend, jetzt einen so stark auslaufenden Faltencul hat, daß sie, ohne anzuprallen, nicht durch meine Türe kann.

Dagegen machte mir gestern an der herzoglichen Tafel einen unleugbar angenehmen Eindruck die Herzogin von Cöthen[3], eine Schwester von un-

[1] „Väter vom Heil. Geist", seit 1841 auf Haiti.

[2] Pauline Valentiner, geb. 1827 in Husum, seit 1849 mit dem Hamburger Schiffsrheder Gust. Wilh. Schiller (1803—1870) verheiratet, gest. 1908.

[3] Herzogin Heinrich, geb. Prinzessin Auguste von Reuß-Köstritz (1794—1855).

serem Reuß von Klipphausen[1], dem sie auch ähnlich sieht, obgleich sie viel stattlicher ist. An ihrer Kleidung war gewiß nichts, woran ein ehrlicher und natürlicher Sinn hätte Anstoß nehmen können. Schlicht, einfach, ohne hohen Cul und doch nobel und fürstlich. Sie hatte die Freundlichkeit, sich recht lange mit mir zu unterhalten, und zauberte mich so etwa in die Dohnasche Zeit zurück, wo ich noch Heilige sah, an denen ich mit unbeschreiblicher Ehrfurcht und Liebe hängen konnte. Sehr liebt sie die Gräfin Dohna[2] und sagte mir, jetzt in ihrem Alter müsse man diese sehen, sie sei jetzt noch unbeschreiblich lieblicher als in ihrer früheren Zeit. Die Herzogin sprach sich so demütig und doch so würdevoll aus, daß ich ordentlich weich wurde. Es ist doch merkwürdig, diese Dame gilt in der Welt für beschränkt und stolz. Ein Genie ist sie freilich nicht, sonst könnte sie nicht den Eindruck einer so angenehmen Vollendung machen.

Du hast Fernows Leben gelesen, wahrscheinlich von der Schopenhauer[3], das ich vor vielen Jahren in Poll mit Interesse gelesen habe. Das Merkwürdigste war mir damals, daß er sich sterbend an der Schönheit des Apollo aufrichtete und erbaute. Aber jeder macht es nach seiner Art. Der General Lefort, Peter des Großen Freund, starb unter einer lustigen rauschenden Musik, die er sich ins Nebenzimmer bestellt hatte; die erste Frau von unserem Heynitz ließ sich ein geistliches Lied vorsingen, und ich könnte wünschen, Du wärst bei mir, wenn ich stürbe, doch sterbe ich auch gerne allein und habe nur den einen großen Wunsch, nicht erstickt zu werden.

Warum bist Du denn zu weiter nichts nütze, als auf den Mist geworfen zu werden? Freilich hast Du recht: alle großen und alle kleinen Männer werden zuletzt dahin geworfen und sind zum Verfaulen gerade gut genug. Damit zeigt Gott an, daß er allein es ist, der was tut; wir sind nur Hammer und Zange, die gelegentlich hervorgegriffen und wieder weggeworfen werden. Eigentlich sollte jeder Gott danken, den er nicht in seiner Weltgeschichte braucht — man kann da leicht wie Zar Peter in die Notwendigkeit versetzt werden, seinen eigenen Sohn zu opfern. Zum Glück des Ganzen trägt eigentlich auch niemand etwas bei, denn die Massen werden nur anders, glücklich werden sie nie. Auch die feinste Zivilisation hat nicht mehr Befriedigung als die gröbste Roheit.

Ach, à propos, was schriebst Du denn von meinem Gesichte? Glaubst

---

[1] Fürst Heinrich LXIII. von Reuß-Köstritz, Herr auf Klipphausen (bei Dresden), vermählt mit Eleonore Gräfin v. Stolberg-Wernigerode, einer Schwester der Gräfin Dohna. Vgl. „Lebensbild" der Mutter S. 290.

[2] Geb. Gräfin Friederike von Stolberg-Wernigerode (1776—1858), vermählt 1806 mit Burggraf Heinr. Ludwig zu Dohna-Condehnen, einem Enkel Zinzendorfs, (bis 1824) Herr auf Hermsdorf, das zu Rollers Pfarrei Lausa gehörte. Die den Eltern K.s nahestehende Gräfin war seit 1833 verwitwet und lebte später in Herrnhut und Gnadenberg. Vgl. Jug.-Er. II, 5 u. VII, 2; über Graf Dohna V, 1.

[3] Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, schrieb 1810 die Biographie des mit K.s Vater befreundeten Weimarer Kunstgelehrten Karl Ludwig Fernow (gest. 1808).

Du denn, daß Dein Maul nicht auch ironisch sei? Das ist die uns tiefinliegende Selbstgefälligkeit; aber freilich müßten wir auch beide etwas dümmer sein, wollten wir nicht ironisch sein. Es ist durchaus nicht anders möglich, es muß so sein, und wir werden unsere satirischen Mäuler auch jedenfalls mit ins Grab nehmen. Das glaube fest und gehab Dich wohl.

*

Ballenstädt, am 3. Sept. 1843. Ich habe Dir lange nicht geschrieben, lieber Bruder, aber dieser Sommer ist für mich nicht leicht gewesen. Ich war in eine tiefe Hypochondrie versunken, meine ganze Lage erschien mir unerträglich. Es kam vielerlei zusammen. Die steten Zerstreuungen durch die Geselligkeit und das Hofleben, der Verkehr mit den entsetzlich vielen Weibern und die ewigen Besuche reiben mich auf und machen mich mißmutig. Dazu die Unbefriedigtheit an meiner Malerei und der Kummer um den verlorenen Glauben. Wenn einer, der so wie ich im Christentum gelebt hat, aus diesem seinen Lebenselemente herausgerissen wird, dann ist's kein Wunder, wenn er wie der Fisch auf dem Lande mit dem Schwanze schlägt und sich aufschnellt, geängstigt von dem fremden Elemente, das ihn umgibt. Und dabei meine beispiellose Einsamkeit! Ich habe noch keinen einzigen Menschen gefunden, der so wäre, wie ich bin. Ich kenne und liebe das Christentum, ich kenne es so genau wie einen Bestandteil von mir selber und — habe es doch nicht. Alle anderen Ungläubigen kennen es entweder nur äußerlich oder gar nicht, und in keinem Falle lieben sie es. So kann ich mich gegen niemand aussprechen.

Zu alledem kam noch schwere äußere Sorge: ich hatte einigen Notdürftigen Geld geliehen, und sie konnten es nicht zurückzahlen, auch blieben die Zahlungen für abgelieferte Bilder aus, der Umzug und die Einrichtung des Hauses haben viel gekostet, die Teuerung machte, daß in der Wirtschaft auch mehr aufgegangen war, dazu der viele Besuch: so mußten wir eine Zeitlang kümmerlich aus den kleinen Sparbüchsen der Kinder leben. Durch das alles wurde ich bitter gestimmt, es war eine Art Trotz gegen die ganze Führung und Gestaltung meines Lebens. Wenn ich es recht bedenke, so führe ich ja eigentlich vor vielen Tausenden ein recht unverdient glückliches Leben. Aber, da es allerdings auch sehr viel Schweres hat, so sah ich nur das Schwere und sehnte mich ernstlich nach dem Tode, nicht etwa, um in den Himmel, sondern nur, um zu Ende zu kommen. Ach, wenn doch das Gebet helfen wollte, daß Gott mich hinfort von der Höllenplage solcher Stimmungen freihalten wolle.

So ging mir beinahe der ganze Sommer hin. Der Anfang zur Besserung ging merkwürdigerweise von einer Kleinigkeit aus. Ich wurde einmal auf einem Spaziergange mit Julchen bis auf die Haut durchnäßt, und darauf folgte in trockenen Kleidern eine sehr gemütliche Teestunde. Dies machte mir einen so lebhaften Eindruck, daß ich jenen Vorfall in Versen zu besingen mich gemüßigt fand. Ich dichtete beim Malen, ging einsam spazieren und dichtete. Auf diese Weise wurde mein Geist wieder aktiv und spann etwas aus sich heraus, anstatt ermattet Verdruß ein-

Die Tochter Bertha.

Handzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Ich zeichnete abends nach und nach alle meine acht Kinder (Line und Tille rechne ich immer mit dazu)." 4. März 1846.

Pauline Valentiner.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Was hat mir doch Gott in diesen lieblichen, einfachen, engelhaften Geschöpfen geschenkt!“ 22. Juli 1845.

zusaugen. Mein Dichtergeist teilte sich dann der ganzen Familie mit, Julchen und alle Kinder, die Bernstorff, Line und Tille[1] dichteten. Es wurden bestimmte Aufgaben gegeben, und vier Wochen lang versammelte sich die ganze Dichterschar an jedem Sonntagnachmittag in meiner Stube, auch Gerhard, der nicht fehlen wollte, mit seiner Papierrolle in der Hand. Es war wie ein Wunder, besonders daß auch Julchen ganz lange Gedichte machte und daß Bertha ihre Produkte der Gesellschaft ohne alle Blödigkeit selbst vorlas. Kaum habe ich etwas Komischeres erlebt, wir freuten uns alle die ganze Woche auf den Sonntag, und meine Hypochondrie fing an, einem inneren Behagen Platz zu machen.

Dann kam Antonie[2]. Sie, die alte Freundin, an der in der Kurküllschen Urzeit eigentlich zuerst meine jugendlichen Gefühle sich entfalteten, und die damals meinen Verstand mächtig weckte, machte jetzt einen sehr tiefen Eindruck auf mich. In ihr erblickte ich die Liebenswürdigkeit eines verlorenen Glaubens und die ganze Schönheit einer alten, dahingeschwundenen Zeit. Über beides konnte ich ohne Rückhalt mit ihr reden, ihr unbedingt vertrauend — ich konnte ihr manches sagen, was ich Anderen nicht gesagt hätte, und das erleichterte mein Herz. Jetzt erst löste sich wohltätig die unselige Spannung, in der mein Gemüt sich befunden hatte. Ich fand die Unterwerfung in Gottes Willen wieder, und der Glaube, wenn auch nicht der positiv christliche, reckte sich daran in die Höhe. Antonie wirkte sehr segensreich auf mich ein, der barmherzige Herr im Himmel machte sie mir zu einem guten, beschwichtigenden Engel. Himmelweit in unseren Ansichten verschieden, durch eine gewaltige Kluft des äußeren Bekenntnisses getrennt, konnte sie mir dennoch so viel sein. Wo war nun das Band, das uns verknüpfte? Reiche gemeinsame Erlebnisse aus der Blütenzeit und ein tiefes, gegenseitiges Verständnis des Naturells! Meinungen scheiden nicht, wo das Naturell sympathisiert.

Bald nach Antonie's Besuch befielen mich die Masern. Auch diese Zeit trug dazu bei, daß sich die innere Ruhe und Ergebung in mir festigte. Drei Tage und Nächte war ich freilich so krank, daß ich nicht imstande war, das Vaterunser zu beten. So oft ich es auch versuchte, so verwickelte mir das Fieber doch immer die Bitten untereinander, und ich kam gleich ganz heraus. Aber die Erste Bitte gelang doch wenigstens, und es war mir erquicklich, auch nur diesen Anfang zu beten. Welch einen unermeßlichen Schatz haben wir doch am Vaterunser! — ich habe daran eine ganze Welt, es ist mir geblieben von meinem früheren Christentum.

*

Ballenstädt, am 24. Sept. 1843. Als ich vorgestern von einem Spaziergange heimkehrte, gingen durch die Neue Straße auf einen guten Steinwurf vor mir Leute her und bogen plötzlich in mein Haus ein. Es waren Fremde, so viel sah ich. Ich dachte an mir empfohlene Christen, etwa

[1] Mathilde Valentiner, geb. 1830 in Husum, unverheiratet gest. 1907 in Hamburg, wo ihre Schwester Line (s. S. 46) lebte.

[2] Eine Kusine, Baronin v. Ungern-Sternberg, geb. v. Stackelberg.

aus Elberfeld oder aus Bremen, und überlegte, ob ich nicht meinen Spaziergang noch eine Weile fortsetzen sollte. Endlich aber siegte die Besorgnis, meine arme Frau möchte über fremden Besuch allein zu sehr erschrecken. Ich trat daher mit großartiger Kühnheit und mit dem Gefühl eines Badenden, der sich endlich entschließt, kopfüber ins Wasser zu springen, in mein besuchtes Haus ein — da standen zu meiner freudigen Überraschung in dem Hausflur Oncle Carl, Tante Dascha und Otto Zöge. Wir haben gestern einen schönen Tag auf dem Stufenberg zusammen verlebt.

Vor einigen Tagen besuchte mich der Candidat Frech, der früher bei Asseburgs in Meisdorf Hauslehrer war und jetzt in Berlin die Kinder des Finanzministers Bodelschwingh erzieht. Er hat mir viel von den gelehrten Celebritäten Berlins erzählt. Goßners[1] große Einseitigkeit und Verachtung aller Wissenschaft hindert Frech nicht, ihn recht lieb zu haben; Goßner scheint unter den Predigern Berlins der einzige Repräsentant des einfachen und älteren Christentums, wie wir es in unserer Jugend kannten und wie es Dohnas hatten. Dagegen ist Hengstenberg[2] für Frech ungenießbar, seines absprechenden, scharfen Wesens und der Bitterkeit wegen, mit der er sich fortwährend über Personen ausspricht: er ist ein Mann des Krieges und lebt im Kriege. Schelling soll sehr unten durch sein. Unbeschreiblich abenteuerlich klingt die Anwendung seiner Philosophie auf die Religion. Ich erlaube mir darüber kein Urteil. Mir erscheinen alle philosophischen Systeme als ebensoviel verschiedene Art und Weisen, das Rätsel des Lebens auflösen zu wollen — es sind Methoden, die als solche eine so richtig wie die andere sind, nur daß eben keine von ihnen das große ewige Rätsel wirklich löst. Dennoch kenne ich nichts Interessanteres als diese Versuche des Geistes und Denkens, sein eigenes Wesen zu erkennen, und ich meine immer, Du müßtest Dich auch dafür interessieren. Du würdest durch Hegel Deinen Glauben ebensowenig verlieren, als ich ihn durch Schelling gewinnen kann.

Wenn man bloß das treiben wollte, wodurch man im Christentum fester wird, so weiß ich gar nicht, was man eigentlich treiben sollte, da sogar das Studium der Theologie abführt. Denn unter den heutigen Theologen sind nur wenige, welche, wie Goßner, die Vernunft in Glaubenssachen entschieden zurückweisen. Wenn diese aber an die Bibel kommt, erweist sie sich etwa wie der Sauerstoff an den Metallen. Der Glaube fast aller dieser Gläubigen ist schon angelaufen von einem feinen Rost, es ist eine Halbheit in ihnen. Und wenn man ihnen mit Konsequenz zusetzen wollte, so müßten sie entweder vollständig oxydieren oder desoxydieren. Ich bin auch ein solcher Gläubige gewesen, und die Konsequenz hat mir nun den Glauben weggefressen.

---

[1] Johannes Goßner (1773—1858), ein zur evangelischen Kirche übergetretener katholischer Geistlicher, seit 1829 Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin, eifrig für die Heidenmission und in christlichen Liebeswerken.

[2] Ernst Wilh. Hengstenberg (1802—69), Professor der Theologie in Berlin, streng konfessioneller Richtung.

Eben war der Schuster Homann bei mir, derselbe, der für uns die Dreckstiefel machte. Er ist Mitglied der Quedlinburger Mäßigkeitsgesellschaft und läßt es sich sehr angelegen sein, hier eine Menge Schriften wider den Suff wie auch andere erbauliche Traktätchen zu verbreiten. Ein Soldat, welcher trank und spielte, bekam einige dergleichen Sachen zu lesen und bekehrte sich, d. h. er hielt sich zur Kirche, las sehr viel in der Bibel, gewöhnte sich Suff und Spiel ab und trat auch dem Leseverein von christlichen Büchern bei, den die Herzogin, die Bernstorff und meine Frau gegründet haben. Als er dann die Worte bei Paulus las: „Bin ich nicht ein Apostel, habe ich nicht unseren Herrn Jesum Christum gesehen?", hielt er sich in der Einbildung, daß er selbst damit gemeint sei, auf einmal für einen Apostel, ging zu dem Hofprediger und verkündete diesem, er habe den Herrn gesehen und dieser sende ihn, dem Hofprediger seine Sünden zu vergeben. Der arme Mensch mußte im Krankenhaus unter ärztliche Behandlung gestellt werden. Nun hat der arme Schuster schrecklich viel zu leiden, da man ihn und seine Traktätchen als Veranlassung ansieht, und auch unser Leseverein wird tüchtig angegriffen. Der gute Homann dauert mich recht, ich halte ihn auch für einen von denen, die dem religiösen Wahnsinn ausgesetzt sind — möge Gott ihn behüten! Im Christentum liegen doch gefährliche Klippen für alle, die Gott nicht recht demütigt.

Daß Du Dir solche Sorge wegen England[1] machst! Was die Seele eines englischen Ministers anbelangt, so denke ich mir dieselbe zu einem starren Körper komprimiert, etwa wie Diamant komprimierter Kohlenstoff ist, glaube deshalb auch nicht, daß sie unsterblich sein kann. Jean Paul denkt sich's anders — er denkt sich Minister wie große gebratene Fleischklumpen, an denen nichts roh geblieben ist als die Mitte — das Herz oder die Seele.

Wenn Du mir nur erst wieder schreiben könntest, daß Du Dein Gleichgewicht vollkommen oder doch soweit wiedergefunden habest, daß Herz und Kopf oben sind. Wie mögen wir beiden armen Schächer nur eigentlich zu dem jämmerlichen Leiden der Launen gekommen sein, da doch unsere Eltern ganz frei davon waren. Es muß doch diese Eigenschaft, die man entweder hat oder nicht hat, vom Großvater Zöge auf uns übergesprungen sein. Gott bewahre doch unsere Kinder vor solcher Pest!

Couvert. Ich falle Elminen mit beispielloser Heftigkeit um den Hals. Warum fielst Du eigentlich meiner Frau niemals um den Hals?

*

Ballenstädt, am 20. Nov. 1843. Gerade heute an meinem Geburtstage läuft Dein Brief ein. Wem soll ich dafür danken, Dir oder unserem Vater im Himmel? Die präzise Ankunft habe ich gewiß letzterem zu verdanken. Als ich heute aufstand — der Tag dämmerte gerade — und in mein Zimmer ging, sah ich beim grauen Morgenlichte neben meinem

[1] Die Zeit von 1839—46 waren schwere Krisenjahre für England und man glaubte allgemein, daß eine soziale Revolution ausbrechen werde.

weißgedeckten Geburtstagstisch einen prächtigen großen Fauteuil von der feinsten, modernsten Arbeit – ein Prachtstück, gleich dem Stuhle Petri. Niemand konnte der Geber sein als die Bernstorff. Noch rührender war mir Berthas Geschenk: eine, sage eine Stahlfeder, dafür war es aber auch eine englische. Um 11 Uhr ging ich mit den Kindern auf den Gottesacker und besuchte das Grab unserer Mutter. Ach Gott, wie wehmütig ist das doch! Als wir nach Hause kamen, siehe da trat der Briefträger ein und hatte richtig einen Brief von Deiner Hand. Das war doch die Hauptbescherung am heutigen Tage. Wir aßen so still weg Coteletten mit Krautsalat, Nüsse und Äpfel, und dann legte ich mich in den ungeheueren Lehnstuhl und genoß langsam Deinen Brief – o Gerar!

Abends kam die Bernstorff ankutschiert und brachte mir von der Herzogin ein silberplattiertes Schreibzeug und einen Pantoffel, um die Uhr daran aufzuhängen. Die Herzogin ließ mir dabei sagen, es wäre nur des Spaßes wegen, wie ein Gruß oder Guten Abend, als Geschenk wolle sie es gar nicht angesehen wissen. Doch freute ich mich darüber, sie hatte meiner doch freundlich gedacht. Wir tranken nun Tee, und ich las dabei vor aus den Reisebriefen der Hahn-Hahn. Meistens ist es doch nur wie ein Salongewäsch, ich finde weder ein rechtes Herz noch Gedankentiefe. Es sind da eine Menge Phrasen, die nur nach etwas klingen und keinen tieferen Sinn haben. Der Stil aber ist gut und elegant, bisweilen entsetzlich vornehm, man amüsiert sich und lernt dabei allerlei Unbekanntes kennen. Geistessympathie fühle ich gar nicht zur Verfasserin, ihre Eitelkeit ist mir sehr zuwider und ebenso ihre Altklugheit.

Im ganzen war ich eigentlich nicht vergnügt und bin das auch selten an meinem Geburtstage. Da hat man von früher Jugend her ein unersättliches Verlangen nach einer besonderen Freude. Kindern ist diese leicht bereitet durch eine Arche Noä, Peitsche, Soldaten, Farbenkasten usw. Einem Manne wie mir aber müßte man irgendeine bedeutende Sorge abnehmen oder eine sehr geliebte Person aus der Ferne zuführen, wenn ich eine besondere Freude erleben sollte. Ob ich einen Großvaterstuhl habe oder nicht, macht mich nicht wirklich glücklich. Wenn mir der liebe Gott mein Auge auftun wollte, daß ich die Farben unterscheiden könnte, dann würde ich eine rechte Freude haben. Noch gestern hielt ich ein saftgrünes Sammetkleid für rotbraun. Alle Zeit und Mühe, die ein anderer auf Zeichnung und Helldunkel, das Wesentliche des Bildes, verwendet, verbrauche ich auf die Farbe, und dann kommt doch ein kleiner Rotzjunge und weist mir einen Fehler nach, und trotz aller Mühe habe ich nur ein schlechtes Colorit. Ich arbeite ganz im Finstern und daher ohne Lust. Das ist ein Teil meiner Last, schon genug, um einem Maler alle Freude aus dem Leibe zu treten. Merkwürdigerweise wußte es der selige Vater und legte kein Gewicht darauf. Hätte er aufmerksam Goethes „Farbenlehre" gelesen, so hätte er mich nicht Maler werden lassen. Jetzt ist's zu spät, was anderes zu ergreifen, und mir bleibt nichts übrig als Resignation, die manchmal gelingt, manchmal wieder schrecklichen Schmerzen Raum macht.

21. Nov. 1843. Heute nur ein paar Worte, denn ich muß gleich aufs Schloß. Ich bin jetzt eigentlich alle Tage oben. Dreimal in der Woche zur Tafel beim Herzog, zweimal abends bei der Bernstorff, einmal zum Tee bei der Herzogin, wo ich ihr vorlese. Der Hofprediger Hoffmann, der ihr bisher vorlas, leidet so an chronischer Heiserkeit, daß die Herzogin mich ersucht hat, ihr für diesen Winter vorzulesen. Mir ist das sehr angenehm, weil ich auf diese Weise Gelegenheit habe, öfter mit ihr auf einfache, natürliche Art, ohne allen Hofzwang, zusammen zu sein. Zu den Lesestunden ist niemand gegenwärtig außer der Bernstorff und den beiden niedlichen Hofdamen. Amüsant sind oft die kategorischen Bemerkungen und Exklamationen der Herzogin bei Stellen, die sie frappieren. Mir sind diese Lesestunden sehr gemütlich, und ich freue mich stets im voraus darauf; es wird dabei so manches erlebt und dazwischen besprochen, sodaß selbst ein langweiliges Buch eine vortreffliche Unterlage zur Unterhaltung abgibt. —

Da bin ich schon zurück. Es war kein Vergnügen, durch die Dunkelheit den Schloßberg herunterzuschindern, denn der Boden war wie ein Froschbauch, und ich hatte Gummischuhe an. Hier erwarteten mich schon meine Zeichnenschüler Bertha, Line und Gerhard. Ich gab jedem ein Blatt mit Baumschlag und setzte sie fest unter der großen Lampe bei meiner Frau. Ich aber zog mich in mein kaltes Zimmer zurück und klage Dir nun meine Leiden weiter. — Wir waren heute bei der Bernstorff zum Tee. Sie ist jetzt wieder recht leidend und beschäftigt sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod. Zum Glück ist ihr Leiden von der Art, daß ihr Geist ungetrübt bleibt. Sie kann wohl manchmal recht wehmütig sein, aber ihre Wehmut hat niemals etwas Hypochondrisches oder Verdrossenes; wenn man ihr nur etwas zu Hilfe kommt, so gibt sie sich einer unbedingten Heiterkeit hin und kann sehr lustig werden. Kürzlich ließ sie mir sagen, ich möchte doch gleich nach Tafel zu ihr kommen. Als ich hineintrat, sagte sie mir, ihre Freundin, Frau v. Somnitz, von der sie mir schon viel erzählt, wäre bei ihr und wolle gern meine Bekanntschaft machen. Auch sah ich im Lehnstuhl eine Kreatur mit entsetzlich blonden Haaren sitzen, die mich dumm anlächelte und sich nicht einmal erhob. Ich war darüber etwas frappiert und ging mit dem verbindlichsten Wesen ganz nahe auf die übrigens sehr elegante junge Dame zu, immer in der Hoffnung, daß sie doch einmal aufstehen sollte. Da erkannte ich endlich, daß es mein Gerhard war, den die Bernstorff, während wir tafelten, sich zum Privatgenuß mit ihren Unterröcken und Kleidern aufgeputzt hatte. Sie wollte sich totlachen, daß ihr das Späßchen so gut gelungen, und Anna und Tille, die bei ihr waren, freuten sich mit hohen Sprüngen.

23. Nov. 1843. Neulich hatten wir hier auf dem Schlosse einen interessanten Besuch. Graf Asseburg[1], den Du gesehen, hatte sich drei Könige

[1] Graf Ludwig von der Asseburg-Falkenstein (1796—1869), Vizeoberjägermeister, später Oberjägermeister am preußischen Hofe, auf Meisdorf, nahe Ballenstädt am Eingang des Selketales.

eingeladen. Denke nur, sich drei Könige einzuladen, den König von Preußen, von Hannover und von Sachsen! Wunderbarerweise kamen sie auch alle drei und tranken in drei Tagen für 1000 Thaler Champagner aus. Auf seiner Rückreise nahm der König von Preußen von unserem Herzog ein Diner an, wozu auf ausdrückliches Verlangen der Herzogin auch ich eingeladen wurde. Als der König vorfuhr, standen wir alle im Vorzimmer in einem Halbkreis um unsere Herzogin herum, die zwischen ihren beiden Damen den König erwartete. Der König trat rasch ein, bot sogleich der Herzogin den Arm, sagte ihr einige Schmeicheleien über ihre Toilette und führte sie in den Saal, wo der Herzog war. Nun traten noch der Prinz von Preußen und Prinz Carl mit ihrem Gefolge ein, und es erfolgte eine kurze Vorstellung der vornehmsten Personen, worauf wir durch die Gänge in den alten Speisesaal zogen, der herrlich aufgeschmückt war. Das Diner war königlich. Die besten Speisen, die es gibt, als Schildkrötensuppe, Austern, Hummer, Gänseleberpastete, Trüffeln usw., alles ward doppelt präsentiert, z. B. zwei Suppen, zweierlei Pasteten, zweierlei Gemüse, dreierlei Wildbraten usw. Die allerfeinsten Weine wurden unablässig angeboten, und Champagner war der Tischwein. Der König lobte fortwährend das Essen, nahm wie ein Ritter von der Tafelrunde von allem, was vorkam, trank ohne Ausnahme alles, was präsentiert wurde, sodaß so ein armer Ritter wie ich nicht aus dem Erstaunen kommen konnte, besonders wenn man wußte, daß der König vorher in Meisdorf schon ein tüchtiges Frühstück à la fourchette zu sich genommen hatte.

Übrigens gefiel mir die ganze Erscheinung des Königs. Er war sehr heiter und gesprächig, stellte sich auch ohne jede Herablassung jedem gleich, mit dem er sprach, sodaß man immer nur den Menschen, und zwar einen wohlwollenden, gescheuten und gebildeten Mann vor sich sah. Selbst gegen die Lakaien behielt er sein freundliches, verbindliches Wesen bei ihren Handreichungen, ohne sich etwas zu vergeben. Bei Tische saß er zwischen dem Herzog[1] und der Herzogin und unterhielt sich auch mit ersterem auf die amabelste Weise. Der Herzog benahm sich auch recht über Erwarten gut, nur daß er nach der Tafel, als dem König noch einige Herren vorgestellt wurden und die Herzogin mitten im Saal mit dem Prinzen Carl sprach, plötzlich mit seinem langen Degen und Ordensbande auf sie zuschoß und sie ganz kindlich fragte, ob er nicht fortgehen könnte, er langweile sich so. Ich stand ganz nahe, konnte es hören und war sehr

[1] Herzog Alexander Carl (1805—63) folgte 1834 seinem Vater Alexius Friedr. Christian und vermählte sich im gleichen Jahre mit der Prinzessin Friederike von Holstein-Glücksburg. Da sein Geisteszustand ihn nicht zur Regierung befähigte, hatte bereits sein Vater 1832 einen „Geheimen Conferenzrat" zur Leitung der Regierung geschaffen. Der Herzogin fielen infolgedessen nicht nur die Repräsentationspflichten, sondern auch die Teilnahme an den Regierungsgeschäften zu. Im Oktober 1855 wurde sie durch das von den Dessauer Agnaten anerkannte Regentschaftsgesetz auch förmlich Mitregentin, der Herzog aber mußte in Schloß Hoym interniert werden. Mit ihm starb die Linie Anhalt-Bernburg aus.

bange, er würde nun was ganz Ungeschicktes anstellen. Doch ließ er sich durch einige leise Worte beschwichtigen und ward von den Hofdamen in ein Fenster gezogen, wo sie ihn so lange beschäftigten, bis der König abzog. Ich hatte mich so gründlich gesättigt, daß ich am Abend gar nichts mehr essen konnte, der König aber fuhr nach Quedlinburg, wo ihm die Stadt ein glänzendes Souper gab; er hat dort wieder keine einzige Schüssel und kein Glas Wein vorübergehen lassen. Es ist unglaublich, aber wahr. Siehe da, gerade, da meine Geschichte aus ist, kommen die Meinigen sehr entzückt aus dem Konzert zurück, und nun geht es an die Kartoffeln.

1. Jan. 1844. Julchen und Bertha sind auf einem großen Balle, welchen Salmuth drei holsteinischen Prinzen zu Ehren gibt, die jetzt hier anwesend sind. Bertha ist vortrefflich aufgeblüht und ein völlig erwachsenes Jüngferchen. Sie macht heute ihren ersten Tanz mit und ging mit großem Herzklopfen hin, aber doch seelenvergnügt. Sie ist auch ein Evaskind. Da sie nächstens zum Hofball soll, so ist der heutige Abend eine gute Vorschule. Besser wäre es freilich, sie könnte sich in größerer Stille und Einfalt entwickeln; hier geht es aber nicht anders. Jeden Freitag hat sie einen großen Club mit allen Ballenstädter Mädchen aus den besseren Häusern, welche abwechselnd den Wirt machen, sodaß dieser Greuel auch manchmal bei uns vorfällt. Der Zweck ist französische Konversation und Abhärtung im Klavierspielen.

Wir haben eine sonderbare Zeit durchlebt, eine recht schwere, wo sich Bertha so gut benommen hat, daß ich ihr von Herzen das heutige Vergnügen gönne. Acht Tage vor Weihnachten tat ich meine milde Hand auf und schenkte der Flügge, da ich von der Bernstorff einige Theaterbilletts erhalten, eins davon. Julchen entschloß sich, wiewohl ungern, mitzutraben und nahm auch Bertha mit; ich blieb mit den Kindern zu Hause und pflegte mich in meinem Lehnstuhle, während die Kinder um mich herum spielten. Um 8 Uhr hörte ich starkes Klingeln und Geräusch im Hause. Ich schickte Anna hinunter, und diese brachte die Nachricht, meine Frau sei nach Hause gekommen und habe beide Mägde weggeholt, da die Flügge krank geworden sei. Bald kamen auch Line und Bertha. Die armen Kinder waren ganz bleich und erschrocken und erzählten, gerade als die Leute im Theater sich verlaufen, hätte die Flügge schauderhafte Krämpfe bekommen. Julchen war gleich nach Hause gelaufen, Line zum Doktor, und die arme Bertha hatte sich nun allein mit der Krampfhaften in Todesangst befunden, bis ein Schornsteinfegermeister, der von Amts wegen immer länger im Theater bleibt, sich ihr zugesellt und ihr beigestanden hatte. Als dies referiert war, hörte man auch schon am entfernten Geschrei auf der Straße, daß man die Kranke bringe. Alle Kinder entwischten, Adolph versteckte sich in der Kinderstube, weinte und rief: Die Krämpfe kommen! die Krämpfe kommen!

Auf einem scharlachroten, vergoldeten Lehnstuhl aus der herzoglichen Loge trugen jetzt vier starke Männer die Kranke ins Haus, welche überdem

von drei Ärzten und vom Schornsteinfeger begleitet war, die sämtlich ihre Röcke ausgezogen und über die Krankhafte gebreitet hatten, welche dem verschleierten Bilde der Isis glich, aber schaudervolle Töne ausstieß. Als sie in ihrem Zimmer niedergesetzt wurde, ward sie rasend und mußte von uns allen auf dem Stuhle festgehalten werden; zwischendurch schlug sie ein höllisches Hohngelächter auf. Nach 10 Uhr kriegte unser armes Stubenmädchen dieselben Krämpfe in geringerem Grade und mußte zu Bett gebracht werden. Und das Stubenmädchen der Valentiner, welches sie vom Theater mit herbegleitet hatte, lag zu Hause bei ihren Eltern auch an denselben Krämpfen. Ich war darauf gefaßt, daß bald alle meine Weiber mit Händen und Füßen um sich schlagen würden, aber meine Frau und Bertha blieben vortrefflich fest. Um 10½ schlichen sich alle drei Doktors weg, erklärend, sie könnten nichts weiter helfen, es würde schon von selbst vergehen; dergleichen hartnäckiger Krampf sei ihnen befremdlich und unerhört.

Nun war ich mit meiner Frau allein, ganz unerfahren in solchen Dingen, und die unglückliche Person bäumte sich fortwährend besinnungslos in unseren Armen. Da ging die Tür auf, und die gute Valentiner kam ruhig wie ein Engel des Trostes herein mit der Erklärung, sie werde uns die Nacht nicht verlassen. Es ging nun alles besser, die Frauen zogen die Kranke aus, und ich packte sie auf und trug sie in ihr Bett. Da fing sie wieder an zu rasen und stieg fortwährend wie eine Rakete in die Höhe; dann hielten die Weiber ihr die Füße und ich wehrte ihre Hände ab, damit sie uns nicht die Haare ausriß. Sie war im Hemde, ihre langen Haare hingen ihr wild übers Gesicht, und die Valentiner verglich uns mit Paul und Virginie, so auffallend waren die Balgereien mit der Nackten. Endlich gegen 2 Uhr ward sie ruhiger und fand ihre Besinnung wieder, so schlich ich mich auf mein Zimmer und ließ die Weiber bei ihr.

Am anderen Morgen ging die Teufelei von neuem los, ich ward gerufen, weil sie nicht zu bändigen war, und mußte derb zugreifen; am Abend auch, und so ging das drei Tage hintereinander. Mir waren die Glieder wie zerschlagen, die Arme schmerzhaft, als wenn ich gerudert hätte, die Kräfte meiner Frau erloschen auch, es war trostlos. Da endlich ließen die Krämpfe nach, sie behielt die Besinnung dabei, sodaß man ihr kräftig zureden konnte; einige tüchtige Dosen Moschus mochten das ihrige gewirkt haben. Unser ganzes Haus roch wie ein Bisambeutel. Indes bekam sie doch zweimal täglich die Krämpfe bis zum nächsten Sonntage, dem Weihnachtsheiligabend. Das Stubenmädchen hatten wir aus dem Hause gebracht, die krampfte bei ihren Eltern immer tüchtig drauflos. Es mußte im ganzen Hause eine Stille erhalten werden wie im Grabe, alle Kinder gingen in Strümpfen und schlüpften wie die Schatten umher. Die Kranke wurde wie ein rohes Ei behandelt, Bertha saß fortwährend bei ihr und opferte ihr eigentlich die ganze Weihnachtszeit.

10. Januar 1844. Mit diesen Krämpfen ist wirklich ein großes Übel und Elend in unserem Hause eingezogen. Alle Abende dasselbe, vor

12 Uhr kommen wir fast nie mehr zu Bett, und welch traurige Bilder nehmen wir dann immer mit in den Schlaf hinein. Es gefällt Gott, daß wir uns in der Liebe üben sollen gegen einen Menschen, der uns nicht liebenswürdig ist. Krampft sie nicht, so beweint sie in der Regel ihren Zustand und leider meistens in meiner Stube, wohin sie einen krampfhaften Zug hat. So eine nervöse Person im Hause ist doch ein greuliches Unglück und eine Zerstörung des Lebens.

*

Ballenstädt, am 10. Febr. 1844. Heute erhielt ich Deinen Brief über Antoniens Ende. Mir ist's, als sei mir ein Glied ausgerissen. Antonie war mir eine Freundin, die ich kannte, die mich kannte durch und durch, und die mich dennoch liebte. Welch unbeschreiblich liebliche Erinnerung mir von unserem letzten Wiedersehen geblieben ist, kann ich gar nicht aussprechen. Sie war wie ein breiter Strom, der sich ins Meer ergießen will und nun zuletzt tief und ruhig dahinfließt. Ach, Gerhard! ein Herz, das uns kennt und liebt, weniger in dieser kalten Welt ist ein ganz ungeheurer, unersetzlicher Bankerott, von welchem man sich nie wieder ganz erholt.

Nun habe Dank für Deinen Brief, welcher ein rechter Bruderbrief ist. Du machst mir u. a. die Mitteilung, daß ich sehr stolz oder hochmütig oder selbstgefällig sei. Dies scheinst Du ganz genau zu wissen, und da ich es auch weiß, so freue ich mich, daß wir in diesem Stück ganz einerlei Ansicht haben. Da ich aber schon in meinem achtzehnten Jahre einsah, daß ich einen tüchtigen Stolz habe, und nun vierzig bin, so werde ich dies Laster wohl mit ins Grab nehmen. Ich glaube, daß ich seit meiner Jugend wohl erfahrener, umsichtiger und daher duldsamer geworden bin, aber keineswegs besser. Daher verdamme ich auch niemand, dem es ebenso geht. Meine Sympathien und Antipathien aber behalte ich nach einer inneren Notwendigkeit. Ich erschlage die Kröten und Schlangen, wo ich sie finde, obgleich sie gerade so sind, wie Gott sie haben will und gemacht hat, und ich pflege und begieße die Rosen, die doch auch nichts besseres sind. So weise ich die Individualitäten ab, die mir mißfallen, und pflege die Freundschaft anderer, die mir gefallen.

Du meinst, wenn ich weniger hochmütig wäre, so würde ich mich hier weniger isoliert fühlen, aber das verstehst Du nicht. Freilich bin ich entsetzlich einsam und fühle das besonders schmerzlich, weil ich unter so vielen Menschen lebe. Es ist nichts Kleines, mitten in der Gesellschaft leben zu müssen, ohne auch nur von einem Einzigen verstanden zu werden. Ich habe hier keinen Menschen, mit welchem ich von dem reden könnte, was mich interessiert, nicht weil die Anderen zu dumm wären, sondern weil sie sich wieder für ganz andere Dinge interessieren. Ich habe fast mein ganzes früheres Leben dem Studium der Bibel und des Bibelglaubens gewidmet. Ich war zwar Maler und malte, aber mein höchstes Interesse war nicht der Kunst, sondern immer dem christlichen Glauben zugewandt. Daher ging ich auch ganz ausschließlich nur mit gläubigen Menschen um, ich wußte mit den anderen nichts anzufangen und hatte nichts, gar nichts

mit ihnen zu besprechen. Wäre ich nun noch der Alte, so hätte ich hier in der Nähe wenigstens ein paar Pastoren, gegen die ich mich aussprechen könnte, ein paar Weiber nicht zu rechnen. Nun aber ist mir mein Glaube umgekippt, und ich habe niemand mehr. Die Weiber begreifen nichts von meinen Zweifeln, weil sie eine ganz andere Art zu denken haben, meine Einwürfe sind ihnen keine, auch mag ich sie nicht irremachen. Die Ungläubigen aber, mit denen ich in der Negation übereinstimme, sind aus Vorurteil ungläubig, sie haben über die Sache nicht nachgedacht, sie kennen keine Trauer, das Christentum nicht zu besitzen, sie haben weder am Glauben noch am Denken Interesse. Gegen sie spreche ich mich am wenigsten aus. Über eine verlorene Geliebte denkt und spricht man anders als über ein Mädchen, das man niemals liebte. An Umgang fehlt es mir wahrlich nicht, die Leute verkehren gerne mit mir; wenn ich wollte, könnte ich mich fortwährend in Gesellschaft, auch außer dem Hofe, bewegen. Aber was hilft das? Wer so angefüllt ist mit Ideen wie ich, der will sich aussprechen, der muß sich aussprechen, und wenn er kein Ohr findet, so fühlt er sich einsam, einsamer als Du in Deinem einsamen Finn.

Daß Du mich einen halbverrückten Menschen nennst, ist gut und passend und schmeichelhaft, aber daß ich Kammerherr werden wollte, war wohl der vernünftigste Wunsch meines Lebens, und das Verrückte lag bloß darin, daß ich keine Schritte dazu tat. Du schreibst: alle Vorteile eines Kammerherrn hätte ich bereits, und zwar ohne die Nachteile, deshalb solle ich zufrieden sein. Entsetzliches Untier, das Du bist, halb wahnsinniger Träumer! Welches sind denn die Nachteile? Die Nachteile sind: alle Tage einmal entweder Mittag oder Abend bei Hofe zu sein und zur Unterhaltung beitragen müssen, mit den Herrschaften spazieren gehen und mit unnützem Herumstreichen Zeit zu verlieren. Nun, diese Nachteile habe ich auch jetzt schon, aber dazu noch meine Arbeit, die mir die Laune verdirbt. Die Vorteile sind ein Gehalt von 1200 Thaler, ein ansehnlicher Rang und dadurch eine kinderleichte Stellung in der Gesellschaft, in welcher wir leben müssen. Diese Vorteile habe ich nicht. Was ich jetzt nebenbei, abgespannt von mißlungener Arbeit, tun muß, würde dann meine Arbeit sein, und ungeheuer viel Zeit würde ich zu meiner Disposition behalten. Übrigens ist die Stelle nun bereits vergeben, an einen Major Kutteroff aus Hannover, welcher als Adjutant beim Herzog zugleich den Kammerherrendienst vertritt.

Ich aber bleibe nun bei meiner Malerei, welche mich nach und nach unter die Erde drückt. Ich glaube es herzlich gern, daß Du kein großer Landwirt bist. Das ist aber was anderes. Hätte ich Farbensinn, so wäre ich damit auch noch kein großer Maler, aber ich könnte doch selbständig arbeiten und würde mit meinen Arbeiten rascher fertig, anstatt daß ich jetzt meine Frau wohl zehnmal des Tages holen muß, damit sie die Farben beurteilt, und dann doch das Bild von den Leuten zurückgeschickt bekomme, weil eine Backe röter als die andere ist oder ein Auge verweint oder das Ganze zu grau, zu grün oder, weiß der Teufel, was sie alles aussetzen.

Wenn ich zeichne, so wird es auch nicht wie von Krüger[1], aber ich kann es doch allein beurteilen und weiß doch, daß ich der Arbeit gewachsen bin und was ich liefere. Nun — ich muß es eben tragen als unabänderliche Last, aber die Kraft ist nicht immer gleichmäßig frisch. Es sind noch eine Legion anderer Plagen da, und wenn manchmal alles zusammentrifft, so ist's kein Wunder, wenn man kleinmütig wird.

Nun ist's schon bald ein Jahr, daß Du kamst! Als ich Dich früh im Dunkeln wiedersah, das war die erschütterndste Freude meines Lebens. Mein lieber, guter, treuer alter Bruder! Man hat nur einen. Gott behüte Dich!

Couvert. 20. Febr. 1844. Fastnacht. Schon wieder ein Brief oder Epistolus von Dir — das ist dolle, ganz dolle, dollollorollollo! Da will ich den meinen rasch schließen. Elmine, Alwina, Helene, Sonny, Nanny — welch Cousinenkrösus bin ich doch! Alle sind sie meine Lieblinge, nur daß ich immer zweifelhaft bin, vor welcher ich die meiste Ehrfurcht haben soll. Eigentlich doch vor Elmine, weil sie mir im Kurküllschen Garten Kreken oder Queken (wie heißen doch die Pfläumchen?) zu essen gegeben hat, was ich nie vergesse. Oft fresse ich sie alle im Geist auf, nicht die Kreken, sondern die Cousinen. — Alle Deine lieben Kinder lege über in meinem Namen, der ich, wie Luther, viel von Kinderzucht halte. Ich denke mir, daß Helene ihnen das Fell zu wenig gerbt. Ich würde meine Kinder schrecklich hauen, wenn ich's nicht immer vergäße. Auch zu gutmütig.

*

Ballenstädt, am 31. März 1844. Ich hatte mich nicht wenig auf den heutigen Tag gefreut. Der Hof kommt erst morgen von Bernburg, und — die Flügge hat uns heute auf immer verlassen: Ursache genug zum Dank. Dazu ist Palmarum, mein Lieblingssonntag, und ich dachte mit den Meinigen heute recht in meinem Gott vergnügt zu sein und womöglich den ganzen Tag im Freien zu verleben. Statt dessen habe ich rheumatisches Fieber, und ein dicker, undurchdringlicher Nebel bedeckt das Land, während wir bisher das schönste Weter hatten, Veilchen, Schneeglocken und Vogelgesang. Ich war so wohl wie ein Tier und lerchenhaft heiter — wie kann das so schnell umschlagen? Durch Haarabschneiden, mein Lieber, und dazu kommt, daß Julchen, sobald ich mir die Haare schneiden lasse, gleich meine Schlafstube und das ganze Haus scheuert.

Mit der Flügge sind wir ein schweres Hauskreuz losgeworden, das drei Jahre auf uns gelegen und mir schweres Geld gekostet hat. Dafür sprechen und lesen die Mädchen jetzt fertig Englisch und Französisch, was sie wahrscheinlich niemals brauchen und daher auch bald wieder vergessen werden. Eine Erzieherin hätte ich brauchen können, aber diese arme krankhaft leidenschaftliche Person konnte keine Erzieherin sein. Dann

[1] Gemeint ist entweder der Zeichner und Kupferstecher Ephraim Krüger (1756 bis 1834), Prof. an der Dresdener Akademie, oder einer von dessen beiden in Loschwitz geborenen Neffen Karl Reinhard (1791—1879), Medailleur an der Königl. Münze, und Ferd. Anton (1793—1857), Prof. an der Akademie in Dresden.

kamen die Krämpfe von Weihnachten bis jetzt. Allgemein wurde es mir verdacht, daß ich die Kranke nicht längst aus dem Hause gab, einerlei wohin; ja, wenn ich sie in den Wald gesetzt hätte, so hätte man es vernünftig gefunden. Aber die arme Seele hatte keine Zuflucht, und es war mir ganz unmöglich, eine so bejammernswerte Person in solchem Zustande ihrem Schicksale zu überlassen. Jetzt habe ich doch die Beruhigung, daß sie ziemlich genesen war, als sie unser Haus verließ. Sie ist nun zu Dora Heynitz, die sich erboten hat, sie bei sich zu behalten, bis sie wieder eine Stelle hat, und die freundlichen Königshayner Einflüsse werden sie, denke ich, ganz kurieren. Meine Frau wird nun hoffentlich recht aufgehen, da sie eine ihr ganz und gar widerwärtige und unleidliche Genossin losgeworden ist.

Morgen kommt der Hof. O mein schönes, stilles Leben! — ich fühlte mich so glücklich in dieser Zeit. In vier Wochen reist die Herzogin indes nach Holstein und Serenissimus nach der Schweiz, d. h. nach Düsseldorf (zu seiner Schwester, der Prinzeß Friedrich), denn weiter läßt man ihn nicht kommen. Nachher gehen die Herrschaften nach Alexisbad, kurz, der ganze Sommer wird wohl frei sein.

Wie gern hätte ich Timos[1] Bilder gesehen! Er hat in der Tat einen wunderbaren Genius, und ich habe ihn oft genug angestaunt. Nur mit so großem Genie lohnt es sich eigentlich, Künstler zu sein. Was den äußeren Beruf anbelangt, so hilft kein Wollen, kein Fleiß und keine Gewissenhaftigkeit, und wer in ein Gleis geraten ist, auf dem sein Wagen nicht spurt, der wird immer schlecht fahren. Zum Maler passe ich nicht, fraglich ist es aber, wozu ich besser passen würde. Ich habe einen wissenschaftlichen Kopf, aber doch habe ich auch oft Gott gedankt, daß ich nicht Theologe ward, wozu ich früher immer hinneigte. Darin sind wir beide glücklich, daß wir, Du als Landwirt, ich als Maler, wenigstens glauben dürfen, was wir können, und das ist ein herrlich Ding.

Übrigens habe ich manchmal doch auch Freude an meinem Malen. Eben verläßt mich eine Dame ganz entzückt — ich habe ihr das verstorbene bucklige Söhnchen gemalt mit Bilderbuch und Blumenumgebung. Den Buckel ließ ich weg; sie war besonders erfreut, daß ich die Gestalt so gut getroffen hätte. Einen Christus mit der Dornenkrone habe ich auch gemalt. Gestern sah ein Herr, der zu den entschiedenen Widersachern des Pietismus gehört, dieses Bild. Ich dachte, er würde es gar nicht bemerken, besonders da es neben dem Bilde seiner Frau stand — aber er sah nur jenes, und während ich ihn ganz gleichgültig über Melonenzucht befragte, bemerkte ich auf einmal, daß er weinte. Dies machte mir doch große Freude. Viel gezeichnet habe ich diesen Winter, für 70 Thaler Kreidezeichnungen sind nach Düsseldorf an die Prinzeß Friedrich abgegangen, und andere habe ich noch in Arbeit. Ich zeichne gern, weil ich das kann.

Am 1. April 1844. Guten Morgen, teurer Aprilnarre! Wir haben einen himmlischen Frühlingstag mit einer strahlenden Sonne; ich bin

[1] Timoleon Neff, geb. 1805 in Kurkül, Kügelgens Vetter zur linken Hand, gest. 1876 als russischer Hofmaler und Professor an der St. Petersburger Akademie.

ganz durchgöttert vom festlichsten Frühlingsgefühle und — die Flügge ist weg! Alle Gesichter im Hause strahlen, und es fehlt nur, daß Du heute ankämst anstatt des Hofes. Ich habe schon ein paar Stunden im Garten bei den Arbeitern gestanden. Mein Georginenbeet ist trefflich geworden, und gar erst der Schwitzkasten ist prächtig! Das Ding gibt meinem Garten ordentlich ein gelehrtes Ansehen. Das wird Melonen geben! Auch in den Ecken der Rasenplätze habe ich Mistlöcher angelegt für Kürbisse, die sich auf dem Rasen hinschlängeln sollen mit ihren breiten Blättern, und die Kürbisse werden sich wie Kälber auf der warmen Wiese sonnen. Mein Garten verwandelt sich in ein kleines Neapel. Auch die Kinder werden nicht müde, in ihren kleinen Gärten zu wirken; es bleibt ihnen immer neu.

*

Ballenstädt, am 27. Mai 1844. Vorgestern waren wir mit der Bernstorff in Halberstadt zur Ausstellung, die mich aber wenig befriedigte. Mit dem Glanz der Düsseldorfer Schule scheint es zu Ende zu sein. Das namhafteste Bild war Kardinal Wolsey von Hildebrandt. Da Julchen und Bertha noch keine Eisenbahn gesehen hatten, gingen wir von der Ausstellung auf den prächtigen Bahnhof, setzten uns ein und fuhren bis nach Oschersleben, wo die Bahnen von Magdeburg, Braunschweig und Halberstadt in einem Knoten zusammenkommen. Die Halberstädter Wagen sind die schönsten, die es jetzt in Deutschland gibt, überaus bequem und elegant. Die Fahrt machte den Meinigen ungemein Spaß. In Oschersleben sahen wir die Züge von Braunschweig und Magdeburg (incl. Berlin) mit mehreren tausend Reisenden ankommen. Unter den Berliner Reisenden war, ohne daß wir es wußten, auch Schwager Fritz Krummacher, der uns besuchen wollte. In dem Gedränge von Menschen bemerkten wir ihn leider nicht und fuhren mit ihm in demselben Wagen, aber in einem anderen Coupé, bis Halberstadt zurück. Darauf brausten wir mit herrschaftlichen Pferden nach Ballenstädt, während Fritz mit der Post langsam nachgekrochen kam.

Am andern Morgen stellte er sich dar, so groß und lang und breit er war. Er ist zu seiner Erholung sechs Wochen in Berlin gewesen und hat dort Tag und Nacht mit den bedeutendsten Leuten verkehrt. Der König hat ihn sehr ausgezeichnet, ihn öfters zur Tafel gezogen und in Potsdam vor sich predigen lassen. Auch im Dome zu Berlin hat er vor einem ungeheuren Publikum gepredigt und die geistigen Notabilitäten, wie den Kultusminister Eichhorn und Schelling, zu seinen Füßen sitzen sehen. Der berühmte Kirchenhistoriker Neander mit seiner Schwester, die ihn stets begleitet (er ist so zerstreut, daß er sonst ohne Rock und Hut ausgeht, sich auch stets verirren würde), fanden keinen Platz mehr. Fritz erfuhr dies in der Sakristei und ließ ihnen Stühle auf die sehr geräumige Kanzel setzen, wo sie Platz nahmen. Zur Predigt erschien nun Fritz zwischen diesen beiden ernsten Eulenköpfen, die andächtig dasaßen, und das ganze Publikum erbaute sich an dem Bilde des demütig zuhörenden, höchst ehrwürdigen Neander. Es ist unglaublich, was Fritz alles erfährt und wieviel

Ehre man ihm erzeigt. Daß er einst Bischof in Potsdam wird, ist leicht möglich. Von hier will er nach Bremen und hat Julchen überredet, zum Trost des alten Vaters mit ihm zu reisen.

Unser Herzog ist in Düsseldorf, die liebe Herzogin in Schleswig, die Bernstorff allein hier und alle Tage bei uns. Am Tage, ehe die Herzogin abreiste, machte diese noch einen Spaziergang mit uns, und zwar, wie sie es wünschte, durch dick und dünn im Walde, eigentlich eine Entdeckungsreise. Die Abmachung war: die Herzogin wollte gehen, wo es ihr beliebte und namentlich wo sie noch nicht gewesen war, und ich sollte die Verantwortung übernehmen, daß wir uns nicht verirrten. Auf diesem Gange war die Herzogin sehr liebenswürdig und munter, behielt uns auch den Abend bei sich zum Souper. Ich las ihr nach dem Essen die Bernsteinhexe von Meinhold vor (lies dies köstliche Buch!), wir lachten und waren guter Dinge. Die hohe Frau traktierte mich auf Salat, weil sie weiß, daß ich ihn so gerne esse, machte ihn selbst an und erkundigte sich genau, wieviel Öl, Salz, Essig usw. ich daran liebte. Viel Spaß gab an jenem Abend das neue Prädikat „Hoheit", welches ich wacker exerzierte. Die sächsischen und anhaltischen Herzoghäuser haben es sich plötzlich aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt, da sie das „Durchlaucht" nicht länger mit den gemachten neuen Namensfürsten teilen wollten. Uns hier ist es von den benachbarten Fürsten eigentlich aufgedrängt worden, denn der Herzogin war es lächerlich und dem Herzoge ärgerlich; dieser äußerte, sein Vater sei doch ein viel würdigerer Mann gewesen und habe sich mit der „Durchlaucht" begnügt, daher käme ihm die „Hoheit" gar nicht zu. Dem Capellmeister Claus, der als erster ihm im Gespräch den Titel „Hoheit" gab, hätte er dafür beinahe den Hals umgedreht.

Am 30. Mai 1844. Heute morgen haben mich Julchen, Fritz und Anna verlassen. Nun ist es auf einmal öde in meinem Hause, wird sich aber vielleicht heute abend durch irgendeinen Kantor oder Sänger wieder beleben. Die hiesige Liedertafel hat nämlich alle anderen anhaltischen Liedertafeln zu einem großen Gesangsfest eingeladen. Die heranwandernden Sänger werden bei Mitgliedern und Ehrenmitgliedern der hiesigen Liedertafel einquartiert. Ich bin nun zwar keines von beiden, habe mich aber aus Patriotismus und Kunstbrunst erboten, einen Sänger zu logieren. Ob dieser ein Engel, Mensch oder bestia sein wird, ist mir unbekannt und wird mir durchs Los zuerkannt werden. Übermorgen ist das große Fest. Nun aber bedenke, mein Lieber, daß bei so feindseligem Wetter die großenteils zur Hektik neigenden Sänger kaum geneigt sein können, hier einzuwandern, zumal da jede Rotte von ihnen mit schweren Fahnen, Sinnbildern ihrer Macht und Ehre, beschwert ist. Meine Kinder zittern bei dem Gedanken, daß unser Sänger ausbleiben könnte. Ich dagegen würde es für eine sonderbare Gnade Gottes halten, wenn dieser Brüllfrosch ausbliebe, ich würde Zigarren sparen und manchen schlechten Witz, womit ich ihn auflockern müßte, daß er heimisch würde.

Meinem geliebten Garten tut der Regen wohl, und ich sehe aus dem

Fenster zu, wie der Salat und die Bohnen wachsen. Dies Jahr hebt sich mein Garten, künftiges Jahr wird er schon anschaulich werden. Ich habe ein armes Weib, genannt Madonna, angestellt, mir auf den Viehtriften Kuhfladen zu sammeln. Sie schleppt diese Blinzen herbei wie eine Ameise, und daraus mache ich mir prima materia, aus der alles andere wird. Meine Georginen sind schon eine halbe Elle hoch, ich habe deren 21 Stück, sehr edle Sorten, auf deren Blüte ich mich sehr freue. Der Herbst wird gar bunt in meinem Garten schimmern. Abends im Garten zu graben und zu pflanzen, während die Mädchen mit aufgebundenen Röcken durch die Beete mit den Gießkannen schreiten, die Jungen schaukeln und turnen und Julchen mit dem Strickstrumpf umherstreift, ist meine größte Lust. Die Bernstorff hat uns mitten im Garten eine prachtvolle grüne Schaukel erbaut, und darin sitzt die junge Brut und fliegt durch die Atmosphäre mit Geschrei.

Als Fritz Dein Bild sah, das bei mir an der Wand hängt, schwoll er dick an und rief mit seiner Donnerstimme: „Herr, welch ein Praßkopf! Wer ist der Kerl?" Ich sagte, es wäre mein Bruder. Da lobte er Dich sehr, daß Du so einen Kopp hättest. – Lebe wohl, mein Dicker, schreibe baldc, am besten tagebuchartig! Schlecht ist's zu schreiben – angenehm zu lesen.

*

Ballenstädt, am 27. Juli 1844. Deinen köstlichen, friedlichen, freundlichen und brüderlichen Brief las ich gestern im Schatten meines Bosketts und blickte über das Blatt hinweg auf den Sonnenschein, der in der spanischen Kresse glühte. Schon sehe ich im Geiste das Dampfboot, das Dich herüberbringt, und höre den Wagen vor meiner Türe halten, aus dem Du steigst. Sogleich führe ich Dich in den Garten, ich setze Dir frische Milch vor und Venidos oder Kirschen, wenn Du willst von allen Sorten. Aus der benachbarten Schule tönt der Gesang der unschuldigen Kinder über die Baumwipfel zu uns herüber, sie singen „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben"; es sind keine Russen diese Kinder, und meine sind darunter. Alles dieses habe ich genossen, Du magst nun kommen oder nicht, und Dein Brief hat's bewirkt.

Zu Deinem Ausfall gegen das weibliche Geschlecht aus Anlaß des U.schen Ehepaares meine ich: Ja, wohl haben wir Ursache, Gott zu danken, für unsere Weiber, wie auch dafür, daß wir keine koketten, verbuhlten, melancholischen, krampfhaften usw. erwischt haben. So sehr gefährlich ist es aber doch nicht, eine Wahl zu treffen, wie Du in Deinem augenblicklichen Eifer meintest, denn die Weiber sind im ganzen eine gute und praktische Nation. Am allermeisten zuwider wäre es mir, wenn meine Frau sich auf Theorien steifte oder etwa eine Art Centaur wäre, wie manche Weiber, so halb Prophet und halb feminin. Denke Dir, wie schrecklich, der seligen Krüdener ihr Mann zu sein! Auch würde dieselbe sich mit mir sehr erkältet haben, wir würden uns haben scheiden lassen, d. h. damals, denn jetzt wird das Scheiden etwas langwierig. Der König von Preußen

druckt schon seit 4 Jahren an einem neuen Ehescheidungsgesetz. Endlich sind jetzt die Präliminarien erschienen, welche nur in einer Erschwerung der Form stehen. So dürfen z. B. die Sühnversuche des Predigers nicht unter einem halben Jahre beendet sein. Ich glaube, daß in den meisten Fällen Mann und Frau sich gegen den sühneversuchenden Pastor verbinden, ihn zum Hause hinausschmeißen und wieder gut Freund sein werden. Warum man eigentlich die Scheidungen erschweren will, weiß ich nicht; sie sind wegen der Herzenshärtigkeit ein durchaus notwendiges Arzneimittel für die Gesellschaft. Bei gläubigen Christen sind sie gar nicht möglich. Wirklich schlechte Ehen aber bei Personen, denen das Gesetz Christi keine Autorität ist, mit der Gewalt der Bajonette zusammenhalten zu wollen, scheint mir ein kleiner Unsinn zu sein. —

Das war eine Freude, als meine Frau endlich wiederkam von Bremen. Bertha, Tille und ich empfingen sie am Posthaus. „Was haben Sie für Gepäck hinaufzuschaffen?" frug der Wagenmeister. „O, nichts als einen Koffer, Nachtsack und ein kleines Fäßchen." — „Was hast Du denn in dem Fäßlein, meine Gute?" — „Frische Heringe für Dich, mein Lieber, soeben aus dem Eismeer mit Bremer Schiff angelangt". Meine Freude war reell.

Während der Abwesenheit meiner Frau kamen zu meiner freudigen Überraschung Clara Volkmann mit ihrem Fechner[1]. Fechner war wohl und heiter; auf dem Falkenstein hatten wir einen Faustkampf miteinander, wobei er herkulische Kraft entwickelte. Seine Augen sind jetzt wie Fernröhre, nur darf er sie noch nicht durch anhaltendes Lesen oder Schreiben anstrengen. Unsere Unterhaltung war sehr interessant. Er hat einen ruhigen, nüchternen Verstand, der mir eigentlich mehr zusagt als Harnack's Verstand, der etwas Überschwengliches hat. Von religiösen Dingen sprachen wir nicht, sondern ausschließlich über naturphilosophische Gegenstände, und ich hatte den Materialisten in ihm zu bekämpfen. Alles Leben scheint ihm ein bloßer Mechanismus zu sein, er kann daher keinen rechten Unterschied zwischen einer Lokomotive und einem Löwen oder einem Pferde finden, außer dem, daß die letzteren Junge zeugen. Er ist der erste Mensch dieser Art, der mir vorgekommen ist, und daß diese lederne Ansicht etwas Sächsisches an sich hat, ist nicht zu leugnen. Der alte Volkmann kann sich natürlich gar nicht mit ihm verständigen und bedauert es außerordentlich, daß Fechner ein so vortrefflicher Mensch sei, da er ein Heide ist. Am liebsten ist es mir freilich auch, wenn einer ein Christ und gutartig dazu ist; soll er aber einmal nur eines von beiden sein, so ist es doch hundertmal erfreulicher, wenn er gutartig ist, ja so ehrenhaft wie Fechner.

1. Aug. 1844. Mit den wohltätigen Anstalten wird jetzt bei uns eine unerlaubte Unverschämtheit getrieben. Sie wachsen wie Pilze aus der Erde

[1] Klara Volkmann (1809—1900), Tochter des alten Freundes, Verfasserin des von Ludwig Richter illustrierten Märchenbuchs „Die schwarze Tante", seit 1833 verheiratet mit Gustav Theod. Fechner (1801—87), Professor in Leipzig. F. war erst Physiker, wandte sich aber dann (auch durch ein Augenleiden dazu veranlaßt) ganz der Naturphilosophie und Psychophysik, die er begründet hat, zu.

Mathilde Valentiner.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„In diesem jungen Mädchen, das weder schön noch geistreich ist, lebt etwas, was ich nicht nennen kann, das aber einen Zauber übt, den alle Menschen fühlen." 23. März 1847.

Die Tochter Anna.

Handzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Anna ist ein reichbegabtes, tief poetisches und frommes Wesen." 20. Dez. 1856.

und leben alle von der Hand in den Mund, rein durch Bettel. In alter Zeit wurden sie von den Stiftern gleich ausreichend dotiert; jetzt kann jeder stiften, wenn er auch keinen Heller in der Tasche hat, bloß durch Geschrei. Daß der Ballenstädter Frauenverein mir Lose schickt für ein paar Thaler, finde ich ganz in der Ordnung, und das gebe ich gern. Aber der Harzgeröder, der Gernröder, der Coswiger Frauenverein drängen einem auch Lose auf. Dazu kommt die verwahrloste Kinderschule in Quedlinburg, die Blindenanstalt daselbst, die Kleinkinderbewahranstalt in Tecklenburg, die verschiedenen Missions- und Bibelvereine, der Norddeutsche Verein, die Vereine für verlassene amerikanische Gemeinden, der Gustav-Adolph-Verein, der Verein für bedrängte Orientalen — ich glaube, ich könnte mein Tintenfaß ausleeren, ehe ich alle die wohltätigen Vereine hergezählt hätte, von denen einer den anderen an Aufdringlichkeit überbietet. Die besten von diesen Vereinen sind die Mäßigkeitsvereine, weil sie durchaus nichts kosten und so ganz erstaunliche Resultate haben. Unser Schuster Homann hat hier in Ballenstädt schon 12 notorische Erzsäufer, wie es scheint, radikal von ihrem Laster befreit. Dafür ist ihm von unserer glorreichen Regierung verboten worden, Mäßigkeitstraktate zu verbreiten, weil man fürchtet, die Mäßigkeit komme nicht allein, sondern bringe gleich den Pietismus mit. Böse meint das ja auch hier kein Mensch, aber der Unverstand regiert mitunter die Regenten und ist der König der Welt.

10. Aug. 1844. Unnatürlich lange hat dieser Brief gelegen und gleicht nun einem verfaulten Ragout. Im Sommer ist das Briefeschreiben ein Stück Arbeit. Ich fühle mich manchmal so dumm, daß ich zu der geistigen Höhe meiner Kinder hinaufstaune. Wir wollen abmachen, daß im Sommer fade Korrespondenz zu den erlaubten Übelständen gehören soll. — Ich habe soeben ein Porträt des seligen Krosigk abgeliefert, nach einem früheren Bilde von mir selbsten kopiert. Ich glaubte, sie würden unzufrieden sein, aber siehe da, das neue gefällt ihnen besser als das alte. So bin ich denn insofern recht froh, obgleich im ganzen nicht in der brillantesten Stimmung, denn es haben sich bei mir angemeldet Max und Otto Zöge, Gustav und Adalbert Natorp[1] nebst Adolph Krummacher, lauter Studentenzeug, überdem der alte Volkmann und mein Schwager Eduard Krummacher. Wäre ich Krösus, so sollte mir Krethi und Plethi willkommen sein, aber ich würde dann freilich auch vor meinem Tode nicht glücklich werden. So wie manche in der Zeitung veröffentlichen, daß ihr Haus ein Gasthaus sei, so werde ich bekanntmachen, daß meins keins sei.

Nun wird auch bald der Hof zurückkommen, der jetzt lange Zeit vom Alexisbad absorbiert war, das macht mich auch schwindlig, wenn ich daran denke. Ich bin auch einige Male dort gewesen, aber ohne rechte Freude. À quatre épingles im Walde zu sein, ist an und für sich nicht angenehm. Überdem ist die Bernstorff da, die mir Gewalt antut, um mich nicht von

[1] Söhne von K.s mit dem Pfarrer G. L. Natorp verheirateter Schwägerin Marie, geb. Krummacher.

sich zu lassen, und meine übrigen Bekannten nehmen mir's übel, wenn ich mich um sie gar nicht kümmere. Auch hat sie das besondere Genie, immerfort zu rennen, durch Regen und Sonnenschein, durch dick und dünn, über Berg und Tal, wobei meine wenigen Kleider ruinieren, und dann muß ich wieder am Hofe erscheinen mit zerrissenen Hosen und Stiefeln. Mein Leben im Bade besteht daher in einem lebhaften Kriege mit der Bernstorff, der mir über alle Begriffe peinlich ist. Barduas sind auch immer dort und stellen unablässig Tableaux[1], was mir verhaßt ist. Die Herzogin weiß das sehr gut. Dessenungeachtet frug sie mich neulich in Gegenwart der Barduas, ob ich nicht auch Tableaux sehr liebe? Ich antwortete, ich liebe sie nicht allein nicht sehr, sondern ich fände sie sogar unter aller Menschenwürde. Die Herzogin sagte, das wäre eine „scheußliche Ehrlichkeit", wodurch man andere Menschen verletze, und dabei zeigte sie auf Barduas. Ich erwiderte etwas pikiert, ich hätte es immer für meine Pflicht gehalten, ehrlich zu antworten, wenn Ihre Hoheit mich um etwas frügen. Alle Augenblicke ist im Bade thé dansant für den Hof und die Badegäste und jedermann, der kommen will. Da ist mir's ziemlich nahegelegt worden, meine Bertha dazu hinauszubringen. Ich schlug es rund ab. Ich habe nichts dagegen, wenn meine Tochter in Privatgesellschaften tanzt oder auf dem Hofballe; an öffentlichen Orten aber halte ich es für ganz überflüssig.

Eine tanzende, Tableaux stellende, sich putzende und hoffärtige Christenheit ist mir in den Tod zuwider. Die vergnügungssüchtigen vornehmen Christen sind durchaus schlimmer als die Heiden. Am allerstärksten habe ich das moderne Berliner Christentum in Julie v. U. ausgeprägt gefunden. Morgens in Bogatzky oder Goßner lesen (welche Beide Tanzen, Komödien und alle gesuchten und koketten Weltfreuden verdammen), dann eine Predigt von Krummacher, dann einen Brief schreiben, der von den Engeln diktiert scheint, dann in einem religiösen Gespräche unter Bußtränen gefühlvoll verschwimmen, dann sich stundenlang putzen, heucheln, schmeicheln, tanzen und sich wie unsinnig im Kreise drehen, daß die Röcke horizontal fliegen, oder sich in Tableaux als betende Engel prostituieren, das ist der Lebenslauf der vornehmen Christinnen, deren Christentum der Teufel holen möge. Ist vielleicht etwas von einem Sonderling, etwas Krankhaftes in meinem Geschmack? Goethe würde wohl sagen: Ja. Mir Dir aber denke ich ganz und gar zu harmonieren.

Abends. Heute morgen war ich etwas verdrießlich, als ich schrieb, das mag meinem Berichte eine unangenehme Färbung geben; doch soll man lange Briefe schreiben, so können sie nicht ganz aus einer und derselben Tonart gepfiffen werden. E-Moll, G-Dur, kanonischer, Kammer- und Opernstil müssen miteinander wechseln, und Du schmeißt dann die ganze Oper in den Ofen, das rat' ich Dir. Wenn ich an Dich für den Druck schriebe, so sollten meine Briefe wie St. Bernhards Briefe sein. So aber

[1] Tableaux (vivants) = lebende Bilder.

schreibe ich an Dich für den Ofen, und Heuchelei würde mir überhaupt bei Dir nicht viel helfen, da Du mich kennst und alt genug geworden bist, um zu wissen, daß Menschen wohl ihre Ansichten, nie aber ihr Wesen ändern. Von einer üblen Angewohnheit bekehrt man sich wohl, aber niemals von seinem Naturell. Deswegen kann man aber auch auf ein gutes Naturell Felsen bauen.

Heute abend machten wir mit allen Kindern einen Spaziergang auf eine Höhe im Walde, von der man vortreffliche Aussicht genießt. Anna und ich hatten unsere Mappen mit, setzten uns in das vertrocknete elastische Berggras und zeichneten die Gegend. Auch Gerhard zog seine Mappe hervor, ja sogar Benno kauerte neben mir mit seiner Schiefertafel und zeichnete ganz groß die Gersdorfer Burg, die man in weiter Ferne wie einen Punkt sah; er führte das Bild mit Spucke und Griffel sehr gut aus. Adolph raste mit seinem Schmetterlingsnetz umher, und man hörte sein Toben in der Ferne. Elisabeth saß überglücklich in einem verfallenen Fuchsbau und spielte, sie hätte Teegesellschaft. Julchen lag mit einem Bulwerschen Roman neben uns und las. Es war ein entzückender Abend, die Natur erschloß ihren ganzen Zauber vor unseren Augen, und wir waren alle fröhlich und wohlgemut.

25. August 1844. Unsere Besuche haben kräftig begonnen. Zuerst erschien Schwager Eduard. Bei seiner Abreise begleiteten wir ihn bis Halberstadt in einem halbverdeckten Wagen. Ich saß rückwärts, offen im Regen und schneidend kaltem Winde. Nichts Schauderhafteres kenne ich als Fahrereien. Unbegreiflich, daß alle Kinder und Weiber so gerne fahren! In Halberstadt genoß ich diesmal sehr den Dom und bedauerte aufrichtig, daß er protestantisch geworden ist. Eine Menge zerstörte Altäre präsentieren sich dem Auge. Gewiß, wir halten sie für Götzenaltäre, aber der ganze Dom ist doch dafür eingerichtet. Was jetzt in diesem herrlichen Tempel eigentlich angebetet wird, weiß man nicht recht. Die ganze Woche steht das Heiligtum verschlossen, und nur am Sonntag vormittag ertönt eine Stunde lang von der Kanzel eine lederne Predigt und ennuyiert eine anständige Versammlung.

Auf dieser Fahrt begleitete uns, auf dem Kutschbock sitzend, angetan mit einem gewürfelten Schlafrock, behangen mit dickem Tabaksbeutel und Burschenpfeife, der Studio Adolphus Krummacher, Fritzens ältester Sohn, ein ungewöhnlich gescheuter Junge. Er schickt sich wohl in unser Wesen, liest mir bei der Arbeit fleißig seine Schellingschen Hefte vor, und wir können gut miteinander schwätzen; meiner Frau spielt und singt er vor oder erzählt er Berliner Witze, und um Bertha, welcher er wie ein Schatten folgt, scharmutziert er herum wie ein echter Seladon. Merkwürdig ist es, wie alle die jungen Leute, die in mein Haus kommen, zuerst Bertha treulich die Kur machen, bis auf einmal Line erscheint; dann fallen sie plötzlich ab und der anderen zu, wie durch einen Zauberbann, ohne daß je Bertha im geringsten dadurch verletzt oder Line geschmeichelt scheint. Dieser Adolph ist der erste, der während der ganzen Zeit seines Aufent-

haltes, Bertha treulich anhängt, was mich ordentlich freut, da ihre Neidlosigkeit wirklich auch einen Anbeter verdient.

Etwas Interessanteres als das Weib scheint es doch für den Mann auf Erden überhaupt nicht zu geben. Das Weib ist ja auch die lieblichste Kreatur Gottes, wenn es nur wirklich ein Weib ist. Es ist köstlicher als Gold und Edelsteine. Wie köstlich aber Gold und Edelsteine sind, habe ich nun erst aus [Karl] Snells „Philosophische Betrachtungen der Natur" [Dresden 1839] erkannt. Dieser behandelt diese einfachen Stoffe der anscheinend toten mineralischen Natur ihrem inneren Wesen nach ganz wie lebendige Personen und findet in Gold und Edelsteinen die allerhöchste Vollendung der mineralischen Natur. Du solltest das Büchlein lesen, und wenn Du bei Beschreibung der Kohle fürchterlich lachen mußt, so denke an mich.

*

Ballenstädt, am 23. Nov. 1844. Diesmal bekam ich von der Bernstorff ein herrliches Geburtstagsgeschenk: Shakespeares Werke in zierlichem Einband. Seit meinem vierzehnten Jahre sehnte ich mich nach diesem Besitz und hatte ihn nie. Ich fing gleich an, im Shakespeare umherzuwerfen und eine Lust mit ihm zu haben. Er ist ein Riesengenius, vor dem man staunend steht. Wie konnten doch vor 300 Jahren in England solche Sachen entstehen — was haben wir in Deutschland Gleichzeitiges aufzuweisen?! Auch lernt man aus Shakespeare, daß die Menschen sich selbst immer gleichgeblieben sind. Während ich in meinem neuen Schatze las, erschien die edle Tille und setzte mir einen selbstgewundenen Rosenkranz auf den Kopf; sie hatte sämtliche Rosen im Schloßgarten zusammengestohlen, und ich verwunderte mich sehr, daß an meinem Geburtstage noch so schöne Rosen blühen konnten. Dann kam auch die ehrliche Line und brachte mir mit ein paar kleinen Tränen der Rührung einen schönen Blumenstrauß dar und von ihrer vortrefflichen Mutter eine kleine, niedlich gebundene Bibel, in der ich freilich wohl niemals lesen werde, weil mir der seligen Mutter Bibel so sehr lieb ist. Nun gingen wir alle zusammen, ich mit Julchen voraus, hintennach die Schar der Unmündigen, zum Grabe der seligen Mutter. Da stand ich lange, ihrer gedenkend. Nun liegt sie in ihrem kalten kleinen Grabe, entblößt von allem, einen Erdhügel auf der Brust. Ist das Leben nicht wie ein Lichtstrahl, der einen kalten dunklen Stein erleuchtet und erwärmt, und der Strahl wandert weiter, der Stein aber wird wieder kalt und finster? So scheint es uns, und der unmittelbare Eindruck ist immer stärker als die schönsten Träume unseres Glaubens. Indessen, wenn es auch so wäre, so wäre Vernichtung kein Unglück; der Strahl, der den Stein erwärmte, der glüht und scheint ja fort und fort, und in ihm das, was in uns lebte — hat uns aber Gott Besseres aufgehoben, nun desto besser, und es wird uns nicht entgehen, wenn wir auch darüber hienieden im Dunkelen bleiben.

Nach Tische hörte ich, die Valentiner und Bernstorff hätten sich auf den Abend angesagt. So legte ich mich aufs Kanapee und sah den Hamlet durch, um dieses Meisterwerk meiner kleinen Gesellschaft recht trefflich

vorlesen zu können. Die Kinder, denen ich's angesagt, freuten sich unbändig darauf, besonders auf den Geist, ich mich auf Hamlets Witze. Da kam Freund Cramer, er wußte vom Geburtstage nichts, rauchte eine unwissende Zigarre und ging wieder fort. Hierauf kam der Pastor Rosenthal, der hatte den Geburtstag bei der Bernstorff gewittert und gratulierte. Ich dachte: „Gut wär's, Freund, Du gingst wieder!", und als er gehen wollte, sagte ich: „Bleiben Sie nicht noch ein bißchen?" Und siehe, er blieb, und blieb den ganzen Abend von 4 bis 10 Uhr.

Zu meinem Schreck kam auch noch die Veit mit ihrer kleinen Tochter, ja mehr noch, die Veit verkündigte, Prinzeß Marie hätte so gern mitkommen wollen, hätte es aber ohne Einladung nicht gewagt. Das hieß, wir sollten hinschicken und sie holen, wozu meine Frau sich auch gedrungen fühlte. Ich frug: „Willst du meinen Geburtstag zu meinem Todestage machen durch all diese Weiber?", denn die Prinzeß hat auch zwei Töchter. So unterblieb es. Gelesen konnte nun nicht werden, denn einen seltenen Gast wie Rosenthal muß man sprechen und nicht bloß hören lassen. Nun war natürlich den ganzen Abend von lauter christlichen Dingen die Rede, was mir in solcher Gesellschaft immer sehr schmerzlich ist, da ich meine Meinung nicht sagen darf. Die Bernstorff, welche mich in dieser Beziehung etwas kennt, hatte Mitleid mit mir, daß ich gerade am Geburtstage so geübt wurde.

24. Nov. 1844. Heute ist der sel. Mutter Geburtstag. Da muß ich viel an Estland denken, wo sie jung war, und Du wohl an Ballenstädt, wo sie alt war und begraben ist. Es ist heute ein schauerlich dunkler Nebeltag, und dichter Schnee senkt sich aus der Trübe nieder und überzieht das Land. Da ging mir's wie Dir, helle Erinnerungen aus alter früher Zeit tauchten in der Seele auf, während ich an der Staffelei saß, mein eigenes Porträt für die Bernstorff malend. Ich trat in Loschwitz in die Weinbergstüre. Es war ein warmer, flimmernder Abend und die Sonne im Untergehen, das Begerhäuschen lag oben im roten Glanz des Abendlichts. Die kleine Marie[1] kam mir entgegen, sie hatte einen Korb mit Kirschen geholt. Ich sah sie deutlich, ihr glänzend schwarzes Haar, ihre milchweiße Haut, vom schnellen Gange die Backen gerötet. Ich nahm ihr den Korb ab, sie stellte sich auf die Fußspitzen und gab mir einen Kuß. Himmelblau und rein war ihr Kleid — wir gingen langsam den Berg hinan. Oben auf der Terrasse sah ich Mutter wandeln, sie strickte und schien dazu mit geschlossenem Munde vergnüglich in sich hinein zu singen. Da bemerkte mich Adelheid, die ihr Gärtchen begoß. „Wilhelm! Wilhelm!" Sie sprang mir mit ausgebreiteten Armen entgegen, sie umarmte mich und hing wie eine Klette an meinem Arm. Wir machten ab, heiraten wäre dumm, wir wollten es alle drei nicht tun, aber wir wollten uns recht hübsch zusammen einrichten und zusammenbleiben. Vorher aber wollte ich noch nach Jerusalem. Adelheid konnte gar nicht begreifen,

[1] Mariechen Kriegel, vgl. Jug.-Er. IV, 4 u. 5.

wo ich so lange gewesen wäre, der Vater hätte so oft gefragt, und die Mutter hätte sich geängstigt. „Der Gerhard", sagte Marie, „war aber ganz ruhig und schnitzelte unter dem Nußbaum neben der Pumpe, der Gerhard sagte, Du wärst wahrscheinlich in die Elbe gefallen." — „Nein, gute Marie", sagte ich, „ich war in Rom, in Petersburg, in Hermsdorf und Ballenstädt, ich habe ein Weib und sechs Kinder, ich bin ein alter Mann geworden, und mein Herz ist ein Tanzboden, Jahre und Sorgen haben es breit getanzt." — „Pfui, wie eklig!" sagte Adelheid, und Marie hatte eine Träne im Auge und sagte: „Du mußt nicht so traurig sprechen."

Jetzt ist's nun Abend, ich sitze bei der Lampe und schreibe Dir ein paar Worte, hernach muß ich wieder die englische Geschichte vornehmen, die jetzt meine freie Zeit ausfüllt, weil ich der Herzogin die Geschichte der englischen Revolution von Dahlmann vorlese und auf alle möglichen Querfragen gerüstet sein muß. In der Geschichte ergeht wirklich ein furchtbares Gericht über das Andenken der Großen. Merkwürdig ist die Geschichte Europas bis auf die Reformationszeit. Die Könige sind lauter Räuber und Mörder, die Barone Rebellen, die Beamten Spitzbuben, das Volk ist Vieh, zertreten, gepeitscht, geschunden wie Vieh und ebenso roh und bestialisch. Die Reformation ist der Wendepunkt. Mit ihr wird der Gedanke in der Welt geboren, der nun aufwächst und erzogen wird und nach und nach das alte Reich der Unwissenheit, des Fanatismus, der Vorurteile und des Aberglaubens einnimmt. Es ist ein rasender Umschwung. Die früheren Staaten gleichen blind wütenden Auerochsen, die durch dick und dünn gehen, die modernen — fein zugerittenen Pferden, und denen werden sie immer ähnlicher werden, immer gleich gut geritten von begabten wie von unbegabten Fürsten, denn diese werden selbst geritten von der unüberwindlichen Macht freigewordener vernünftiger Ideen. Nun aber frägt sich's, was ist besser, die alte Unordnung oder die jetzige Ordnung? Wir sind verwöhnt, es würde uns schwer werden, in einem alten Staate zu leben — aber jene Kraftmenschen der alten Zeit würden es auch kaum bei uns aushalten, sie würden geradezu bersten über alle die Kleinigkeiten, denen sie, die Großen, sich unterwerfen müßten: ihre Unvernunft würde ebensowenig unsere Vernunft, als diese ihre Tollheit ertragen. Wie unvernünftig wir aber noch sind, wird man erst in 200 Jahren wissen.

Couvert. Benno sitzt neben mir bei meiner Lampe mit seinen langen weißen Haaren, er hat beide Daumen im Munde und lernt an einem Gesangbuchvers, von dem er nicht ein Wort versteht. Es ist doch erstaunlich, wieviel die Kinder an der Religion herumlernen müssen! Anna hat nun schon seit einem Jahre täglich eine Stunde beim Hofprediger mit sehr vielen Aufgaben, daß ihr der Kopf dampft. Das geht noch zwei Jahre so fort bis zur Konfirmation.

Ich sehe jetzt die Welt mit den Augen eines alten Mannes an, d. h. ich sehe sie an für ein Linsengericht, für das man seine Erstgeburt verkauft. Jedenfalls ist sie ein Berg; sind wir lustig, sitzen wir drauf, sind

wir verdrießlich, liegen wir drunter, sind wir fromm, schweben wir drüber. Im letzten Fall ist sie ein Gefängnis, im ersten ein Garten und im zweiten ein Unerträgliches. Brächte man es doch in der Weisheit so weit, daß man sich über Unabänderliches nicht grämte! Man kommt aber mit der Weisheit immer nicht über sein Temperament hinaus.

*

Ballenstädt, am 6. Febr. 1845. Heute an unsers sel. Vaters Geburtstage langte Dein Brief vom 11. Jan. an. So schenkt und raubt die Weisheit Gottes der Menschen Leben, dem einen Hause gebend, dem anderen nehmend. Ich werde noch manchen Tag hinter dem Sarge des armen Oncle Carl [Zöge v. M.] hergehen. Wenn ich an Rußland denke, so stehe ich vor einem Hügel von Toten. Ich kann mich wohl der Zeit erinnern, wo ich darüber nachdachte, wie es sein müßte, einen geliebten Toten zu haben — da starb Kraft[1], dann die Volkmann[2], aber es waren immer noch nicht die rechten, und ich wurde achtzehn Jahre alt, bis der rechte Blitz einschlug und den Vater traf. Hernach war die Furie einmal losgelassen und verschlang jährlich Opfer. Gottlob, daß Du noch lebst!...

Ganz brillant war unser Weihnachtsabend. In meinem Zimmer warteten die Kinder, Valentiners und die Bernstorff, während Julchen und ich die Bescherung aufbauten. Als alles fertig war, stellte ich die Gesellschaft in meinem Zimmer auf, die Kleinsten vorn und so zurück immer größer, die Valentiner machte den Beschluß. Nun blies ich mit dem Munde trompetenartig den Dessauer Marsch, alle bliesen mit, und wir marschierten im Paradeschritt bis zum Weihnachtszimmer. Hier löste sich sogleich alle Ordnung auf, die Kinder schrien und rannten nach ihren Sachen, die Alten überließen sich Rührungen, bis sie im Nebenzimmer den Tectisch umsäumten. Ich war nicht vergnügt, aber ich störte keinen. Weihnachten ist für mich immer schwere Zeit. Es lasten so viele Erinnerungen, und der Geldbeutel kriegt die Auszehrung.

Am Neujahrstage war der Schloßteich gefroren, das Eis wie ein Spiegel, die Luft frühlingsartig; so blieb es vierzehn Tage. Ich fuhr mit meinen Söhnen Gerhard und Adolph alle Nachmittag Schlittschuh, wegen des warmen Sonnenscheins alle drei in leichten Sommerröcken. Niemand kann sich erinnern, so etwas erlebt zu haben — Frühlingsduft, Eis und Schweiß. Ich genoß einer wahren Seligkeit und kam mir vor wie ein schwebender Adler, den seine Jungen umkreisen. Julchen war immer mit, und die Mädchen wurden wacker Stuhlschlitten gefahren. Gerhard läuft hinter dem Schlitten wie ein Dresdener Fischerjunge, Adolph ist schon froh, wenn er seine eigene Person fortbringt. So traf uns die Herzogin und bat mich, sie am nächsten Tage auch zu fahren.

Es war ein schöner Morgen, sonnig, warm, das Eis fest und durchsichtig, die Waldumgebung dick bereift, das alte Schloß leuchtete von

[1] Ein junger estländischer Maler, der als Schüler von K.s Vater in Dresden starb; vgl. Jug.-Er. I, 5.

[2] Die erste Frau des väterlichen Freundes, Friederike, gest. 1812.

seinem Berg herab. Die Herzogin war seelenvergnügt, sie saß wie ein kleines Sönnchen federleicht im leichten Schlitten, bedankte sich immerfort für die schöne Lust, und mir machte es aufrichtige Freude, sie wacker auf dem Teiche herumzutreiben. Zu meiner Hilfe hatte ich mir einen jungen Offizier, einen Herrn v. Rauschenblatt, mitgebracht, der mich ablöste. Nach einer halben Stunde sagte die Herzogin: „Nun sollen Sie zur Belohnung Pferdefleisch essen." Ich mußte sie an die kleine Schwaneninsel fahren, und hier lagerte sie sich mit ihrer Schwester und servierte Pferdebraten mit geschmorten Kartoffeln. Es schmeckte vortrefflich, wie sehr guter Rinderbraten oder etwa zwischen Rind und Hirsch. Nach solchem Frühstück wurden wir gaulstark. Die Herzogin setzte sich wieder in den Schlitten, und Rauschenblatt rauschte mit ihr davon, hengstartig, förmlich ausschlagend, ich hinterdrein, um zur Hand zu sein, wenn jener müde würde, da — braz — rannte er gegen einen Stein, die Herzogin schrie laut auf, und ich kam gerade an, um sie vom Eise, wo sie der Länge lang lag, wieder aufzuheben. Armer Rauschenblatt, du saheſt einem Delinquenten oder Galgenschwengel ähnlicher denn einem Kriegsknecht! Der Mensch hatte etwas Leichenhaftes, Verfaultes und war scheußlich entstellt. Aber die Herzogin, welche keine Furcht kennt, setzte sich wieder ein und ließ sich von uns noch ein paarmal um den Teich fahren.

Hierauf fuhr ich die Bernstorff, die es nicht merkte, als ich, ermüdet, hinter dem Schlitten abging und mich von Rauschenblatt ablösen ließ. Zu diesem sagte sie nun: „Wie freue ich mich, daß Sie mich fahren, denn mit dem guten Rauschenblatt würde ich doch Todesangst ausstehen". Doch der versicherte ihr zu ihrem Schrecken, er würde sein möglichstes tun. Von nun an wollte die Herzogin viel fahren, womöglich alle Tage, sie hatte es zum ersten Male gekostet und gut befunden. Aber es kam Schnee, der bis auf den heutigen Tag fußhoch die Bahn bedeckt. Nun haben wir die schönste Schlittenbahn. Vorgestern war eine lustige Schlittenpartie. Die Jungens, alle wie Pferde mit Schellen und Federn aufgeputzt, zogen die Mädchen; Anna hatte sechs solche Pferde vor ihrem kleinen Schlitten. Sie fuhren durch die ganze Stadt; es war ein Zug von zehn Schlitten und ging ebenso schnell wie mit Pferden. Habe ich je etwas Lustiges gesehen, so war es dieses Bild.

*

Ballenstädt, am 7. Mai 1845. Mit den Jugendreminiszenzen geht es mir wie Dir, auch ich lebe viel in der vergangenen Zeit. Unsere Kinder werden dies dereinst auch tun, wenigstens die meinigen, die eine unbeschreiblich glückliche Jugend haben. Was unsere Eltern anbelangt, so ist es eine Frage, ob sie glücklicher waren als wir. Hätte ich Farbensinn, so würde ich wahrscheinlich glücklicher sein als unser Vater; man muß bedenken, daß die Mutter jährlich ein paarmal sterbend war und daß fortwährende Kriegsnot die armen Eltern selten aus der Angst kommen ließ. Der Umstand, daß der Vater ein berühmter Mann war, gewährte ihm durch Überlaufenwerden mehr Verdruß, als er an öfterem Zusammen-

treffen mit anderen berühmten Leuten Vergnügen finden konnte. Je älter ich werde, desto mehr erkenne ich, was für ein seltener Mensch unser lieber und unvergeßlicher Vater war. Das Edelste, dem man begegnen kann, ist doch ein gutes, warmes Herz und ein freier, rechtschaffener Mut — wie weit höher steht dies als die Suprematie des Genies! Ich habe eine Zeit gehabt, wo ich mich bloß vor dem Genie beugte, dann eine lange Zeit, wo mir bloß der Glaube in den Leuten etwas galt, und jetzt sehe ich die Menschen darauf an, ob sie Herz haben, und gegen solche bin ich ganz wehrlos.

11. Mai 1845, Pfingstsonntag. Heute bin ich den ganzen Morgen in Gedanken bei Dir gewesen, Du liebes Geburtstagskind. Wir haben einen prächtigen Frühlings- und Pfingsttag. Julchen und ich haben schon ein paar Stunden im Boskett gesessen und mit Rührung eines Geborenen gedacht und eines Verstorbenen. Der erste bist Du, der zweite ist unser lieber seliger Vater in Bremen. Am 4. April ist mein teurer Atti sanft entschlafen. Nun sind alle Eltern begraben, und bald werden unsere Kinder anfangen, uns zu begraben. —

Du schreibst, ich hätte ein Talent, Festtage festlich zu begehen. Das habe ich auch, wenn ich in der Stimmung dazu bin, doch diese Stimmung fehlt mir an Festtagen meist. Gestern fing das verkehrte Wesen schon an. Ich hatte mich den ganzen Winter darauf gefreut, am Pfingstheiligabend das Geläute der Glocken vom Stufenberge zu hören und diese Partie schon lange vorher mit den Kindern verabredet. Doch als es nun so weit war, hatte ich für meine Person nicht das geringste Vergnügen daran. Wer aber könnte wohl ein herrlicheres Vergnügen erdenken als solchen Abend auf dem Stufenberge?! Denke Dir den Berg und die ganze nächste Umgebung als ein großes Meer von Blüten, die Luft voll Wohlgeruchs, die wunderbare Ferne in den mannigfaltigsten zauberhaftesten Farben schwimmend, und dazu ein schönes, sehr schönes Glockengeläute, welches fast eine Stunde anhält. Der Buchenwald prangte in seinem ersten Grün, die Luft lauwarm, lauter glückliche, fröhliche Gesichter ringsum, ein dampfender Teekessel auf dem Tisch, Kuchen, Zigarren, Gesundheit und kein Grund zur Betrübnis — und doch keine Lust, sondern dicke Nacht vor der Seele! Welch ein schauerliches Rätsel ist doch das Gemüt des Menschen! Ich fand einen ganz fremden Ökonomen, den ich im Leben noch nicht gesehen; mit dem vertiefte ich mich in ein Gespräch über Vertilgung des Ungeziefers und ließ ihn seine Erfahrungen auspacken, während die Glocken so schön läuteten. Dafür schien der Mann mich ordentlich liebzugewinnen und nannte mir seinen Namen. Er hieß Herr Lerche, sah aber einem Auerhahn ähnlicher als einer Lerche. — Da höre ich die Bernstorff die Treppe heraufkommen (sie ist jetzt eigentlich immer bei uns, da der Hof in Dresden ist); da wird es mit dem Schreiben bald vorbei sein, denn nun werde ich mit der äußersten Lebhaftigkeit zu einem Spaziergang fortgerissen werden.

Ich male jetzt unter anderem auch zwei Porträts, den reichen Besitzer

der Blechhütte Herrn Benninghaus und seine Frau. Es sind alte Leute, die nicht mehr nach Ballenstädt kommen können, deshalb gehe ich zu ihnen. Ich war schon sechs Tage dort, um die Bilder anzulegen. Die Blechhütte ist ein großer Eisenhammer unter der Roßtrappe, ganz isoliert dicht an der Bode gelegen. Ich langte am Abend an und ward von den alten trefflichen Leuten überaus wohl empfangen. Ein trauliches Zimmer stand für mich bereit, neben dem sogar eine reizende, tapezierte kleine Klause war, der Sitz von braunpoliertem Holz mit elfenbeinernem Knopf wie ein Nähtisch. Auf 7 Uhr hatte ich das Frühstück bestellt, und mit dem Schlage sieben erschien am nächsten Morgen ein freundlicher schweigender Diener mit einem ungeheuren Präsentierteller. Darauf befand sich eine Lampe mit porzellanenem Rasiertopf, kochendes Wasser enthaltend, anbei ein frisch angelaufenes Glas eiskalten Quellwassers zum Trinken, eine Kaffeelampe mit dem Kaffee drauf, ein leckeres Frühstück und — ein mit Leder überzogener, reich vergoldeter gepreßter Pariser Kasten. Ich stellte mich ganz unverwundert, bis der Schweigende und Sanfte wieder weg war. Darauf erfaßte ich voll süßer Ahnungen den herrlichen Kasten, schloß ihn auf und fand darin 50 Stück der delikatesten Zigarren von verschiedenen Sorten, eine jede in einem besonderen Behältnis steckend. Ob ich mich nun pflegte, magst Du erraten. Nach dem Kaffee schwankte ich lange, welche Zigarrenart zu wählen sei, und entschied mich endlich für eine ganz dünne schwarze Rasse, zündete an, roch Veilchendüfte und trat hinaus in den Garten des Hauses.

Das ist einer der schönsten Flecke in der Welt. Wie von einem weiten Amphitheater ist der Garten von himmelhohen, steilen Granitnadeln umgeben. Die Bode dampfte, die Schluchten lagen in tiefem Blau, und einzelne Spitzen und Vorsprünge der Felsen erglühten in der rotgelben Morgensonne. Der Garten selbst mit seinen Hyazinthen und Primeln, seinem jungen Goldgrün, seinem Springbrunnen und seiner niedlichen, von Bosketts umgebenen kleinen Kirche glänzte ebenfalls im Sonnenlicht und setzte sich wie eine Lichtwelt von den dunkelblauen Tiefen der Felsenwände ab. Die Bode rauschte wie ein Meer, da sie jetzt noch Winterwasser hat, und erfüllte die wunderbare Landschaft mit einer Seele. Ich wäre im Himmel gewesen, wenn ich nicht zu malen gehabt hätte, aber dieser Gedanke machte mich bald nüchtern, und ich ging auf mein Zimmer, um die Palette aufzusetzen. — Richtig! Jetzt muß ich abbrechen, die Bernstorff will spazieren!

25. Mai 1845. Vor einigen Tagen machten wir in größerer Gesellschaft eine hübsche Partie, zu der ich die Bernstorff, Valentiners, Cramers[1] und die Leutnants Wardenburg und Schweinitz eingeladen hatte. Auf dem Kohlenschacht[2] wurde Kaffee getrunken und dann weiter gepilgert zur Selkesicht. Hier Übung im Steinwerfen, der schwächste von

[1] Kammerherr Albrecht Freiherr v. Cramer (1807—63).
[2] Damals ein Gasthaus am Waldrande an der Stelle eines früheren Bergwerks.

uns, Cramer, konnte es am besten. Als wir zum Kohlenschacht zurückkamen, war Minchen mit einem Korbe voll Lebensmittel eingetroffen. Hier saßen wir im Freien, einige an Tischen, andere im Grase, und ließen es uns schmecken. Unter einem jungen Tannenbaum dampfte eine Bowle Punsch, und dabei knieten Anna und Tille und schenkten fortwährend ein. Ganz besonders vergnügt wurde Schweinitz[1]. Für diesen habe ich ordentlich eine Gutheit, weil er ein Sachse und ein Urenkel Zinzendorfs ist und ich mit seinem Vater in Hermsdorf und Lausa Tabak geraucht habe; er ist ein Postumus desjenigen Schweinitz, der eine Zeitlang in Grünberg beim Grafen Dohna wohnte. Er hält sich sehr stark zu mir, teils aus Landsmannschaft, teils weil er viel Interesse für Philosophie hat und geistig regsam ist, und teils wegen Bertha und Line. Auch fechten wir miteinander in meinem Garten mit Masken und studieren zusammen die Hegelsche Philosophie. Schweinitz hat eine sächsische Prinzenphysiognomie; im Gesicht ähnelt er Friedrich August dem Gerechten. Er kennt auch Roller, hat aber zu wenig Genialität, um ihn gehörig zu goutieren, was auch niemandem zuzumuten ist.

6. Juni 1845. Ich habe mir jetzt mein Museum [s. die Skizze der Wohnung auf S. 388] als Sommermalstübchen sehr sauber eingerichtet. Hier sitze ich nun mit der Empfindung eines jungen Mädchens, das zum erstenmal ein eigenes Kabinet bekommen hat. Die Wände hängen und stehen voll angefangener Bilder, die mich von allen Richtungen her anstarren. An dem Kopfe des alten Greises Benninghaus habe ich ordentlich meine Freude, es ist der beste Kopf, den ich bis jetzt gemalt habe. Welch ein Reiz kann doch in einem Greisenantlitz liegen, wenn es freundlich, demütig und würdig aussieht! Das mittlere reife Alter hat in der Regel am wenigsten Reiz, weil da der Verstand dominiert, die Seele am frechsten und das Herz am härtesten ist.

Vorgestern war ich wieder auf der Blechhütte, um meine Bilder einzupacken, die ich hier fertig malen will. Bertha und Line, die nach Gernrode eingeladen waren, gingen mit. Wir zogen beim herrlichsten Wetter hier früh um 6 Uhr ab, Gerhard in seinem Turnanzug und mit der Botanisiertrommel. Als wir durch den Schloßgarten gingen, stimmte sich mein Herz zu Psaltern und Lobgesängen, und ich lehrte unterwegs den Kindern den herrlichen Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln". Du kannst Dir nicht denken, was das für eine liebliche Unterhaltung war — immer wieder dieselben herrlichen Worte, einer sagte sie nach dem andern her, bis endlich alle den prächtigen Psalm kannten. So langten wir auf der Höhe unter der Altenburg an, wo man fast alle Herrlichkeiten der Schöpfung übersieht. Wir lagerten hier im Schatten, und Gerhard zog aus seiner Trommel unser Frühstück hervor. Darauf beteten wir zusammen den 104. Psalm, dessen Herrlichkeit ich

[1] Allwill v. Schweinitz, geb. 1822 zu Grünberg bei Dresden, damals Sec. Lieutenant im Herzogl. Jägercorps, gest. als anhalt. Major a. D. 1893 in Dresden; seit 1851 verheiratet mit Ida Freiin v. Salmuth aus Ballenstedt.

noch nie so empfunden habe, als in diesem Augenblick im Angesicht der dampfenden Berge. In Gernrode setzte ich die Mädchen beim Pastor Hoffmann, mit dessen junger Frau sie befreundet sind, ab und schritt mit Gerhard rüstig weiter.

Um 10½ waren wir auf der Blechhütte und labten uns im Garten. Mit Schmunzeln verzehrte Gerhard das leckere Frühstück, das man uns vorsetzte, denn es wird ihm selten ein guter Leckerbissen zuteil. Dann ging er auf den Hof und sprang über ein paar Prellsteine, die so hoch waren wie er selbst; da sagte der alte Benninghaus mit zitteriger Stimme: „Das freut mich doch sehr, daß der so springen kann". Am Nachmittag gingen wir ins Bodetal hinein, suchten uns eine Zuflucht und machten beim Rauschen der Bode einen guten Schlaf. Als ich erwachte, sah ich Gerhard im Strom von einem großen Granitblock auf den anderen setzen und freute mich, wie er sein Leben genoß. Nun raffte ich mich auf und setzte mich bequem zurecht, eine Zigarre rauchend. Die Schatten legten sich immer erquicklicher über das heiße Tal, ich zog mein Buch heraus und zeichnete mit Behagen eine Felsenpartie. Siehe, da kam mit Jubeln Elisabeth gesprungen und fiel mir um den Hals. Hinter ihr war Benno, und nun traten auch Julchen und die Bernstorff aus den Büschen. Diese war mit den Meinigen herausgefahren, mich abzuholen. Wir hatten noch eine köstliche Stunde hier am Wasser, dann gingen wir wieder zu Benninghausens, die den Kindern zum Abschied noch die Taschen voll rotbackiger Äpfel steckten.

Gestern nach Tafel kamen der Oberstleutnant Kutteroff[1], Schweinitz und Cramer mit seiner Frau mit zu uns, wir saßen sehr gemütlich im Schatten meines Gartens. Ich wünschte Dich immer her, Du hättest mit der Bernstorff, die natürlich auch da war, weil sie immer da ist, ein ernstes Pärchen gemacht. Noch schöner wäre es gewesen, wenn die lieben Gäste nicht bis nach 11 Uhr geblieben wären. Das ist ein wahrer Dorn im gesellschaftlichen Verkehr, daß die Leutchen, wenn sie einmal da sind, nie wieder fortgehen. Deswegen lade ich auch niemand mehr ein, aber sie kommen von selbsten.

Kutteroff fängt jetzt auch an, sich anzuschließen. Er ist Adjutant des Herzogs und Conferenzrat, daher einer unserer Regenten. Er ist etwas älter als ich, ein sehr gebildeter Mann und in der Geschichte so bewandert, als wäre er ein Mann von Fach. Geistreich und witzig ist er nicht, aber er ist ein Genießer fremden Geistes, liebenswürdig und im Leben sehr erfahren. Er sieht wie Mephistopheles aus, eine lange, gestreckte Figur, sehr viel länger als Du, ein langes, schmales Gesicht, lange, schmale, gebogene Nase und derber Schnurrbart, auf dem Kopfe ein grauer Tirolerhut. Wenn er in meinen Garten tritt, denke ich immer, es kommt ein Verworfener. Sieht man ihn aber vom nahen, so sind seine Augen freund-

[1] Friedr. Adolph Wilh. v. [seit 1844] Kutteroff, bis 1843 Hauptmann im hannov. Gardejäger-Reg., 1844 Adjutant des Herzogs, 1855 Hausmarschall, 1862 Hofmarschall, gest. 1866.

lich und gutmütig. Seine Hände sind ganz dunkel feuerrot, wie Satansklauen, und eiskalt.

13. Juni 1845. Die Lichtfreunde machen jetzt mehr von sich reden als jemals. Sie haben im vorigen Monat wieder eine große Versammlung in Cöthen gehabt und zählten dort über 200 Prediger und gegen 3000 Laien. Wenn diese Leute alle dem Uhlich, ihrem Anstifter, glichen, so könnte einem die ganze Bewegung wohl imponieren. Er für seine Person ist ein gottesfürchtiger Mann, die anderen scheinen aber meistens nur Verneiner zu sein. Ich lese jetzt mit Interesse Uhlichs „Bekenntnisse" (Leipzig 1845). Darin ist, wie mir scheint, manches Gute und Wahre und viel Verkehrtes. Er wird Ende des Monats herkommen, und ich freue mich darauf, mich mit ihm auszusprechen. Sein Buch wird hier mit Gierde verschlungen und macht viele Proselyten, freilich nur unter solchen, die unsicher hin und her schwanken und keinerlei klaren Begriff vom Christentum haben, aber das sind die meisten. Aber es ist unglaublich, welch ein theologisches Interesse unter den Leuten erwacht, überall hört man jetzt vom Christentum sprechen.

*

Ballenstädt, am 5. Juli 1845. Vor kurzem ließ sich die Herzogin bei uns zum Kaffee anmelden. Wir empfingen sie im Garten. Die Unterhaltung drehte sich um Uhlich, aus dessen „Bekenntnissen" ich vorlas. Die Herzogin war heiter und gemütlich, erklärte auch, als sie wegging, es habe ihr so wohl bei uns gefallen, daß sie nächstens wiederkommen wolle. Sie wird aber wohl schwerlich dazu Zeit finden, da sie von Vergnügungen fast zerrissen wird.

Neulich fuhren wir, Julchen, Bertha und ich, mit den Herrschaften auf den Stufenberg. Dort wurde Tee getrunken und dann spaziert. Der Herzog ging mit der alten Bardua vor mir her. Plötzlich zeigte diese auf einen Busch an der Seite des Weges: „Ein Fuchs! Ein Fuchs!" Der Herzog sprang sogleich ganz wütend in den Busch, schlug fürchterlich mit seinem Stocke hinein, daß Zweige und Blätter ringsum stoben, immer rufend: „Ein Fuchs, ein verdammter Fuchs!" Als er sich etwas beruhigt hatte, frug er mich, ob ich den Fuchs auch gesehen hätte. Ich verneinte es und fand es überhaupt unwahrscheinlich, daß ein Fuchs unmittelbar am Wege eine so große Gesellschaft ruhig bei sich vorüberspazieren lassen sollte; die Bardua habe sich wohl getäuscht. Diese schwur aber, er wäre feuerrot gewesen und hätte einen langen Schweif gehabt. Dann, sagte ich, könnte es ebensogut ein Komet gewesen sein. Hierüber wurde mir die Bardua ordentlich feind, und der Herzog entschied im Hofmeisterton, daß die Kometen an den Himmel gehörten, aber nicht in die Gebüsche. Nun drehte sich die Unterhaltung immer um diesen Fuchs, und der Herzog frug mich wohl an zwanzigmal, ob ich ihn nicht vielleicht doch auch gesehen hätte, bis wir auf die andere Seite des Waldberges kamen, wo ein kleiner Junge Wasser schöpfte. Der Herzog frug ihn sogleich, ob er nicht einen Fuchs den Berg hätte herunterfegen sehen. Der Junge sagte: „Ja, vor

einem Weilchen, es war aber eine Katze". Ob sie feuerrot gewesen? „Ja". Ob sie einen langen Schweif gehabt? „O ja, sie habe einen richtigen Schwanz". Ob sie einen spitzen Kopf gehabt? „Ja, so einen Katzenkopf". Wie alt die Katze gewesen sei? „Das wüßte er nicht, es könnte sein, sie wäre vier Jahre alt". Die Bernstorff fand, der Junge hätte so gut geantwortet, daß sie ihm vier Groschen schenkte. So bewegte sich unsere Gesellschaft weiter in den Wald hinein.

Der Zustand des Herzogs ist fast unverändert. Seine Krankheit wurzelt in dem eigentlich ganz vernünftigen Gedanken, daß an unseren gegenwärtigen Verhältnissen vieles unerfreulich ist. Daraus entwickelt sich seine fixe Idee, daß in der alten Zeit Alles besser gewesen sei, daß er selbst in unsere Zeit nicht mehr passe, und das ruft dann seine Sehnsucht nach dem Tode und Zornausbrüche über allerhand Kleinigkeiten, die ihm nicht passen, hervor. Dabei ist er aber im Grunde eine so gutmütige und durch und durch vornehme Natur, daß man ihn lieb haben muß. Merkwürdig ist, daß er sich zuweilen selbst über seinen Zustand klar zu sein scheint. Kürzlich saß ich mit Julchen und der Bernstorff im Schloßgarten auf der Christiansruh, wo der Blick über die weiten Gärten hinüber nach den Gegensteinen so schön ist. Ich wollte eben anfangen etwas vorzulesen, da kam der Herzog mit seinem kleinen Wachtelhündchen und setzte sich auch zu uns. Der Hund sprang ihm auf den Schoß, und der Herzog konnte sich nicht satt sehen an dem neuen silbernen Halsbande und lobte es fortwährend über die Maßen. Endlich fiel sein kurzsichtiger Blick auf das Schild des Halsbandes mit Namenszug und Krone. „Es ist doch recht närrisch", sagte er, „daß ich immer eine Krone über meinem Namen habe, das ist doch ganz sonderbar, wie? Es müßte doch eigentlich eine Narrenmütze sein, eine Narrenmütze! Ha ha ha ha!" Und nun lachte er unbändig und wir mit, Julchen besonders so, daß sie eine dicke Lachader auf der Stirn kriegte.

22. Juli 1845. Gestern bin ich aus Alexisbad zurückgekehrt, wo ich vier Tage auf herrschaftliche Kosten war, um mein angefangenes Bild der Herzogin zu übermalen. Ich nahm Julchen und Bertha mit, welch letztere tanzen wollte, und überwand mich sogar, Bertha nebst Line und Tille, die schon im Bade waren, selbst auf den Ball zu bringen, langweilte mich dabei auch nicht, da ich viele Bekannte fand, u. a. Krosigk von Hohenerxleben, den ich lange nicht gesehen. Am andern Morgen gewährte mir die Herzogin eine Sitzung, und dann bin ich zwei Tage kaum aus meiner Stube herausgekommen. Erst am dritten Abend ging ich wieder auf den Platz unter die Badegesellschaft. Die guten Kinder Line und Tille schossen gleich auf mich zu. Was hat mir doch Gott in diesen lieblichen, einfachen, engelhaften Geschöpfen geschenkt! Wir machten einen Spaziergang und sahen dann das schöne Feuerwerk miteinander an. Die Raketen gehen von den Bergen gegeneinander, begegnen sich, durchkreuzen sich und küssen sich in hoher Luft auf schauerliche Weise mit ihren feurigen Schnauzen.

Am letzten Abend schlug die Bernstorff einen Gang vor, und Valentiners schlossen sich an. Wir gingen nach dem Hähnchen, einem einsamen großen Bauernhof in einer Rodung des Waldes auf der Höhe. Auf der Bank vor der Tür saßen acht Knechte und verzehrten scherzend ihr Abendbrot. Sie wollten aufstehen, um Platz zu machen, wir ließen es aber nicht zu, weil sie die Szene angenehm belebten mit ihren großen Hunden, die sie aus der Hand fütterten, und einigen kleinen Kindern, die auf einem Bullenbeißer Reitversuche machten, nahmen vielmehr auf den frisch geschnittenen duftenden Brettern Platz, die aufgeschichtet dalagen, und ließen uns saure Milch, Butter, Brot und Käse herausbringen. Tille hatte einen kleinen Hund erwischt, mit dem sie kalberte, Line machte aus Feldblumen einen Kranz, die beiden älteren Damen strickten, ich rauchte und erzählte von der Lotzdorfer Schneidemühle, wo wir mit den Eltern auch auf solchen Brettern saßen und Milch aßen. So ward es dunkel, der Mond trat hervor, und wir begaben uns auf den Rückweg, an einem Weiher vorbei, an dessen Ufer Holzarbeiter um ein großes Feuer lagen.

Dieser Abend war ein wahrhaft nobles Vergnügen. Ich machte die Kinder aufmerksam auf den Unterschied solcher Freuden und der Ballfreuden. Sie sahen es ein, meinten aber doch, es gäbe so verschiedenerlei Arten von Freuden, und die eine würde doch dadurch nicht trivial, daß die andere edler und besser sei. Sie haben auch recht, es ist ihnen alles unschuldig, weil sie selbst noch ganz kindlich und unschuldig sind, und ich habe wohl immer zu bitter über Vergnügungen gedacht, die in diesem Alter natürlich und schicklich sein mögen. Es kann in den sogenannten Weltfreuden manche Versuchung liegen, namentlich zur Eitelkeit; aber das Absondern führt wieder leicht zum Hochmut und, wenn man sich dann abgesondert fühlt, zu verdrießlichen Launen. Die Sünde lauert eben überall, und die Väter in der Wüste fühlten sie ebenso kräftig, als sie uns in der lebenslustigen Gesellschaft bemerklich wird. Ich glaube, wir Menschen brauchen beides, Geselligkeit und Einsamkeit, um innerlich gesund zu bleiben. Eins allein wird uns immer krank machen.

Als ich nach Ballenstädt zurückkehrte, wer kam mir in der Haustüre entgegen? Unser alter Dr. Volkmann, der von Leipzig angelangt war, um länger hier zu weilen. Möchte es mir doch gelingen, dem armen gebeugten Alten, solange er unter meinem Dache weilt, den Aufenthalt in meiner Hütte recht angenehm zu machen! In ihm kann ich noch die seligen Eltern lieben, denn er war ihr Freund und Genosse; auch ist er mir wahrhaft rührend und scheint außerordentlich an mir zu hängen. —

Du sprichst Dich stark wider die Konstitutionen aus. Sie haben aber in Deutschland bisher genutzt und sind eine Notwendigkeit für unsere Zeit. Unsere Zeit strebt nach strenger Gesetzlichkeit, und nur deshalb versucht sie es mit den Konstitutionen, die Garantie für Gesetzlichkeit geben sollen. Von der Willkür will man los. Liest man die Geschichte, so muß man staunen über die Redlichkeit und Gesetzlichkeit unserer heutigen Zustände, doch ist noch nicht alles, wie es sein sollte. Aber wenn auch nicht wir, so

werden doch unsere Kinder ein allgemeines deutsches (mit Ausschluß von Österreich) Ständehaus erleben. Republiken und absolute Monarchien, beides frommt uns in Deutschland nicht, sondern wir brauchen eine gesetzlich festgeordnete königliche Macht. In Rußland wäre die Konstitution ein Unglück, das sage ich mit Dir, weil die öffentliche Moralität in Rußland ganz darniederliegt. Aber bei uns ist nicht Rußland, sondern Deutschland. Was die preußische Konstitution anbelangt, nach der Du fragst, so sitzt in diesem Augenblick in Berlin eine Kommission zusammen, um sie auszuarbeiten. So viel ist gewiß, daß sie erscheinen wird. Wie sie aber bei dem ersten Versuche ausfallen wird, das ist eine andere Frage. Aber wenn auch mangelhaft, so wird sie sich dann schon aus sich selbst vervollkommnen. Die öffentliche Meinung in Preußen ist jetzt schon eine solche Gewalt, eine solche wirkliche und vom Könige respektierte Macht, daß es Puppenspiel wäre, länger noch bloß so formaliter die unumschränkte königliche Gewalt halten zu wollen.

*

Ballenstädt, am 17. Sept. 1845. Dein Brief mit dem Vorschlag Timos zu gemeinsamer Arbeit[1] verlangt Antwort. Ja, Dicker, ich werde den Vorschlag doch wohl annehmen, vorausgesetzt, daß ich hier Urlaub unter Beibehaltung meines Gehaltes bekomme. Mit dieser Aussicht erwacht in mir wieder Frische und Lebensmut und die Lust, für meine sechs Kinder etwas zu tun. Meine Lage ist eben die, daß ich mit meinem gewöhnlichen Verdienst nicht mehr ausreiche und also jedenfalls Verdienstreisen unternehmen muß, die mir jedoch alle nicht so viel einbringen würden als der Aufenthalt bei Timo. Freilich ist solch lange Trennung von Hause schwer, denn mein Familienleben ist, die Nahrungssorgen abgerechnet, ein sehr süßes; aber sie wird doch zu ertragen sein, wenn man den Seinigen dadurch wirklich nützt. Aber auch für mich selbst, der ich nun über zehn Jahre hier als Künstler ganz isoliert auf dem Lande gesessen habe, ist es ein gar nicht zu berechnender Vorteil, mit einem tüchtigen Künstler längere Zeit zusammen zu arbeiten, von ihm zu profitieren und neue künstlerische Anregung zu gewinnen. Genügen werde ich Timo ja, da ich zeichnen und nicht malen soll, im Zeichnen aber meine Stärke liegt. So soll er mein Raphael, und ich will sein Giulio Romano sein. Und es wird mir überhaupt gut tun, mich einmal etwas auszulüften, was für einen Ballenstädter, soll er nicht verwesen, notwendig ist. Dazu schafft die Reise die Gelegenheit, daß ich Dich und die alte Heimat wiedersehe. Was wollen wir uns dann letzen nach Herzenslust!

Couvert. Auf den schönsten Kürbissen in meinem Garten prangen Dein und Elmines Namen.

*

Ballenstädt, am 1. Nov. 1845. Dein Brief, an dem mich eine galvanische Säule von Brudersehnsucht besonders entzückte, kam gestern

[1] an den Timoleon Neff übertragenen Fresken für die St. Isaakskirche in St. Petersburg.

Kinderbild der Geschwister
Adelheid, Wilhelm und Gerhard.
Ölgemälde von Caroline Bardua.

Die Schwester Adelheid.

Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Adelheid hat wirklich ein Herz und umklammerte mich mit demselben."
28. Sept. 1852.

abend merkwürdigerweise gerade, nachdem meine Zusage an Timo eine Stunde zuvor abgegangen war, doch würden mich Deine Bedenken nicht irregemacht haben, auch wenn ich noch was hätte ändern können.

Da unser Hof, als Timos Brief kam, in Bernburg war, reiste ich gleich dahin. Bei der Unterredung mit der Herzogin freute ich mich zu bemerken, daß sie mich nicht ganz gerne ziehen ließ; demunerachtet riet sie dazu, weil ihr die Vorteile einleuchteten. Darauf ging ich zu allen Räten des Conferenzrates, welche im Namen des Herzogs regieren, um mich im voraus ihrer Stimmen zu meinem Urlaub zu versichern; alle kamen mir auf das zuvorkommendste entgegen. Hingegen meine guten Valentiners empfingen mich alle drei mit Schluchzen, und ich brauchte ein Stündchen Zeit, um sie einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Die guten Kinder hingen wie Kletten an mir, begleiteten mich überall und führten mich in der Nähe der Stadt auf die schönsten Punkte, die ich zum Teil noch gar nicht kannte. Bernburg liegt doch unbeschreiblich romantisch, und es gibt kaum ein imposanteres, malerischeres Schloß. Es ist etwas Gewaltiges, wie diese großen Gebäude, Bastionen, Türme und Türmchen, zusammen eine ehrwürdige dunkle Masse bildend, auf ihren Felsen über der Saale thronen, die mit lautem Donner gerade unter dem Schlosse ihren Wasserfall niederbraust. Wenn ich nicht beim Herzog speiste, brachte ich die Mittage und Abende bei der Bernstorff zu. Auch sie ist von der Überzeugung durchdrungen, daß ich Timos Rufe folgen müsse, ist aber unglaublich betrübt und weint immerfort, was ich von Herzen anders wünschte. Sie will mir einen recht schönen, kompendiös eingerichteten Reisekoffer machen lassen.

Meine Familie verlasse ich auf die neun Monate mit einiger Ruhe. Es ist in allen ein guter Stoff. Die Jungens kommen immer mehr in einen Zug des Fleißes, ohne daß sie im geringsten getrieben werden. Bertha und Anna sind eigentlich ganz erzogen, und die ganze Masse der Familie ist überaus einträchtig und friedsam, seitdem die Flügge aus dem Hause ist. Julchen ist allgemein beliebt und wird von allen Seiten gut beraten und bedient sein, wenn ich nicht da bin, und wo irgendeine Not eintreten sollte, kann ich mich fest auf die Bernstorff verlassen, welche immer die Herzogin im Rücken hat. Zur Obervormünderin will ich die Herzogin ernennen, was dieser Spaß machen und den Meinigen zugute kommen wird.

Im Februar gehe ich, so Gott will, von hier ab. Auf der Hinreise werde ich Dich kaum sehen. Einer dunkelen Zukunft entgegenzusteuern, ist immer ungemütlich, ich würde daher auf der Hinreise wenig Genuß von Dir haben. Aber auf der Rückreise, wenn ich Frau und Kinder und mein frisches, freundliches und helles Ballenstädt wieder im Auge habe, dann wird es köstlich sein, bei Dir zu weilen.

3. Nov. 1845. Seitdem am 31. der ganze Hof von Bernburg zurückgekommen ist, ist wieder eine greuliche Unruhe. Vorgestern z. B. war ich mittags auf dem Schloß von 1–3, am Nachmittag von 4–7 mit Julchen

bei Prinzeß Louise[1], abends waren Valentiners bei uns. Gestern war mittags große Cour von 1–4, ein angreifendes Essen und Trinken, feldzugartig; am Nachmittag waren wir von der Veit[2] auf den Ziegenberg eingeladen, wo sie ein Kinderfest gab; den Abend blieb sie bei uns. Heute mittag bin ich wieder auf dem Schloß und den Abend gleichfalls samt Julchen zum Tee und Souper, auf morgen abend sind wir schon zur Bernstorff eingeladen, Mittwoch zu Cramer, Donnerstag zu Seelhorst. Ich komme aus dem Frack gar nicht mehr heraus. Es ist eine Schwäche von mir, die ich aber niemals ablegen werde, daß eine Abendeinladung mir den ganzen Tag verdirbt. Wie glücklich, wie ruhig arbeitet man den Tag über, wenn man die Aussicht auf einen stillen Abend hat!

Was meine Stimmungen anlangt, wegen welcher Du mich bedauerst, so kann ich Dir mit Dank gegen Gott melden, daß ich seit längerer Zeit von aller krankhaften Verstimmung frei geblieben bin. Auch in dieser Hinsicht wird mein russischer Feldzug hoffentlich heilsam wirken. Freilich geht mir's oft sonderbar. Ich weiß nicht, ob Du das kennst – wenn man nicht gerade übler Laune ist, so kann man, ohne daß das Herz etwas davon weiß, ganz vergnügt und lustig sein, indem man eigentlich nur Komödie spielt. In solcher Komödie reißen wir uns selbst mit fort, wir scheinen nicht nur lustig, sondern, eben weil wir gut spielen, sind wir's auch; aber sobald der Vorhang fällt, ist kein Nachklang der Freude mehr da. Wirklich froh werden könnte ich nur durch zwei Dinge, durch Glauben und durch Farbensinn, das heißt: durch ein helles Auge des Geistes und des Leibes. Ohne Glauben und ohne Fähigkeit zu seinem Beruf taugt man nichts. Dennoch, wenn ich bedenke, wie Gott mich Taugenichts bis zu dieser Stunde mit unendlicher Langmut getragen hat und wie er mir so sehr viel Güter des Lebens schenkt, auf die die meisten Menschen verzichten müssen, wie so viele kleine bunte Farben ganz unverdient und unverhofft hineinspielen, große Bitterkeiten und Entsagen zu versüßen, so finde ich in einem lebhaften warmen Gefühl des Dankes doch noch ein Glück. Ach, daß ich mir's nur stündlich recht vor Augen malen könnte, dann würden mich Wehmut und Kleinmut weniger oft beschleichen! Man ist immer geneigt, Gott vorschreiben zu wollen, wie er's mit uns machen soll, und das ist so sehr der Weg zum Verderben. –

Du lasest „Nacht und Morgen" von Bulwer – ich habe es auch verschlungen, schon vor geraumer Zeit. Mir fiel dabei der Unterschied zwischen guten englischen und guten deutschen Romanen auf. Einen englischen Roman kann man nicht aus der Hand legen, aber man greift nachher nie

[1] Die jüngste Schwester der Herzogin, geb. 1820, später dem Kügelgenschen Hause, besonders mit der Tochter Anna nahe befreundet, gest. 1894 als Äbtissin des adeligen Konvents zu Itzehoe.

[2] Witwe eines preußischen Leutnants (aus Magdeburg), der kurz vor seinem Tode in Bad Suderode Heilung suchte und von da aus W. v. K. aufsuchte und ihm nahetrat. Diese Freundschaft ging auf die fromme Witwe über, die dem Bernburger Hofe nahestand und später eine Zeitlang in K.s Hause wohnte. Vgl. „Lebensbild" der Mutter, S. 387.

wieder darnach, hat auch keine innere Bereicherung dadurch erfahren[1]. Einen deutschen Roman verschlingt niemand, man legt ihn zu jeder Zeit ruhig weg, aber er läßt Gedanken zurück, die nicht aufhören, in der Seele ihr Werk zu treiben, bildend, erweiternd; zum zweiten, zum dritten Male liest man einen solchen Roman mit steigendem Vergnügen. Welch eine Fülle von Ideen regt Jean Paul an, und lange, nachdem man ihn gelesen, wird man durch tausend Zufälligkeiten immer wieder an das Gelesene erinnert. Bestimmte Gedanken gibt Goethe, haftende Gedanken, die bleibend sind und immer gern wieder zu derselben Lektüre zurückführen.

Neulich las ich den sehr interessanten Briefwechsel Bettinas mit ihrem Bruder Clemens Brentano. Die Briefe der Bettina haben mich mitunter hingerissen. Welch ein reiches Gemüt, und wie haltlos auf der anderen Seite!

11. Nov. 1845. Vivat hoch, Bruder Gerhard! Wieder ein Brief! Gottlob, daß ich nun Deine väterliche Einwilligung habe und kommen darf. Es ist edel von Dir, daß Du Dich ordentlich auf mich freust, Du alter Jubelgreis von 40 Jahren. Als ich 30 Jahr alt wurde, nahm ich mir zum letzten Male vor, ein ganz ordentlicher Mensch zu werden; ich weiß es noch wie heute, es war 1832 am Abend vor meinem Geburtstage, ich stand unter einer Grenzeiche zwischen Hermsdorf und Grünberg. Goethe sagt: Erfahrung sei, wenn man erfahre, was man nicht zu erfahren wünscht. Mit 40 Jahren kann man solche Erfahrungen gemacht haben. Wir werden uns als erfahrene Leute wiedersehen. Ach wie lockend malst Du mir das Zimmer, das einsame, im Stift, wo wir beim Schein einer russischen Talgkerze uns anblicken und sehr sprechen und rauchen wollen, während an den Wänden die Geister ehemaliger Priorinnen und früh verblichener Mädchen flattern.

Du gehst so weit, sogar meine Skripturen mit einzuladen. Aber die Zeiten haben sich geändert: als Du damals zu mir kamst, stand ich mitten in der religiösen Krisis und erlebte eine Zeit schrecklich schmerzhafter Enttäuschung; jetzt bin ich ruhiger geworden, und die Wunden sind fast verharscht. Ich befestige mich immer mehr in dem Dafürhalten, daß das Christentum die vollendetste der vielen Formen war, in welchen die göttlichen Dinge den Menschen zum Bewußtsein gekommen sind, aber ich halte es nicht für eine übernatürliche Offenbarung. Ich widerstrebe dem Rationalismus, weil er eine Lüge, der Lichtfreundlichkeit, weil sie eine ungeheure Frechheit ist, und der modernen Orthodoxie, weil sie mir, ich mag sie fassen, wie ich will, ein närrisches Ding, ein Schein ohne Wesen, ein unklarer Rationalismus erscheint. Dem eigentlichen Christentum; dem praktischen, welches die Herzen beseligt, das nicht in scharf begrenzten Begriffen, sondern in einem Liebeszuge der Seele zu ihrem Heilande besteht, wie man es bei kindlichen Menschen und Frauen findet, die sich keine Rechenschaft von ihren Begriffen geben, widerstrebt nichts in mir; ich liebe es, aber ich habe es nicht und fange an, mich darüber zu beruhigen. Ich kenne es aus Erfahrung ebenso wie auch die Orthodoxie, und durch letztere

[1] Dickens war damals in Deutschland noch wenig bekannt.

bin ich drum gekommen. In einen kindlich gläubigen Zustand kann man sich nicht willkürlich zurückversetzen, ebensowenig wie in andere kindliche Zustände, wenn man ihnen entwachsen ist. Es arbeitet aber etwas in mir, was mich vor Maßlosigkeit bewahren möchte; ich glaube nicht, daß ich in einen maßlosen Unglauben verfallen könnte. Ausschweifend pietistische Ideen und Frömmeleien wie Freigeisterei und religiöse Frechheit sind mir zuwider.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon gemeldet habe, daß Uhlich neulich hier war und mich besuchte. Leider waren wir beide eilig. Sein Standpunkt als Lichtfreund erschien mir doch unglaublich schwach. Wäre er länger geblieben, so hätte ich ihm meinen eigenen Unglauben bekannt und ihm gezeigt, wie ich trotzdem doch nicht auf seiner Seite stehen könne, da er durchaus Nichts hat, womit er die Lücken ausfüllen will, die er ins Christentum reißt. Besser ist ein mangelhaftes Haus als gar keins, und können wir selbst für uns kein Haus finden, was berechtigt uns denn dazu, es Anderen über dem Kopfe einzureißen?

12. Nov. 1845. Gestern habe ich das Porträt der Herzogin vollendet. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist es ein sehr gutes Bild geworden. Mir und meinen ernsteren Bekannten macht das Ganze den Eindruck großer Würde, aber die eigentlich graziösen Leute finden es etwas steif. Es ist doch merkwürdig, wie sehr der Geschmack für das Ernste, Würdige, einfach Großartige erloschen ist. Raphael, der aus dem strengen Ernst der alten Zeit schon einen Schritt nach moderner Lieblichkeit herüberragt, ist doch heutzutage gar nicht mehr verständlich. Die gewaltigen Schöpfungen Michelangelos findet man affrös. Auch unser Vater hätte wohl nie ein Kirchenbild zustande gebracht, obgleich auch er die alten Bilder aus klassischer Zeit über alles schätzte; aber auch ihm ging unter dem Streben nach dem Gefälligen die Größe verloren. Auf Dich und Adelheid hat sich Vaters Geschmack vererbt und noch mehr der der Mutter, welche wunderbarerweise bei ihrem großen Ernste doch in der Kunst den englischen Stil am meisten liebte, diese manierierte Lieblichkeit und Weichheit. Und wie kommt das ernste Volk der Engländer zu solchem Auswuchse? Das ist ebenso wunderbar, als daß der leichtfertige liebenswürdige Franzose sein größtes Vergnügen in einem gemachten Ernst, in einer manierierten Großartigkeit, im Pathos findet. Es ist eine sonderbare Welt, lauter Verkehrtheiten. Sehr vornehme Personen haben große Neigung zur Frömmelei, die Geistlichen aber zum Vornehmtun und zur Schranzerei. Jeder affektiert zu seiner Erholung gern das, was er nicht ist.

*

Ballenstädt, am 27. Dec. 1845. Während ich eben Deinen prächtigen Brief las, brach die Sonne durch und verklärte Natur und Geist mit goldgelbem Winterschein, um so wohltuender, da der schöne Weihnachtsschnee schon wieder weggeschaufelt ist durch warmen Orkan. Ungeheuer freue ich mich darauf, heute abend aus Deinem Briefe vorzulesen. Zu solchen Freuden ist die Bernstorff sehr zu brauchen, weil sie so lebendig und geistig angeregt ist. Einige Gedanken werden sie besonders entzücken, z. B. daß

Du eigentlich ganz wie Hölty sein würdest, wenn Du nicht ganz anders wärest. Mit Deiner Baltenschaft ist es doch auch nichts Rechtes. Du bist ebenso wie ich Germane, aber mit einer baltischen Sauce angerichtet. Alles ist gut, wenn man nur kein Mongole ist. Ob die mongolische und die Negerrasse ganz menschlich sind, ist mir immer noch fraglich. Mit dieser Frage hängt die andere zusammen, ob die armen Esten sich je einer wahren Kultur erfreuen werden.

Ach der schöne Weg von Kurkülll nach Poll! Diesen Weg liebte auch ich, weil ich ihn immer in einer gehobenen Stimmung passierte, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde. Es war eine absolute Einsamkeit, man begegnete da niemals einem Menschen. Einmal ging ich den Weg in der Nacht, es war eine nordische Sommernacht, herrlich duftete der blühende Faulbaum in der Wildnis, darnach empfing mich auf der Pollschen Grenze der balsamische Harzgeruch des Kiefernwaldes. Unter den alten Espen im Pollschen Garten hielt ich ein Morgenschläfchen, und dann stieg ich zum Saalfenster hinein, als Sophie [v. Stackelberg] gerade den Kaffee bereitete. Sie reichte mir die Hand und half mir ins Zimmer. Die liebe, treffliche oder vielmehr unübertreffliche Sophie, deren frisches Jugendbild tief in mein Inneres gegraben ist. Ich danke Dir, daß Du mir wieder von Poll geschrieben hast, dahin mein Sinn so oft steht. Zu Pfingsten, mein Alter, laufen wir, so Gott will, zu Fuß hin, über Thärsfeld — o wie sonderbar wird es sein, wenn wir auf der Höhe stehen bei der Riege [= Kornhaus], und nach und nach taucht das Haus auf! Wenn wir um fünf bei Dir weggehen, können wir zum Frühstück in Poll sein und treffen wohl Auguste schon in der Halle mit dem Kaffeewesen und der unbeholfenen Einrichtung mit glühenden Bolzen.

Uns steht jetzt eine wichtige Veränderung bevor. Es ist die Rede davon, den Oberforstmeister v. Weise, welcher jetzt in Harzgerode lebt, wieder hierher an den Hof zu ziehen. Nun gehört aber diesem das Haus, welches ich bewohne, und er wird, wenn er herkommt, natürlich hier wieder einziehen. Dann muß ich ausziehen und kaufen oder mieten. Wüßte ich eine Miete, so könnte Julchen den Umzug ja allein besorgen, aber ich weiß keine, und gekauft werden kann doch nicht während meiner Abwesenheit. Ich weiß durchaus nicht, was werden soll.

29. Dec. 1845. Gestern habe ich Weise auf einem Ball bei Salmuth gesprochen. Sobald er meiner ansichtig wurde, zog er mich in eine Ecke und kündigte mir; Ostern muß ich das Quartier verlassen. Bald darauf kam die Herzogin zu mir und sagte, sie wisse, was Weise mit mir gesprochen, bedauere es sehr, riete mir aber, mich rasch zu entschließen und das Haus zu kaufen. „Welches Haus?“ — „Das, worin Sie wohnen.“ — „Aber das will ja Weise beziehen.“ — „Er hat mir soeben gesagt, wenn Sie es kaufen wollten, so kaufe er sich lieber ein anderes und würde damit sehr zufrieden sein. Und nun bitte ich Sie, kaufen Sie Ihr Haus und richten Sie sich da recht ruhig ein, das ist das Klügste, was Sie tun können.“ Was soll ich nun machen?

8. Jan. 1846. Ich weiß noch immer nicht, wo ich bleibe. Alle meine Bekannten überschütten mich mit ihrem unnützen Rat, sodaß ich schon ein paarmal grob geworden bin. Dabei fort zu müssen, das ist ganz schrecklich. Am 12. wird das schöne Haus der Frau von Hoym[1] unter dem Hammer verkauft, dies muß man abwarten.

24. Jan. 1846. Ich habe gestern das Weisesche Haus gekauft für 2500 Thaler. Ich hatte nur die Wahl, entweder ein schräg gegenüberliegendes Haus oder dieses zu kaufen. Ich neigte sehr zu ersterem, meine Frau und die Mädchen aber schauderten davor. Da ich nun dieses gekauft habe, so tut es ihnen wieder entsetzlich leid, daß es nicht das andere ist. Ich rechne so, daß das Haus, wenn ich es mir recht hübsch ausgebaut habe, mich circa 3000 Thaler kosten wird, ich also für 120 Thaler wohne. Habe ich zu viel gezahlt, so sind es vielleicht ein paar hundert Thaler, aber ich habe dafür eine sehr angenehme Lage — die Sonnenseite mit freier Aussicht. Auch kann mir niemand vorbauen, weil gegenüber dicht hinter dem Gartenzaun meines vis-à-vis ein Wassergraben sich hinzieht, der nicht überbaut werden kann. Ich bin in dem Hause eingelebt, ich kenne genau seine Vorzüge und Mängel, und ich liebe es mit seinem kleinen anmutigen Garten. Ziemlich hoch kann ich den Umstand anschlagen, daß ich nicht umzuziehen brauche, und daß, wenn ich nach Rußland gehe, meine Frau ganz in ihrer Ruhe bleibt. Ich habe 14 Zimmer und Räumlichkeiten im Hause und überdem 2 Küchen und Vorhäuser, ein geräumiges Waschhaus mit Holzstall, eine Wagenremise und Stallung für 4 Pferde. Auch muß ich den Brunnen in Anschlag bringen, ein großer Vorzug vor vielen anderen Häusern. Das Haus ist ganz trocken, das Dach sehr gut und die Wände massiv bis unter das Dach. Freilich sind die Etagen sehr niedrig, und das ist der eigentliche Übelstand des Hauses.

3. Febr. 1846. Heute ist der ganze Hof mit ungefähr 200 Personen für den Rest des Winters nach Bernburg abgerauscht. Gestern waren wir den ganzen Tag überflutet von Abschiedsbesuchen, sogar die Herzogin kam noch her. Sobald alles fort ist, tritt hier eine tiefe totenartige Ruhe ein und Ballenstädt kommt einem wie Pompeji vor. In den ersten Tagen ist dies ungewohnt und etwas öde, dann aber tritt als Ersatz dafür ein Behagen und ein Gefühl freierer Dispositionsfähigkeit ein, was auch nicht übel ist.

Tauroggen, am 4. März 1846.

Bester, allervortrefflichster, ungeheuer geliebter Bruder!

Rushimi popowsky nadeschda tartaratango! Ich bin außer mir vor Freude, daher verzeihe gütigst, daß ich mit Zungen rede. Erstens bin ich außer mir, bis hierher alles glücklich überstanden zu haben, zweitens, mit Dir in einem Lande zu sein. Ich habe eine überaus gute Reise gehabt,

[1] Morganatische (dritte) Gemahlin des Herzog-Vaters Alexius, geb. Ernestine v. Sonnenberg, gest. 1845.

immer gesund und vergnügt, nachdem der Abschied mir auf alle Weise versüßt und erleichtert worden war.

Meine Arbeiten in Ballenstädt wollten gar kein Ende nehmen, und solange ich zu malen hatte, dachte ich eigentlich gar nicht ernsthaft an die Reise, obgleich ich mir einen Pelz kaufte, einen braunen Sammetrock und Stolpstiefeln machen ließ, auch abends nach und nach alle meine acht Kinder (Line und Tille rechne ich immer mit dazu) zeichnete. Als ich aber plötzlich eines Abends bemerkte — es war der Sonntagabend vor Fastnacht —, daß ich fertig war, ging ich zu Julchen, fiel ihr um den Hals und sagte: Übermorgen reise ich und nehme die Kinder bis auf die Post, Dich aber bis Cöthen mit. Meine arme gute Frau konnte es gar nicht begreifen, daß nun wirklich aus der Reise noch etwas werden sollte, für die sie mir doch 12 neue Hemden und unzählige Schnupftücher wunderschön genäht hatte. Am Montag kam ich gar nicht zur Besinnung, kramte, besuchte, bestellte, packte umgeben von den Meinigen bis 11 Uhr und dann in schauerlicher Einsamkeit bis 2 Uhr in der Nacht. Als ich nun zu Bette ging, lag meine Frau in ihrer Nachthaube da und schlief, und daneben die kleine Elisabeth — da wallte mir das Herz über. Um 6 Uhr waren wir alle aus den Betten, um 7 Uhr stand mein Frühstück bereit; da ich mir aber mein Butterbrot schmierte, sah Anna mich so sonderbar an, daß ich mich auf einmal nicht mehr halten konnte, sondern aufstehen mußte und noch einmal durch den Garten ging, in welchem schon Veilchen und Krokus blühten. Um 8 umarmte ich alle Kinder noch einmal auf der Post und schwang mich mit Julchen in den Wagen.

In Bernburg gab es viel Rennen und Laufen und Besuchen. Unsere gute Herzogin weinte beim Abschied ganz viele Tränchens. Ganz rührend war Tille, die Ostern konfirmiert wird, sie konnte kein einziges Wörtchen sprechen. Es ist wunderbar, wie diese beiden lieblichen Mädchen [Line und Tille] an mir hängen, sie lieben mich wie einen leiblichen Vater, und ich liebe sie wie meine Kinder. In herrschaftlicher Equipage reisten wir, Julchen, die Bernstorff, Line, die unter meinem Schutze zu Verwandten nach Berlin fahren sollte, und ich dann nach Cöthen ab und kamen dort gerade zur rechten Zeit an, um einzusteigen. Ich werde nie das weinende Gesicht meiner armen Frau vergessen, als wir uns zuletzt umarmten, bis der Conducteur mahnte. Ich riß mich los, sprang in den Wagen, und der Zug brauste dampfend und zischend ab. Die Gesellschaft im Coupé war sehr laut und vergnügt, aber ich war ganz versunken in dem Bilde des Abschieds, das mir fest vor der Seele stand. Da steckte mir Line ein Briefchen in die Hand; es waren noch Abschiedsworte und Segenswünsche der guten Bernstorff, die mir jetzt wirklich erquicklich waren. Auch der Gedanke war mir tröstlich, daß Julchen jetzt bei himmlischem Wetter in schöner leichter Equipage unterwegs war, und daß die Bernstorff sie am nächsten Tage nach Ballenstädt bringen würde, um dort einige Tage bei ihr zu bleiben. Nach und nach wurde ich aber doch von meinen Abschiedsgedanken abgezogen durch die Fröhlichkeit der Gesellschaft und die

Erzählungen und Faxen eines ganz feinen Witzboldes, den wir im Wagen hatten und der uns beide, Line und mich, endlich zu lautem Lachen brachte, sodaß Lines rotverweintes Näschen wieder ausbleichte.

In Berlin kamen wir im Stockdunkeln an und fuhren zunächst nach „Stadt Rom" unter den Linden, wo ich ein, ich sage Dir, wahres Prinzenzimmer erhielt. Dann brachte ich Line nach dem Invalidenhause zu ihren Verwandten; ihr Oncle, der Major v. Jory, selbst Invalide, kommandiert nämlich eine Abteilung der Anstalt. Ich blieb noch einen Tag in Berlin, immer umgeben von Adolph Krummacher, Adalbert Natorp und meiner guten Line. Wir saßen im Tiergarten in leichten Überröcken, tranken Kaffee, rauchten, aßen Kuchen und ließen die schöne Welt an uns vorüberziehen, machten Einkäufe, und die Jungens halfen packen. Im Handumdrehen war die Zeit vorüber, und ich saß in der Personenpost im Cabriolet.

Obgleich ich bis Tauroggen vier Nächte durchgefahren bin, spüre ich gar nichts davon und bin wie einer, der aus dem Bette kommt. Ich hatte mich so vor der Reise gefürchtet, und nun bin ich diese Nacht mehrere Male geradezu aufgeweckt worden vom Dankgefühl gegen Gott, der mir die schwere Sache so süß und leicht macht und mir herrlich hindurch hilft. Über die Flüsse kam ich immer noch im letzten Augenblicke [vor dem Eisgange], und ich hoffe, die Düna wird auch keinen sonderlichen Aufenthalt machen. Morgen fahre ich mit der leichten Post weiter und bin, so Gott will, in drei Tagen in Petersburg. Durch Dorpat werde ich die schwerste Passage haben, und überhaupt wird mir Estland entsetzlich rührend sein. Ich fürchte nichts in der Welt so sehr, als mein Gefühl; dieser Racker stumpft sich auch nie ab. Ach könnte ich zu Dir, was würde ich heute für einen fröhlichen Abend haben!

*

St. Petersburg, am 31. März 1846. Die gefürchtete Reise verlief so überaus glücklich, daß ich aus dem Danken gar nicht herauskomme. Aber die erste Zeit hier in Petersburg wurde mir doch recht schwer. Ich mußte auf einmal fast allem entsagen, was ich liebe und woran ich gewöhnt bin, eine ganz neue Lebensweise, fremde Gefährten, und, so wohl und außerordentlich gut ich auch aufgenommen ward, war doch außerordentlich viel Lästiges. Doch empfand ich keinen Augenblick Reue, weil ich alsbald einsah, wie sehr mich als Künstler das Zusammenarbeiten mit Neff an so höchst instruktiven Bildern fördern muß. Übermorgen bin ich nun schon 3 Wochen an der Arbeit, und bis jetzt ist es gut gegangen, ich habe mich mit Timo brüderlich vertragen und bin frisch geblieben.

Mein täglicher Lebenslauf ist ungefähr folgender: Um 7 Uhr stehe ich auf, rasiere mich und stecke mir die Pfeife an, dann kommt von Neffs herüber der Kaffee, den ich bei offenem Klappfenster weidlich und mit allem Komfort genieße, indem ich dabei einen Psalm lese oder die mitgebrachten kleinen Porträts der Meinigen studiere, ein paar Worte nach Hause schreibe usw. Dann nehme ich meinen kleinen Ballenstädter

Wandkalender vor und streiche mit unbeschreiblicher Satisfaktion den angebrochenen Tag darin aus. Um 8½ gehe ich ins Atelier, welches nicht weiter als einen Büchsenschuß entfernt ist.

Ich habe bis jetzt nach kleinen Zeichnungen von Timo 4 große Cartons präpariert und nebenbei ein paar Naturstudien gemacht. Diese Arbeit ist frisch und gesund. Ich hebe und schleppe mit einem dienenden Soldaten die großen Cartons von einer Stelle zur anderen (eine tüchtige Motion!), ich zeichne immer stehend, meistens auf der Leiter, ich ziehe Quadrate an der Erde, schleppe und rolle die großen Treppen herum. Sobald ich einen Carton im Umriß ganz sauber und genau nach den Skizzen zusammengezeichnet habe, wirft Timo sich darüber und führt aus, dann ruft er mich, wir beraten miteinander, ich zeichne meine Meinung hinein, wir wischen wieder aus, und wenn dann größere Veränderungen nötig sind, ganze Figuren verrückt werden müssen, so übergibt er mir wieder den Carton, und ich zeichne die Figur um, worauf er dann wieder mit Naturstudien darüber kommt. So zeichne ich die verschiedenartigsten Köpfe, Gestalten, Biegungen, Brechungen und Verkürzungen, wobei ich beständig — ohne daß ich je meine bessere Überzeugung zu verleugnen brauchte, denn Timo nimmt jeden Rat sehr bereitwillig an — aus mir herausgehen und im Sinne eines Anderen arbeiten muß, was mich in aller Art übt und fördert. Ich fühle, daß ich hier lerne, und das ist das, was ich suche.

So arbeiten wir höchst brüderlich, freundschaftlich und fleißig, bis ich in der Mittagszeit eine Pause finde. Dann gehe ich zu Timos Frau, die so freundlich ist, für mich von zwölf bis drei immer den Frühstückstisch stehen zu lassen, und esse etwas. Timo nicht. Er nimmt höchstens ein paar Feigen zu sich und arbeitet immerfort. Nach dem Frühstück wird fortgewirkt bis 5 Uhr, wo wir zusammen zum Diner gehen. Wir essen nun wie die Löwen und setzen uns dann an den Ofen, eine treffliche Zigarre rauchend und angenehm konversierend. Den späteren Abend bringe ich am liebsten auf meinem Zimmer allein zu und gedenke der Meinigen, lese in ihren Briefen und genieße einer köstlichen Ruhe nach einer Arbeit, die, wie ich mir eine solche immer gewünscht habe, körperlich ermüdet. Zum Zeichnen bin ich dann zu müde, Bücher habe ich nicht außer meiner kleinen Bibel, daher ich immer wieder die Psalmen aufschlage, mit denen ich einschlafe und aufwache.

Eine solche Zeit stiller Muße und Einsamkeit werde ich wahrscheinlich nie wieder finden, und ich kann mir denken, daß diese ungestörten und ungetrübten Stunden der Einkehr in mich selbst, die ich hier verlebe, mir dereinst, wenn ich in das laute Leben zurückgekehrt sein werde, als besonders wertvoll erscheinen werden. Auch ist es ein großes Ding, etwas zu haben, worauf man sich so recht von Herzen freuen kann. Ich gehe nun mit jedem Tage einer überaus süßen Rückreise entgegen. Zuerst komme ich zu Dir, labe mich gründlich bei Dir und den Deinigen nach getaner Arbeit, und dann steuere ich mit vollen Segeln der geliebten Heimat

zu. Dort wird mir meine Arbeit leichter werden als früher, ich werde sehr viel geübter sein und mich mit großer Freude an die eigene Staffelei und das eigene Werk setzen. Timos rasende Begeisterung für die Kunst hat schon jetzt günstig auf mich gewirkt, und das wird noch besser werden.

Von Hause habe ich die besten Nachrichten. Die Herzogin hat sich gegen meine Frau wie eine Schwester gezeigt, sie umarmt, mit ihr geweint, mit ihr in der Bibel gelesen und sie herzlich eingeladen, zu Ostern wieder nach Bernburg zu kommen und längere Zeit bei ihr zu bleiben.

*

St. Petersburg, am 7. Mai 1846. Von russischem Boden grüße ich Dich diesmal zu Deinem Geburtstage. Der liebe alte 11. Mai! Ich habe noch eine besonders lebendige Erinnerung von einer Feier Deines Geburtstages auf unserem Loschwitzer Weinberge. Damals hatte unsere selige Mutter das Zimmer mit jungen Birken geschmückt.

Das ist brüderlich von Dir, daß Du ordentlich schreibst, und zumal hier in meiner Einsamkeit ist es eine Hauptfreude für mich, von Dir Briefe zu bekommen. Es scheint mir ganz gut, wenn Du Dich bisweilen in Beziehung auf das Geistliche ganz trocken und tot fühlst. Die Religion muß ja auch nicht immer wie eine Verliebtheit an unseren Herzen zehren, sonst magern wir ab. An Gefühlen und geistlichem Aufschwung liegt auch wenig, wenn nur der Zuchtmeister im Herzen wach bleibt und die Gewissenhaftigkeit nicht mit Fett verwächst.

Es ist ein Unglück, daß mir das Klima hier nicht zusagt, und daß sich meine Natur nicht in die Lebensweise finden kann. Die erste Zeit ging es gut, weil ich einen tüchtigen Fond von Gesundheit mitgebracht und die Reise mich ganz besonders gestählt hatte. Jetzt fühle ich nach jedem Gange durch die Luft Brustbeschwerden und halte mich daher ganz innen. Das Mittagessen zu so später Stunde ist auch etwas, woran sich die Natur bei Leuten von meinem Alter nicht mehr so leicht zu gewöhnen scheint. Dazu kommt eine gewisse Freudlosigkeit des Lebens, eine triste Einförmigkeit und gänzliche Umgangslosigkeit. Mein einziger Verkehr ist Timo. Freitags abend sehe ich zwar in Timos Hause allerlei Menschen und spreche einige Worte mit ihnen, aber das ist „große Gesellschaft", es sind Leute, die ich mir nicht ausgesucht haben würde und denen ich auch ganz gleichgültig bin. Immer klarer wird mir's, welch ein ungeheurer Abstand doch zwischen deutscher und hiesiger Bildung und Lebensart ist. Das ist etwas von den Schattenseiten. Die Lichtseiten habe ich schon gemeldet, sie bestehen in Früchten, die erst in Ballenstädt reifen werden. Übrigens habe ich vor ein paar Tagen entdeckt, daß schon fast ein Drittel der babylonischen Gefangenschaft verflossen ist. Ich bin nämlich schon über 10 Wochen von Hause fort, und 32 Wochen soll die Trennung dauern. O Kulla, Kulla [estnisch = Geliebter], ich streiche einen Tag nach dem andern aus meinem Ballenstädter Kalender aus, ja ich merze sie förmlich aus mit weißer Farbe, so daß sie spurlos verschwinden.

*

St. Petersburg, am 7. August 1846. Anfang September a. St. will ich fort von hier, soviel kann ich Dir jetzt melden. Alle Stricke halten nur bis auf eine gewisse Spannung, und bei mir ist es jetzt gerade am Reißen, da mein Strick was Ehrliches hat halten müssen. Noch 5 Wochen! Es ist dies kurz oder lang, je nachdem man's ansieht; ich aber sehe es lang an.

Mein hiesiges Leben wird mir jetzt unsagbar langweilig, und diese Art von Arbeit habe ich bis zum Halse. Wenn ich abends das Atelier verlasse, so bin ich ganz überzogen mit Kohlenstaub; das Vergnügen, ein reines Hemd anzuhaben, genieße ich nur noch auf Viertelstunden. Überhaupt ist alles hier so unreinlich, auch das Haus wimmelt von Ungeziefer, Ameisen, Tarakanen, Flöhen, Wanzen, alles drängt sich in meinem Zimmer; die afrikanische Hitze, die wir haben, mag in diesem Jahre besonders viel Teufelsbrut ausbrecken. Solche Hitze ist in Petersburg unerträglich, so angenehm sie auf dem Lande und besonders in Ballenstädt ist; da haucht die Nacht aus Wäldern und tiefen Schluchten eine Eiskälte aus, die die Sommermorgen erfrischt. Hier in Petersburg ist abends, morgens, mittags immer derselbe Backofen. Ich kann vor Hitze nicht mehr die Feder halten, obgleich ich eben nachts um 12 Uhr im Hemde am offenen Fenster sitze. Gute Nacht, lieber Alter! Wahrscheinlich schnurgelt ihr schon alle in süßem Schlaf, und nur die Petersburger Gespenster sind noch auf dem Zeuge.

St. Petersburg, 13. August 1846. Die Zeit rückt immer näher, da ich Dich wiedersehen soll, und mich frißt schon die Ungeduld vor Verlangen nach Finn. Eins macht mir Sorge, nämlich daß Euch meine Bewirtung Sorgen machen könnte. Aber Ihr könnt Euch gar keinen Begriff machen, wie wenig ich bedarf, um bei geliebten Menschen vergnügt zu sein. Wein zu trinken habe ich mir nie angewöhnt, und Wasser ist jetzt mein Getränk, noch dazu Newaschlamm. Für meine Unterhaltung braucht niemand besorgt zu sein, ich kann tagelang herumdämmern, ohne mich zu langweilen. Ich bin Maler und lebe durchs Auge. Wenn ich mir ganz ruhig ein Kind besehen kann, so habe ich alles, was ich brauche. Übrigens habe ich auch mein Zeichnenbuch und werde bei Dir Lektüre finden. Du mußt Deinen Geschäften nachgehen, und ich werde in meines Bruders Hause an jeder Kleinigkeit meine Unterhaltung und Freude haben.

Mein alter Junge, ich bringe Dir auch etwas mit, nämlich ein Hemd, das Du in Ballenstädt vergessen. Wenn ich doch bei Dir auch eines vergäße, daß Du mir's nachschlepptest! Daß ich hierher kam, war sehr gut, aber wenn ich gewußt hätte, wie recht Du mit Deiner Warnung hattest, so wäre ich nimmermehr gekommen. Jetzt bin ich's von Herzen überdrüssig. Lebe wohl, teuerster Fraterkel. Ich werde bei Euch in Manchesterhosen und Reiterstiefeln sowie in einem gesprenkelten Rock einherwandeln. Dafür hast Du wieder Deinen neuen Bart. Ein jeder habe seine Narrheit! Nur der Narr genießt sein Leben, Vernünftige sind unglücklich!

*

Riga, am 29. Sept. 1846. Heute morgen bin ich hier angekommen nach einer Reise, die, wenn sie auch gerade keine Spazierfahrt war, doch

wenigstens ohne Unfall abgelaufen ist. Als Du in Nömme plötzlich verschwunden warst, da fiel's mir aufs Herz, und ich war froh, daß ich auch sogleich abfahren konnte. In Lustifer und in Woiseck wurde ich freundlich und gastlich empfangen und genoß da, wie überall bei diesem Verwandtenbesuche, viel Güte. In Dorpat fand ich auf allen Postbureaus bereits hinreichende Pränumeration auf etwaige Plätze in den vier Wagen, die anderen Tags, am Sonntag, durchpassieren sollten. Da der nächste Posttag nun erst Donnerstag war, entschloß ich mich kurz, gleich am selben Abend mit eigenem Wagen weiterzureisen, um das letzte von Riga abgehende Dampfboot noch zu erhaschen.

Gegen Abend saß ich hoch auf meinem Koffer auf Stroh, wie ein König des Wahnsinns, und dröhnte über das schlechte Pflaster fort, bei Tante Lidly vorbei, die in einem braunen Mäntelchen, ganz alt, auf der Haustreppe saß und mir zunickte zusammen mit Carl. Dieser vortreffliche Junge hat sich fast zerrissen, um mir zu dienen; auch ruhte er nicht, bis ich ein Parapluie von ihm annahm, mich gegen den Regen zu schützen. Als ich so dahinrollte, alle Euch Lieben nun im Rücken, da begegnete mir ein langer Leichenzug, und hinter dem Sarge gingen Geistliche, unter ihnen Harnack mit gesenktem Haupte. So ein Wiedersehen hat eine ganz besondere Poesie. Ich kateite [russisch = rollte] drei Stationen lustig darauflos, fror aber auf der letzten so, daß ich in Teinitz liegen blieb und auf dem Sopha Kaffee und Tageslicht abwartete.

Um 6 Uhr saß ich am anderen Morgen schon wieder auf dem Marterthron, deswegen ein Marterthron, weil alle Teleggen [russisches Fuhrwerk ohne Federn] für meinen breiten Koffer zu eng waren und dieser deswegen immer schief schüttelte, so daß ich's recht schlecht und in der Nacht, wo ich Steine und Brücken nicht sah, sogar gefährlich hatte. Eine ganze Station durch stellte ich den Racker lang und ritt, das war aber auch nichts. Endlich gestern abend von Hilchensfahr nach Neuermühlen war's ganz bös. Es war so finster, daß ich meine Knie nicht sah, und der Koffer stand so unmäßig schief, daß ich mich mit beiden Händen anhalten mußte; dabei regnete es, und ich konnte den Schirm nicht aufspannen, weil ich die Hände brauchte, bekam auch von dem harten Dröhnen auf der Steinchaussee arge Schmerzen, und das Rückgrat war mir wie zerbrochen. Da kauerte ich mich endlich am Fußende wie ein Häufchen zusammen und schüttelte so ganz fest, daß ich in Neuermühlen ohne die Hilfe der Leute nicht aus meiner Stellung herauskonnte. Solch eine russische Wagenfahrt ist eines der schrecklichsten Ereignisse in der Laufbahn eines Malers. Ich war wie eine gebadete Maus, bis aufs Hemd naß, scheußlich! So entschloß ich mich denn, da zu übernachten, ließ mir ein Bett machen und schlief wie ein Toter.

Heute früh traf ich hier in Riga ein und lief gleich aufs Dampfschiffkontor und nahm einen Platz erster Cajüte für 30 preuß. Thaler. Dann ließ ich meinen Koffer auf der Douane visitieren und brachte ihn auf das allerliebste kleine Dampfschiff „Düna". Man sagte mir, ich sei der dritte

Passagier, und man erwarte nicht mehr — das wäre allerliebst. Dann wurde gegessen, geschlafen und nach dem Hafen promeniert, wo ich die schönen Schiffe ganz außerordentlich genossen habe. Diese Hafenbrücke ist prächtig mit dem gewaltigen Strom. Morgen früh 8 Uhr setze ich meinen Fuß aufs Schiff und nehme Abschied von dem geliebten Livland. Es ist mir wunderlich zumute, so aus dem geselligsten Freudenrausch, den ich in meinem Leben genossen habe, jetzt in die absoluteste Einsamkeit versetzt zu sein. Auch das kann ich nicht begreifen, daß ich am Sonnabend abend in Berlin sein soll, am Sonntag in Ballenstädt sein kann.

Nun, teurer Bruder, ein letztes Lebewohl von livländischer Erde! Euer Bild ist lebendig und kräftig in meiner Seele, Deine Zigarrenspitze fast immer in meiner Hand. Elminens Geldbeutel, der schönste und beste, den ich habe, wird leider auch oft gezogen und versüßt mir die Ausgaben. Helenens Nadel steckt mir auf der Brust und versöhnt mich mit dem Aus- und Ankleiden. Die große Liebe, die Ihr mir alle erwiesen habt, hat ein rechtes Feuer in meiner Brust angelegt, das lustig brennt. Ich war unbeschreiblich glücklich bei Euch, zu innerlich froh, um recht aufzutauen, es war auch alles zu kurz. Ich glaube, es war die lieblichste Zeit, die mir mein Leben geboten hat. Sollte der Timo noch da sein, so grüße ihn herzlich, den alten Jungen, er hat das alles bewirkt. Zu seiner weiteren Arbeit wünsche ich ihm allen Segen. So arbeiten zu können wie er, ist hohe Seligkeit. Ich würde mich gewiß noch näher mit ihm befreundet haben, wenn sein Mund nur einen Augenblick von seinem eigenen Lobe stillgestanden hätte, aber dieser Augenblick blieb aus. Seine liebste Unterhaltung bestand darin, Parallelen zu ziehen zwischen ihm und mir, wobei ich denn immer bedeutend den kürzeren zog, ja, ich konnte kaum zu Worte kommen, ihm seine Vorzüge einzuräumen. — Gerhard! Du alte, treue Seele, mein einziger Bruder, leb wohl, leb wohl!

*

Swinemünde, am 3. Oct. 1846. So bin ich denn heute morgen nach einer glücklichen Überfahrt hier angelangt. Mittwoch, am 30. September, kamen wir in Riga erst um 12 Uhr fort, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, 4 Stunden auf dem Deck zu warten. Wir waren im ganzen nur fünf Passagiere, darunter ein Nationaltürke mit Purpurhosen, Pfeife und Zubehör. Unser Capitain, ein angenehmer Mann, war aus Lübeck, die ganze Mannschaft deutsch, höchst freundlich, gefällig, prächtige Leute. Ich fühlte mich in Deutschland, sowie ich den Bord betreten.

Wir hatten schönes Wetter, freundliche Sonne. Ich war in glücklichster Stimmung, rannte auf dem Deck umher, rauchte, aß und trank. Nach Tische aber, da das Schiff etwas zu tanzen anfing, wurde mir plötzlich übel. Ich legte mich auf eine Bank. Da ging es ein paarmal „Ulm, Ulm" und auf einmal „Augsburg" mitten aufs Verdeck, ehe ich's hindern konnte. Ich sprang nun rasch an die Brustwehr, umfaßte zwei Taue und — schrecklich! — da ging's wieder los, sodaß ich glaubte, die Seele müßte fort. Der Capitain riet mir, mich ruhig in meine Cajüte zu legen. Dies

tat ich, streckte mich, zu Tode müde, in diesem Sarge lang auf dem Rücken aus und schlief ein. Bald wachte ich wieder auf, an meinem Ohr, nur durch ein Brett getrennt, polterten die Wogen, die Schiffsbalken krachten, das ganze Gebäude dröhnte, die Höllenmaschine rasselte, und ich hatte das Gefühl des niederträchtigsten Schaukelns; da mußte ich noch einmal dran, scheußlich, mit lautem Gebrüll! Das war der letzte Zoll.

Am anderen Tage gegen Abend ging das Schiff so ruhig, daß ich ein wenig aufs Deck ging; da wurde mir aber bald wieder so wehe, „ach, so wehe", daß ich wieder in meinen Sarg kroch. Am nächsten Morgen plagte mich ein gräßlicher Durst, ich hatte die ganze Zeit nichts gegessen und getrunken. Ich rief dem Aufwärter zu, er solle mir Bier geben. Da brachte er mir einen unvergleichlich herrlichen Labetrunk, es war — Dresdner „Waldschlößchen". Dies erquickte mich so, daß ich hinauf aufs Verdeck ging und mich in einen Großvaterstuhl warf, wo ich fast den ganzen Tag saß; auch rauchte ich etwas, es schmeckte aber wie die ersten Pfeifen eines Schuljungen.

In der Nacht konnte ich nicht schlafen, da ich am nächsten Morgen in Deutschland sein sollte, alle Viertelstunden ließ ich die Uhr repetieren. Endlich heute früh um 4 Uhr wurde die Ungeduld so groß, daß ich aus der Koje sprang und aufs Verdeck ging. Prächtiger Anblick! Der Mond und alle großen Sternbilder ganz klar, blitzende Mondlichter in den Wogen. Das Schiff bäumte majestätisch und kohlschwarz dahin. Ich frug den einsamen Matrosen am Steuer, ob man das Licht von Swinemünde noch nicht sähe. „Noch nicht, in einer Stunde!" Da stieg ich auf die Schiffsbrücke und schaute immer unverwandt nach Süden. Der Steuermann, ein prächtiger Kerl, kletterte mit dem Fernrohr auf den Mast, setzte sich auf die oberste Rahe und schaute auch dahin. Er saß da wie eine Silhouette auf dem Sternengrunde. Der Mond sank. Auf einmal blitzte es auf, fern, fern am Horizont, immer wieder verschwindend, wie ein mattes Johanniswürmchen. Das war ein deutsches Licht, das war das erste Wiedersehen der geliebten Heimat, ein kleiner Funke, aber mein ganzes Herz brannte davon auf. Nun ging der Steuermann selbst ans Steuer, der Capitain bestieg die Schiffsbrücke, das ferne Licht fing an zu glänzen, von Augenblick zu Augenblick leuchtete es klarer auf, und der Mond sank dunkelrot ins Meer. Der Tag graute, wir schossen auf das Licht zu, das nun mit dunkelrotem Feuer ganz groß flammte. Man unterschied schon einige schwache Linien der Küste — da hielt das Schiff still, die Maschine stockte, man erwartete den vollen Tag und die Ankunft des Lotsen. Als es hell wurde, lagen wir in einer weiten Bucht, der Lotse kam heran, die Feuerbake verlosch, und bald schossen wir durch viele Schiffe hindurch in den Hafen von Swinemünde hinein.

Wenn man eine Weile in Rußland gewesen ist, vergißt man immer wieder, wie sauber und appetitlich alles in Deutschland ist. Ich war ganz überrascht von dieser Nettigkeit und hätte, so alt ich bin, alle Leute umarmen können. Ein glänzend reinliches Gasthaus nahm uns auf, schnee-

weiße Dielen, niedliche Meubles, emsige Diener, Aussicht auf den Dampfhafen – o wärst Du mitgewesen! Da wir heute nicht von hier fortkommen konnten, ging ich am Nachmittag bei nebligem Regen mit meinem Dörptschen Regenschirm an den Strand. O, was war das schön! Ich ging weit, weit hin an den einsamen Dünen. Das Meer war ganz still, nur die Brandung donnerte mit ihren breiten Schaumwogen über den Sand hin, den Horizont verbargen Nebelmassen. Das war ein großer, gewaltiger Natureindruck und wie ein letzter Abschied von Dir. Dies selbe Wasser bespült auch in Deiner Nähe den estländischen Strand. Ich schrieb Deinen Namen mit dem Regenschirm in den Sand zum Denkmal, das die nächste Sturmflut weglecken wird. Dann sammelte ich wohl ein paar tausend der niedlichsten Muscheln, rosenrot, gelb, himmelblau, schneeweiß für Anna, welche Kästchen damit beklebt. Endlich wurde es dämmerig, schaurig in dieser Einöde, doch schwer, sich loszureißen. Euch allen rief ich noch weit über die See ein letztes Lebewohl zu, welches wohl auch bis zu Euch gedrungen ist, nur unhörbar. – Morgen nach Berlin, da geht der Brief ab. Ich bin noch immer schwindlig, und das Zimmer schwankt, will ins Bett kriechen. Gute Nacht!

Berlin, 4. Oct. 1846. Ich habe eben – es ist schon 10 Uhr – eine Stunde lang im Fenster gelegen, drei Stock hoch im Britisch Hotel unter den Linden und den Blick geweidet an der schönen Stadt, die im Scheine des Vollmondes unter mir liegt. Heute früh fuhr ich von Swinemünde mit dem Dampfboot „Cammin" ab. Die Gegend war ganz auffallend hübsch, aus dem Wasser hoben sich Berge, fast wie die Loschwitzer. Auf einmal, um ein hohes Vorgebirge biegend, kamen wir wieder in die offene See hinaus – ich hatte nicht geahnt, daß Swinemünde auf einer Insel liegt. Nun gingen die Wogen wieder hoch, und ich glaubte nicht anders, als daß ich wieder krank werden würde; ich machte die Augen zu und rührte mich nicht, zwei Stunden lang. Da waren wir hinüber. Die Sonne brach durch, wir fuhren auf der Oder zwischen höchst reizenden Ufern, bis wir um 2 Uhr Stettin erreichten, das mich durch seine schöne Lage und ganz besonders durch die enorme Anzahl von Seeschiffen, die hier lagen, überraschte; das ist wahrscheinlich schon eine Wirkung der Eisenbahn. Um 4½ ging der Zug ab, um 8½ war ich in Berlin. Morgen denke ich hier zu bleiben und übermorgen um diese Zeit daheim zu sein, gerade am 6., wie ich es meiner Frau von Finn aus geschrieben. Diese Nacht werde ich wohl wieder nicht schlafen können, – vor Freude.

*

Ballenstädt, am 20. Nov. 1846. Das neue Lebensjahr weiß ich heute nicht besser zu beginnen, als mit einem Briefe an Dich, geliebter Bruder. Ich muß weit ausholen, um anzufangen. Von Berlin fuhr ich diesmal mit der neuen Eisenbahn über Potsdam, Magdeburg und Halberstadt, war am Abend in Quedlinburg und nahm hier Extrapost, um nicht zu spät in Ballenstädt anzukommen. Als ich bei Alvenslebens in die Neue Straße einbog, stieß der Postillon ins Horn und brachte damit die ganze Straße

in Aufruhr. Viele Fenster flogen auf, aus meinem Hause brach ein großer Lichtschein. Als ich hielt, sah ich eine Menge Gestalten in der hellen Haustüre, und der Wagen war umringt von neugierigen Nachbarkindern und in der Eile zusammengeströmtem Volk. Meine Frau fiel mir zuerst um den Hals, als ich den Fuß aus dem Wagen setzte, dann drängte sich Tille heran, Anna, die Bernstorff, die sehr gewachsene Elisabeth, weiß gekleidet mit einer schwarzsammetnen Polkajacke, schließlich die Dienstboten. Die Jungens waren mit Line nach der Post gegangen, um mich dort zu erwarten. Aber schon hörte ich in der Ferne ihr Jubelgeschrei; sie hatten das Posthorn gehört und kamen zurückgestürzt. Zuerst wurde Gerhard sichtbar und flog mir in die Arme, dann brauste außer Atem Adolph heran, hernach Benno, endlich langte auch die arme Line ganz ermattet an. Ich wurde nun im ganzen Hause herumgeführt, alle Zimmer waren festlich erleuchtet; es kam mir alles unbeschreiblich klein vor, die größten Zimmer wie Schiffscajüten. Mich fanden alle Kinder gewachsen und jedermann fand mich dicker geworden. Erstaunt waren die Kinder über meine Baßstimme, sie hatten das vergessen.

Den folgenden Tag war ich am Hof und wurde sehr freundlich bewillkommt, sogar vom Herzog. Am dritten Tage war der Geburtstag der Herzogin. Ich hatte ihr durch die Bernstorff auf den Geburtstagstisch das kleine Heiligenbild-Medaillon legen lassen, welches ich für sie mitgebracht, und war nachher sehr überrascht, als ich mittags bei der Cour dies Bild an ihrem Halse als einzigen Schmuck erblickte. Das Bewußtsein, mich unter lauter Deutschen zu befinden, war mir in den ersten Wochen unbeschreiblich süß, und auch jetzt noch wandelt mich ein Behagen an, wenn ich daran denke. Die ersten acht Tage schwelgte ich hier herum, bin aber nun längst wieder in meinem gewohnten Gleise. Die Herzogin hat ein Bild bei mir bestellt, wodurch sie zu Weihnachten die Bernstorff überraschen will: die Auferweckung von Jairi Töchterlein. Außerdem habe ich noch ein Porträt zu kopieren für die Blechhütte. Das ist doch immer wieder ein Anfang. Das Malen macht mir jetzt große Freude, da ich einen ganz hübschen Fortschritt, namentlich in Führung des Pinsels und genauerem Verständnis der Formen bemerke. Meine Diners bei Hofe, meine Lesestunden bei der Herzogin, alles ist wieder im alten Gange.

Was gegenwärtig in Deutschland die Gemüter besonders bewegt, sind die Holstein-Schleswigschen Angelegenheiten[1]. Würde jetzt ein Kreuzzug nach Holstein gepredigt, so würden ein-, zweimalhunderttausend bewaffnete Männer aus der Erde wachsen. Das schöne Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ist jetzt deutsches Nationallied, man hört es überall singen und spielen.

[1] Christian VIII. (gest. 1848) hatte in seinem Offenen Brief vom 8. Juli 1846 angesichts des nicht fernen Aussterbens des Oldenburgischen Mannesstammes erklärt, daß seine Nachfolger auf dem dänischen Throne auch zur Herrschaft in Schleswig berechtigt seien, und dadurch das historische Recht der Elbherzogtümer mißachtet, welche 1460 dem König Christian I. nur unter der Bedingung als ihrem Herzog gehuldigt hatten, daß sie „up ewig ungedeelt" beisammen bleiben sollten.

Das Kügelgen-Haus in Ballenstedt.

„Ich für meine Person bin schon heute hier eingezogen mit allem, was ich zu meiner Arbeit brauche. Es ist hier über die Maßen traulich. Ein wahres Glück ist es, daß Du jetzt nicht hier bist, denn Du wärest wie verzaubert und nicht wieder weg zu kriegen.“ 11. April 1843.

Frau Julie.

Ölgemälde von Wilhelm v. Kügelgen.

Neulich auf dem Hofball am Geburtstage der Herzogin war eine Pause eingetreten, Erfrischungen wurden herumgereicht. Da schlug Ida Salmuth, die mit anderen jungen Mädchen zusammensaß, mit ihrem Fächer, ohne sich etwas dabei zu denken, den Takt jenes Liedes auf ihrem Schoß. Eine Nachbarin erkannte das Lied und fing ganz leise die Melodie zu singen an, eine zweite sekundierte ebenso leise, auf einmal fielen hier und dort ein paar Stimmen mit etwas mehr Kühnheit ein, und nun war kein Haltens mehr, das Lied brauste durch alle Säle mit seiner feierlichen ernsten Weise, die Capelle fiel ein, die Herzogin, Alle sangen mit. Ich hatte eine solche Freude an diesem Vorfall, daß mir das Herz jauchzte. Denke Dir, wie es einem ist, der ein halbes Jahr lang mit seinen vaterländischen Interessen ganz unverstanden unter einem fremden Volke gelebt hat, nun plötzlich die Heimat wieder zu haben, und eine Heimat, die sich ihrer Freude über sich selbst so deutlich bewußt ist ...

Es ist schlimm! Ich war so froh, heute einmal einen ruhigen Abend zum Schreiben zu haben (da alle anderen ausgegangen sind), und nun führt mir mein böses Geschick den Schweinitz her, den ich von Herzen hinwünsche, wo der Pfeffer wächst. Da sitzt nun das Untier hinter mir und ahnt nicht, daß ich von ihm schreibe, denkt, ich habe wichtige Geschäfte, und ist so still wie ein Mäuschen. Gleich werde ich mich mit höchster Falschheit umdrehen und sagen: „Nun, mein bester Schweinitz, willkommen und sagen Sie her, was Sie Neues wissen." —

Was Du mir über die Dorpater Theologen und ihren Prägstock, den Professor Philippi[1] schreibst, tröstet mich wenig. Es gibt keinen größeren Unsinn, als auf die reine Lehre ein so übermäßiges Gewicht zu legen. An dieser Krankheit starb die alte lutherische Kirche. Diese lutherische Orthodoxie ist in meinen Augen ein schreckliches kaltes Ungeheuer. Damit ist Krummacher und die Herrenhuter und alle individuelle Religiosität nicht allein abgestreift, sondern angefeindet; das lutherische Glaubenssymbol ist der angebetete Götze. An die Stelle des einfachen, systemlosen, fröhlichen und liebenden Christentums tritt diese kalte, hassende, traurige Orthodoxie, die den Unglauben wieder herbeiführt als natürliche Reaktion. Ich bin ähnlich gelaufen, mein Prägstock war Roller, und da nun einmal Alles nach dem Wort gerichtet werden sollte, so sah ich mir das Wort sehr genau an und ging ganz ab.

Sehr viel hatte ich von der Landessynode in Berlin erwartet, ich jubelte darüber und hoffte, sie würde vor allen Dingen nach Bunsenschen Grundsätzen die Verfassung ändern. Denn die Gelehrten bessern die Kirche nicht, aber gute Formen könnten ihr nützlich sein. Die Gelehrten bewirken, daß die Mehrzahl der jungen Theologen, die jetzt die Hochschulen verlassen, eine quasi gläubige Färbung haben, aber diese jungen Theologen selbst bewirken hernach nichts. Eine richtige Gemeindeverfassung aber würde zu gleicher Zeit diesen jungen Arbeitern ein Feld der

[1] Friedr. Adolf Philippi (1809—82), 1841—51 Professor der Theologie in Dorpat, dann in Rostock, schärfster Vertreter des luth. Dogmatismus.

Wirksamkeit eröffnen und sie selbst weiter ausbilden und erziehen. Statt nun aber gleich zuerst das Hauptbedürfnis zu erkennen und neue Schläuche zu bereiten für den neuen Wein, besserte man furchtsam und fruchtlos an den alten herum.

Wir schwelgen jetzt in den Gaben des Herbstes. Der Geschmack unserer Kartoffeln erinnert an Walnüsse, an Kastanien und Eidotter. Sehr reich war die Weinernte, der Bernburger weiße Gutedel war diesmal von Farbe rotbraun und süß wie Zucker, von unglaublichem Wohlgeschmack; die Bernstorff schenkte uns einen Scheffel solcher Trauben. Ebenso waren die Birnen süßer als Honig, gewürzreich, milde und weich, daß sie im Munde schwanden. Wärest Du doch diesen Herbst hier gewesen!

*

Ballenstädt, am 13. Dec. 1846. Gestern erhielt ich Deinen Brief mit den traurigen Nachrichten über Lilla. Das ist ja entsetzlich — und Du schreibst davon mit eben der Tinte wie alles andere! Ich habe immer Elmine vor Augen auf niederer Bank am Bette hockend und darin das geliebte todkranke Kind, und Dich mit der Sorge im Herzen unstet umhergetrieben. O daß doch bald Nachricht käme, ob wir mit Lachen und Frohlocken danken dürfen oder ob wir es mit Tränen tun müssen!

Auch hier schweben wir in ernstlicher Sorge. Unsere Herzogin ist an einem heftigen Nervenfieber schwer erkrankt und wird nur von dem Bernburger Homöopathen Dr. Würzler behandelt, zu dem sie selbst und die Bernstorff ein blindes Vertrauen haben. Wenn die Herzogin stürbe, das wäre ein schweres Unglück für das ganze Land, ganz abgesehen von mir persönlich, der ich sie liebe und mit ihr nicht nur meine Landesfürstin, an der alle Annehmlichkeiten meiner Stellung hängen, sondern auch ein befreundetes Herz verlieren würde.

22. Dec. 1846. Noch keine Nachricht von Dir! Das ist ein gutes Zeichen, denke ich mir, denn alle schlimme Post geht rasch — so wollen wir denn hoffen. Bei uns geht es schlecht, der Zustand der Herzogin ist bedenklich. Man ist außer sich, daß ein so teures Leben Würzler allein anvertraut ist. Nun ist heute vom Conferenzrat ein Befehl gekommen, augenblicklich noch den Dr. Rummel aus Magdeburg kommen zu lassen. Wir sind deshalb alle in großer Unruhe und Erwartung; die arme Bernstorff ist mehr tot als lebendig.

24. Dec. früh. Gute Post vom Schloß. Die Herzogin ist viel besser. Gerade als Rummel hier eintraf, hatte das bedenkliche Symptom aufgehört. Nun werden wir hier ein frohes Weihnachtsfest haben. O möchte doch auch von Finn gute Nachricht kommen! Was das hier für eine dunkle Zeit war, während uns die Herzogin so ängstigte, kannst Du Dir kaum denken. Das ganze Land war in Aufregung. Würzler wäre, wenn sie starb, ein gelieferter Mann gewesen[1].

2. Januar 1847. Gott sei gelobt und gepriesen, daß es ihm gefallen

[1] Dr. Victor Würzler, Hofmedikus, 1847 Medizinalrat.

hat, unser geliebtes Lillakind zu erhalten. Ich springe herzu als Oncle Wohlgemuth und reiße das liebe Kind in meine Arme, lege es auf die Erde und springe darüber weg wie Asmus über seinen Neugebornen, denn es ist auch mir neugeboren. — Du liebes Kind, wie oft bin ich in dieser Zeit im Geiste an Dein Lager getreten und habe Dir die kranke Stirn gestreichelt. Ich male gerade an einem Bilde, das stellt vor, wie unser Herr Christus ans Bett von Jairi Töchterlein tritt. Er nimmt sie bei der Hand, um sie aufzurichten, die andere Hand legt er segnend auf ihr Haupt; durch seine Hilfe ist sie schon etwas aufgerichtet und schlägt die Augen wie im Traume halb auf. Gleich wird sie ihn sehen und in ihm das Erbarmen Gottes, das ihr hilft. Bei dieser Arbeit dachte ich viel Deiner, liebe Lilla. Auch Dich hat der liebe Gott wieder erweckt zum Erdenleben, und Du blickst nun ins Auge von Vater und Mutter, in denen sich für Dich das Herz Gottes spiegelt. Wie wohl wird es Dir nun sein, Du armes Kindchen, nachdem Du so schrecklich gelitten hast und hast so große Schmerzen ausstehen müssen und stöhnen und klagen unter der Gewalt der Krankheit! Nun ist Dir die ganze Welt von neuem geschenkt, und der Tag, da Du das Bett verlässest, wird ein rechter Geburtstag werden. Dein Bild konnte ich gar nicht ansehen in jener Angstzeit, weil es mich traurig machte. Heute aber haben wir die Mappe aufgemacht, das Bild ward hervorgezogen, und wir alle, Tante Julchen und die Vettern und Cousinen haben es mit Freude und Rührung betrachtet, und wir danken es Gott, daß wir Dich noch haben und können Dich frisch und fröhlich grüßen lassen.

Und Du, meine liebe Sally, Du bist gar ins Wasser gefallen! Dein Vater war so erfreut über dies kalte Bad, weil er das Vergnügen hatte, Dich gerettet zu sehen. So machen gute Kinder ihren Eltern immer Freude. Begreifen kann ich's freilich nicht, wie man ohne alle Ursache in Eislöcher fallen kann, weil doch alle Dinge eine Ursache haben. Wahrscheinlich hat ein Nix des Teiches Verlangen nach Dir gehabt, hat Dich unsichtbar erwischt und hinabgezerrt. Dank sei dem flinken Esten, der ihm dies Kind mißgönnte! Ich bin auch als Kind ins Wasser gefallen und war dem Ertrinken nahe, ich freue mich, daß wir dies nun miteinander gemein haben. —

Du hast, lieber Bruder, als wir beisammen waren, an mir allerlei vermißt. Ja, auch ich vermißte, aber wer so viele Wünsche hat begraben müssen wie ich, der scharrt auch den ein, sich einmal vertraulich auszusprechen. Woher kommt es nur, daß unsere Mäuler nicht recht gegeneinander aufgehen, wenn wir zusammen sind? Wir haben doch gelegentlich beim brieflichen Verkehr den Schlüssel zu unseren Herzen, und in Person sind wir wie die Klötze gegeneinander. Ich hatte Dir so viel zu sagen und kam nach Finn recht mit dem Bedürfnis, zu Dir zu reden; vorzüglich hoffte ich auf das ungestörte Beisammensein bei Gelegenheit der Revalschen Reise. Da schienst Du mir aber so verdrießlich, daß ich nichts sagen mochte, Du sagtest auch nichts, und so reisten wir zusammen wie verschlossene Koffer. Deine brüderliche Liebe freilich fühlte ich immer

warm und kräftig durch. Außer dem, daß ich diesem einen Wunsche entsagen mußte, war ich bei Dir so glücklich, daß jene sonnige Zeit des Beisammenseins mir immer noch wie ein goldener Traum in der Seele liegt. Das Bild Deiner Häuslichkeit mit allem Drum und dran ist mir zum Lieblingsbilde geworden, an dem ich oft meine Augen ausruhe und erquicke. Ich weiß nun, wo der Ofen steht, wo Ihr mittags sitzt und am Abend, wenn gelesen wird, ich kenne die Tür, durch welche Dir stets unwillkommener Besuch eintritt, usw.

9. Jan. 1847. Soeben läuft durch Jette Grabner (vulgo Cramer), mit welcher meine Frau korrespondiert, die Nachricht ein, daß — nun rate, was geschehen ist —, daß ein gewisser Greis, ein alter Siebziger mit grauen Haaren, ein alter Felsen, über dessen Scheitel manche Traufe gelaufen ist, daß, sage ich — Roller geheiratet hat[1]! Jette schreibt: „Die junge Frau Pastorin, sehr hübsch und sehr reich, ist die Schwester der Frau des jetzigen Besitzers von Hermsdorf, und der Herr Pastor sollen sehr glücklich sein." Ich habe mich wirklich gefreut, daß der Alte, der von Jugend an aufs Heiraten ausging, nun endlich ins Ziel geschossen hat, obgleich ich eine kleine Furcht nicht leugnen kann, daß in Bälde eine böse Laune dies ganze Glück in die Luft sprengen könnte.

Die Herzogin, die immer noch sehr schwach ist, schickte uns zu Weihnachten von ihrem Bette aus Geschenke zu: Julchen ein goldenes Armband mit Türkisen, mir eine Zündmaschine, die ich ebensowenig brauchen kann als alles übrige, was man mir schenkte. Die Bernstorff schenkte mir wunderschön eingebunden Arndts „Morgenstunden", ein Sabbelsurium, was ich durchaus nicht lesen mag, und eine schwarze Sammetweste, die ich nicht tragen kann, weil sie unterwegs vom Schloß bis in unser Haus verlorengegangen ist, außerdem drei Pfund türkischen Tabak, um Zigarren daraus zu machen, aber der Tabak ist nicht echt, und es geht nicht damit. Alle anderen sind gehorsam gewesen und haben mir nichts geschenkt.

Deinen Immermann wirst Du nun wohl beendigt haben. Ich habe nichts von ihm gelesen als den Münchhausen, der mich anzog und durch die vielen Verzerrungen ebenso wieder abstieß. Unbedingt das Beste darin und unmittelbar aus der Natur geschöpft sind die Schilderungen des westfälischen Bauernlebens. Immermann war ein entsetzlich zerrissener Mensch. Er lebte anfänglich in Münster und verliebte sich da in die Frau des berühmten Generals Lützow, in dessen Hause er täglich war. Dieses unglückliche Verhältnis hat viel zu seiner inneren Zerstörung beigetragen. Durch mein Gesicht wurden seine Freunde in Münster oft an ihn erinnert.

Wir haben jetzt zusammen Monte-Cristo von Dumas gelesen, eigentlich ein recht elendes Buch, das aber seinen Zweck für mich erfüllt hat, mich zu unterhalten. Ich hatte das Bild der sel. Frau v. Hoym für die Herzogin in Sepia auszuführen, eine Arbeit, an der ich, weil ich am Tage in Öl malte, oft abends bis 11 Uhr saß. Das hätte ich ohne Lektüre gar

[1] Roller heiratete im Alter von 69 Jahren Klara v. Paschwitz, die Schwägerin des Rittergutsbesitzers Schmidel.

nicht ausgehalten, und meine Frau las mir daher rüstig vor, die ganzen langen Abende; manchmal schlief sie dabei so, daß ich ihr hernach den Zusammenhang erzählen mußte. Solche Bücher bereichern die Literatur nicht. Monte-Cristo ist ein wahres Monstrum, ein unnatürliches Phantasiegebilde, für das man sich aber unwillkürlich interessieren muß wegen der elenden Flauheit oder Verderbtheit aller Andern, die ihn umgeben, und doch ist er der größte Verbrecher in der ganzen Gesellschaft. In das Herz der Franzosen, für die dieser Roman berechnet ist, blickt man tief hinein, und darin liegt vielleicht der Wert des Buches für uns.

Heute hat mir die Herzogin das Leben Schillers von Carl Hoffmeister geschickt. Ich hatte sie fragen lassen, ob sie wohl glaube, daß ich „die sieben Todsünden" von E. Sue vorlesen dürfte; darauf ließ sie mir sagen: sie glaube nicht, daß mir diese Lektüre gut wäre, sie wisse noch nicht einmal, ob sie selbst es lesen würde; sie schicke mir hier aber eine gesunde Lektüre, an der ich unendliche Freude haben würde. Nun bin ich ganz unglücklich, denn abgesehen davon, daß ich Schiller nicht recht leiden mag, habe ich schon seine Biographie von der Wolzogen gelesen.

15. Jan. 1847. Denke Dir, ich habe eben unsere liebe Herzogin zum ersten Male wiedergesehen. Eigentlich zeigt sie sich noch gar nicht, weil sie noch sehr elend ist und jedes Wiedersehen sie so angreift, daß sie hernach dafür büßen muß. Nun war ich heute abend mit Julchen bei der Bernstorff, als die Herzogin herüberschickte und mich zu sich verlangte. Der Eintritt in die herzoglichen Zimmer (wo Du und ich früher als Kinder gespielt) war mir diesmal recht rührend. Im allerletzten Kabinet saß das kleine Ding auf ihrem Kanapee und häkelte, und zwar, wie ich wußte, etwas für mich. Sie hatte es mir schon früher sagen lassen, sie arbeite jetzt etwas für mich, würde mir aber noch nicht entdecken, was. Als ich eintrat, kam sie mir entgegen und reichte mir ihr kleines abgemagertes Händchen, das ich mit wahrem Herzensvergnügen küßte. Sie sah allerliebst aus, ganz sublimiert, mit klaren, hellen, reinen Augen, aus denen alles Fürstliche und Hohe weggeschwitzt und vielleicht weggebetet war. Ich blieb ungefähr eine halbe Stunde, da sah ich, wie ihre Wangen sich dunkelrot färbten, und machte, daß ich fortkam, nahm aber das Versprechen mit, daß sie mich nächstens wolle rufen lassen, um ihr abends vorzulesen.

Die Biographie von Schiller ist doch viel besser, als ich erwarten konnte. Es ist die erste gute Charakterschilderung, die ich von Schiller lese, sehr männlich gezeichnet, mit Licht und Schatten, und dabei eine genaue genetische Geschichte seiner Werke. Schillers Charakter ist mir nicht sympathisch, er ist ähnlich dem des Goetheschen Tasso. Schiller erscheint mir unecht in seinen Gefühlen, ein Enthusiast und dabei ein Verstandesmensch. Wie anders ist Shakespeare, der ein viel tieferer Denker ist und doch kein Verstandesmensch! Er sucht und macht die Gedanken nicht, sondern sie springen von selbst aus der Tiefe seines Inneren heraus; mit Goethe ist es auch so. Gewiß ist Schiller ein großer Dichter und Heros in seiner Art, nur daß ich's ihm nicht sonderlich danke.

26. Jan. 1847. In den nächsten Tagen werden uns die Herrschaften verlassen und nach Bernburg gehen. Zwar ist die Herzogin noch schwach, aber der kleine Dr. Würzler behauptet, sie werde die Reise überleben. Ich habe sie in der letzten Zeit recht genossen, indem ich ihr fünf Abende hintereinander vorlesen durfte. So konnte ich diese Abende ganz in Ruhe und ohne um die Unterhaltung bekümmert zu sein, mit ihr verleben. In ihrem rein sanguinischen Wesen war mir sonst viel Unverständliches, Fremdes, ja durch ihre übergroße Lebendigkeit hatte sie häufig verstimmend auf mich gewirkt. Jetzt aber bin ich ihr dankbar wegen ihres hübschen Benehmens gegen Julchen während meiner Abwesenheit, finde sie auch durch die Krankheit und manche innere ernste Erfahrung calmiert, rein liebenswürdig. Sie ist gut, weich und heiter wie ein Kind und dankbar für die kleinsten Dienste, die ihr geleistet werden.

Gestern lag sie im Schatten ihres Lichtschirmes ganz freundlich auf ihrem Divan. Ich hatte ihrem kleinen Hündchen ein großes Knaul, mit dem es sich auf der Diele herumzerrte, abgejagt und dieses, weil sonst kein Platz in dem übermäßig besetzten Kabinet war, auf die zugedeckten Füße der Herzogin gelegt. Der Hund legt sich nun dazu, die Nase dicht am Knaul und mit seinen klaren Augen keinen Blick von mir wendend. Wenn er mich nun im Lesen vertieft und sich unbeachtet glaubte, schnappte er triumphierend nach dem Knaul und stellte sich dann, sogleich seine Beute fallen lassend, schlafend, sobald ich ihn ansah; dann hielt ich ihm eine Strafpredigt oder gab ihm ein paar Duseln, was er geduldig hinnahm, um das Spiel dann von neuem zu beginnen. Auf diesen Wechselverkehr zwischen mir und Winni achtete die Herzogin mit stillem, jovialem Übermut, und wenn ich die Unart nicht rasch genug bemerkte, so markierte sie es mir selbst durch ein Zeichen, ohne jedoch die Aufmerksamkeit auf das Gelesene hintenanzusetzen, indem sie mich, oft herzlich lachend, über romanhaft gewählte Ausdrücke mit launigen Bemerkungen unterbrach. Die Bernstorff mit ihrem Zietengesicht saß als Duenna und Ehrenwache an der anderen Seite des Tisches und strickte ernsthaft eine schauderhaft dicke wollene Socke.

II.

Aus den Revolutionsjahren 1847/48.

Ballenstädt, am 19. Febr. 1847.

Mein lieber alter Junge!

Parturiunt montes etc. Die langerwartete Konstitution in Preußen ist erschienen und liegt vor mir, datiert vom 3. Februar[1]. Dieses neue Geschenk wird als unbefriedigend nicht sonderlich vom Volke begrüßt werden. Es ist zu fürchten, daß die Unruhe und Unzufriedenheit der Zeit

[1] Das Patent vom 3. Februar 1847 berief die Mitglieder der acht Provinzialstände

durch machtlose beratende Stände gesteigert wird, und daß dann später aus solcher Steigerung eine Freiheit sich entwickelt, von der es die Frage ist, ob sie die parlamentarischen Schranken einhalten werde. Wie wenig der König bei seinen guten und glänzenden Eigenschaften geliebt wird, ist wahrhaft betrübend. Viele suchen den Grund in einer gewissen Unordnung, die in den Geschäften eingerissen sein soll, und als deren Ursache geradezu das sanguinische Temperament des Königs angegeben wird, das ihn verleite, zu viel auf einmal anzufangen und dadurch zu verwirren. Sehr schlimm ist es, daß jetzt bei uns ein Proletarierstand sich bildet, der von furchtbarer Bedeutung werden und von unruhigen Köpfen leicht zum Äußersten hingerissen werden kann. Mir ist's manchmal, als stünde die ganze Nation an einem schaudervollen Abgrunde. Am Ende wird es Gott leiten, wie er will; aber schrecklich ist es, wenn eine ganze Gesellschaft wachend und mit offenen Augen an einer jähen Klippe hinfährt und der Kutscher scheint zu schlafen.

23. Febr. 1847. Dein Brief hat mir nun schon seit zwei Tagen ein freundliches Licht in die Seele gegossen. Da will ich meinen angefangenen gleich fortführen, um unsere Korrespondenz wieder in ein taktmäßiges Ein- und Ausatmen zu bringen. Daß Du die Nachricht von der Zusammenberufung der Allgemeinen Stände schon hattest, ist mir unbegreiflich. Man glaubt auch hier, daß, wenn der König die Stände hört, die Stände aber sich als Organ der öffentlichen Meinung bewähren, Deutschland den Kalamitäten entgehen könne, durch die es jetzt bedroht wird. Es ist unglaublich, welchen Wirrwarr in Deutschland falsche und mächtig gewordene Theorien anrichten können, in Deutschland, wo ein Lot Theorie mehr gilt als ein Pfund Erfahrung, während bei allen Nachbarvölkern das umgekehrte Verhältnis stattfindet, namentlich in England. Wir sind so unendlich gelehrt und philosophisch, daß wir vor lauter Kenntnis kein Ding mehr kennen. In Berlin soll man die gemachten Fehler jetzt einsehen und deshalb die Beratung der Stände wünschen. Ach, wenn es doch wahr wäre! Wahrhaft schauerlich ist das tiefe Schweigen, mit welchem das Volk die neue Verfassung hingenommen hat, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Es erinnert an die Stille der Luft vor Gewittern. Seit 1830 sind politische Fehler gemacht worden, Fehler, die z. B. in England gar nicht vorkommen können, weil die öffentliche Stimme, die bei germanischen gebildeten Völkern, was ihr materielles Wohl anbelangt, eine richtige ist, dort eine wirkliche Macht ist. Talleyrand hat einmal das sehr wahre Wort gesprochen: die öffentliche Stimme sei viel klüger als alle Minister in der ganzen Welt. —

Du schreibst über das Wesen der Liebe. Jawohl, sie ist ein echtes Mysterium wie der Wind und der Glaube, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, aber ihr Brausen höret man wohl. Da jeder etwas

zum „Vereinigten Landtag" nach Berlin und verlieh diesen „Reichsständen" das Recht der Steuerbewilligung, gewährte aber nicht die Periodizität, d. h. das regelmäßige Zusammentreten des Landtages, sondern nur seine Einberufung nach Bedarf.

anderes liebt, und der eine gerade das, was der andere haßt, so mag sich allerdings schwer etwas Allgemeines darüber sagen lassen. Der Hund liebt den, der Macht über ihn hat, besonders wenn er ihn prügelt, und der Elefant liebt eine höfliche, anständige Behandlung. Der Starke liebt den Schwachen und umgekehrt. Zwei gleiche Potenzen lieben sich nie, sondern sie suchen einander zu vertilgen, wie die homöopathischen Arzneimittel die Krankheit. Das Genie sucht keineswegs das Genie, sondern fühlt sich wohl bei einem still ordnenden Verstande. Der Witzige liebt den Lacher und umgekehrt.

Hauptsächlich lieben sich Männlein und Fräulein. Wenn aber Bulwer sagt: der Mann liebe im Weibe das Geschlecht, das Weib im Manne das Individuum, so weiß ich nicht, welchen Gedanken er mit diesem Ausdruck verfehlt haben mag. Bin ich verliebt, so liebe ich das Geschlecht nur im einzelnen Individuum, und alle übrigen sind mir gerade des Geschlechts halber zuwider. Liebe ich in einer Frau bloß das Individuum, so nenne ich sie Freundin und vergesse das Geschlecht, und ebenso machen es die Weiber auch. Sie verlieben sich in den geistreichen Mann, weil er ein Mann und weil er geistreich ist; so in den Helden, so in den Guten usw. Wer bloß das Geschlecht liebt, ist krank und in einem ganz unnatürlichen Zustande. Das Natürliche ist, daß uns der Reiz des Geschlechtes erst durch den subjektiven persönlichen Reiz, den das Individuum für uns hat, aufgedeckt wird. Wo das geschieht, treten wir mehr oder weniger in jenen Zustand wahnsinniger Verzauberung, den man Liebe nennt. Wie ein Mann ein Weib lieben kann, ohne in sie verliebt zu sein, ist mir schwer begreiflich.

Aber auf diesem Gebiet ist überhaupt vieles nicht zu begreifen. So begreift ein Weib nach Jean Paul niemals, wie ein Mann, den sie hochschätzt, sich verlieben könne, wenn's nicht in sie ist. Sie wird in diesem Falle irre an ihm: „das hätte sie nicht gedacht von einem so herrlichen Mann." Auch das ist unbegreiflich, daß die bis über die Ohren verliebte Welt nie die Liebe tolerieren lernt, und daß ein jeder diesen Wahnsinn, den er doch selbst hat, stets am Anderen verlacht und verdammt, ja nicht müde wird, sich daran zu ärgern und zu verwundern. In diesem Stücke wird die schändlichste und offenbarste Heuchelei getrieben, die nie ein Ende nimmt, obgleich sich niemand durch sie täuschen läßt.

Anderseits: indem jeder nach der Liebe strebt als nach einer Glückseligkeit, schwebt doch jedem das Ideal eines Zustandes vor, in dem weder Freien noch Sich-freien-lassen mehr statthaben wird. Menschen, die Gott besonders begnadigt, können diese selige Neutralität schon hier genießen, wenigstens zeitweilig, nicht als Frucht der Abstumpfung, sondern als Frucht der höchsten Liebe, die in das Herz eingezogen ist und die sich nicht mehr auf die Kreatur bezieht. In dieser Liebe ist alle andere Liebe überwunden, ohne verlorengegangen zu sein. Die gemeinste Liebe ist die geschlechtliche, die viel seltenere und höhere ist die Freundschaft, die allerseltenste und die einzig wirklich beglückende ist die Liebe zu Gott. Könnte

man lieben, was man wollte, so würden am Ende alle Menschen Gott lieben; aber dieses Pferd lenkt sich nicht, wohin man es reiten will.

Couvert. Ich habe in meinem Zimmer eine uralte Schmeißfliege, die ich mit Zuckerwasser füttere. Sie ist ein Greis und kriecht nur wenige Schritte des Tages. Wenn es sehr warm wird, schnurrt sie ein wenig umher. Manchmal liegt sie stundenlang auf dem Rücken und wird für tot gehalten.

*

Ballenstädt, am 23. März 1847. Gestern haben meine Söhne in der Rektorschule ein gutes Examen gemacht, Gerhard sein letztes in Ballenstädt. Er soll nun nach Bernburg. In der vorigen Woche war ich dort, um für ihn ein Unterkommen zu suchen. Er hatte mich gebeten, ihn unterzubringen, wo ich wolle, nur nicht bei einem Fleischer oder bei einem Pastor. Und doch waren dies die beiden einzigen Gelegenheiten, die sich fanden. Ich ging zum Pastor und blieb, ehe ich mit meinem Antrage herausrückte, beinahe zwei Stunden. Etwas beschränkt schien mir freilich der Herr Pastor zu sein, aber sonst gefiel er mir, besonders des einfachen christlichen Glaubens wegen, den er bekannte, und ich schloß in Gottes Namen meinen Handel ab, freilich etwas teuer: 100 Thaler in Gold ohne Bett und Wäsche. Ich denke, Gerhard wird da gut aufgehoben sein, wenn auch beschränkte Leute leicht pedantisch sind und Pedanten leicht zu viel erziehen wollen. Gerhard war anfänglich erschrocken, daß er nun doch gepastort werden würde, tröstete sich aber bald, und daß er wenigstens nicht beim Fleischer wohnen würde, erquickte ihn wieder.

Auf dem Schlosse in Bernburg fand ich, als ich am Morgen nach meiner Ankunft die Bernstorff besuchen wollte, große Betrübnis. Ein paar Augenblicke vorher hatte eine Estafette von Königsbrück die Nachricht gebracht, daß Louise Lasperg[1] gestorben sei. Diese Louise war ein ganz allerliebstes Mädchen von Tilles und Annas Alter und mit beiden, aber ganz besonders mit Tille aufs innigste befreundet. Ich ging zum Tillenkinde hinauf, die ich sehr in Tränen fand, aber aufleuchtend bei meinem Erscheinen. Fast zugleich mit mir trat auch die liebe Herzogin herein, die in ihrem ersten Schmerz um die verlorene Schwestertochter nicht Besseres zu tun wußte, als sich zu diesem guten Kinde zu flüchten, um mit ihr zu weinen und sich an ihrem Mitgefühl zu trösten.

Ich nahm dann Tille mit mir, den Schloßberg hinunter, auf dem Kahn über die Saale weg ins Krumbholz, wo wir uns auf sonniger Bank am Wasser niederließen. Vor uns strömte mit gewaltigem Brausen das Wehr, und gegenüber auf seinem Felsen lag das alte zauberhafte Schloß mit seinen Giebeln, Zinnen und hohen Türmen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, die Vögel sangen wohlgemut, und unsere Gespräche handelten von einem ewigen Morgen, einem trauten Vaterhause, das

[1] Tochter der mit dem Oberst Frhr. v. Lasperg (gest. 1843) vermählten Prinzeß Marie, die seit 1846 mit dem Grafen Peter Alfred v. Hohenthal auf Königsbrück wieder vermählt war.

uns allen dereinst seine Pforten öffnen wird, die wir uns dahin sehnen. Tilles Angesicht war wie das eines Engels. Ihr lieblicher Ausdruck verleugnete sich auch nicht in diesem herbsten Schmerze, den sie in ihrem Leben empfunden. In diesem jungen Mädchen, das weder schön noch geistreich ist, lebt etwas, was ich nicht nennen kann, das aber einen Zauber übt, den alle Menschen fühlen. Es erinnert nichts an ihr an diese Erde, vieles aber an das, was man im Himmel erwartet. Woher ein solcher Ausdruck kommt, ist mir durchaus verborgen. Manche mögen viel fehlerfreier sein und haben ihn nicht. Fast möchte ich glauben, ein geistreicher Mensch könne ihn gar nicht haben. Es ist der Ausdruck einer Güte, die von sich selbst gar keine Ahnung hat; aber das reicht nicht aus, und jeder individuelle Reiz ist am Ende nur einmal da, nie vorher gewesen und wird nicht wieder sein. Selbst bei einer und derselben Person wird er sich vielleicht wandeln in wenigen Jahren. Der Reiz eines Schneeglöckchens ist ein anderer als der einer Rose, aber in seiner höchsten Individualität ist jedes von beiden, wenn es eben aufblüht. Alles Offenbarwerden des Göttlichen in der Natur, welches nur momentan geschieht, hat gar keinen Namen, und nichts läßt sich bezeichnen, was das Herz in Anspruch nimmt. Kommt der Verstand darüber, so ist's nichts, es sind Illusionen, und doch übt es die größte Macht.

Am anderen Morgen überraschte mich Tille bei meinem Kaffee. Ich ließ ihr einen Butterzopf bringen, und wir frühstückten miteinander. Unsere Unterredung war von Königsbrück. Dahin ruft sie das dringende Verlangen des Grafen und der Gräfin Hohenthal wie auch ihr eigenes Herz. Jetzt ist sie schon dort mit ihrer Mutter, die sie selbst hinbrachte. Möge Gott sie bewahren vor allem Übel! — Mittags speiste ich beim Herzog. Neulich hat ihm Salmuth, der bisweilen kluge Dinge spricht, erzählt, ich wolle nach Amerika auswandern, worauf er sehr erzürnt erwidert hat: Das wäre ganz unmöglich, denn so wie die Posaunen in die Kirche, so gehöre ich nach Ballenstädt.

Anna hat ihr Konfirmationsexamen vor der Gemeinde vortrefflich bestanden; am 28. wird sie nun konfirmiert. Am Nachmittage des Examens mußte sie nach hiesiger Sitte alle ihre Mitkonfirmandinnen bei uns bewirten. Ich ging, um der großen Schar auszuweichen, mit den Jungens und dem Ziegenbock Hippel auf die Gegensteine. Das zottige Ungeheuer lief neben uns her ganz wie ein Hund. Wir spielten dort verschiedene Spiele, die der Hippel alle mitmachte, und Benno, der mit ihm anbinden wollte, wurde verschiedene Male in den Sand gestreckt. Die Natur war unendlich schön, und über die prächtigen blauen Berge erhob sich der Brocken im Sonnenglanz wie ein weißer Zuckerhut.

Von Roller erhielt ich, begleitet von Annas Taufzeugnis, als Antwort auf alle meine Fragen nach seiner Frau folgenden Brief:

O Lieber! Antworten kann ich Dir nicht. Dem Kinde Heil und Frieden! Als es nach der Taufe sein Seelchen ausröcheln wollte, sagte ich zu Dir: „Dein Kind stirbt." — „Nein!" sagtest Du. „Nach einem Zeichen, das ich

habe und das „mich nicht täuscht, bleibt es leben".[1] Gott walte allerwege über Dir mit solchen Zeichen!

Seit Jahr und Tag bin ich sehr krank und schmerzhaft. Eine Art Steinschmerzen, mein Arzt Dr. Thierfelder in Meißen. Meine Schwestern grüßen, Christiane grüßt, die Frau ist in der Kirche, Wochenpredigt, ich meist im Bette, kann bloß die Konfirmanden unterrichten, vom Amte getrennt. Anna soll sich das Zeugnis aufheben. Lebe wohl, Lieber, wie drücke ich Euch an mein Herz. Wundre Dich nicht, wenn kein Brief mehr kommt, aber tröste meine Schwestern.

Lausa bei Dresden, am 11. März 1847. Dein D. R.

Deo Gratias!

Ich kann nicht sagen, wie mich dieser Brief bewegte. Er ist mit zitternder Hand, schief und krumm, kaum leserlich geschrieben. Daß er von seiner Frau gar nichts schreibt, als daß sie in der Kirche sei, ist mir bedenklich. Unser armer alter Roller!

28. März 1847. Das war eine Ernte! Auf einmal, in einem Augenblick ein Brief von Dir, von Bertha, von Julius, von Adelheid, von der Bernstorff, von Tille und von der Valentiner. Ich habe nur Deinen erst gelesen, der mir noch mit eingedrückten Schneedächern, sammetnen Bedienten, Bauchweh, Goethe und Schiller den Kopf durchschwirrt. Deine Räsonnements über Gelesenes mag ich besonders gern, weil mir Deine Gedanken stets klar und eigentlich auch die meinigen sind, abgerechnet die religiöse Differenz, die aber doch keine diagonale Entgegensetzung ist, sondern, wenn ich mich trivial ausdrücken soll: Du hast nur mehr Butter auf dem Brot, und ich — äße auch gern fetter.

Was Du über Goethe sagst, ist mir alles aus dem Herzen geschrieben. Ja, wohl hat er manches gesagt, dessen Bedeutung er, wenigstens im Augenblick des Erfindens, schwerlich ahnte. Er unterscheidet sich eben dadurch von Schiller, daß seine Ideen ohne sein Zutun aus ihm heraus geboren werden, so daß er sie wohl selbst manchmal ganz verwundert angestarrt haben mag, während Schiller mehr selbstbewußt macht und drechselt, d. h. schon Vorhandenes formt und komponiert. Goethe reflektiert gar nicht über seine künstlerische Tätigkeit, Schiller aber immer. Schiller hat mehr Gesinnung, mehr Haß und Liebe, weshalb er auch bei den Frauen besser angeschrieben ist, die aufs Herz sehen, für originelles selbständiges Schaffen aber wenig Sinn haben. Goethe ist es überhaupt mehr ums Darstellen zu tun, als um das, was er darstellt; einen Nachttopf und einen Tabernakel behandelt er mit gleicher Liebe. Schiller möchte immer gern etwas recht Erkleckliches darstellen. Das ergötzt an Goethe, daß er das Geringfügigste zu seiner Ehre bringt, und das langweilt an Schiller, daß er immer auf Stelzen geht. Den Weltgeist hatte Goethe gefunden in der Sonne und in jedem Dreck, und von diesem Geiste strotzen seine Worte.

*

[1] W. v. K. behauptete dies damals im Glauben an eine Gebetserhörung. Zum näheren Verständnis vgl. „Lebensbild" der Mutter, S. 314 f.

Ballenstädt, am 21. April 1847. Heute greife ich zur Feder, um die interessanten Materien der Gegenwart mit Dir zu besprechen. Mein Herz ist voll Trauer, denn wir leben in einer bösen Zeit. Ich trage mit mir das Gefühl eines Propheten herum, der in eine schwarze Zukunft blickt. Jetzt haben wir Hungersnot — tun wir noch eine Mißernte, so handelt es sich nicht mehr darum, sondern um eine gewaltsame Umgestaltung aller Verhältnisse. Ich fürchte sehr, daß Deutschland am Vorabend seiner Revolution steht, wie England und Frankreich sie schon überstanden haben. Vom Zusammentritt der Stände in Berlin war noch einiges zu hoffen. Jetzt wohl nichts mehr.

Die Thronrede[1] des Königs wirst Du gelesen haben. Auf eine nachteiligere Weise hätte kaum gesprochen werden können, und dies beklage ich, weil ich Deutschland liebe wie kein anderes Land und den König liebe wie keinen anderen König. Der Erfolg dieser Rede war, daß die ganze Versammlung überkräftig verstimmt war. Es ist unbegreiflich, wie in dieser Rede ein Ton herrschen konnte, der unter den Gebildeten unseres Volkes höheren und niederen Standes längst veraltet ist; wie man eine Konstitution für ein Stück Papier halten kann, welches sich (nicht einmal zwischen Fürst und Volk, sondern) „zwischen Gott und die Nation schiebt"[2]; wie man von den vielen Herren phantasieren kann, welche die Konstitution bringe, im Gegensatz zu dem einen Herrn eines monarchischen Staates. Wahrlich, wenn es in England keinen einigen Gesamtwillen gäbe, so würde es sich unter seinen vielen Herren wohl nicht zu der mächtigsten Nation der Erde aufgeschwungen haben. Wo steht der Thron wohl sicherer und wo ist das Gesetz geachteter und anerkannter als gerade in England?! Unter Freiheit verstehen die Gebildeten heutzutage nichts anderes als garantierte Gesetzlichkeit, und diese Gesetzlichkeit hat sich allerdings in England historisch entwickelt, d. h. durch eine hundertjährige Revolution. Wenn man sich durch die Geschichte belehren ließe, so könnten wir dasselbe hier ganz friedlich haben, aber das nennt man ungeschichtlich und ein Stück Papier. Wäre ich Revolutionär, so würde ich mich über diese Rede freuen, wie das in der Tat viele tun, die das einzige Heil für die gesunkene politische Größe Deutschlands in einer Schilderhebung des Volkes sehen — aber ich weiß, daß die böse Zeit mich an der Seite meines kleinen Herzogs, an den mich die Treue bindet, finden und verschlingen wird.

Meinen Gerhard habe ich nun nach Bernburg gebracht. Mir ist die Trennung von dem guten Jungen außerordentlich schwer geworden, und uns allen ist das Herz noch ganz dick davon. Mein Haus schien mir ganz verödet, als ich zurückkam. Als Hauskind wird der arme Junge nun wohl nie zurückkommen. Ach, daß man nicht mit seinen Kindern beisammen

[1] Bei Eröffnung des Vereinigten Landtages am 11. April.

[2] Wörtlich: „... daß ich nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herrn Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen."

bleiben kann! Ich hoffe, daß uns Gerhard noch rechte Freude machen soll; er hat es leichter als andere, weil seine Persönlichkeit ihm leicht die Herzen gewinnt. Die jetzige Trennung wird ihn schnell reifen.

24. April 1847. Der Hof ist nun schon über acht Tage zurück. Ich bin von der Herzogin bei ihrer Ankunft sehr reich beschenkt worden, mit einem großen modernen Lehnstuhl, den sie mit ihrer eigenen Hand von oben und unten, hinten und vorne selbst mit Wolle behäkelt hat. Sie hat den ganzen Herbst und Winter daran gearbeitet. So schmeichelhaft mir nun dieses Geschenk ist, so unglücklich bin ich darüber, weil ich in der Welt Gottes nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Denke Dir einen mit gestrickter Wolle überzogenen Stuhl, der aussieht wie ein Strumpf, der so groß ist wie eine Wohnung, in dem sich aller Staub festsetzt bis zum Jüngsten Tage. Ich liebe feste, glatte Überzüge und hasse die Wolle, die sich hin und her schiebt und mir rauh und widerlich ist. Überdies brachen gleich die beiden Vorderbeine ab, als ich mich draufsetzte, weil sie so geschweift und gebogen sind, daß sie notwendigerweise brechen mußten, und geleimt können sie gar nicht wieder werden. So muß dieser Stuhl zeitlebens ein Krüppel bleiben oder ich muß ihm für vieles Geld neue Beine machen lassen. Wäre ich in Brasilien, so könnte ich wenigstens hoffen, daß sich die Erde auftäte und ihn verschlänge. Wir haben zwar hier vor acht Tagen auch ein Erdbeben gehabt, aber es kommt bei uns immer nicht zur rechten Perzeption, zum Verschlingen der Fauteuils, und außerdem hat auch niemand dies Erdbeben bemerkt als der Herzog, welcher behauptete, es hätte einen Ruck getan, was aber einen Ruck getan hat, und warum dies ein Erdbeben gewesen, war aus ihm nicht herauszuforschen.

Wir haben ein Wetter gehabt, gegen welches ein Erdbeben ein unschuldiges Lamm ist. Nachdem schon alle Vögel sangen und wir uns bereits im Heidekraut gewälzt hatten, kam am 15. April plötzlich ein teuflisches sibirisches Schneewetter, welches vier Tage dauerte. Der Schnee fiel so hoch, daß alle Gegenstände auf Erden verschwanden und unsere Leute nichts anderes tun konnten als nur immer schaufeln, damit wir nur aus der Haustüre konnten. Die Vögel kamen vor Angst und Hunger in die Häuser, und die Lerchen wichen einem nicht einmal mehr aus, wenn man auf der Straße ging, sodaß man Not hatte, sie nicht zu zertreten. Heute endlich ist der letzte Schnee wieder weggetaut, und es ist auch gleich ganz trocken, weil ein monströser Orkan brav getrocknet, mir freilich auch meine Schornsteine entführt hat.

Die Vegetation ist schauderhaft zurück, und wir werden desto länger auf die Ernte warten müssen, nach der alles schmachtet. Der Roggen kostet jetzt pro Berliner Scheffel 5 Thaler, Kartoffeln, die sonst 8 Groschen kosten, 1 Thaler 16 Groschen, und dafür sind sie noch nicht einmal zu kriegen. In den umliegenden Orten haben schon unruhige Auftritte stattgefunden. In Preußen soll die Mißstimmung wegen der Thronrede grenzenlos sein und Preußen hat immer zu bedenken, daß seine Soldaten zugleich seine Bürger sind, kein getrennter Stand wie in Rußland. Überhaupt ist

Preußen jetzt ein Ungeheuer: ein rein monarchischer Staat mit rein demokratischen Formen – das kann gar nicht gehen und muß beim ersten Anstoß fallen. Das Merkwürdigste ist, daß der redliche, das Beste wollende König bis jetzt sich eingebildet haben soll, er habe seinem Volke durch das Patent vom 3. Februar die allergrößte Freude gemacht. Erst als die Deputierten sich in Berlin versammelten, sollen ihm die Augen aufgegangen sein, und nun ist eben Alles verstimmt.

25. April 1847. In Berlin ist richtig der Teufel losgegangen[1]. Wir wissen hier noch nichts Näheres. Beim Abgange der Nachricht war das Militär handgemein mit dem Pöbel, und Kanonen wurden aufgepflanzt. Dem Prinzen von Preußen [späteren Kaiser Wilhelm I.] wurden die Fenster eingeworfen. Wenn hier nicht vielleicht bloß die großen Scheiben angelockt haben, so möchte dies wohl eine Demonstration heißen, da der Prinz, sonst sehr beliebt, doch allgemein als Haupthindernis einer freien Verfassung gilt. Manchen Verdacht, den ich habe, darf ich hier nicht äußern, doch glaube ich, daß das Ausland diesen Unruhen nicht ganz fremd ist. Hoffentlich scheitern alle bösen Absichten an der festen Haltung der Regierung und an dem sicheren Takt des allgemeinen Landtages. Es sind da bedeutende Männer, die nicht das Ihre suchen, die dasselbe wollen, was der König will: ein starkes Vaterland. Vielleicht ist noch nicht alles verloren. Dieser König tut ungeheuer viel für die Freiheit des Volkes, nur daß er es von seinem persönlichen Willen abhängig bleiben läßt. Wenn er weniger täte, aber dem Wenigen feste Garantien gäbe, so würde er mehr Dank haben. Kurz vor Eröffnung der Stände sind große Dinge geschehen. Namentlich muß man sich über das Toleranzedikt freuen, wonach jetzt in der Tat jedermann seines Glaubens leben kann, wenn er die öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit nicht gefährdet. Der Zwang hat aufgehört; es können sich nun freie Gemeinden bilden, wo und wie sie wollen. Fast ebenso hat man sich über die nun endlich gewährte Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens gefreut. –

Ich habe jetzt das „Organon" von Hahnemann[2] gelesen. Mir scheint doch, daß Hahnemann irrt, wenn er glaubt, daß die Heilung des Menschen wie ein Rechenexempel sei. Meine Meinung geht dahin, daß bei manchen Krankheiten homöopathische, bei anderen allopathische Mittel anzuwenden sein und heilen werden, daß also das „similia similibus" als alleiniges Prinzip der gesamten Heilkunst ebenso falsch ist als das „contraria contraribus". Analog dem geistigen Gebiet, wo auch gegen grundlose Verstimmungen und Launen Prügel helfen, ein Unglück mit wirklichen, räsonablen Ursachen aber durch Glück und Freude geheilt werden muß. Im Geistlichen ebenso: da wird auch geholfen durch Erkenntnis der Sünde

[1] Am 19. April waren infolge der großen Teuerung Hungerrevolten (der sogen. Berliner „Kartoffelkrieg") ausgebrochen, die erst am 23. durch das Militär unterdrückt wurden.

[2] Samuel Hahnemann (1755—1843), der Begründer der Homöopathie, 1812 Privatdozent in Leipzig, 1821—35 in Köthen, dann in Paris; sein „Organon der rationellen Heilkunde" erschien 1810.

und durch Erkenntnis der Kraft. Das Anschauen fremder Tugend wie fremden Lasters kann beides moralisch ersprießlich sein. Wer bloß durch Liebe regieren will oder bloß durch den Stock, die haben beide unrecht. Es sind nicht alle Fälle in der Welt ganz gleich zu behandeln.

11. Mai 1847. Heute zu Deinem Geburtstage haben wir einen ganz bezaubernden Frühlingstag. Wir haben eben mit den Herrschaften eine Gondelfahrt auf dem Schloßteiche gemacht, am Ufer war Musik von Waldhörnern, ich war Steuermann. Die Herzogin gratulierte mir sehr herzlich zu Deinem Geburtstage. Wir haben freilich nicht einmal einen Kuchen backen mögen wegen der Teuerung, sonst aber doch Dir zu Ehren heute fett gelebt.

*

Ballenstädt, den 10. Juli 1847. An Deinem ausführlichen Briefe habe ich mich sehr gelebt und durchgängig erfreut, da es mir ziemlich einerlei ist, ob wir im Politischen einerlei Meinung sind oder nicht, und da ich überdies auch weiß, daß Du keine feste politische Ansicht hast und daß wahrscheinlich die verschiedenen Nahrungsmittel, die Du zu Dir nimmst, oder zufällige verdrießliche oder erfreuliche bäuerliche Erlebnisse oder auch das Wetter die Guitarre Deiner Seele heute konservativ, morgen liberal stimmen. Über Deine Pfingstfreude, da Du es auch einmal unternommen hattest, Gäste zu laden, haben wir hart gelacht; Du mußt ganz unausstehlich gewesen sein. Bei der Schilderung Deines festlichen Spazierrittes mit Conny [der Vetter Konstantin v. K., Landschaftsmaler in Dorpat], wo Ihr beide hättet draufgehen können und müssen, wenn Euch nicht Euer Schöpfer bewahrt hätte, mußte ich mich nur wundern, daß Gott in seiner Langmut eine so übellaunige Kreatur auch noch bewahrt. Und daß hernach das schöne Wetter Dich wieder froh machte, zeigt an, daß Du eigentlich nicht wie andere Menschen halb Tier, halb Engel, sondern mehr halb Engel, halb Pflanze bist, die vom Wetter abhängt; vom Tiere hast Du nur das Brummen.

In politicis wünsche ich aber doch sehr von Dir nicht mißverstanden zu werden, was jedoch immer der Fall sein wird, solange Du mit der Idee eines konstitutionellen Staates Begriffe verbindest, die nicht darin liegen und die erst von einer modernen Reaktionspartei hineingelegt worden sind. Meine Idee ist theoretisch etwa folgende: Die glücklichste Verfassung und die beste ist die rein monarchische, solange der König der beste ist. Da diese Bedingung aber meistens nicht stattfinden kann, so ist eine Ministerregierung die beste, indem gute Minister immer zu haben sind. Um aber unfähige Minister, die auch immer zu haben sind, vom Ruder abzuhalten, ist es nötig, daß dieselben dem Lande gegenüber verantwortlich sind. Das Land aber, um Pöbelherrschaft abzuhalten, stellt sich am besten in zwei Kammern dem Throne gegenüber, in seinen geborenen und in seinen gewählten Vertretern. So ist die größtmögliche Sicherheit gegeben nach allen Seiten, und geht es dennoch schief, so ist es nicht Schuld der Institutionen.

Du schreibst, Du könntest Dich nicht überzeugen, daß das Recht immer auf seiten der Majorität sei – aber ist es denn auf seiten eines einzelnen Königs, der in der Regel in einer solchen Wolke steckt, daß er das Volk mit seinen wahren Bedürfnissen gar nicht kennen kann? Es handelt sich aber überhaupt weniger um die Majorität, sondern darum, daß das Rechte einen Weg zum Throne findet, daß die Bedürfnisse des Volkes ein Organ gewinnen. Das Rechte aber, in Wissenschaft und Staat, steht, wenn es geboren wird, oft und fast immer vereinsamt da, hat Alles gegen sich und befindet sich in der äußersten Minorität.

Gegen den Zeitgeist kann man mit Erfolg nicht handeln, und wo es scheinbar gelingt, da arbeitet man ihm nur vor. Der Absolutismus der Stuarts in England hat dieses frei gemacht. Louis XIV. hat die Revolution gemacht. Das Verbot des Niemeyerschen Lehrbuches[1] und einige andere retrograde Schritte haben die Lichtfreunde, der heilige Rock in Trier[2] hat die Neukatholiken gemacht. Der Zeitgeist kann ein guter, er kann aber auch ein verkehrter sein, in keinem Falle aber wird man ihm mit Erfolg die Spitze bieten; er muß immer in sich selbst ausschäumen, und noch nie hat ein Schneeball eine Lawine zurückgehalten.

Couvert. Kirschen gibt es dies Jahr in beispielloser Menge, recht um den Kindern Freude zu machen. In meinem Garten steht ein Bäumchen mit Glaskirschen, der ganze Baum ist wie mit Purpur überzogen und übertrifft an Schönheit alle Rosenbüsche, Kirsche bei Kirsche, durchsichtig, jede mit ihrem Glanzpunkt, das sieht prächtig aus. – Der Hippel ist endlich verkauft, und Anna weinte sich die Augen rot, als sein gelber Popo um die Ecke verschwand. Der hiesige Briefträger hat ihn gekauft, der Hippel soll künftig die Koffer der Reisenden von der Post nach den Gasthäusern fahren. Er ist also Postpferd oder doch etwas bei der Königlich Preußischen Post geworden. Ich bin dadurch wie neugeboren. Die Bestie endete damit, daß sie meinen herrlichen Nußbaum, ob er gleich verpalisadiert war, rundherum abschälte. Wenn der Teufel nur auch noch die Hühner holte!

*

Ballenstädt, am 21. Aug. 1847. Herzlichen Dank für Deinen lieben, sanftmütigen und gescheuten Brief. Ich habe mich so an den Gedanken gewöhnt, daß Du mein Bruder bist, daß ich's gar oft vergesse, Gott dafür zu danken. Wenn aber so ein fetter, dankenswerter Brief einläuft, dann tue ich's doch.

Als Dein Brief ankam, war gerade Fritz Krummacher mit seinen beiden

[1] Das 1801 erschienene „Lehrbuch für die oberen Religionsklassen in Gelehrtenschulen" des besonders als Pädagog bewährten rationalistischen Professors der Theologie und Kanzlers der Universität Halle Aug. Herm. Niemeyer (1754—1828) wurde in der von seinem Sohne Herm. Agathon N. (ebenfalls Hallenser Theologe und Direktor der Franckeschen Stiftungen) herausgegebenen 18. Aufl. (1843) von dem Kultusminister Eichhorn verboten.

[2] Bischof Arnoldi von Trier stellte 1844 die Reliquie des heiligen Rockes Christi zur Verehrung aus und gab dadurch den Anstoß zur Entstehung des sich von Rom lossagenden Deutschkatholizismus.

ältesten Töchtern hier auf dem Umzuge nach Berlin[1]. Dein Brief gewährte uns anhaltende Unterhaltung, wenn wir abends auf unserem Buchenplätzchen saßen. Teils regte er Fragen nach livländischen Zuständen und Personen an, teils brachte er uns beide Papas in heftigen Streit wegen der politischen Materien, die er erörtert. Der ehemalige Demagoge Fritz ist nämlich jetzt entschiedener Royalist geworden. In seinen Augen ist der Liberalismus Feindschaft gegen Gott, aus der Hölle geboren und zur Hölle führend, eine boshafte Flachheit und Erbärmlichkeit, der man mit Zorn entgegentreten muß[2]. Und in der Tat, da ihm geschichtliche und philosophische Gründe fehlten, so blieb ihm auch nichts anderes übrig als der Zorn. Einen besonders harten Streit hatten wir über das Wesen einer konstitutionellen Monarchie, weil er ebenso wie Du zwischen Republik und jener gar keinen Unterschied finden wollte, als wenn es zwischen Schritt und Carrière gar keine Mitte gäbe. Zwischen der Verfassung von England und Amerika ist doch wahrhaftig ein Unterschied. In England, trotz der Freiheit, Königtum, Adel, Kirche konserviert, nicht als Schattenbilder, sondern als wirkliche (wenn auch nicht unumschränkte) Gewalten, durch welche das Übergreifen der Demokratie gehemmt wird. In Amerika ist die öffentliche Meinung in ihrer ganzen Unmittelbarkeit und Roheit alles, so wie in Rußland der Monarch. Ein konstitutioneller Staat ist wie ein Schiff, das auch nicht bloß mit dem Winde dahinfliegt wie eine Wolke, sondern durch das Steuer regiert und durch den Ballast gerade gehalten: der Wind ist die öffentliche Meinung, das Steuer der König mit seinen Ministern, der Ballast der Adel.

Wir haben mit Fritz mehrere hübsche Partien gemacht, soweit die drückende Hitze es zuließ. Einen prächtigen Tag brachten wir auf der Selkemühle unter der alten Ruine Anhalt zu. Ich ging frühmorgens mit den Kindern zu Fuß dahin. Da setzten wir uns unter eine Brücke in kalten kellerartigen Schatten. Der Bach rauschte lieblich, und aus diesem frischen Asyl sah die Hitze recht gut aus, wie sie weißlich auf den hohen Waldbergen brütete. Ich malte das Selkeufer, und die Mädchen sangen und wanden Kränze. Gegen Mittag brachte die Bernstorff Fritz und meine Frau zu Wagen nach. Die Tafel wurde auf der Wiese gedeckt. Nachher legten wir uns in den Schatten der Erlen und schliefen, bis auf Mathilde [Krummacher], welche unter der Brücke blieb und uns mit süßen lieblichen Weisen einsang. Als alle sich ermuntert hatten und ich zu bequem lag, um auch nur ein Glied zu rühren, kamen meine Frau und Anna und wollten mir aufhelfen, ich riß sie aber beide über mich hin, so daß man mit einem einzigen Stoß uns dreien durchs Herz hätte spießen können. Da kam der große Mammut Fritz heran und sagte: ich will Dir gleich auf die Beine

[1] Krummacher wurde 1847 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin.

[2] Um manchen scheinbaren Widerspruch in W. v. K.s früheren und späteren politischen Äußerungen zu verstehen, ist zu beachten, daß er später eine ähnliche Entwickelung wie sein Schwager durchgemacht hat: bis 1848 war er liberal, unter dem Eindruck der Revolution wurde er konservativ.

helfen, und damit kniff er mich greulich unter den Arm; in demselben Augenblick lag er aber auch schon, von mir am Knie gefaßt, kopfüber kopfunter über uns, die Bernstorff wollte sich totlachen, und es bedurfte einiger Zeit, ehe dieser Knäuel greulicher Ungetüme sich gehörig wieder entwirren konnte. Am späten Abend hatten wir dann, alle zu Fuß, einen schönen Heimweg bei glänzendem Sternenhimmel.

In mir ist ein großes Interesse für die Sternenwelt erwacht. Die Abende verleben wir fast immer im Garten, der nach der Gluthitze des Tages, wenn die Kühlung aus den Waldschlünden zu uns herausströmt, ein unschätzbares Paradies ist. Da steht dann im Boskett die Lampe, und darunter liegt meine Sternkarte. Ich fixiere nun einen Stern oder eine ganze Gruppe, bestimme sie genau nach Linien und Dreiecken von bekannten Sternbildern aus, gehe dann zur Karte, ziehe dasselbe Dreieck und finde so ganz sicher meinen Stern. Dies macht mir außerordentliches Vergnügen. Fritz lacht mich aus und meint, das wäre nur ein Stückchen Schale der Natur – aber Goethe sagt: „Natur ist weder Kern noch Schale, sie ist alles mit einem Male." Früher sah ich nur ein wildes Gewirre von Funken am Himmel, jetzt ist mir alles bekannt und befreundet. Es ist, als erblicke ich meine Stube; sehe ich nur meinen Schrank, so weiß ich auch gleich, wo der Ofen, das Kanapee usw. stehen, und ich sehe den Schrank in Beziehung zum Ganzen. Das heißt heimisch werden. So blicke ich nun nicht mehr nur zu den kleinen Blumen zu den Füßen, sondern auch aufwärts nach den ewigen Blumen des Firmaments, die da oben glänzen in unverwelklicher Jugend, an denen schon Hiob sein Auge weidete und die er mit Namen kannte.

22. Aug. 1847. Die herzogliche Tafel war mir heute eine wahre Erquickung. Bei dieser großen Hitze, die einen namentlich am Schloßberge fast niederbrannte, erschien der kühle Speisesaal wie ein Paradies. Wir saßen luftig und weit auseinander und tranken herrliche eiskalte Weine, was so erfrischend war, daß ich auf dem Heimwege nichts von der Hitze merkte. Interessant war mir der junge Salmuth, der direkt von Algier kam, wo er den letzten Feldzug mitgemacht hat und auch verwundet worden ist. Er ist ein netter Junge, sanft, tollkühn und grundehrlich. Merkwürdig ist es doch, wie wirklich furchtlose Leute in der Regel so weiche, sanfte Sitten haben, nicht bramarbasieren und friedliebend sind; dagegen, wie die Feigen so häufig hart und despotisch auftreten und sich mit eitlen Prahlereien blähen.

Deinen Royalismus kann ich sehr wohl begreifen, weil Du die Sache nur von der poetischen, nicht von der praktischen Seite ansiehst; aber eben weil ich den poetischen Reiz in der Gesellschaft auch nicht gern entbehren mag, so ist mir ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen einer ständisch gegliederten, konstitutionellen und monarchischen Verfassung und einer alles gleichmachenden Republik. Daß Preußen die ständischen Unterschiede so nivelliert hat, halte ich für ein Unglück.

Deine Nachrichten aus Poll haben mich sehr interessiert. Mein Herz

ist tief eingewurzelt auf diesem entfernten kleinen Fleck der Erde. Die Erinnerungen von da durchwehen mich wie Ahnungen aus einer seligen Präexistenz. Grüße doch Menschen, Haus und Wiesenflur, wie die alten Linden im Garten, deren Blätter alte Geschichten flüstern. Am liebsten hätte ich dort alles verwildert und verwachsen wiedergefunden, der neue schöne Blumengarten war mir nicht angenehm. Nun ist's schon wieder aus, das kleine Gespräch! Leb wohl, Du mein alter, guter Kerl!

*

Ballenstädt, am 18. Nov. 1847. Schon gestern erhielt ich Deinen Brief und wohne nun darin als in den Vorhallen meines Geburtstages. Es sind prächtige kleine Schilderungen, deutliche Bilder aus Eurem Leben, an denen ich mich wieder eine Weile laben kann. Du hast ein wahrhaft plastisches Talent und wirst sehr ernstlich gebeten, mir öfter solche Skizzen zuzuschicken. In der Mitteilung solcher Kleinigkeiten liegt der Hauptreiz aller freundschaftlichen Korrespondenz.

Ach, das schöne Ottenküll[1]! Es ist zwar nur ein Garten, ein Haus und zwei Menschen, aber es ist für mich wie eine homöopathische Potenzierung der Welt. Ottenküll hat für mich einen tiefen zauberischen Reiz, wie eine stille Kammer, wo man des Tages Jammer vergessen und verschlafen kann. Ich würde dort alle Wände voll malen, und zwar den Grund himmelblau und darauf, aneinandergereiht, aber ohne Absätze, lauter Szenen aus Goethes dramatischen Werken, mit warmen sonnigen Farben, so warm glühend, daß Wilhelm im Winter gar nicht zu heizen brauchte.

Doch jetzt möchte ich vor allem kurz auf den theologischen Teil Deines Briefes eingehen, denn Theologica und Philosophica interessieren mich immer am meisten. Für mich hat nichts in der Welt ein so hohes Interesse als alle Fragen des Geistes, die ich daher auch gern nach allen Seiten betrachte. Du wunderst Dich über meinen Widerspruch gegen das moderne Christentum Berliner Art. Ja, lieber Bruder, ich weiß wirklich nicht, ob man jemand einen Christen nennen kann, der bisweilen Gott liebt, für gewöhnlich aber die Welt. Was verstehen wir denn unter Wiedergeburt? Ist sie eine Umwandlung unserer Ansichten oder eine solche unserer Gesinnung? Es steht nirgends geschrieben, daß Gott unseren Kopf verlange, wohl aber unser Herz. Wiedergeburt kann doch nichts anderes heißen als eine Sinnesänderung, die den ganzen Menschen verwandelt in Beziehung auf das, worauf sein Sinn steht; sie verlangt die Umwandlung der ganzen Gesinnung, welche ganz und gar von der Welt absieht und willenlos Gott in die Arme sinkt. Wenn ich nun bei Menschen, die gar nicht ohne Rührung und Tränen von den Gegenständen des Glaubens reden können, Mangel an Wahrhaftigkeit, Lieblosigkeit und Härte, Selbstsucht und eitle Weltfreude finde, so kann ich mich nicht entschließen, sie für bekehrt zu halten, sie haben keine Sinnesänderung erfahren, sie treiben eine Art

[1] Gut des Vetters Wilhelm v. Stackelberg in Estland.

Hurerei mit dem Himmel und leben in einer Selbsttäuschung, die die Welt mit dem Namen Heuchelei brandmarkt.

An einer späteren Stelle Deines Briefes schreibst Du ergreifend von der Gottseligkeit. Gewiß ist eine solche Stimmung herrlich — wenn sie nur nicht immer wieder so rasch ausgeblasen würde! Ich kenne ja jenen Zustand der reinsten Gottseligkeit selbst aus meinem früheren Leben und weiß aus eigener Erfahrung, daß diese Zustände und Stimmungen der Seele immer wechselnd waren wie die Jahreszeiten, nur ein Viertel der Zeit war Frühling, und daß auf jene Höhenstimmung immer wieder gerade wie auf jeden anderen Rausch eine Ernüchterung folgte, die tief unter dem normalen Zustande der Nüchternheit steht. Dabei mag mein melancholisches Temperament eine Rolle spielen, denn gerade das melancholische Temperament als das der innersten Erregbarkeit ist dasjenige, an dem die Religion am sichersten experimentiert. So bleibe ich denn lieber in meiner trockenen Nüchternheit, die zwar keinen Enthusiasmus hat, aber auch keine Enttäuschungen. Wo Gott uns wirklich nahe ist und hilft, da hilft er uns jedesmal durch einen Entschluß. Was wir außerdem für Hilfe halten, scheint mir nur eine vorübergehende Nervenerregung.

So habe ich denn jene Art des Christentums aufgegeben, weil ich es nicht ohne innere Lüge gegen mich und andere festhalten konnte. Aber ich habe es keineswegs so aufgegeben, daß ich öffentlich — etwa wie Wislicenus[1] in Halle — dagegen auftreten könnte, sondern nur für mich, als etwas, was ich subjektiv nicht erfassen, mir nicht aneignen kann, etwas, was für mich zur Zeit nicht existiert. Ich kenne ja auch die Mangelhaftigkeit menschlicher Erkenntnis zu gut, als daß ich es nicht auch für möglich halten könnte, daß ich jetzt nur in der Irre wäre. Ich bin wie einer, der seiner Braut nicht mehr schreibt, weil er keine Antwort erhält und nicht weiß, ob sie treu, untreu oder tot ist, der aber dennoch keine andere heiratet, weil er die Hoffnung nicht aufgibt, die erste könne sich einmal wiederfinden. Ein solcher kann anfangs viel geweint haben, solange er immer noch schrieb; dann aber kann ein Zustand ruhiger Resignation eintreten, bei der er sich wohler fühlt als bei der früheren zweifelhaften unglücklichen Liebe.

22. Nov. 1847. Gestern ist mein Gerhard, den die Bernstorff zu meinem Geburtstage verschrieben, wieder abgefahren. Nach dem Theater[2], wozu uns die Bernstorff die Billetts geschenkt hatte, tranken wir zu Hause noch Tee, und ich spielte dabei mit Gerhard Schach und wurde matt. Es war der erste Sieg, den er erkämpfte und der ihm ungeheure Freude machte. Dann wurde er von der Mutter sorgsam eingepackt und warm verhüllt, und wir begleiteten ihn bei zauberhaftem Mondschein nach der

[1] Gust. Ad. Wislicenus (1803—75), Wortführer der Freien Gemeinden, 1846 infolge eines 1844 in Köthen gehaltenen Vortrags über die Autorität der heil. Schrift seines Amtes als Pfarrer in Halle entsetzt.

[2] „Hoftheater zu Ballenstädt. Direction Martini. Sonntag 21. Nov. Zum ersten Male: Die Carlsschüler. Schauspiel in 4 Akten von Laube." [Anhalt. Staatsarchiv]

Post, mit der er gegen Mitternacht abrollte mit rollenden Tränen. Jetzt sitzt er wieder in seiner Schule. Ach so ein armer Kerl! Wie muß das Herz, das Beste, was der Mensch hat, erst abgenutzt und abgestumpft werden, ehe ein Mensch das Leben ertragen lernt! – Neulich war die Präsentation unserer Anna bei der Herzogin, welche uns zum Kaffee eingeladen hatte. Sie empfing Anna und uns beide sehr freundlich, schenkte mir einen schönen Kupferstich und zeigte uns die neuen Münchener „Fliegenden Blätter", die ganz entsetzlich witzig sind und die Zwerchfelle tüchtig erschüttern.

25. Nov. 1847. Vorgestern ist der Herzog von Cöthen gestorben. Da seine Ehe kinderlos war, erhebt sich nun die Frage, wie Dessau und wir die Erbschaft teilen werden. Komischerweise ist der Herzog noch zwei Tage vor seinem Tode preußischer General der Infanterie geworden, womit der König ihn erheitern wollte. Als er die Nachricht bekam, ist er aufgestanden und zweimal durchs Zimmer geschwankt, seine alten Infanteristenbeine zu probieren, mit sichtlicher Freude. Dann aber hat er gesagt: „Warum denn das jetzt noch?", hat sich wieder hingelegt und fortgefahren zu sterben.

*

Ballenstädt, am 9. Januar 1848. In der Neujahrsnacht saßen wir alle zusammen unter dem strahlenden Weihnachtsbaum und lasen das herrliche Lied von Paul Gerhardt: „Nun laßt uns gehn und treten mit Singen und mit Beten." Dann ward in köstlichem Punsch auf alles Gute und Erwünschte getrunken, und auch auf Euer Wohl klangen die Gläser hell und lieblich. Als wir die Sprüche zogen, bekam ich: „Ich habe dein Gebet gehört und deine Tränen gesehen", und alle hatten Worte gezogen, die ihnen wohltaten. Sehr behaglich waren die vorhergehenden Tage, ich freute mich, all die Meinigen zusammen zu haben. Wir saßen in einer Stube beieinander und zeichneten Neujahrswünsche, Julchen und Bertha hatten ihre Handarbeit, Gerhard und Adolph spielten eifrig Schach. So verlebten wir die gemütlichsten Stunden, die sich denken lassen. Abends kam dieser oder jener, oder wir waren auch ausgebeten. Waren wir des Abends unter uns, so las ich aus dem Don Quixote vor, welcher besonders für meine Frau, die Bernstorff und mich ein wahres Fressen ist, die wir ohne Ende über ihn lachen können. Es ist doch auch eines der schönsten Bücher, das geschrieben worden ist.

Jetzt lesen wir die Nibelungen. Für die Herzogin ist diese Lektüre nicht. Sie ist eine vortreffliche Frau, aber dem Gebiete des Schönen verschlossen. Sollte es nicht besser sein, wenn sie etwas weniger vortrefflich, aber für das Schöne zugänglicher wäre? Doch habe ich sie herzlich lieb und lese ihr gerne vor. Ich habe sie lieb, weil sie so außerordentlich ehrlich ist. Wenn der ehrliche Mensch überhaupt schon eine Seltenheit ist, so ist er in so hoher Stellung eine noch viel größere. Diese Ehrlichkeit hat aber den Nachteil, daß sie alle anderen Menschen für ebenso ehrlich und daher die falschen Schmeichler für ihre größten Freunde, die offenen und

ehrlichen Leute aber leicht für mißwollende hält. Ihr die Augen darüber zu öffnen, ist unmöglich.

23. Jan. 1848. Soeben erhalte ich einen Brief von Roller mit Gerhards Taufzeugnis, das zur Konfirmation nötig war. Roller schreibt nur wenige Worte, aber ganz in seiner Art. Zum Beispiel „Dem Gerhard, welchem das Testimonium gilt, zuvor meine Hand. Er soll versprechen, ein Knecht Christi zu werden oder nichts." Wie starr hierarchisch ist doch dieser Satz, und wie kann eine Kirche, welche dem Menschen das Vermögen, ein Versprechen zu halten, abspricht, ein solches von ihm fordern! Wir sollten nichts versprechen bei der Konfirmation, sondern nur bekennen. Weiter schreibt Roller: „Ob unseres Gottes und Heilandes Hand wird einen gewaltigen Eingriff tun oder sich die Teufeleien in der Welt selbst aufreiben sollen, ist ungewiß. Die Magdeburger[1]! Denke die Ochsen! — Den edlen Vater Gerhard bitte ich monatlich einmal vor Gott zu grüßen." Diesen mir aufgetragenen Gruß will ich hiermit ein für allemal bestellt haben. Auch Rollers Frau hat heimlich einen Zettel für mich beigelegt mit der Bitte, ein paar Ölbilder, die im „Museum" hängen, zu restaurieren, um Roller damit zu überraschen. Du wirst die Bilder wohl kennen. Es ist Rollers Vater als vierjähriges Kind in roter Husarenuniform, und sein Oncle, der Arzt, der in Ägypten gestorben ist. Bisweilen habe ich das dringende Verlangen, Roller, den alten Freund, zu besuchen und wiederzusehen, doch sind mir seine völlig verknöcherten Ansichten auch wieder ein Hindernis, nahe mit ihm zu verkehren. Man kann mit ihm nur noch wie mit einem Wahnwitzigen umgehen, dem man alle Torheiten zugibt, damit er nur fröhlich bleibt und guter Dinge.

Es ist merkwürdig, wie grundverschieden unsere Zeit angesehen wird. Roller sieht sie an als eine teuflische, als die schlechteste, die je dagewesen ist, mit völliger Blindheit gegen alles Gute, das in ihr liegt. Er hat bloß den einzigen Maßstab der alten protestantischen Kirchlichkeit. Diejenigen, die bloß den entgegengesetzten Maßstab kennen, halten sie für einen wahren Sonntag. Ich sehe ein, daß es die humanste Zeit ist, welche Deutschland gehabt hat, und bin auch geneigt, sie für die bei weitem sittlichste zu halten. Dennoch glaube ich, daß wir an dem Vorabende irgendeines großen Endes stehen, weil alle früheren Zustände und alle früheren leitenden Ideen entweder schon aufgelöst sind oder doch sich in der Auflösung befinden. Was danach kommen wird, weiß ich nicht, glaube aber, daß die Katastrophe eine sehr üble sein wird. In dieser inneren Auflösung und Umgestaltung, in welcher wir uns befinden, empfinde ich eine künstlerische und poetische Dürre, die mir ganz unerträglich ist. Die Zeit ist gut in vielen Beziehungen, aber sie ist nicht schön. Zu einer schönen Zeit gehört durchaus Einstimmigkeit des ganzen Volkes in allen großen Ideen, wie es bei uns war zur Zeit der Freiheitskriege; da hatten wir diese Harmonie und dies Einstimmige mit durchaus positivem Charakter. Die Katastrophe, die ich

[1] bezieht sich wohl darauf, daß Magdeburg ein Mittelpunkt der „Lichtfreunde" war.

herankommen sehe, werden innere Erschütterungen und ein blutiger Krieg sein, und in der darauffolgenden Periode wird, wenn ich weissagen darf, Deutschland unter einem Hut stehen, und das Volk wird eine Rolle spielen wie in England — oder aber Deutschland wird wie Polen gestrichen sein aus dem Buche der Lebendigen.

4. März 1848. Was, was ist nicht alles geschehen, seitdem dieser Brief tot in der Mappe lag — Ungeheures! In Sizilien, in Neapel, Sardinien, in ganz Italien — endlich in Frankreich[1]! Ob für Frankreich diese Umwandlung ein Glück ist, muß sich erst zeigen. Für Deutschland ist sie es gewiß. Freilich werden wir Krieg bekommen, aber das schadet nicht so sehr, sondern wird uns fördern in unserem einheitlichen Nationalleben. Nun hoffe ich doch noch, daß es gut werden wird. Alle unsere Zeitungen predigen jetzt Ruhe, Einigkeit und Vernunft, der Bundestag in seiner Proklamation an das Volk auch, und wenn wir nur jetzt ruhig bleiben, werden wir friedlich und gesetzlich alles erringen, was wir vernünftigerweise wünschen können.

5. März 1848 abends. Soeben läuft hier die Nachricht von der Cölnischen[2] Revolution ein und macht alle meine Hoffnungen zu Wasser. Dies Ereignis ist fürchterlich und unberechenbar in seinen Folgen. Nun wird es wohl so werden, wie ich früher immer fürchtete, denn es ist nicht wohl zu denken, daß diese Bewegung sich auf Cöln beschränken sollte. Wie das Volk durch alle diese Nachrichten aufgeregt wird, auch bei uns hier, ist unglaublich. Es ist, als wenn jeder Zündkraut auf dem Kopfe hätte und nur die Lunte erwarte. Die Zeit wird schwer werden.

*

Ballenstädt, am 18. März 1848. Anfangs dieses Monats ließ ich einen Brief an Dich abgehen, den Du vielleicht nicht erhalten hast, weil er Nachrichten enthielt, die man möglicherweise bei Euch noch eine Weile zurückzuhalten suchen konnte. Seit jener Zeit ist ein Sturm der Ereignisse über Deutschland gefahren, daß mir der Kopf schwindelt und meine Seele voll Unruhe ist. Es ist eine dunkle Zeit, und obgleich ich sie vorausgesehen und vorausgesagt habe, so hätte ich doch ihren Einbruch jetzt schon noch keineswegs erwartet. Ich kann Dir nicht sagen, lieber Bruder, wie schwarz ich in die Zukunft blicke. Jetzt werden die Konzessionen gemacht, jetzt, im

[1] Durch die Pariser Februarrevolution wurde am 24. der Thron Ludwig Philipps gestürzt und Frankreich wiederum zur Republik. Dieses Ereignis löste in fast ganz Europa starke revolutionäre Bewegungen aus. In Italien war schon vorher der Kampf gegen den Absolutismus aufgeflammt, verbunden mit der nationalen Erhebung gegen Österreich. Schon im Januar brach in Sizilien die offene Revolution aus mit dem Ziele der Loslösung von Neapel und einer eigenen Verfassung; Neapel selbst erhielt am 10. Februar eine Verfassung. König Karl Albert von Sardinien gab am 8. Februar eine konstitutionelle Verfassung, ebenso Großherzog Leopold II. von Toskana. Auch Papst Pius IX. traf liberale Maßregeln, denen am 14. März eine Verfassung für den Kirchenstaat folgte. Nach der Februarrevolution erhoben sich Mailand und Venedig gegen Österreich, und König Karl Albert stellte sich gegen dieses an die Spitze der Nation.

[2] Am 3. März 1848 ereigneten sich in Köln am Rhein Krawalle, die aus der Ferne wohl als „Revolution" angesehen werden mochten.

ungünstigsten Augenblick, und früher, da es Zeit war, hielt man sie zurück. Das Ende wird kein übles sein, ein einiges Deutschland, aber ich schaudere, wenn ich denke, was noch alles geschehen muß, bis es dahin kommt. Alles, alles konnte vermieden werden, wenn man diesen goldenen dreißigjährigen Frieden anders nützte; ja noch vor Jahresfrist hatte es unsere Fürsten in der Hand, sich das verlorene Vertrauen zurückzuerwerben.

Ob nun noch etwas zu retten ist? Ich weiß es nicht. Das Mißtrauen ist so groß, daß man keinem Versprechen mehr traut, wenn es nicht augenblicklich erfüllt wird. Es sind so viele Konzessionen gemacht worden, die gar nicht gehalten werden können. Ei, so wollte ich doch lieber den Tod gefunden haben an den Stufen meines Thrones, als mir ein Versprechen abnötigen lassen, das ich nicht halten kann! Doch bleibt nichts anderes übrig: jeder gescheute und brave Mensch muß sich jetzt eng den Regierungen anschließen und die Autoritäten im Lande stützen, so viel als möglich, damit wir keiner Pöbelherrschaft und Barbarei anheimfallen. Ein Glück, daß die Unruhen eher losbrachen, als sie reif waren. Wäre die französische Revolution zwei Jahre später erfolgt, so wäre Deutschland wahrscheinlich in wilder Anarchie aufgekocht. Jetzt wird die Sache noch einigermaßen zu beschwichtigen sein, hoffe ich. Überall ist Aufruhr, selbst in Wien sollen ernste Bewegungen vorgekommen und Fürst Metternich geflohen sein; in Berlin, in Magdeburg schlägt man sich, aber es fehlen noch nähere Nachrichten.

20. März 1848. Scheußliche Nachrichten sind heute morgen hier eingetroffen durch Briefe und mündliche Berichte von allen Seiten. In Berlin soll es fürchterlich hergehen, und Gott weiß, ob in diesem Augenblick der König noch auf seinem Throne sitzt. Während großer Aufregung in Berlin, nachdem schon seit mehreren Tagen ernstliche Reibungen zwischen Pöbel und Militär stattgefunden hatten, war der König doch durch nichts zu bewegen gewesen, Konzessionen zu machen; da endlich rang ihm eine Deputation die Hauptbewilligung, die Konstitution, ab. Als nun die Deputation so guten Bericht brachte, brach ein ungeheurer Jubel aus, und das Volk stürzte nach dem Schlosse, um dem König ein Vivat zu bringen. Das am Schlosse aufgestellte Militär hielt dies aber für einen Angriff und feuerte[1]. Da entflammte eine fürchterliche Wut; die Bürger, bis dahin beflissen, die Ruhe zu erhalten, rissen ihre weißen Binden vom Arme und machten gemeinschaftliche Sache mit dem Pöbel, die Dächer wurden abgedeckt und das Militär mit einem Steinhagel von oben begrüßt, kochendes Wasser, Meubles und aller Teufel zu den Fenstern herausgestürzt, die Kasernen angezündet, und als der letzte Potsdamer Bahnzug abging, lagen die Leichen wie Heringe übereinander. Soweit die Gerüchte; ich kann kaum die Zeitung erwarten, die erst um 4 Uhr

[1] Diese Angabe entspricht nicht den Tatsachen. Aus den Reihen der Truppen fielen rein durch Zufall zwei Schüsse, die jedoch niemand verletzten. Trotzdem gaben sie der erregten und gegen das Militär aufgebrachten Menge die Losung zum Kampf und zur Errichtung von Barrikaden.

kommt. Bei uns herrscht die größte Aufregung, und ich bin schon den ganzen Morgen umhergelaufen und habe mit dem Bürgermeister eine lange Unterredung gehabt, damit wir uns so schnell wie möglich als Bürgerwehr bewaffnen, um gegen mögliche Angriffe des Pöbels uns zu schützen.

Abends 11 Uhr. Soeben komme ich aus einer Gesellschaft. Während wir sorgenvoll uns von den Berliner Ereignissen unterhielten, langte ein Brief an, vom Berliner Bahnhof mit Bleistift geschrieben, datiert von gestern abend. Alles war dort voll Freude gewesen[1], die ganze Stadt illuminiert, man umarmte sich auf den Straßen, ein Jubel ohnegleichen. Diese Stimmung ging augenblicklich auf uns über, es wurde Punsch gemacht, ganz feine Zigarren serviert, und es folgte auf einen schrecklichen Tag ein sehr fröhlicher Abend. Zum ersten Male klangen die Gläser in einem deutschen Vaterlande, denn dieses hat der König nun proklamiert nebst Freizügigkeit aller deutschen Stämme, einer allgemeinen deutschen Verfassung, einem allgemeinen deutschen Heere mit der alten Reichsfahne. Das einzige, was mich dabei bekümmert, ist das gebrochene Herz des Königs, aber ich hoffe, Gott werde es heilen und ihm Freudigkeit geben, den Enthusiasmus des Volkes zu teilen.

21. März 1848. Ich habe heute nacht fast kein Auge zugetan und mich wie im Fieber herumgewälzt. Ich bin in einer merkwürdigen Gemütsverfassung. Meine heißesten politischen Wünsche könnte ich als erfüllt ansehen. Das deutsche Vaterland, von dem wir sangen von Kindheit auf, obgleich es ein bloßes Utopien war, erscheint nun. Ich freue mich auch darüber, ich freue mich sehr. Aber meine Freude ist keine reine, und ich bin fast ebenso besorgt und traurig, als ich fröhlich und vergnügt bin. Ich bin wie einer, der ein wunderschönes Landgut gekauft, es aber zu hoch bezahlt hat. Wir haben viel gewonnen, aber die Autoritäten haben einen Knacks erhalten, von dem sie sich schwer erholen werden, und das ist die zu teure Zahlung. Ach, hätte der König, was er gegeben hat, aus eigener freier Überzeugung gegeben, dann wäre Deutschland politisch wiedergeboren! Jetzt ist es immer noch ein fragliches Ding, was aus uns werden will und ob der Sturm im Volke sich auch wirklich legt. Jedenfalls fehlt uns nun der Fürst, der der Mann des Volkes wäre und sich kühn an die Spitze der Nation stellen könnte.

Erfreulich ist es, daß das Militär sich so über alles Erwarten gut und ehrenhaft gehalten hat. Kein Mann ist zum Volke übergegangen, und sie haben sich geschlagen wie die Löwen. In dem Augenblick, wo sie mit ungeheuren Opfern siegten, erließ der König mit gebrochenem Herzen eine rührende Bitte an das Volk[2], eine Bitte, die man kaum ohne Tränen lesen kann, nun aufzuhören und zur Ruhe zurückzukehren, auch um der tiefbekümmerten Königin willen, die schwer erkrankt darniederliege. Da ward

[1] über den Abzug der Truppen und die Versprechen des Königs.
[2] die Proklamation „An meine lieben Berliner" vom 19. März.

es ganz still, die Truppen, die nicht zur Garnison gehörten, verließen[1] alle Berlin, die Bürger bezogen mit der Garde gemeinschaftlich die Wachen, und die ganze Stadt verklärte sich in einer großen Illumination. Oh, was könnte dies für ein Frühling werden, wenn der König den neuen Weg mit voller Überzeugung und recht getrosten Herzens ginge!

Ich habe diese Nacht mit geladenem Gewehr geschlafen und erwarte jetzt stündlich die Aufforderung, mich in die Reihen der Bürgerwehr zu stellen. In Jedermann regt sich ein kriegerischer Geist, vielleicht ist dies die Ahnung einer rasch herannahenden kriegerischen Zeit. Jetzt muß bei uns geschehen, nicht was berechnet ist, sondern was ein innerer Lebensdrang fordert, und, in diesem Augenblicke angegriffen, glaube ich, würde Deutschland alle Feinde aus dem Felde schlagen.

22. März 1848. Die Freude über das bis jetzt erworbene Gute wird mir immer mehr und mehr durch den Gedanken getrübt, daß wir durch Revolution dazu gelangt sind. Ich habe eine tiefe Traurigkeit in meiner Seele, und vor meinen Augen steht ein entsetzliches Bild, die Leichenhügel Berlins. Vor meinen Ohren tönen die schauderhaften Flüche, die gegen den König ausgestoßen wurden und noch immer werden. Es ist eine so schmerzliche und gewaltige Aufregung in mir, daß ich nicht schlafen kann, daher ich mich gestern recht freute, als ich zur Nachtwache kommandiert wurde. Wir waren in der Wachtstube auf dem Rathause 16 Mann und patrouillierten die ganze Nacht von 10 bis 3 Uhr durch die Stadt und um die Stadt herum. Obgleich ich gestern nachmittag zu Fuß in Meisdorf gewesen war, auch Kopfschmerzen und tüchtige Kreuzschmerzen hatte, so waren mir bei dieser Aufregung die nächtlichen Gänge doch eine wahre Wohltat. Die ganze Sache war eigentlich mehr zum Lachen, z. B. den alten Alvensleben unter dieser nächtlichen Wachtmannschaft zu erblicken, war unbezahlbar. Wir waren vier Edelleute und zwölf Bürger, unter diesen Kaufleute, Schneider und Schuster, auch ein Jude. In der Wachtstube wurde geraucht, Punsch und Bier getrunken, und Alvensleben hatte es übernommen, durch Erzählungen aus seinem Kriegsleben die ganze Gesellschaft zu unterhalten. Er war mein Nebenmann, und wenn wir die Wachtstube verließen und unsere Runde machten, mußten wir herzlich lachen über das Sonderbare der ganzen Situation. Übrigens muß ich sagen, daß unsere Bürger, die alle in Uniform und bis an die Zähne bewaffnet waren, sich allerliebst benahmen und gegen uns so rücksichtsvoll und artig, so dienstfertig und bescheiden waren, als wenn alles noch beim Alten wäre.

Heute nachmittag versammeln wir uns auf dem Rathause, um eine Communalgarde zu bilden zum Schutze unseres Ortes. Ich bin sehr neugierig, was da herauskommen wird. Für jemand, der in einem ruhigen Lande lebt, muß das alles sehr komisch erscheinen. Ich komme mir ganz

[1] Die Frage der Verantwortung für den Befehl zum Abmarsch der Truppen ist verwickelter, als K. annimmt; jedenfalls trifft diese aber letzten Endes den König.

wie toll vor, daß ich jetzt immer nach dem Rathause laufe, öffentlich rede und streite und in der Nacht mit Alvensleben Patrouille gehe. Aber in diesem Augenblicke muß jeder zugreifen, wo er nutzen kann.

25. März 1848. Ach, alter Junge, wenn Du Dir nur denken könntest, wie sonderbar mir zumute ist. Meine Träume sind Wahrheit geworden, und mein Wachen ist ein Traum. Wenn ich morgens aufwache, atme ich frei auf und danke Gott, daß alles ein Traum gewesen, bis ich mich besinne, daß der Traum doch Wirklichkeit ist. Deutschland kommt mir vor wie eine Seifenblase, die jeden Augenblick zerplatzen kann. Von jeher habe ich nichts mehr gefürchtet als eine Revolution, die ich im Geiste sicher kommen sah und die mich nun mit gewaltigem Wellenschlag umflutet. Alle und jede Autorität ist aufgehoben, und ein jeder gilt nur, insofern er geliebt und populär ist. Die mannigfaltig gestörte öffentliche Ordnung besteht nur noch durch alte Gewohnheit und durch den Respekt, den die Bürgergarden einflößen. Dieser Respekt ist nicht größer als eine Erbse, aber doch besser als gar keiner. Wie ein Wahnsinniger erscheint der König von Preußen, der in Berlin herumzieht mit der alten Reichsfahne und sich als Protektor von Deutschland erklärt[1], und doch ist dies eine Komödie, aus der ein Ernst werden kann; es ist der einzige Weg, den der König einschlagen konnte, und wächst die Liebe zu ihm wie seit einigen Tagen, so wird er ein Fürst so mächtig wie die Hohenstaufen, wenn auch ohne jenen Nimbus, den er früher hatte und der vom Absolutismus ausstrahlte. Dieser König, der vom Volke nie geliebt wurde, fängt jetzt an ein kleiner Abgott zu werden, und auch ich liebe ihn herzlich wegen der Schmach, die er geduldet hat, und ginge durchs Feuer für ihn.

Couvert. Meine Kinder sind ganz glückselig und vergnügt, wie Kinder es immer sind in Zeiten, die den Alten das Herz brechen. Alle Jungens wollen nun Soldaten werden, da ist keine Rettung mehr. Gerhard schreibt aus Bernburg: die Lehrer am Gymnasium vergäßen jetzt immer Arbeiten aufzugeben, das wäre wohl das sicherste Zeichen einer höchst bedeutungsvollen Zeit.

*

Ballenstädt, am 26. März 1848. Es bewegte mich tief, Deine Worte zu lesen, die alle noch von ehemals sind, geschrieben in der alten guten Zeit des Friedens. Über Deinen Standpunkt hätte ich mich ungeheuer gefreut, wenn — wenn es nicht jetzt ziemlich einerlei wäre, auf welchem Standpunkt man steht. Gesinnungstüchtige Leute können ihre Zeit sehr fördern, solange sie in den gesetzlichen Schranken bleibt; ist aber die Revolution da, dann hört alles auf, man wird von dem Strome mitgerissen und sucht nach Halt, wo man ihn findet.

[1] Um die Aufmerksamkeit des Volkes von den innerpreußischen auf die deutschen Angelegenheiten abzulenken, hatte Friedrich Wilhelm IV. am 21. März, von Prinzen, Ministern, Generalen und Bürgern begleitet und mit den deutschen Farben geschmückt, einen Umritt in Berlin unternommen, bei dem er überall vom Volke stürmisch begrüßt worden war.

Bei uns hier sieht es schlimm aus. Es war gestern eine ungeheure Aufregung unter der Bürgerschaft, weil gerade die lokalen Forderungen[1] nicht bewilligt waren. Als ich am Abend in sehr gedrückter Stimmung aus dem Club nach Hause ging, kam mir ein Mann im Sturmschritt entgegen, packte und umfaßte mich mit beiden Armen, küßte mich und rief: Victoria! Nun erkannte ich den Juden Sieskind, der hier der Agitator ist, aber mein Freund, weil ich noch vor der Pariser Revolution Gelegenheit hatte, ihn mir zu verpflichten, und die Juden sind sehr dankbar. Nun riß er mich zurück in den Club, wo er allerlei vorlesen wollte: eine eben per Estafette angelangte Proklamation des Herzogs und einen Brief an das Justizamt mit der Gewährung der speziellen Wünsche hiesiger Bürgerschaft. So lief ich denn mit zurück, und der Club brachte dem Herzog ein dreimaliges Lebehoch!

Als ich fortging, sah ich, daß einige Häuser illuminiert wurden. In einer halben Stunde war die ganze Stadt illuminiert. Die Bürger durchzogen die Straßen mit lauten Lebehochs, und auch die Jungens hatten sich zusammengerottet, rannten umher und brachten dem Herzog ein Vivat nach dem andern. Die ganze Bevölkerung war auf der Straße, bald zog ein Musikcorps heran, und es wurde bis Mitternacht randalt. Mir war ein Stein vom Herzen, ich sah hier vorderhand alles für durchgemacht an.

Heute ist nun alles wieder umgekippt. Die Briefe, die gestern verlesen wurden, waren von der Regierung ausgegangen und in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt; heute ist erst das Schreiben an den Magistrat bekannt geworden, das von der Kammer ausgeht und vorderhand die Bitten zurückweisen soll. Soeben ist eine Deputation, Sieskind an der Spitze, an den Herzog nach Bernburg abgegangen, und hier herrscht nun wieder die größte Unzufriedenheit. Es ist ein Elend mit diesen wechselnden Stimmungen.

27. März 1848. Als ich gestern abend im Club war, um Neuigkeiten zu holen, trat ein Bürger herein mit den Worten: Die Stadt ist in der größten Gärung, wir können in dieser Nacht Exzesse erleben, man will Ottos Haus demolieren, daher müssen wir alle Wacht halten, unser Versammlungsplatz ist „Stadt Bernburg". Ich holte erst noch Bertha ab, die bei Salmuths war. Hier fand ich eine große Damengesellschaft in der schrecklichsten Spannung und Angst, da durch Dienstboten die bevorstehende Gefahr schon bekanntgeworden war. Da sie mich aber frisch und lustig sahen, und ich ihnen sagte, wir würden 60 Mann hoch Wache halten, beruhigten sie sich. Ich brachte nun Bertha nach Hause, nahm meine Flinte

[1] Der Herzog hatte am 13. März versprochen, alle berechtigten Forderungen zu erfüllen, auch eine neue Städteordnung mit Stadtverordnetenwahlen und die Errichtung einer Bürgerwehr genehmigt. Am 21. erfolgte die Aufhebung der Zensur und am 26. neben anderen Konzessionen das Versprechen einer Volksvertretung und Verfassung. Zu den nichtbewilligten Forderungen gehörten die Abgabe von billigem Pachtacker aus den Domänen, die Gleichstellung der Juden usw.

über und ging nach „Stadt Bernburg". Vereinzeltes Gesindel, welches wir überall antrafen, wich uns scheu aus. Um 3 Uhr ging ich zu Bett, aber schon um 6 Uhr weckten mich die Kanonen vom Ziegenberge. Nun wußte ich, die Deputation sei mit guter Nachricht zurück. Um 7 Uhr zog das Schützencorps mit klingendem Spiel und mit der deutschen Fahne bei mir vorbei, um dem Bürgermeister ein Ständchen zu bringen. Sieskind trat bei mir ein und erzählte mir, die Deputierten seien vom Conferenzrat äußerst freundlich empfangen worden, und der Wald sei der Stadt zurückgegeben. Die ganze Stadt war nun zufriedengestellt.

Schon um 8 Uhr kam Piper[1] zu mir und schüttete einen Sack schlimmer Nachrichten in meinen Schoß. Ich begleitete ihn nach seinem Hause. Da fuhr ein Wagen vor, und die Gouvernante aus Meisdorf erschien und überbrachte Piper alle Juwelen, Gold und Silberzeug des Asseburgschen Hauses in verschiedenen großen Koffern, die wir gleich unter die Betten versteckten. In der Nacht waren nämlich 500 Bauern ins Schloß gerückt, hatten alle Zimmer besetzt und mit dem Grafen die ganze Nacht verhandelt, ihm auch mehrere Bewilligungen abgepreßt und in Aussicht gestellt, sie würden die nächste Nacht wiederkommen. Das ist das Allerfürchterlichste, wenn erst die Bauern anfangen. Der Graf war nun fort, wahrscheinlich um Husaren zu holen. Die Gräfin ist entschlossen, die nächste Nacht ruhig allein abzuwarten; ihre Kinder hat sie hierher geschickt.

Heute nachmittag mußte ich schon um 2 Uhr an die Reitbahn, wohin 650 Bürger bestellt waren, um die Bürgergarde zu organisieren und die Offiziere zu wählen. Das dauerte bis gegen 8 Uhr. Mir erzeigte die erste wie auch die zweite Compagnie die Ehre, mich zu ihrem Hauptmann zu wählen. Aber die Wahl in der zweiten nahm ich nicht an, weil ich nicht zu ihr gehörte und in meiner bleiben wollte, und in meiner Compagnie nahm ich es auch nicht an, weil bei uns lauter gebildete Leute sind und es da einerlei ist, wer kommandiert. Nächst mir hatte der Oberbereiter Brehm die meisten Stimmen, und so wurde er Hauptmann und ich Gemeiner. Gefreut habe ich „mir" aber doch sehr über das Vertrauen meiner Compagnie und noch mehr über das der zweiten, die aus lauter gemeinen Leuten besteht, die ich gar nicht kenne. Es war eine merkwürdige Versammlung. Welch ein Unterschied gegen sonst! Wie wich sonst alles zurück vor uns vornehmen Hofleuten! Gestern galt nur noch die Persönlichkeit.

Als es aus war, eilte ich in den Club und erhielt hier noch einige leidlich gute politische Nachrichten. Der Hofprediger[2] übergab mir ein Lied, welches er für die Bürgergarde gedichtet hat, lauter Versicherungen der Treue und Liebe gegen Herzog und Herzogin enthaltend. Die Frage, die ich mir innerlich stellte: „Wie lange wird man dieses Lied noch singen, wie lange wird noch die Rede sein von Treue und Liebe gegen das höchste Glied, da alle Mittelglieder gefallen sind?" erschütterte mich im tiefsten Inneren. Was ist aus meinem schönen Vaterlande geworden! — Bei

[1] Hofrat Piper, der Leibarzt des Herzogs.
[2] Fr. Hoffmann (1796—1874), später Oberhofprediger und Konsistorialrat.

meiner Frau fand ich eine Gesellschaft unserer vornehmsten Frauen, deren Männer jetzt in Bernburg sind; sie warteten auf mich, um Nachrichten zu bekommen und etwas getröstet zu werden. Auf dem Markt blieb die Bürgerschaft zusammen mit Fackeln, sie sangen das neue Herzogslied und andere patriotische Lieder, und die Stadt wimmelte von Bauern, welche die Neugierde herbeigelockt hatte. 32 Mann von uns patrouillierten und erhielten die Ordnung.

29. März 1848. Bei uns gärt es in den untersten Klassen. Die Leute sagen, die Vornehmen müssen doch etwas gekriegt haben, weil sie sich so freuten und illuminierten, sie aber hätten nichts gekriegt und wollten nun auch etwas haben — etwa Acker. Das schönste Frühlingswetter begünstigt den Rumor. Acht Tage Landregen würde sehr ersprießlich sein. Mir bangt vor dem Landtage in Berlin, und doch muß ich wünschen, daß er zustande kommt, damit die neue Ordnung der Dinge auf gesetzlichem Wege herbeigeführt werde. Die schönste Frucht, auf revolutionärem Boden gereift, ist Gift und keinen Pfifferling wert. Das Erwünschteste wäre jetzt Krieg, einerlei mit wem, und vorderhand auch einerlei, mit welchem Erfolg, damit die Staatsmuskeln sich nur etwas wieder anspannten. Eine so plötzliche Erschlaffung aller Staatskräfte hätte ich gar nicht für möglich gehalten. Die Wetter steigen immer dunkler am Horizonte auf. Nur die Kinder sind glücklich, dieses künftige Geschlecht, weil alles Neue sie anzieht, aber sie wissen es nicht, welche traurige Erbschaft sie von ihren Eltern antreten können. Ich sehe meine kleine Schar mit der tiefsten Wehmut an.

31. März 1848. Morgen soll nun der Hof zurückkommen, ob er aber kommt, darüber schwebt ein Geheimnis. In Bernburg sind die Herrschaften sicherer. Wir exerzieren jetzt täglich in der Reitbahn oder auf dem Platze vor derselben und machen in Masse schon mancherlei Bewegungen, daß es eine Lust ist. In Quedlinburg stehen 3000 Bürger unter Waffen und haben erklärt, daß sie bereit seien, augenblicklich herzukommen, wenn wir ihrer Hilfe bedürfen sollten. Alles bewaffnet sich, und alle Ortschaften schließen Schutz- und Trutzbündnisse untereinander. Auch die Dörfer fangen schon an zu waffnen. Das ist die beste Art, sich vor Anarchie und Aufruhr zu schützen, denn jeder Gewaffnete steht unter Kommando und sieht sich als eine obrigkeitliche Person an.

Die Hühner machen ein solches Geschrei, daß ich kaum schreiben kann, weil ihnen die warme Sommerluft so wohltuend um den Hintern weht. Ach, die Natur ist so lieblich, und in der Menschen Herzen sieht es dabei so böse aus. Lebe wohl, geliebter Bruder! Schreibe mir doch jetzt öfter, man braucht Freude in der bösen Zeit.

*

Ballenstädt, am 28. April 1848. Dir, lieber Gerhard, scheint auch wie mir die Unruhe der Zeit in den Händen zu liegen, und ich muß gestehen, hätte ich nicht zu erzählen und sollte ich meine Briefe nur aus meinen Gedanken herausspinnen, so würde ich jetzt auch erlahmen. Im Grunde habe

ich zu nichts anderem Lust, als meine Flinte auf den Rücken zu nehmen und auszurücken. Es geht vielen so, und es gießt sich nach und nach in wachsenden Strömen ein kriegerischer Geist über die ganze Bevölkerung aus. Neulich hatten wir hier ein kleines improvisiertes Manœuver, was mir viel Vergnügen machte. Ich habe bei dieser Gelegenheit ½ Pfund Pulver verschossen und war durch meine lebhafte Phantasie ganz und gar in eine wirkliche Affäre versetzt. Du würdest gewiß schwitzen wie ein Braten, wenn Du diese Spiele mitspielen solltest, und mir geht es auch so, doch sind mir diese Motionen bis jetzt immer noch ganz gut bekommen.

Gestern erlebte ich einen ganz eigenartigen Abend. Unser Kommandeur hatte sich von der Regierung eine Instruktion erbeten und zur Antwort bekommen: er möchte sich vom Bataillon eine machen lassen und sie dann zur Genehmigung einschicken. Dazu kamen denn gestern alle Offiziere zusammen und überdem von jeder Compagnie ein Unteroffizier und ein Gemeiner. Ich war von meiner Compagnie dafür gewählt. Da ich weiß, wie es bei solchen Versammlungen herzugehen pflegt, arbeitete ich zu Hause eine Instruktion aus, um der Versammlung doch etwas Bestimmtes vorlegen zu können. Hätte ich das nicht getan, so hätten wir keinen einzigen Paragraphen zustande gebracht. Wenn ich einen Paragraphen vorgelesen hatte, so war in der Regel alles dagegen, weil sie falsch verstanden und nicht recht gehört hatten; einige ungebildete Leute schrien und brüllten dann durcheinander, und ich mußte oft 10 Minuten warten, bis es mir gelang, mit meiner Verteidigung zu Worte zu kommen. Unterstützt wurde ich glücklicherweise von drei Advokaten, von denen der eine eine Stimme hat wie ein Auerochse, und so brachte ich denn endlich alle meine Paragraphen mit wenigen nachteiligen Modifikationen zur Annahme. Von einer solchen Gesellschaft hast Du gar keinen Begriff, das Schreien und Toben, das Ver- und Entwirren dauerte von 6 bis 9 Uhr abends, und ich habe nur meine Geduld dabei bewundert. In einer solchen Kommission der Gescheuteste zu sein, ohne doch dabei die Eigenschaft einer Autoritätsperson zu haben, ist ein wahres Unglück.

8. Mai 1848. Vor einiger Zeit stand in der „Magdeburger Zeitung" ein frecher Artikel von einem gewissen Dulon, Prediger zu Magdeburg. Derselbe entwirft im Herrscherton eine Art Verfassung für Preußen, in welcher dem Könige so wenig Raum gegönnt ist, daß die Monarchie von selbst in kurzer Zeit zur Republik umschlagen müßte. Da fühlte ich mich denn gedrungen, eine gründliche Widerlegung anzufertigen und setzte meinen Namen darunter, weil ich gegen einen Namen schrieb, glaubte aber nicht, daß man den Artikel aufnehmen würde, wegen der Volksgunst, in der Dulon steht. Zwei Tage darauf prangte er aber doch mit meinem Namen in der Zeitung. Für die Ballenstädter war dies eine große Überraschung.

Übrigens sind wir noch nicht über den Berg, wie Du zu glauben scheinst. Die Zeit ist trübe und dumpf und brütet gewiß noch ein Gewitter aus. Die Wühlereien in den unteren Volksklassen von seiten der Radikalen sind noch im besten Zuge. Ihnen zu steuern sind die Regierungen kaum

imstande, da sie ja im ersten Schrecken alle Gewalt aus den Händen gegeben haben, und die etwa noch vorhandenen Mittel kräftig zu benutzen, dazu fehlt die Energie. Deutschland ist in diesem Augenblicke so zersplittert wie jemals, und wenn nicht irgendein Gewaltmensch die Kraft hat durchzugreifen, so wird das Volk auf der Frankfurter Tagung sich schwerlich einigen. Die Verfassung kann nur Einer geben, und zwar nur Einer, in welchem physische Kräfte und moralische Gewalt sich einen. Wenn aber neunhundert sie machen wollen, so wird ohne Gottes Wunder nichts Besonderes dabei herauskommen.

13. Mai 1848. Bei der Bernburger Wahl[1] des Deputierten für Frankfurt ist der Kammerrat Zachariä gewählt worden, und jedenfalls hat man an ihm keine schlechte Wahl getan. Ich habe auch einige Stimmen erhalten, was mir lieber ist, als wenn man mich wirklich hingeschickt hätte. Denn ich verspreche mir von der Frankfurter Versammlung nichts, ich fürchte im Gegenteil, daß sie irgendein klägliches Ende nehmen wird. —

Wir machen jetzt des öfteren in größerer Gesellschaft Partien in den Wald. Gewöhnlich bilden wir den Stamm, an den sich einige Frauen und junge Mädchen und Herren hängen; bisweilen schließen sich auch noch andere Familien an, neulich sogar der Herzog, der so vergnügt unter uns war, wie ich ihn fast noch nie gesehen habe. Unser ganzer Gesellschaftskreis zeichnet sich jetzt durch einen wirklich feinen und natürlichen Ton aus; besonders ist es eine Lust, die jungen Leute beiderlei Geschlechts mit einander verkehren zu sehen, wie bei aller großen, oft ausgelassenen Fröhlichkeit ein richtiger Takt sie nie verläßt. Bei den jungen Mädchen keine Spur von Prüderie und Ziererei und bei den Herren der ritterlichste, fröhlichste Frauendienst. Früher war hier ein unangenehmer gezierter Ton. Es ist niemand anders als die Herzogin, der wir die Besserung danken müssen; sie hat Ehrlichkeit in die Umgangsformen gebracht und durch ihr natürliches Wesen die altfränkische Ziererei gebrochen.

*

Ballenstädt, am 1. Juli 1848. Dein Brief war vortrefflich, voller Ingrimm und Liebe. Ich glaube jetzt selbst, daß Du einen doppelten Menschen in Dir trägst, d. h. ich glaube, Du hast zwei Seelen, welche wie die berühmten beiden Siamesen zusammengewachsen sind. Bei Deinem Tode wird die eine in Form von Kohlensäure entweichen, die andere, die liebende Seele, aber wird in den Himmel kommen. Daß Dir Deutschland vorkommt wie ein fauler Apfel, an dem bloß die Kerne noch gelten, oder auch wie eine Woche ohne Sonntag, daran erkenne ich Deinen guten Verstand. Ich habe diese vortrefflichen Bilder in goldenen Rahmen gefaßt und im Audienzzimmer meines Gehirnes aufgehängt. Unsere politischen Aussichten sind in der Tat hoffnungslos. Zwar hat der faule Apfel noch

[1] Die Wahl erfolgte am 8. Mai in der vom Geh. Regierungsrat v. Krosigk geleiteten feierlichen Eröffnungsversammlung des konstituierenden Landtages, der den Ballenstedter Abgeordneten Justizrat Hempel zu seinem Präsidenten wählte und sich am 10. Mai bis 3. Juli vertagte.

Fahnenweihe der Ballenstädter Bürgerwehr.

„Ich bin schon den ganzen Morgen umhergelaufen und habe mit dem Bürgermeister eine lange Unterredung gehabt, damit wir uns so schnell als möglich als Bürgerwehr bewaffnen, um gegen mögliche Angriffe des Pöbels uns zu schützen.“ 20. März 1848.

Der Sohn Gerhard.

Bleistiftzeichnung von Wilhelm v. Kügelgen.

„Wie lieb ich diesen Jungen gehabt, weiß nur Gott. Freundschaft mit einem Sohne ist die höchste Steigerung der Vaterfreude. Das Verhältnis, welches sich mit dem Ältesten gestaltet und seine Wurzeln schon in der frühesten Kindheit hatte, war ein Unicum.“ 4. Juli 1866.

viele gesunde Stellen, aber den Gesetzen der Natur nach fressen nie die gesunden Stellen um sich, sondern immer die faulen.

Du bedauerst, daß wir keinen großen Mann haben. Ich bedaure es auch recht sehr, besonders daß deren keiner auf einem Throne sitzt. Im Volke stecken gewiß immer ihrer etliche, aber sie können nur durch scheußliche Ereignisse von der Masse entbunden werden, was ich wiederum nicht wünsche. Die Nationalversammlung in Frankfurt kämpft einen fürchterlichen Kampf.

Du frägst, ob ich glaube, daß Deutschland zur Einheit gelange, und willst damit sagen, daß Du es nimmermehr glaubst. Ich glaube aber, daß wir die Ruhe nicht eher wieder haben werden, als bis diese Einheit vollbracht ist. Eine Einheit, wie Frankreich und Rußland sie haben, können wir allerdings fürs erste nicht bekommen, aber eine Einheit, die besser ist, als die des alten deutschen Reiches war, wäre allerdings möglich. Daß das Volk bei uns politisch unreif ist, darin hast Du recht, aber ebenso unreif haben sich die Fürsten gezeigt, sonst hätten wir die ganze Katastrophe nicht erlebt. Trotz dieser Unreife auf der einen Seite und der Fäulnis aller Verhältnisse auf der andern muß man sich aber doch wundern, daß die Sachen bis jetzt noch so gegangen sind. Unreifer als die Franzosen haben sich die Deutschen jedenfalls nicht gezeigt, sie haben es nur mit viel schwierigeren Verhältnissen zu tun gehabt – die deutsche Aufgabe ist eine bei weitem größere.

2. Juli 1848. Neulich besuchte ich mit dem Hofrat Piper die höchst interessante Papiermühle eines Herrn Keferstein in Ermsleben. Der alte Keferstein hat ein Gesicht zwischen Zeiselbär und wilder Katze, haarige Hände, eine Figur wie ein Würfel und eine Schürze um den Leib. Dieser alte Eisenfresser empfing uns mit Französisch, und wir bedienten ihn in dieser Sprache, ohne eine Miene zu verziehen. Er setzte uns Wein vor, und dabei wurde die Unterhaltung im allersündhaftesten Französisch ganz ernsthaft fortgeführt, bis endlich Piper mit deutschen Flüchen in ein lautes Lachen ausbrach. Die Sache war dadurch so lächerlich, daß wir beide Keferstein eigentlich nur von Ansehen kannten, ihn auch gar nicht besuchen wollten, sondern nur gekommen waren, um seine Mühle zu sehen. Diese letztere ist sehr interessant. Es ist eine Maschine durch die ganze Länge eines großen Saales aufgestellt. Am oberen Ende wirft man die Lumpen hinein, und am unteren Ende wickelt sich Papier ohne Ende ganz fertig, trocken und geglättet um eine Walze auf. Diese Vorkehrung hat ihn 85000 Thaler gekostet.

7. Juli 1848. Hältst Du denn das „Volksblatt für Stadt und Land“[1] noch? Gleich nach den Berliner Unruhen gab es Tippelskirch ab, weil er die Unhaltbarkeit seiner politischen Ansichten für Deutschland nun wohl

[1] Diese seit 1844 in Halle erscheinende Wochenschrift christlich-konservativer Richtung wurde 1848 von dem später zur kath. Kirche konvertierten Publizisten Franz v. Florencourt (1803—86), seit 1849 von Philipp v. Nathusius herausgegeben. 1879 ging aus ihr die „Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland“ hervor.

erkannte, und jetzt redigiert es Florencourt. Dieser ist ein viel besserer Politiker und hat die durchaus richtige Ansicht, leider hat er sich aber durch die Ausschweifungen der Gegenwart zu sehr erbittern lassen und wird durch diese Bitterkeit im Widerspruche zu weit getrieben. Er sieht sehr schwarz, und allerdings, wenn sich die Folgen politischer Ereignisse berechnen ließen wie ein mathematisches Exempel, so hätte er alle Ursache dazu. Sehr vieles aber, was auch in der Zeit liegt, sehen wir gar nicht, und doch gehört es mit zu den Wurzeln, die den künftigen Baum treiben. Gewöhnlich kommen die Begebenheiten anders, als sie sich den Konsequenzmachern im Horoskop darstellen.

9. Aug. 1848. Wenn Du glaubst, daß ich gar nicht mehr male, so irrst Du Dich. Ich habe im Gegenteil gerade seit den Unruhen ziemlich viel zustande gebracht und auch gegenwärtig recht viel zu tun — ich schreibe und spreche aber nicht gerne von meinen Malereien, weil ich nie zufrieden mit meinen Arbeiten bin.

Wenn es in der politischen Welt im allgemeinen recht trübe aussieht, so speziell hier bei uns ganz gut. Die Dessauer Vereinigungsgelüste[1] sind entschieden zurückgeschlagen worden. Wunderlicherweise ist die Mehrheit unserer Deputierten für den Anschluß an Dessau gewesen, das Volk aber hat auf den Galerien einen solchen Sturm erhoben, daß man den Antrag, nachdem schon abgestimmt gewesen, hat zurücknehmen müssen. So wenig ist die wahre Volksmeinung in den Deputierten vertreten. Die Ballenstädter haben, vereint mit mehreren anderen Bürgerschaften, neulich dem Herzoge einen Riesenfackelzug in Alexisbad gebracht. Der Herzog ist dabei so gerührt gewesen, daß er geweint hat.

Sonst, in Preußen und im übrigen Deutschland sieht es aber gar jämmerlich aus. Dem Adel, der Geistlichkeit, der Wissenschaft, den Genies wird der Krieg erklärt — Dorfschulmeister dominieren, sie sind jetzt der gefeierte Stand. Zwischen Militär und Civil ist ein greulicher Spalt entstanden; ich begreife nicht, wie diese Wunde wieder heilen soll. Es ist ein böser Geist über uns ausgeschüttet, die drei Froschgeister in der Offenbarung, welche Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bedeuten.

Gestern machte Gerhard auf der Altenburg Feuerwerk. Zuletzt kam ein ungeheuer dicker Sprühteufel, welcher der Reichsverweser oder Reichsverfauler hieß. Großen Effekt hatte man sich von ihm versprochen; er war aber zu alt und trocken geworden und zerplatzte mit einem großen Knall.

*

Ballenstädt, 27. Sept. 1848. Bei uns hat sich unendlich viel verschlimmert, seit ich Dir nicht geschrieben habe; die Stimmung des Volkes ist schlechter geworden, und Personen, von denen ich es in meinem Leben nicht gedacht hätte, Leute, mit denen ich ihrer unbedingt absolutistischen Ansichten wegen oft in Streit geriet, lassen sich jetzt zu Pöbelschmeichlern herab und treten gegen Adel, Fürsten und Militär in die Schranken. In

[1] Der Führer der Demokraten v. Mey (Rechtsanwalt in Bernburg) hatte im Landtage einen Antrag auf Einigung Anhalts unter einer gemeinsamen Verfassung gestellt.

solchen Zeiten tut man einen tiefen Blick in die Herzen der Menschen — da sondert sich der wahre Adel von Gottes Gnaden vom Plebs.

Vor einigen Tagen, nach dem Armeebefehl des General Wrangel und seiner Rede an die Bürgerwehr, schöpfte ich wieder Mut; jetzt aber nach dem Auftreten des Ministeriums Pfuel[1] ist man kaum mehr zum Mutschöpfen berechtigt. Man fängt wieder an zu vermitteln und wird vielleicht noch einmal den Sturm beschwören, zugleich versäumt man aber auch den einzigen glücklichen Moment, der Schlange den Kopf zu zertreten. In welcher Blüte stand Preußen! Noch nie, so lange es Geschichte gibt, hat man von einem Staate gehört, der solche Höhe erreichte. Ein durchaus humanes Gouvernement; der intelligenteste Beamtenstand, der je existiert hat; ein großes, schlagfertiges Heer, so tapfer und durch und durch ehrenfest, daß es trotz aller Perfidie der Zeit noch als unversehrt anzusehen ist; die besten Schulen in Deutschland; Handel und Industrie in nie gesehenem Aufschwung; ein Staatskredit ohnegleichen usw. — aber an der Spitze ein schwatzendes, geistreiches, untätiges Kind! Jetzt, noch jetzt könnte er retten, wenn er der Mann darnach wäre, aber er ist eben kein Mann und sieht es mit an, wie auswärtige Wühler sein ganzes Volk demoralisieren.

11. Oct. 1848. In Wien steht die Revolution in voller Blüte. Die Stadt soll in Blut schwimmen. Den Kriegsminister haben sie aufgehängt, Wessenberg[2] soll erschlagen sein, das Militär ist aus der Stadt getrieben, der Kaiser nach Tirol geflüchtet und der Reichstag permanent. Wird man dieses Aufstandes nicht Meister, so geht der Sturm über ganz Deutschland. Wir haben dieses Mal den Geburtstag unserer Herzogin mit dem Gefühl gefeiert, daß es der letzte sei. Wer von uns kann wissen, ob er nicht übers Jahr, ja über vier Wochen an irgendeiner Laterne hängt! Es ist mir eine Beruhigung, daß Du jetzt mit den Deinigen in Rußland geborgen lebst.

22. Oct. 1848. Seit einigen Tagen[3] wird unser Bernburger Landtag von den Demokraten förmlich terrorisiert, und wir stehen schon jetzt unter

---

[1] General v. Pfuel war September bis Oktober 1848 preußischer Ministerpräsident der Revolution gegenüber unzulänglich und halb entgegenkommend.

[2] Der Ministerpräsident Frhr. v. Wessenberg, Bruder des bekannten Theologen, wurde von den Mördern des Kriegsministers Latour ebenfalls bedroht.

[3] Zum Verständnis des ganzen Zusammenhangs:

Nachdem durch herzogliches Patent vom 24. Juli 1848 an die Stelle des bis dahin die Regierungsgeschäfte leitenden Geheimen Conferenzrates ein Staatsministerium getreten war, mit dessen Leitung der Regierungsrat v. Kersten beauftragt wurde, begann der am 31. Juli zusammentretende Landtag die Beratung des von der Linken als reaktionär kritisierten Verfassungsentwurfs. Im Verlaufe der Beratung steigerte sich der Gegensatz zwischen Landtag und Ministerium zum offenen Konflikte, indem der Landtag am 13. Oktober sich für permanent erklärte und den Behörden verbot, Befehle vom Ministerium anzunehmen. Infolgedessen wurde v. Kersten mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, in das er den Abgeordneten Zacharia und den Führer der Radikalen v. Mey aufnahm. Am 1. November hatte der Landtag die abgeänderte Verfassung fertiggestellt. Da man erwartete, daß deren Sanktionierung, wie das eben in Dessau geschehen war, durch Sturmpetitionen vom Herzog erzwungen werden würde, begab sich der Hof am 2. November auf preußisches Gebiet nach Quedlinburg. An Stelle des zurückgetretenen v. Kersten ernannte der Herzog am 3. November den

einem Knüttelregiment. Das Ministerium ist infolge ungesetzlicher Gewaltschritte des von der radikalen Minorität eingeschüchterten Landtages aufgelöst, und für den Augenblick gibt es im Lande eigentlich keine gesetzliche Autorität mehr. Mit bitterem Schmerze gehe ich heute mittag auf das Schloß. Meiner Meinung nach haben wir völlig verspielt, und der ganze Hof ist nur noch ein Kartenhaus, das ein Windstoß fällen kann. Bekommen wir nicht bald die Zusicherung der Reichsgewalt, daß sie vermitteln will, so bleibt meiner Meinung nach dem Herzoge nichts anderes übrig als zu abdizieren. Es ist ein tiefer, schneidender Schmerz für mich, dieses schöne Land, das ich so geliebt habe, rettungslos von Buben zerstören zu sehen. Ich bin jetzt während dieser scheußlichen Entwicklung in einer fieberhaften Aufregung. Seit acht Tagen tue ich nichts als umherlaufen und von einer Stunde zur andern auf die sich drängenden Begebenheiten warten. Hier habe ich so recht in die Schwäche und unverantwortlichen Fehler der Regierung geschaut. Wenn es überall so ist, so ist es kein Wunder, wenn in ganz Deutschland die Monarchie verloren geht. Es ist wie ein Kampf der Lämmer gegen die Wölfe; man gibt das Schwert aus der Hand, um sich damit erschlagen zu lassen.

In Pipers Wohnung, am 2. Nov. 1848. Ich schreibe an Pipers Schreibtisch, weil ich jeden Augenblick erwarten muß, daß meine Papiere versiegelt werden und ich in Untersuchung komme. Es ist mir hier unmöglich, noch alles zu erzählen, was seit dem 22. Oct. vorgekommen ist — nur summarisch: Da aus Frankfurt keine Hilfe, ja nicht einmal eine Antwort auf verschiedene Briefe erfolgte, so beschäftigte man sich hier am Hofe ganz ernstlich mit der Idee der Abdankung. Darauf arbeitete auch ich nach Kräften hin und suchte namentlich dahin zu wirken, daß das Land

konservativen Geheimrat v. Krosigk zum interimistischen Minister. Der Landtag verlangte nun die Abdankung des Herzogs wegen Regierungsunfähigkeit und beschloß, dem Herzog von Dessau die Regentschaft über Bernburg zu übertragen. Daraufhin trat die Rechte (mit ihr der Präsident Justizrat Hempel) aus dem Landtage aus und führte dadurch dessen Beschlußunfähigkeit herbei.

Am 10. November traf aus Frankfurt der Reichskommissar v. Ammon ein, der bis zum 26. Januar in Bernburg blieb, ohne daß ihm die Beilegung des Konflikts gelang, wenn auch seine Anwesenheit zur Beruhigung beitrug.

Der Umschwung der Lage, die freilich immer noch unsicher blieb, ist wohl wesentlich auf die Wirkung des Sieges der Reaktion in Preußen unter dem Ministerium Brandenburg zurückzuführen. Nachdem der Hof am 11. November nach Ballenstedt zurückgekehrt war, löste der Herzog den Landtag auf und gab er am 14. Dezember von sich aus eine Verfassung, deren Rechtmäßigkeit von der Linken zwar bekämpft wurde, die aber in Kraft geblieben ist, bis sie 1859 durch die (mit Dessau gemeinsame) neue landständische Verfassung ersetzt wurde [s. S. 240 u. 279].

Nachdem im Januar 1849 das Ministerium Krosigk (mit dem Justizrat Hempel als zweiten Minister) definitiv eingesetzt war, entstanden nochmals Unruhen, die in dem blutigen Krawall in Bernburg am 16. März [s. S. 139 ff.] gipfelten. Nach v. Krosigks Tod (14. Dezember 1850) war Hempel leitender Minister, bis er im April 1853 durch den aus Preußen berufenen, schon seit 1851 dem Ministerium angehörenden v. Schätzell ersetzt wurde [s. S. 186 ff.].

Vgl. H. Wäschke [Direktor des Anhaltischen Staatsarchivs]: Anhaltische Geschichte (1913), Bd. III.

nicht an Dessau abgetreten, sondern der Reichsgewalt zur Disposition gestellt würde. Die Herzogin schwankte hin und her, bald war sie willig, bald schien es ihr wieder ein Verbrechen, der Landeshoheit zu entsagen. Indessen mußte es doch geschehen, weil gar keine ordentliche Gewalt im Lande existierte, das alte Ministerium aufgelöst war, dem neuen wieder die Sanktion des Herzogs fehlte und die Übergriffe des Landtages sich von Tag zu Tage häuften.

Schließlich schien meine Idee der Abtretung an die Reichsgewalt bei der Herzogin die Oberhand zu gewinnen, denn ich bekam am 29. Oct. den heimlichen Auftrag, für die Herzogin einen Brief an den Reichsverweser aufzusetzen mit der Abdankung. Das war für mich eine schmerzliche Arbeit, und die Hand würde mir versagt haben, wenn ich auch nur noch die geringste Hoffnung gehabt hätte. Die Herzogin war mit meinem Briefe sehr zufrieden und schrieb ihn ab, um ihn dann als ihre eigene Arbeit zweien der ehemaligen Minister, von denen sie sich noch beraten läßt, vorzulegen. Diese waren ebenfalls damit einverstanden, und der Brief sollte abgehen. Da erzählte mir die Bernstorff, die Herzogin habe wieder Reue empfunden, sei von der Abdikation abgestanden und habe einen Herrn nach Frankfurt geschickt, der nochmals persönlich um einen Reichskommissar bitten solle. Ich sagte der Bernstorff alles voraus, was später erfolgte, und konnte mich nicht halten, sondern ging fort.

Gestern morgen stürzte Cramer bei mir herein mit der Nachricht, es würde heute nachmittag eine Deputation des Landtages kommen, um den Herzog zur Unterschrift der Verfassung zu bewegen, die erst vorgestern abend fertig geworden war, mit einer Civilliste von 65000 Thaler und anderen Ungehörigkeiten. Ich setzte mich gleich hin und schrieb der Bernstorff, sie solle der Herzogin raten, augenblicklich einen Brief mit der Abdankung nach Quedlinburg auf die Post zu senden, um den Herren sagen zu können, sie müßten sich nun wegen der Sanktion ihrer Verfassung nach Frankfurt wenden. Ich fügte noch mehrere Vorsichtsmaßregeln bei und schickte Bertha mit dem Briefe aufs Schloß.

Diese kam bald mit dem Bescheid zurück, die Herzogin wäre mit der Bernstorff ausgefahren, man wisse nicht wohin. Ich schöpfte sogleich Verdacht, und bald erhielt ich auch von der Bernstorff ein paar Zeilen mit der Anzeige, sie hätten sich mit dem Herzoge nach Quedlinburg begeben. Ehe ein paar Stunden um waren, durchlief die Nachricht auch schon die ganze Stadt. Das Militär besetzte das Schloß, die Bürgerwehr durchzog compagnieweise die Stadt, welches Vergnügen ich bis 11 Uhr nachts teilte. Heute hören wir nun, daß der Herzog in Quedlinburg sehr geehrt und gefeiert worden ist, die Kürassiere haben ihm ein Hurra gebracht.

Wie sich nun hier die Dinge gestalten werden, weiß ich noch nicht. Schierstedt[1], der Führer der Demokraten, hetzt auf mich, Cramer und

[1] v. Schierstedt, preußischer Leutnant a. D., Schwager des Abgeordneten v. Mey. In einer öffentlichen Erklärung vom 25. Oktober behauptet er die „Existenz einer Rückschrittspartei in Ballenstädt".

Kutteroff als die Anstifter der Flucht; auf der anderen Seite sollen aber Vielen die Augen aufgehen, da sie nun sehen, wohin Schierstedt sie geführt hat. Vom Landtage ist ein Geschworenengericht eingesetzt, welches hier die Untersuchung gegen uns führen soll, doch werde ich mich nicht stellen. Es ist eine heillose Unordnung. Ich befinde mich wie im Fieber. Cramer ist nach Quedlinburg nachbeordert, wo sich auch Kutteroff und Krosigk (Ehrenmänner!) befinden. Der Herzog ist jetzt in ausschließlich guten Händen. Piper will diesen Brief selbst nach Quedlinburg bringen, da ich über Bernburg nicht mehr sicher schreiben kann.

*

Ballenstädt, am 18. Nov. 1848. Gottlob, es bricht eine bessere Zeit herein über das arme gequälte deutsche Vaterland, und mein Herz füllt sich mit Freude und Dank. Wien ist gefallen, und endlich hat sich auch der König von Preußen ermannt[1]. Meinen letzten Brief schloß ich, dünkt mich, mit der Nachricht von der Flucht unseres Hofes nach Quedlinburg. Es war ein angstvoller Nachmittag und Abend. Ich fürchtete ernstlich ein Attentat des Pöbels auf mein Haus, weil auf mich als den angeblichen Hauptreaktionär große Wut gelenkt war und viele mir jene Flucht in die Schuhe schoben. Bis 4 Uhr blieb ich bei Piper, dann begab ich mich nach Hause, rief meine Frau und Töchter auf mein Zimmer und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln für den Fall, daß eine Rotte vors Haus rücken sollte und ich nicht da sei. Geld und Papiere hatte ich schon zu Piper gerettet, und die Meinigen sollten sich über den Gartenzaun ebenfalls zu ihm begeben. Während wir das berieten, machte ich mir zwölf Stück scharfe Patronen zurecht und richtete mich gänzlich zu einem nächtlichen Feldzuge ein. Kaum war ich fertig, so wurde ich auch in aller Stille in den Großen Gasthof kommandiert, wohin der ganze Flintenzug meiner Compagnie auf diese Weise bestellt worden war. Hier fand ich schon alle bis an die Zähne bewaffnet vor.

Bald kam auch der Aufruf zum Abmarsch. In der Allee hatte sich nämlich eine Masse Volk versammelt, die da krakeelte und sich zu einem Exzeß begeisterte. Als ich so mit meiner Muskete in meiner Compagnie stand und der frische Nachthauch mir um die Backe wehte, wurde mir wieder wohl. Ich stand im vordersten Gliede der ersten Sektion; als wir angetreten waren, reichte ich den anderen die Hand und sagte: „Nicht wahr, Kameraden, wir stehen fest wie die Mauern?" — „Ja, ja", hieß es von allen Seiten, „wir bleiben fest." So marschierten wir denn zu drei Sektionen, enggeschlossen, vom Gasthofe ab. Es war pechrabenschwarze Nacht, durch die einzelnen Straßenlampen nur noch schwärzer. Als wir in die Allee einmarschierten, warf sich uns ein riesiger Kerl ent-

[1] Am 2. Nov. wurde der reaktionäre Graf Brandenburg Ministerpräsident, der am 8. die Berliner Nationalversammlung nach Brandenburg verlegte und, als diese sich weigerte, den Belagerungszustand über Berlin verhängte und die Fortsetzung der Sitzungen in Berlin mit Waffengewalt (General Wrangel) verhinderte; am 5. Dez. wurde die Nationalversammlung in Brandenburg aufgelöst und die Verfassung oktroyiert.

gegen, gerade auf mich, um die erste Sektion zu durchbrechen. Ich hatte aber den Flintenkolben mit der rechten Hand gefaßt, so war ich imstande, in dem Augenblick, als der Kerl auf mich einsprang, ihm mit dem Kolben so vor den Magen zu stoßen, daß er seitwärts flog auf den Flügelmann, der ihm noch einen heillosen Ruck in die Rippen gab, so daß der Grobian unter der Alleebarriere durch auf die Straße stürzte unter heillosem Fluchen. Die übrigen wichen zurück. Als wir die Allee wieder heraufmarschierten, waren nur noch einzelne Leute da. Auf dem Schlosse lagen 100 Mann Jäger und in der Stadt auf dem Rathause ein Schützenzug von 50 Mann. Wir durchzogen dann noch einmal die obere Stadt, fanden sie aber so ruhig, daß wir nun sorglos nach unseren Häusern gehen konnten. Die Meinigen waren alle noch wach und hatten sich sehr geängstigt, da schreiende und lärmende Gesellen auch die Neue Straße durchlungert hatten.

Am anderen Tage kamen die neuen Minister, um dem Herzoge die neue Verfassung vorzulegen. Anstatt aber nach Quedlinburg zu fahren, erließen sie bloß eine energische Note, in welcher sie erklärten, der Herzog müsse zurück. Der Herzog beantwortete diese Note mit der Absetzung des Ministeriums und einer Proklamation an das Volk, worin er die Gründe seines Weggehens auseinandersetzte, die Ankunft eines Reichskommissars in nächste Aussicht stellte und den Geheimrat v. Krosigk zum Minister ernannte mit der Weisung an alle Immediatbehörden, nur von Krosigk kontrasignierte Befehle anzunehmen. Ein paar Tage lang erwarteten wir indessen eine provisorische Regierung und eine Kommission vom Landtage, um hier Standrecht über uns Reaktionäre zu halten; dies wäre auch erfolgt, wenn nicht die herzoglichen Behörden so fest und treu zum Herzog gehalten hätten und wenn nicht die ganze Rechte aus dem Landtage ausgeschieden wäre, wodurch er beschlußunfähig wurde.

Vom Könige von Preußen erhielt die Herzogin in Quedlinburg gleich in den ersten Tagen einen sehr liebenswürdigen eigenhändigen Brief. Der König bot ihr das Quedlinburger Schloß an und bat sie, sich dort als Äbtissin so behaglich als möglich einzurichten, jedoch möchte sie dagegen ihm den Gefallen tun, wenn sie bei der Krypta vorüberginge (eine uralte unterirdische Kirche auf dem Schloß, in welcher Heinrich der Vogler begraben liegt), allemal ein Stoßgebet zum Herrn zu tun, daß es ihm doch gefallen möge, einen großen Mann zu erwecken, wie König Heinrich war, der das arme deutsche Vaterland errette. Unser Hof nahm indessen das Anerbieten nicht an und lebte still im Gasthof.

Endlich nach zehn Tagen traf der Reichskommissar, Appellationsgerichtsrat v. Ammon, in Bernburg ein und verkündete sogleich dem ganzen Lande seine Anwesenheit durch eine kurze, sehr ernste Proklamation. Am anderen Morgen langte auch der Hof wieder auf hiesigem Schlosse an. Ammon hat übrigens allen Teilen imponiert und unsere Angelegenheiten durch den bloßen Respekt, den seine Gegenwart einflößt, sogleich wieder auf einen erträglichen Fuß gesetzt.

Gestern abend war ich zum erstenmal seit der Quedlinburger Flucht wieder am Hofe. Als die Herzogin eintrat, kam sie sogleich auf mich zu und reichte mir vor der ganzen Gesellschaft die Hand, indem sie mir weinend einige Worte der Begrüßung sagte. Ich hatte die Herzogin noch nie weinen sehen und hatte nun selbst Mühe, meine Erschütterung zu verbergen. Die arme Herzogin war noch sehr geängstigt durch die Ereignisse in Preußen. Der König hatte damals gerade die Verlegung des Landtages nach Brandenburg ausgesprochen und das verhaßte Ministerium Brandenburg geschaffen; durch alle Städte ging ein furchtbarer Schrei der offensten Empörung. Sollte dieser Schritt mißglücken und sollten die Demokraten wieder ans Ruder kommen, so sind wir natürlich Alle Kinder des Todes. Aber so schrecklich die Dinge auch aussehen, so habe ich doch guten Mut, weil ich den festen Glauben habe, daß man in gerechter Sache allemal siegen muß, wenn man die Gewalt in Händen hat und sie anwendet. Bleibt man nur sich selbst treu und verstößt man nicht gegen das Recht, so kann man auch stark auftreten. Die Volkskraft ist nur eine Kraft gegen das Unrecht. Meine einzige Sorge ist die, daß der König seiner Individualität nach auf halbem Wege ermatten und die Arbeit nicht rein durchführen könnte. Aber Brandenburg ist ein Teufelskerl, hat den König jetzt in der Gewalt und wird ihn gewiß nicht wieder freilassen, bis er reine Wirtschaft gemacht hat.

20. Nov. 1848. Mein alter lieber Kerl! Ich habe einen herrlichen Geburtstag! Sonnenschein und warmes Zimmer mit reiner Luft. Gestern morgen malte ich die letzten Striche an meinem „Glauben", nun ruht das Bild bis in den December, wo die Lasuren darüber kommen. Dann räumte ich mein Zimmer auf, das bei einem vierzehntägigen Malen, wozu hundert Skizzen nötig waren, die auf der Diele herumlagen, weder gekehrt noch geräumt worden war. Nun sieht es aus wie ein Tempel des Apollo. Am Nachmittag ging ich zur Belohnung zu [Oberbergrat] Zincken, der mich längst einmal zu seinen mikroskopischen Experimenten eingeladen hatte. O wie war ich selig! Ich schnitt mich in den Finger und beobachtete mein eigenes Blut, sah deutlich die Blutkugeln, so groß wie kleine Graupen. Auch Sumpfwasser untersuchten wir und beobachteten bei einem kleinen Infusionstierchen überraschende intellektuelle und ausgezeichnete körperliche Fähigkeiten. Der heutige Nachgenuß ist fast noch größer als der gestrige primäre.

Jetzt sitze ich nun und schreibe im reinlichen Zimmer und freue mich meines Vaterlandes, denn es geht über alles Erwarten gut. Zwar ist das Zeitungsgeschrei noch grausig, und tausende von Adressen laufen gegen das Ministerium Brandenburg ein, aber es kommen doch auch große Massen von Adressen für den König, und ich bin überzeugt, daß die Adressen gegen ihn großenteils nur aus Furcht entstehen. Die Bauern sind überall ganz offen für den König, und die Städte sind es zum größten Teil heimlich, werden aber, je mehr sie sehen, daß der König siegt, auch offen hervortreten. So viel wird jedenfalls erreicht, daß der verfluchte

Revolutionsschwindel und -stolz gebeugt werden und daß wieder Respekt ins Land kommen wird, der gänzlich verschwunden war.

30. Nov. 1848. Über unsere politische Zukunft ist noch immer nichts entschieden. Die Verhandlungen mit Dessau wegen Abdankung des Herzogs schwanken noch. Die ganze Sache wird unbeschreiblich heimlich betrieben, doch ahnt das Volk, was ihm bevorsteht, und von allen Seiten kommen nun Deputationen, den Herzog zu bitten, er möge bleiben, und die Herzogin, sie möge die Mitregentschaft übernehmen. Der Landtag gebärdet sich unterdessen ganz rasend, setzt alle Welt in Anklagezustand und macht einen solchen Greuel und Unruhe, daß der Reichskommissar gestern hierher schrieb, er werde wohl Reichstruppen nach Bernburg ziehen müssen.

4. Dec. 1848. Hierzulande sieht es noch immer traurig aus. Der Reichskommissar scheint nichts zu tun, und die Kammer hat den Herzog für regierungsunfähig erklärt. Aus dem ganzen Lande gehen Bitten ein, der Herzog möge nicht abdanken, und doch löst man die Kammer nicht auf. Die Reichsgewalt in Frankfurt wird wahrscheinlich nicht mehr lange leben; dann kann uns vielleicht Preußen helfen. Vor ein paar Tagen langte ein Brief des Königs an die Herzogin an: ganz vortrefflich, ermutigend. Wenn ich einen solchen Brief bekommen hätte, so wüßte ich wohl, was ich täte; bei uns weiß man es aber nicht.

Couvert. Hier ist jetzt nach einem Todesfall ein Mikroskop für 2 Louisd'or zu verkaufen, welches 8 gekostet hat. Daß ich's von der Bernstorff zu Weihnachten bekomme, ist sehr wahrscheinlich. Ich freue mich so darauf, daß ich fast ersticke. – Stürme haben wir jetzt, daß einem die Haut grauft. Eben poltern alle Schornsteine, die Dachbalken krachen und klopfen, und an den Hausecken werden Posaunen geblasen.

III.

Vertrauter Berater der Herzogin.

Ballenstädt, am 25. Januar 1849.

Mein alter teurer Bruder!

Du sprichst die Hoffnung aus, daß die Herzogin mich nun vielleicht in ihren näheren Dienst ziehen könnte. Das ist aber kaum zu erwarten, zumal hier überflüssig viel Cavaliere vorhanden sind. Einen besonderen Zug zu mir hat die Herzogin, obgleich sie mir gut ist, nie gehabt und wird ihn nie haben können infolge unseres so verschiedenen Temperaments. Wie mir ihr sanguinisches, für alles Schöne verschlossenes Wesen früher oft schwer war, so zweifle ich nicht, daß ich ihr ridikül erscheinen würde,

wenn ihr nicht unbegreiflicherweise der liebe Gott einen kleinen Respekt vor mir in die Seele gepflanzt hätte. Diesen Respekt verdiene ich nicht, aber genug, sie hat ihn, und ich schreibe ihn meinem ernsthaften Gesichte zu. Mir dagegen hat Gott etwas Liebe zu ihr ins Herz gepflanzt, zumal seitdem sie während meiner russischen Reise sich meiner Frau so herzlich angenommen hat.

Leicht ist es freilich nicht immer. Wenn sie mich z. B. nach wichtigen Dingen frägt und meine Antwort nicht abwartet, oder wenn sie mich beim Vorlesen eines Shakespeareschen Stückes, wenn ich so recht im Feuer bin, mit meinem ganzen Wesen in der Handlung stecke und alles um mich her vergessen habe, plötzlich unterbricht und mit ihren Damen irgendeine Tratscherei breittritt, so packt mich wohl manchmal die Verzweiflung. Aber dann denke ich: Liebes Kind, Gott hat dich so gemacht, ich kann dich nicht umschaffen und wünsche, daß du trotzdem in den Himmel kommen mögest; und wenn dann eine Pause in der Unterhaltung eintritt, frage ich ganz bescheiden, ob wir nicht fleißig sein wollten, und lese dann frisch weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Einen so zahmen Wurm hat Gott aus mir gemacht. Wir haben jetzt beim Lesen einen sehr hübschen Kreis: die Herzogin, ihre niedliche Schwester die Prinzessin Louise, die Bernstorff und die Hofdame Fräulein v. Bornstedt. Die Damen sitzen auf großen grünsammtnen Lehnstühlen um einen Tisch, und ich sitze separiert in einer tiefen Fensternische, wo ich mich nach Belieben ausdehnen und zusammenziehen und spreizen kann. Mitten im Monologe des Clarence, der im Turm ermordet wird, fährt dann die Herzogin auf: Guter Herr v. Kügelgen, wenn ich sagen darf, haben Sie von der gräßlichen Operation gehört, die man mit der armen Frau von Sonnenberg vorgenommen hat?

22. Febr. 1849. Heute sind es sechs Jahre, daß Du bei Nacht und Nebel in mein Haus trateſt. Schon sechs Jahre! — Die Frage der Abdikation ist noch immer nicht entschieden. Da aber die Wahlen alle links ausgefallen zu sein scheinen, wird unser Wackelstaat nun wohl zum Sturze kommen. Meine Popularität hier ist, glaube ich, sehr gesunken; die Linken hassen mich, weil ich rechts bin, und die Rechten verdenken es mir, daß ich mich nicht ihrem Club anschließe, der noch Hoffnung hat und den Herzog halten will. Wenn der Herzog kein größeres Maß von Freiheit gegeben hätte als Preußen, hätte er sich wohl halten können; da er sich aber durch seine outrierte Verfassung selbst untergraben hat, so muß man ja zugrunde gehen.

Ich beobachtete gestern durch mein Mikroskop ein Rädertierchen, welches mir unter dem Glase so lang wie mein Daumen erschien. Es war ganz durchsichtig, sodaß ich alle seine inneren Teile, Mägen und Schläuche deutlich sehen konnte. Das Tier wechselte in verschiedenen Gestalten, und um sein Kopfende lief ein Mühlrad um mit gewaltiger Schnelligkeit (scheinbar; es ist ein Kranz von Wimpern, mit denen das Tier flimmert, wodurch ein Strudel im Wasser erzeugt wird, welcher fortwährend Fraß herbeizieht). Plötzlich, während das Rad wacker umlief, fing das Tier an sich aufzulösen. Die inneren Teile traten, einer nach dem andern, still

schleichend aus dem Leibe heraus. Anfangs glaubte ich, es lege Eier, überzeugte mich aber bald, daß es sich ausweidete. Die einzelnen Teile schwammen ohne Zusammenhang auf dem Wasser, getrieben durch die Strömung des Wirbels, um das Tier herum. Dieses wirbelte tapfer darauf los, verminderte sich aber zusehends, und endlich sah ich ungefähr zehn Sekunden lang das Rad ganz allein sich noch umdrehen, bis auch dieses stand und in trüben Schleim zerfloß. So kommt mir unser kleiner Staat vor; auch der löst sich so still auf, während der Hof immer noch flimmert.

Couvert. Durch Wehrhahn, der mich hier besuchte, habe ich erfahren, daß Roller seinen alten Adam ausgezogen hat, ganz sanft und freundlich geworden ist. Dabei soll er ganz mager geworden sein und ein auffallend kleines Kindergesicht bekommen haben. Bedenke sein früheres Antlitz und die Macht seines Zornes! Es ist ewig schade!

*

Ballenstädt, am 20. März 1849. Seit ich Dir nicht geschrieben, hat sich bei uns wieder viel Interessantes zugetragen. Am Geburtstage des Herzogs [2. März] wurde ich aufs Schloß gerufen. Die Herzogin sah verstört und verweint aus. Sie hatte soeben den Ministern, die zur Gratulation gekommen waren, die Frage der Abdikation vorgelegt und war weder auf einen Widerstand gestoßen, noch hatte man ihr bei diesem Geschäft Hilfe geboten. Augenscheinlich waren die Minister von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes überzeugt, fürchteten sich aber, die Hand dazu zu bieten, weil sie das Volk fürchten, welches von einer Abdikation nichts wissen will. Ich schlug ihr vor, das Ministerium zu ändern, aber dazu fehlte ihr der Mut. Darauf riet ich, Kutteroff und Salmuth, welche beide die Notwendigkeit der Abdikation einsehen, nach Berlin zu schicken, um in dieser besonderen Lage den König anzugehen, aber ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß genannte Herren sich durchaus weigerten, ohne Vorwissen des Ministeriums irgend etwas in der Sache zu tun. Endlich sagte ich: „Nun, so werde ich gehen, auf meine eigene Hand, und wenn ich auch nicht den König sprechen kann, so bringe ich Ihnen doch ein Gutachten von einem tüchtigen preußischen Staatsmanne, welches Sie in den Stand setzen soll, die ganze Lage klar zu übersehen und mit Sicherheit und Erfolg irgendeinen Weg einzuschlagen!" Nun hättest Du sehen sollen, wie die arme Herzogin aufleuchtete, wie sie erst gar nicht glauben wollte, daß jemand etwas für sie wagen wollte, und wie sie mir hernach dankte mit einer Herzlichkeit, deren nur ein so lebhaftes und demütiges Gemüt fähig ist wie unsere Herzogin. Wir saßen nun noch ein paar Stunden beisammen, das Ding gründlich zu überlegen, und endlich wurde beschlossen, meine Sendung nach Berlin erst als letzten Trumpf auszuspielen und vorher noch einen energischen Versuch zu machen, die Minister zu zähmen.

Am 16. März, als wir zum Tee auf dem Schloß waren, wurde der Herzogin per Estafette ein Brief aus Bernburg überbracht. Sie erbrach ihn, wurde rot, erbleichte und las dann folgendes vor: „Durchlauchtigste Herzogin! Der Bürgerkrieg steht in vollen Flammen. Zehne liegen tot

auf dem Markte. Feuer! Feuer! Feuer! Nur preußisches Militär kann uns retten. Helfen Sie! Der gegen das Herzogliche Haus dankbarlichst gesinnte Schauspieldirector Martini." Kutteroff und Salmuth wurden nun sogleich aufs Schloß gerufen; sie hatten aber keinerlei offizielle Nachricht bekommen und meinten, Martini sei wohl verrückt geworden. Die Herzogin war kaum abzuhalten, selbst nach Bernburg zu fahren, und die Unterhaltung drehte sich den ganzen Abend, immer in Erwartung einer offiziellen Nachricht, um diesen einzigen Gegenstand. Um 3 Uhr in der Nacht erwachte ich von einem Klopfen an unserer Haustür, und bald darauf klingelte es. Julchen sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster, da drang ein wohlbekannter Gruß herein: es war Gerhard. Nun rührte sich das ganze Haus, es wurde Kaffee gekocht, und Gerhard mußte erzählen.

Ein Bernburger Jude, namens Joseph Calm, hatte nämlich hier in Ballenstädt ein Pferd gestohlen, war auf diesem in den Dörfern herumgeritten und hatte da revolutionäre Reden an die Bauern gehalten. Von Dorf zu Dorf hatte sich ihm Gesindel angehangen, sodaß er zuletzt mit tausend Mann in Ballenstädt einrückte, wo er auf dem Markte vom gemausten Pferde herunter eine donnernde Freiheitsrede hielt. Hier wollte aber der Besitzer sein Pferd wiederhaben und zerrte den Redner an den Beinen herunter. Daraus entstand eine große Prügelei, und während dieser Verwirrung war Calm entwischt und hatte sich glücklich wieder nach Bernburg gerettet. Auf Requisition des hiesigen Justizamtes war er indessen dort gefaßt worden und sollte eben durch Gensd'armes hierher transportiert werden, als sich das Volk vor dem Regierungsgebäude auf dem Markte, wo der Gefangene saß, zusammenrottete, um ihn zu befreien. Auch Gloß[1], Mey und Consorten hatten sich hineinbegeben, um das Gericht zu erweichen, und ermutigten das Volk von den Fenstern aus. Ein Kerl mit einem eisernen Topf auf dem Kopfe und der unsinnigen Inschrift: „Tod oder Leben!", namens Pfitzner, trug eine deutsche Fahne und stürmte wütend gegen das Gebäude, um die Türen zu sprengen.

Da rückte Trützschler[2] mit der 3. Compagnie heran und forderte das Volk auf auseinanderzugehen. Aber je eindringlicher er zur Ordnung mahnte, desto mehr ward er verhöhnt und das Militär gesteinigt. Endlich sprang ein Kerl hervor und riß einem Unteroffizier das Gewehr aus der Hand, der Flügelmann schoß ihn aber gleich über den Haufen. In diesem Augenblicke wurde aus dem Regierungsgebäude sowie aus dem Volke auf die Compagnie gefeuert, und nun ließ auch Trützschler Feuer geben. 10 Mann stürzten mausetot, zuerst Pfitzner mit seiner Fahne und seinem Topf, über 15 wurden verwundet, und dem Musje Gloß pfiff eine Kugel am Kopfe vorbei. Das Volk riß aus, und die Compagnie stürmte die Regierung, sie fing jedoch nichts, weil die Herren Demokraten sich schon durch eine Hintertür zerstreut hatten.

[1] Albert v. Gloß, Besitzer der Pulvermühle bei Silberhütte, neben v. Mey Führer der Demokraten.

[2] Major Trützschler v. Falkenstein, Kommandeur der Garnison.

Gerhard war unterdessen bei seinem Pastor durch wütende Weiber belagert, die den Turmschlüssel haben wollten, um Sturm zu läuten; sie warfen alle Fenster ein, und das Haus wurde erst um 5 Uhr durch Militär entsetzt. Nun ging Gerhard auf den Markt, wo er noch die Leichen in ihren Blutlachen liegen sah. Der Belagerungszustand wurde proklamiert, und als Gerhard abends 9 Uhr wegfuhr, sah er noch zwei Schwadronen preußische Husaren einrücken.

Am folgenden Tag lief hier das beunruhigende Gerücht um, es sollte am 18. ein großer Demokraten-Verein auf dem Ziegenberge stattfinden. So wurde die hiesige Garnison consigniert und nach Quedlinburg um Hilfe geschrieben. Am 18. früh rückten 250 Kürassiere ein, ein prächtiger Anblick in ihren weißen Kürassen auf den ungeheueren Rappen. Ballenstädt wimmelte nun von Soldaten. Die Demokratenchefs kamen zwar an, rissen aber sogleich wieder aus, als sie die Soldaten sahen, und bestellten ihre Leute ab.

3. April 1849. Am 20. besuchte uns die Herzogin zum Kaffee und teilte mir mit, daß die Minister fest dabei blieben, sie würden ihre Hand nicht zur Abdikation bieten. Dabei hatten sie die Herzogin so eingeschüchtert, daß diese es nicht wagen wollte, mich nach Berlin zu schicken. So schlug ich ihr denn vor, daß sie mich wenigstens nach Halberstadt zu dem Justizrat Krüger schicken möge, damit man nur einmal das Urteil eines verständigen Mannes hörte. Darauf ging sie ein, und am anderen Morgen saß ich im Wagen und rollte nach Halberstadt. Krüger wollte jedoch von sich aus in so delikater Angelegenheit kein Gutachten geben, sagte mir aber, der Oberlandesgerichtspräsident v. Gerlach[1] in Magdeburg sei vom Könige beauftragt, im Falle einer Auseinandersetzung mit Dessau nicht allein die preußischen Interessen zu vertreten, sondern auch unserem Herzog unter die Arme zu greifen. Es möchte wohl geraten sein, diesen zu befragen.

So fuhr ich denn nach Ballenstädt zurück, und am 22. nachmittags machte ich mich schon wieder nach Magdeburg auf den Weg, unter dem Vorwande, von Lavière eingeladen worden zu sein, ihm seine Frau zu zeichnen. In Magdeburg erfuhr ich, daß Gerlach tags zuvor nach Berlin abgereist war, um seinen Sitz in der Ersten Kammer einzunehmen. Was nun tun? Um 5 Uhr saß ich auf dem Dampfwagen und flog bei heftigem Schneegestöber nach Berlin, wo ich spät abends ankam. Ein Zug Grenadiere nahm uns auf dem Bahnhof in Empfang. Ohne weitere Belästigung spazierte ich nach der Droschke und fuhr nach dem Hotel de France, einem prächtigen, strahlenden Gasthof, wo ich ein Zimmer bezog, so feenhaft wie aus Tausendundeine Nacht.

Am folgenden Mittag ging ich dann zu Gerlach, der mir auf meine Anfrage mitgeteilt hatte, daß er mich um 12 Uhr in seiner Wohnung

[1] Ludwig v. Gerlach (1795—1877), 1844—74 Präsident des Oberlandes-, später Appellationsgerichtes in Magdeburg, seit 1849 Führer der preußischen Konservativen, Mitbegründer der „Kreuz-Zeitung", Bruder des Generals Leopold v. Gerlach, des Generaladjutanten und Ratgebers des Königs.

erwarte. Es war eigentlich närrisch, daß ich als Hofmaler beauftragt war, in einer so schweren politischen Frage mit einem der bedeutendsten Staatsmänner zu unterhandeln. Aber der Gedanke an die Hilflosigkeit meiner armen Herzogin gab mir Mut, das Lächerliche in meiner Situation zu verbeißen. Ich fand in Gerlach einen überaus liebenswürdigen, festen, bestimmten, aber doch freundlich warmen Menschen. Wir besprachen unseren Fall gegen zwei Stunden. Er ließ sich von mir bis ins Detail au fait setzen, bat sich die Grundzüge meiner Mitteilungen auch schriftlich aus und erklärte dann, mein Bericht sei von so großer politischer Wichtigkeit, daß er sich durchaus erst mit den Personen besprechen müsse, auf die es eigentlich ankäme. Er war dann sehr tätig, sprach mit dem Könige und den Ministern, hatte auch mit mir noch ein paar Conferenzen, kam aber während ganzer acht Tage zu keinem Resultat, weil die Zeit eine so bewegte war, daß namentlich Graf Brandenburg für meine Angelegenheit keine rechte Zeit hatte. Es war mir aber doch gelungen, die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes auf unsere Angelegenheit zu lenken, ich hatte die verkehrten Begriffe, die man darüber hegte, berichtigt, und Gerlach hatte mir das Versprechen gegeben, gleich nach Ostern zu uns zu kommen, um sich an Ort und Stelle noch besser zu orientieren. Er teilte meine Ansicht über den Stand der Dinge durchaus, konnte aber vorläufig den Weg, den unser Hof gegen das Ministerium einzuschlagen habe, noch nicht bezeichnen. So reiste ich am 31. ab und langte abends in Ballenstädt an.

Am folgenden Tage ließ mich die Herzogin rufen. Als ich zu ihr eintrat, stand sie in einer Fensternische und weinte. Ich war sehr erschrocken, weil ich glaubte, sie sei mit dem Resultat meiner Bemühungen, welches ich ihr schriftlich gemeldet, unzufrieden. Es war aber bloß Rührung, mich wiederzusehen, da sie der Meinung ist, daß ich mich einer großen Gefahr ausgesetzt habe, sowohl von seiten der Minister als auch aller Parteien im Volke. Ich mußte ihr nun ausführlich erzählen und rechne diese Stunde zu einer der glücklichsten meines Lebens. Ich hoffe auch ohne Unannehmlichkeiten durchzukommen. Bis jetzt ahnt kein Mensch, was ich in Berlin gemacht habe; selbst meine nächsten Freunde und meine Verwandten in Berlin wissen es nicht.

*

Ballenstädt, am 21. Sept. 1849. Mitte des Sommers begann für mich eine merkwürdige Zeit. Die Bernstorff hatte mir ein wunderschönes Schreibebuch geschenkt, und ich grübelte, was ich hineinschreiben sollte. Da fiel mir ein, daß meine Bemerkungen über die Widersprüche der Heil. Schrift, das Dokument meiner eigentümlichen Stellung zum Christentum, sich in Deinen Händen befinden und daher für mich verloren seien. Es erschien mir aber wichtig, ein solches Dokument der Berechtigung meines Unglaubens zu besitzen, um mich nötigenfalls darauf beziehen zu können, denn im Kopfe hat man einen solchen Apparat doch nicht immer beisammen; auch wollte ich, daß meine Söhne nach meinem Tode einen

klaren Blick in den Gang meines inneren Lebens haben und es begreiflich finden sollten, warum ich so gänzlich verstummt war über das positive Christentum. So nahm ich mir vor, ausführlicher und wissenschaftlich geordneter die ganze Niederschrift noch einmal zu rekapitulieren und dazu das schöne Bernstorffsche Buch zu benutzen. Zu dem Ende ging ich mit großem Eifer daran, das Neue Testament noch einmal durchzustudieren.

Während dieser Arbeit dämmerte mir plötzlich ein Licht auf. Ich fand ein Mittel, sämtliche Widersprüche zu lösen, und kam so zu einem wirklichen Inhalt und Fazit des Christentums. Ich ließ die Inspirationslehre fallen als eine Zutat der Theologie. Diese Lehre allein war es gewesen, die mich geirrt hatte, und wie Schuppen fiel es mir nun von den Augen, als ich zuerst versuchte, von der wörtlichen Inspiration ganz abzusehen und die Bibel so zu verstehen, wie man sich bemühen würde, ein Buch zu verstehen, das Menschen geschrieben haben. Dabei darf freilich nicht die leere Vernunft der Interpret sein, sondern eine mit dem christlichen Bewußtsein schon erfüllte Vernunft. Nun erschloß sich mir wirklich der Glaubensinhalt der Heil. Schrift, was bei der Annahme der wörtlichen Inspiration rein unmöglich ist. Auch Luther hat ja in der Praxis immerwährend die Inspirationslehre verleugnet, er ist sich dessen nur nicht bewußt gewesen.

Mein kleines Werkchen erhielt nun eine ganz neue Bedeutung. Es sollte meinen Kindern allerdings immer noch den Grund zeigen, der mich so lange zweifeln ließ, aber auch die sieghafte Kraft des Evangeliums, das alle Zweifel niederstreckt. Ich arbeitete eine Definition der Vernunft aus, bei der mir mein philosophisches Wissen herrlich zustatten kam. Ich zeigte, wie das Christentum nicht allein bibelrecht, sondern auch vernunftrecht sei, und wie alle Widersprüche sich in der Praxis des Glaubens lösen.

Während dieser Arbeit kam Köppen, der Evangelist der apostolischen Gemeinde (Irvingianer)[1] aus Berlin, hierher und schloß sich eng an mich an. Es tat mir wohl, recht brüderlich mit einem Manne verkehren zu können, der ganz die kindliche Färbung des Glaubens hat, wie sie in meiner Jugend üblich war. Seine Irvingsche Sache, für die er eifrig sprach, ließ ich gänzlich dahingestellt; sie scheint mir eine Verirrung.

Dann kam Schwager Fritz aus Berlin. Ich teilte ihm meine Ideen mit, und er ermutigte mich, das Werkchen für den Druck zu bearbeiten, er wolle mir einen Verleger verschaffen. So entschloß ich mich denn für die Herausgabe. Ich teilte aber Fritz sonst nichts aus der noch zu wüsten Arbeit mit, und wir hatten auch außerdem nur wenig theologische Gespräche, da mich sein Eifer gegen die Irvingianer störte. Jede kleine Abweichung erscheint den Theologen gleich wie eine Todsünde, und dadurch berauben sie sich der Mittel, gegen wesentliche Irrungen mit Erfolg zu kämpfen. Es fehlt ihnen bis jetzt noch immer ein Merkmal, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Dies Merkmal ist nach meiner

[1] Die von dem Schotten Eduard Irving (gest. 1834) begründete Sekte verbreitete sich seit 1843 auch stark in Deutschland; ihr hervorstechendstes Kennzeichen ist die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi und des Tausendjährigen Reiches.

Ansicht der Einfluß, den eine Theorie auf die Praxis hat, wie ich das in meinem Buche ausführe. Der bis in seine geringfügigsten Teile ausgeprägte und versteinerte Lehrbegriff ist der Götze, über dem die Theologen gar zu leicht den Herrn vergessen, von dem er zeugen soll.

Als ich Fritz zur Post gebracht und mich eben wieder an mein Werkchen gesetzt hatte, meldete Elisabeth mir einen Mann. „Ein Bettler?" – „Ja, ich glaube." Ich ging hinaus, die Hand freigebig in der Tasche, da war es der alte Zezschwitz[1], den ich seit zehn Jahren nicht gesehen. Entsetzlich verfallen, klein und pumplich. Er hatte seinen Sohn Gerhard und sein Töchterchen Marie mit. Ich begleitete ihn auf seiner Harzreise bis Alexisbad und erlebte dort mit ihm einen interessanten Abend. Er war ganz der alte, voll Witz und sentimentalen Ernstes; durch viel Schweres, was er erlebt, vielleicht auch durch den Einfluß seines prächtigen Sohnes Gerhard ist er aber veredelt und machte mir einen wohltuenden Eindruck. Mit weicher, teilnehmender Stimme erkundigte er sich auch nach Dir, doch plötzlich zuckte es leuchtend durch sein zusammengeklapptes Gesicht, und er sagte: „Er ist wohl recht feist geworden, der herrliche Gerhard?" und dabei lachte er ganz hoch. Der andere Morgen war herrlich. Wir frühstückten draußen, wobei Zezschwitz wegen der Morgenkühle sehr närrisch angezogen durchaus einem Kokon glich, aus dem oben ein kleines Witzgesicht herauszüngelt.

Gerhard Zezschwitz[2] kam nach vollendeter Harzreise wieder zu uns und blieb eine Woche. Er ist Theologe und wird bald sein Examen machen. Leider hat er die lutherische Richtung, aber auch kaum leider, denn er hat keinen Schaden, keine Herzlosigkeit, keine Kälte davon. Er ist ein gescheuter, gründlich durchgebildeter Mensch, Charakter vom Scheitel bis auf die Zehe, und doch dabei ganz jugendlich froh und bescheiden. Ich benutzte seine Anwesenheit, ihm mein Buch vorzulesen, um sein Urteil zu nutzen. Ihm waren aber die Einwürfe, die ich widerlege, selbst noch nicht nahegetreten, er wurde traurig darüber und in seinem Glaubensbewußtsein verletzt; endlich meinte er: wenn jemand mein Buch läse, der keine Zweifel hätte, so würde er sie nun unausbleiblich bekommen. Das war eigentlich das Schlimmste, was er mir sagen konnte. Daher überarbeitete ich, als er fort war, mein Büchlein noch einmal mit der Tendenz, Ausdrucksformen zu vermeiden, die kindlich gläubigen Menschen verletzend sein konnten, und mit Rücksicht auf die sachlichen Einwürfe, die Gerhard mir gemacht hatte.

Da kam Fritz zum zweiten Male angebraust, mit seiner Familie. Er war bei so vielen Choleraſterbenden gewesen, daß er phantasiekrank geworden war und sich eine abermalige Ausspannung verordnet hatte. Fritz

---

[1] Oberappellationsgerichtspräsident Karl v. Zezschwitz (1777—1854); vgl. Jug.-Er. II, 5 u. III, 2. Seine erste Frau (gest. 1820) war eine geb. v. Heynitz aus Königshain, seine Tochter Sally (gest. 1839) war die erste Frau von K.s Vetter Konstantin.

[2] Gerhard v. Zezschwitz (1825—86), 1856 Universitätsprediger, dann Professor in Leipzig, seit 1866 in Erlangen.

Wohnhaus und Stift Finn. Aquarelle vom Bruder Gerhard.

„Beim ersten Schnee muß ich immer alsogleich an Estland denken, und der Morgen meiner Jugendjahre umdämmert mich zauberhaft.“ 12. Nov. 1854.

Poll in Estland. Aquarell von Sophie v. Stackelberg.

„Mein Herz ist tief eingewurzelt auf diesem kleinen Fleck der Erde. Die Erinnerungen von da durchwehen mich wie Ahnungen aus einer seligen Präexistenz.“ 22. Aug. 1847.

blieb zwei, Lotte mit den Kindern drei Wochen. Es war eine Zeit des äußersten Sauses. Denn da unsere Gäste hier in allen Häusern Visite machten, so wurden wir auch von Allen zu großen Festivitäten eingeladen, die meist in Landpartien bestanden. Alle Tage gab es etwas Neues, und ich armer Teufel mußte auch immer mit, doppelt beklagenswert, weil mir gerade in diesen Tagen bei einem heftigen Hustenanfall der Leib geplatzt war. Denke Dir, daß ich entzwei gegangen bin und nun wie der Turm auf dem Falkenstein einen eisernen Reif um den Leib trage, den mir Dr. Piper verordnet hat. Diese Bandage erscheint mir wie eine Art härenen Hemdes, das die katholischen Büßer tragen. Übrigens ist mir der Schaden ganz lieb. Es ist mir ein beständiges memento! Und es ist ganz gut, daß der Junker Leib gebrochen sei.

Lotte ist denn nun auch abgereist und hat die Reinschrift meines Büchleins mitgenommen. Sollte Fritz ein ähnliches Urteil fällen wie Zezschwitz, so wird er freilich sich mit der Sache nicht weiter befassen[1], und ich fürchte dies fast, denn mein Buch läuft der bisherigen Theologie sehr zuwider. Dem sei, wie ihm wolle, mir hat diese Arbeit für meine Person doch großen Nutzen und mich ins reine mit mir selber gebracht. Zwar was man eine Erweckung nennt, ist nicht mit mir vorgegangen, bloß eine Zurechtrückung meines Kopfes. Es ging ganz trocken und ohne Verzückung zu, aber ich habe nun doch wieder einen Stecken in der Hand, bin getroster und besseren Mutes als vordem und nicht mehr wie aufs Maul geschlagen, wenn Christen sich im Lobe der Herrlichkeit ihres Gottes ergehen. Ich gehöre wieder einer Kirche an, die ich niemals aufgehört habe zu lieben, ich habe meine alte Wohnlichkeit wieder bezogen. Es ist angenehm, wenigstens theoretisch ganz aus einem Stück zu sein. Das bin ich jetzt.

Ganz besonders freue ich mich darüber, mich jetzt mit Dir, mein lieber Bruder, in allen Stücken wieder gleich fühlen zu können. Jetzt würden wir uns, glaube ich, herrlich verstehen und nicht wieder wie Bildsäulen nebeneinanderstehen wie damals, Bildsäulen mit warmem Herzen und versteinertem Maul. Wenn Du die lieben Pollschen Schwestern siehst, so erzähle ihnen doch, was Gott ihrem alten Zögling für Gnade erwiesen. Helenen sage, ich ließe sie grüßen, und das Christentum sei wahr mit allen seinen Unglaublichkeiten und Widersprüchen, weil es gerade so, wie es ist, den Zwiespalt im Menschen löst, Friede in ihm macht, seinen Durst und seine Bedürfnisse stillt. Wo es diese Wirkung verfehlt, da fühlt jeder, daß der Fehler nicht am Christentum, sondern an ihm selbst liegt, weil er es nicht wirklich hat. Kein Wasser kann den Durst stillen, wenn man es nicht trinkt, sondern etwa nur ansieht oder chemisch untersucht.

*

Ballenstädt, am 12. Februar 1850. Hätte ich Dir von Herrnhut aus, wo ich Deinen Brief empfing, geschrieben, so hätte ich Stoff zum

[1] Die Schrift ist erschienen unter dem Titel „Von den Widersprüchen in der Heiligen Schrift für Zweifler". Mit einem Vorwort von Fr. Wilh. Krummacher. VI, 99. Berlin 1850, Verlag J. A. Wohlgemuth.

Erzählen im Überfluß gehabt. Jetzt liegt diese Zeit nun schon weit hinter mir. An der Zezschwitz, in deren Hause ich viel wahre Freundschaft genoß, habe ich eine vortreffliche Frau kennengelernt. Auf den ersten Anblick täuscht man sich in ihr. Sie ist groß, breit, derb in ihren Manieren und bäuerisch in ihrer Sprache, zugleich auch wieder winselnd, herrnhutisch süßlich; das wechselt so und macht keinen angenehmen Eindruck, wenn man sie noch nicht kennt. Dies alles berührt aber nicht den Kern ihres Wesens. Sie hat ein vortreffliches Herz und ein lauteres, ehrliches Christentum bei gutem, scharfem Hausverstande. Mann und Haus beherrscht sie wie eine absolute Regentin; doch eben dabei befindet sich unser lieber alter Freund Zezschwitz recht wohl, weil ihm selbst der liebe Gott nun einmal den Zepter versagt hat. Auch dabei befindet er sich wohl, daß sie seine Zunge etwas im Zaum hält; sie ersetzt ihm gewissermaßen, was andere Männer von selbst an natürlicher Würde haben. Er besuchte mich oft bei meiner Arbeit, in einem alten Schafspelz, mit vielen bunten Halstüchern bis an die Nase verschanzt, in Filzschuhen. Dann erzählte er so unerhörte Geschichten, daß ich vor Lachen kaum noch malen konnte. Abends ging ich mit dem lieben alten Freunde in die Betstunde, ich führte ihn in die Kirche hinein und heraus, und wir saßen nebeneinander. Ich habe an ihm besondere Freude gehabt, er war mir eine Art von gutem altem Papa.

Die rein theokratische Verfassung der Herrnhuter hat mich sehr interessiert. Sie sind regiert von ihrem Oberältesten im Himmel, d. i. Christus, der alles durch das Los entscheidet. Bis jetzt sind sie gut damit gefahren. Sie haben einen christlichen Sozialismus bei sich realisiert, und ihre Gemeindeordnung ist ganz vortrefflich. Überaus wohltuend ist die Heiterkeit, die über die ganze Gemeinde ausgegossen ist. Da sie viel arbeiten müssen und sich zur Erholung nur einfache, geordnete Genüsse erlauben dürfen, bleiben sie immer genußfähig und fern von Blasiertheit. Die Gottesdienste sind durch große Abwechslung der Formen immer neu und erbaulich. Schön sind ihre Liebesmahle, wenn man von dem Lächerlichen, was aber nur in der Seltsamkeit liegt, abstrahieren kann. Während die Gemeinde die schönsten Lieder singt, wird sie mit Tee und Kuchen bedient, und während des Essens und Trinkens werden von den Chören herrliche Psalmen gesungen. In dieser Feier liegt eine besonders erbauliche Simplizität. Sie bedeutet das Abendmahl, erst etliche Stunden darauf folgt die Kommunion. Weißgekleidete Priester schreiten zwischen den Reihen einher und verteilen die Hostie. Während dann der Bischof die Einsetzungsworte betet, fällt die Gemeinde auf die Knie und genießt zusammen das Sakrament, wobei die Kelche von Hand zu Hand gehen. Dabei fällt alles weltliche Stolzieren und Repräsentieren weg, jeder ist gekleidet, wie es ihm beliebt. Wenn ich in der Nähe wohnte, würde ich immer mit meiner Familie in Herrnhut kommunizieren. Es sind zwar nur Formsachen, wenn aber eine Form wirklich erbaulich und erhebend ist und erwärmend wirkt, so hat sie Wert und wird zum Gottesdienst.

In der Kirche wurden prächtige Oratorien ausgeführt, ebenso auch im Zezschwitzschen Hause, wo zu diesem Zweck oft an 80 Personen versammelt waren. Wenn die jungen Schwestern mit ihren närrischen Mützen so eifrig sangen, so behauptete Zezschwitz, sie sähen aus wie Krammetsvögel, die roten Schleifen an den Kehlen wären die Pielbeeren. Darauf machte er mich fortwährend aufmerksam und störte so meine musikalische Andacht. Diese Singereien sind für die Zezschwitz das größte Vergnügen, und sie singt selbst mit wie eine alte Löwin. Ein zweites Vergnügen für sie besteht darin, oft ärmere Brüder und Schwestern einzuladen und sie recht tüchtig mit Delikatessen abzufüttern. Wenn dann die Brüder fraßen, daß ihnen die Kinnbacken knackten, dann stieß sie mich an, und ihre Augen leuchteten. Sie wird aber auch verehrt wie eine Königin, und ihr Geburtstag war ein förmliches Volksfest.

Merkwürdig ist es mir, wie sehr der Tod in dieser Gemeinde seinen Stachel verloren hat. Auch mich wehte diese Todesfreudigkeit an. Wenn man sich unter lauter Menschen befindet, die den Tod nicht fürchten, die ihm ganz getrost entgegensehen wie einem Engel Gottes, so wird man mit getrost. Wenn so ein einfaches Brüderlein stirbt, so schläft er ein unter herrlichen Sterbegebeten und sanften Liedern. Nachher zieht beinahe die ganze Gemeinde mit zum Grabe, voraus ein tüchtiger Posaunenchor, der Psalmen und Lobgesänge trompetet, und der Sarg ist schneeweiß behangen.

Aus meinem Fenster sah ich eine herrliche Landschaft, im Hintergrunde hohe böhmische Gebirge, und über alle hinaus ragte das Hohe Rad, eine Bergkoppe des Riesengebirges. Über diesen Bergen ging die Sonne auf, die ich alle Morgen aus meinem Fenster bei ihrer Geburt begrüßen konnte.

In Dresden habe ich auf der Durchreise herrliche Stunden mit Richter und Peschel verlebt. Richter war leider nervös angegriffen, konnte gar nicht arbeiten. Bei Hübels[1] wurde ich sehr herzlich empfangen, sie baten mich, ihnen Bertha zu schicken, was wir denn kürzlich auch getan haben. Prinzeß Louise sollte nämlich auf vierzehn Tage zu ihrem Bruder nach Dresden gehen und bat, ob Bertha sie wohl hingeleiten dürfe. Da diese nun zu Hübels eingeladen war, paßte die Sache vortrefflich. So sind denn die beiden unter Begleitung eines Kammerherrn, eines Lakaien und einer Jungfer vor acht Tagen abgesegelt. Bertha lebt nun bei Hübels in Saus und Braus, mitten in den Wogen der großen Welt. Die Hübel scheint ordentlich Staat mit ihr zu treiben und macht ihr alle möglichen Freuden: Theater, Gesellschaften, Bälle, Landpartien, alles in großartigstem Stil. Berthas Beschreibungen dieses ihr neuen glänzenden Lebens sind ebenso interessant wie kindlich. Im Theater hat sie sich die Augen zuhalten müssen, um von aller Pracht nicht überwältigt zu werden. Sie scheint dort recht auf der hohen Schule der Eitelkeit zu sein, aber es ist ganz gut, wenn sie einmal einen Blick in dies schale Treiben tut.

[1] Gustav Ludwig H. (1800—81), Ministerialrat, gest. als Wirkl. Geh. Rat. Seine Schwester Antonie war die zweite Frau (seit 1814) des Senators Volkmann.

17. Febr. 1850. Heute morgen erhielt ich Deinen trefflichen Brief, der mich nun gewaltig spornt, diesen zu vollenden. Ich fühle mich jetzt mit Dir in allen Stücken so einig, daß es ordentlich ein Jammer ist, denn ich finde in Deinem Briefe nirgends einen Anlaß zum Widerspruch. In kirchlicher wie in politischer Hinsicht bin ich etwas konservativer geworden, Du etwas liberaler, und so stehen wir denn in der schönsten Harmonie. Wir sind beide gleichweit ab vom Rationalismus wie von der eigentlichen Orthodoxie, ohne doch auch eine graue Mitte einzunehmen, und obgleich wir in der Politik das juste milieu bedeutend verfluchen, sind wir doch weder Absolutisten, noch Demokraten, sondern wir wissen vielmehr, daß alle diese Dinge gut sind zu ihrer Zeit und an ihrem Ort. Ich muß Dich sehr loben, daß Du alle Prinzipienreiterei abgeschafft hast, diese deutsche Erbsünde.

Nichtsdestoweniger habe ich doch einige feste Grundsätze sowohl in der Religion als in der Politik. Zum Beispiel: Jeder Glaube ist insoweit wahr und richtig, als er sich praktisch bewährt, d. h. als er Trost und sittliche Veredelung bringt. Wie er dabei aussieht und ob er mathematische Unmöglichkeiten zu behaupten scheint oder nicht, kommt gar nicht in Betracht. Ganz vollständig erfüllt das biblische Christentum diese Bedingungen, daher glaube ich es, weil es vernünftig ist, das zu glauben, was wahres Heil bringt. Von absoluter Wahrheit ist dabei nicht die Rede, dafür haben wir Menschen kein Organ. Wir sehen in allen Dingen nur Bilder und haben auch im Christentum nur ein Bild, uns von Gott gegeben, unserer Fähigkeit und unseren Bedürfnissen konform. Dies als Antwort auf das, was Du von der Wahrheit schreibst. Eine solche Ansicht wirft einen gleich aus allen Parteien heraus, ohne daß man mit ihnen zu zerfallen braucht. Für mich ist diese Ansicht ein festes Resultat meiner letzten zehn Lebensjahre.

In der Politik denke ich ähnlich. Eine Verfassung, die den Wohlstand und die politische Bedeutsamkeit eines Volkes hebt, ist die beste, einerlei, ob sie despotisch ist oder frei, monokratisch oder demokratisch. Eine solche Verfassung muß aber immer aus den in dem Volke liegenden Elementen hervorgehen. Werden diese nicht berücksichtigt, soll die Verfassung nur aus einer ganz abstrakten Staatsphilosophie hervorgehen, so wird sie nie zur Wahrheit werden, dem Volke keinen Segen bringen. Auf solch doktrinäre Weise hat man die preußische Verfassung gestaltet. Hätte Gerlach mit der äußersten Rechten nicht durch seine Schroffheit die Mitte, die überall entscheidet, noch etwas nach rechts gezogen, so würde gar nichts aus dieser Verfassung geworden sein. Wie kann eine Nation nach der Kopfzahl oder nach Geldbesitz vertreten werden! Die Interessen müßten vertreten sein und richtig gegeneinander abgewogen. Das ist das eigentliche Bedürfnis, und nur durch die schandbare Revolution ist die Fabrikation der Verfassung, die für Preußen zur Notwendigkeit geworden war, in die falschen Hände geraten. Durch Revolutionen wird nichts gewonnen, überall nur verloren.

Du frägst, ob man bei uns nun zufrieden sei. Kein Mensch ist zufrieden. Es sind durch die Reaktion eine Menge Absolutisten hervorgerufen, die früher gar nicht mehr existierten, und diese sind natürlich unzufrieden. Ebenso unzufrieden sind die Demokraten, weil ein regierender König übriggeblieben ist, der immer noch Macht genug behalten hat, um die ganze Musik wieder über den Haufen zu werfen, wenn er will und sich seiner Macht bewußt ist. Die Doktrinärs oder die große Masse der billig scheinenden Raisonneurs, die eigentlich das Heft in der Hand haben, sind auch nicht zufrieden, erstens weil aus Deutschland nichts geworden, zweitens wegen des Herrenhauses, das gar nicht in ihren doktrinären Professorenkram paßt, endlich weil diesen Leuten überhaupt nichts recht gemacht werden kann, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Ideen in der wirklichen Welt gar nicht zu realisieren sind. Die echten Konstitutionellen hätten am meisten Grund, unzufrieden zu sein, weil die Verfassung zu doktrinär geworden ist, aber es gibt deren keine; ich bin wenigstens der einzige, den ich kenne, vielleicht mit Ausnahme Florencourts. Ich schließe mich daher am liebsten den Absolutisten an, oder vielmehr am allerliebsten bleibe ich ganz weg von dem ekelhaften Wirrwarr.

Es ist jetzt manches toll. Denke Dir Sachsen — dieses preußenfresserische Land! Ich bin nun dagewesen. Preußisch möchte man gerne werden mit mediatisiertem Königshaus! Vor allem denken so das Militär, die Gutsbesitzer und die besseren Stände. Währenddessen buhlt die Regierung mit Österreich. Obgleich das Land verzweifelt demokratisch konstituiert ist, geht doch die Regierung einen anderen Weg als die gebildete öffentliche Meinung. Man kann freilich immer nur vom Anscheine reden, und welcherlei Komödien gespielt werden, wissen nur die Spielenden. Das lächerlichste Land sind wohl wir Anhaltiner. Vielleicht sind wir, uns selbst unbewußt, eine Theokratie geworden, denn wer sonst eigentlich regiert, weiß ich nicht. Der Adel ist bei uns völlig wegoktroyiert, doch merke ich nicht, daß wir verschwunden wären, oder daß sich das geringste mit uns geändert hätte. Ich bin immer noch qua Edelmann am Hofe. Auch sind alle ausländischen Orden verboten, aber ein jeder trägt die seinigen, russische, hannoversche, hessische, preußische Orden — alles wird hier getragen.

*

Ballenstädt, am 4. Mai 1850. Lieber Wanna mees nurkas! [estnisch = alter Mann im Winkel] Nurkas wohnst Du, Du Glücklicher, entrissen dem Strudel der Begebenheiten, und kannst aus Deinem Winkel mit ansehen, wie die Welt um Dich her zu Schanden wird. Am liebsten wäre ich für ein halbes Jahr Adolph Krummacher, der nun bald zu Euch kommen und Leben und mannigfaltiges Interesse in Dein Einerlei bringen wird. Er mag viele Tugenden haben, aber zwei Laster hat er ganz bestimmt: Tabakrauchen und Kaffeetrinken. Er trinkt bisweilen 15 Tassen Kaffee, d. h. wenn man ihm nicht mehr gibt, und würde spielend den ganzen Peipus austrinken, wenn's Kaffee wäre. Doch ist er empfindlich auf diesem Punkt und sieht es am liebsten, wenn man ihn ohne alle

Bemerkungen volltrichtert. Summa Summarum, er ist einer der ausgezeichnetsten jungen Gelehrten Berlins und in politicis konservativ vom Scheitel bis auf die Zehen, sodaß die geheime Polizei eine ordentliche Freude an ihm haben muß. Adolph sehnt sich, einmal wieder nach langer Entbehrung absolutistische Luft zu atmen, und es kann einen Menschen jetzt wirklich ein solches Gelüsten bei uns anwandeln, da wir immer noch mitten in der Revolution stecken, wenn es für den Augenblick auch etwas glimpflicher hergeht. Aber die Schwüle, die uns umgibt, ist dennoch drückend und unerträglich. Es wird und muß aus dieser dicken Luft ein Blitz herabfahren, und wie der die Atmosphäre gestalten wird, kann man auch noch nicht wissen. Das ist's, was man immer mehr lernt, daß Revolutionen allemal ans Gegenteil ihres Zieles führen.

Deutschland steht, das ist wahrscheinlich, vor stürmischen Zeiten. In solchen gewinnt das Militär an Geltung, und die Jungens wollen jetzt alle Soldaten werden. So auch mein Gerhard. Er bestürmt mich mit Bitten, ihn Offizier werden zu lassen. Ich habe mich nun nach in Berlin eingezogenen Erkundigungen entschlossen, ihn in eine preußische Pionierabteilung eintreten zu lassen. Das Fach soll nicht überfüllt sein und die Karriere daher gut. Der Junge ist selig. Ich habe ihn vom Gymnasio erlöst, und er treibt nun auf der Realschule in Bernburg tüchtig Mathematik. Mir hätte übrigens jetzt auch leicht eine neue Karriere bevorstehen können: ich sollte Stadtrat werden, was mir ein ekliger Gedanke war.

11. Mai 1850. Herrlicher, glänzender Frühlingsmorgen und Freiheit, denn ich bin gestern mit meiner Wochenarbeit fertig geworden und kann heute feiern, Dir und Piper zu Ehren, der mich auf heute mittag schon seit einem Jahr eingeladen hat, weil er auch ein Elfer Gewächs ist. Noch lieber würde ich meine Beine unter Deinen Tisch strecken statt unter Pipers, der sieben Stunden bei Tisch sitzt, Wein trinkt wie ein Silen und dabei schwört, er habe nie eine Sünde getan und deswegen sei er so fröhlich; er hat aber eben auch alles getan, was andere Leute tun, die sich für arge Sünder halten, und seine Verblendung ist grenzenlos. Bei alledem bin ich ihm doch gut, weil seine Güte gegen mich auch keine Grenzen kennt, nur bekehren kann ich ihn nicht wegen seiner Flachheit.

*

Ballenstädt, am 19. August 1850. Deine Hauptnachricht war die erneute Vaterschaft. Gott segne Kind, Mutter, Vater und das ganze Haus! Es hat gewiß etwas zu bedeuten, daß so viele Kügelgens geboren werden. Wenn auch weiter nichts, so sollen die Kinder uns Alten ebensoviel Glaubensstandarten werden. Es taugt nichts, aus Geiz wenig Kinder zu haben. Laß geboren werden, was da kann, wir haben einen reichen Gott im Himmel, dem wollen wir fest vertrauen, daß er seine Kreatur nicht wird verkümmern lassen.

Vor einigen Wochen hatte uns die Herzogin eingeladen, nach Alexisbad zu kommen, um von dort aus eine Harzpartie mitzumachen. Wir, d. h. Julchen, ich und der Hofprediger Hoffmann, der auch eingeladen

war, fuhren schon am frühen Morgen nach dem Bade und von dort mit den Herrschaften in einem Sechs- und einem Vierspänner nach der Josephshöhe, wo diniert wurde. Wir hatten 20 Grad Wärme, und kein Lüftchen rührte sich. Nach Tisch sollte auf dem Eichenforst hinter Stolberg der Tee getrunken werden. Der Herzog schlug mir vor, mit ihm vorauszugehen, um etwas Bewegung zu haben. Ich hatte gerade noch Zeit, die Herzogin von dem Plane in Kenntnis zu setzen und den Kammerherrn zu bitten, bald nachzukommen, ehe die glühende Sonne uns aufgeschmort hätte, dann setzte ich dem Herzog nach, der schon ein ganzes Stück abgetrieben war.

Um einen Begriff von der Hitze zu haben, die nun auszustehen war, muß man das Stolberger Land kennen. Dichter Buchenwald, von breiten harten, weißglühenden Chausseen durchschnitten; diese sind zu beiden Seiten mit eng zusammengepflanzten himmelhohen Fichten eingefaßt, die, unter der Schere gehalten, als dichte Heckenwände keine Spur von Luft durchlassen: dergleichen Unsinn gibt es in der Welt nicht wieder. In diese Hohlwege legte sich die Sonne mit aller Energie der Mittagszeit, und obgleich wir anfänglich langsam gingen, so dauerte es doch nicht lange, bis das Wasser uns von Stirn und Rücken lief.

Für dieses Ungemach entschädigte mich indessen die außerordentliche Leutseligkeit des Herzogs. Dieser war wie ausgetauscht und sprach durchaus vernünftig. Er beklagte sich über seine Gesundheit und daß er immer so aufgeregt und unruhig wäre, und ergoß sich dann in Klagen über die Zeit, die immer böser würde. Die Menschen wollten immer alles ändern, und darüber würde alles schlechter; die alten Zeiten, da wir jung gewesen, wären doch viel besser gewesen, ich würde das wohl auch finden. So kamen wir auf alte Zeiten zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit erkundigte sich der Herzog ordentlich teilnehmend nach Dir, wie es Dir ginge, und ob Du denn nicht einmal herkämst, er hätte immer gehofft, Du würdest einmal wiederkommen, und wenn ich Dir schriebe, sollte ich Dich doch recht von ihm grüßen. Der Herzog wurde immer behaglicher, es schien ihm ordentlich Freude zu machen, mit mir dem Hof entronnen zu sein und wie ein freier Mensch das Gebirge zu durchstreifen. Der Gedanke, daß die Wagen uns einholen könnten, war ihm offenbar fatal, sodaß er seine Schritte immer mehr beflügelte.

Endlich sahen wir tief unten im Tale Stolberg liegen. Ich hoffte, wir würden da einkehren und die Equipagen erwarten. Der Herzog zog aber im Sturmschritt durch den Ort. Mir wurde die Sache unbehaglich, da wir beide den weiteren Weg nicht kannten, dem Herzog aber war nichts gleichgültiger, als wo er hinkäme und ob man sich um ihn ängstigte.

Hinter Stolberg geht der Weg stracks den Berg hinan, wie an einer Wand, ganz ohne Gêne. Nun begann ein Klettern, wie es mir noch kaum vorgekommen ist. Ich bat den Herzog, er möge sich doch ins Gras legen und hier auf die Wagen warten, wir würden uns zu sehr erhitzen. Er behauptete aber, er schwitze nicht — da nahm ich ihm die Mütze von

Kopf, und als ihm nun das Wasser über das gekochte Gesicht schoß, fing er doch ganz laut zu lachen an. Alles, was ich erlangte, war aber nur, daß wir fünf Minuten stehen blieben und nach Stolberg hinunterblickten. Dann ging es weiter diesen Mordsberg hinan, immer in der prallen Sonne. Oben kamen wir in dichten Wald, wo viele Wege sich kreuzten; wir wußten nicht mehr Bescheid. Der Herzog behauptete aber, er wisse alle Wege, war nicht zu halten und ging immer weiter, überaus glücklich und bei bester Laune. Endlich, nachdem wir im ganzen drei Stunden marschiert waren, erklärte er ganz vergnügt, wir hätten uns verirrt, und er wisse durchaus nicht, wo der Eichenforst läge. Ich wußte auch nichts weiter, als daß wir auf den Gipfel eines hohen Berges sollten. So verließen wir denn auf meinen Rat den Weg und gingen gerade durch den Wald, immer auf die Höhe hinhaltend. Nach einer halben Stunde gelangten wir auf einen grasigen Waldweg, und kaum hatten wir uns etwas umgesehen, ob die Richtung rechts oder links zu wählen sei, als wir unsere Wagen herankommen sahen. Dies war für den Herzog aber auch das Signal, schleunigst fortzueilen. Da hing ich mich an seinen Arm, gab ihm gute Worte und hielt ihn so lange auf, bis die Wagen herankamen, wo es dann der Herzogin gelang, ihn zum Einsteigen zu bewegen.

Auf dem Eichenforste war es pompös, wir blickten nach der goldenen Aue und tief nach Thüringen hinein. Des Herzogs Attachement dauerte übrigens immer fort, er wich nicht von meiner Seite, und die Herzogin, die gern im Vertrauen mit mir über eine bestimmte Sache geredet hätte, mußte davon abstehen, weil es keiner List gelang, den Herzog auch nur für ein paar Augenblicke von mir zu trennen. Erst um 10½ kamen wir wieder im Bade an, wo die Herzogin uns noch zum Souper engagierte, sodaß wir erst sehr spät bei stockfinsterer Nacht nach Ballenstädt zurückfuhren. —

Meine Bertha hat den Sommer bis jetzt in Berlin zugebracht, wohin sie von Krummachers eingeladen war. Heute schwimmt sie indessen mit der Herzogin auf der Ostsee. Die Herzogin sollte nämlich ein Seebad brauchen und wählte Putbus auf Rügen. Da ihre Hofdame krank ist, hat sie Bertha zu deren nicht geringem Entzücken als Begleiterin gewählt und sie gestern in Berlin abgeholt. Die Reisegesellschaft besteht aus Prinzeß Louise, Prinz Wilhelm und Friedrich von Holstein, dem Oberstleutnant v. Kutteroff als Cavalier, Bertha als Dame, dazu eine zahlreiche Dienerschaft; auch Bertha hat ihre eigene Jungfer. Ein sechswöchiger Aufenthalt auf der Insel Rügen unter den bequemsten und angenehmsten Bedingungen ist kein Hund. Die Herzogin hat mir versprochen, für Bertha zu sorgen wie für ihre eigene Tochter. Prinzeß Louise und Bertha sind übrigens gegenseitig so entzückt von einander, daß ich mir den Aufenthalt auf Rügen für letztere höchst reizend denken kann. Für ihre Gesundheit wird die Luft an der See ganz besonders ersprießlich sein, da sie eine krankhafte Affektion des Kehlkopfes hat, die mich eigentlich oft beängstigt.

Dir kann ich auf 250 Meilen immerhin allerlei erzählen, worüber ich hier gegen männiglich schweigen muß. So habe ich gestern nachmittag ein merkwürdiges Erlebnis gehabt. Ich hatte auf dem Schlosse gespeist, und nach Tafel bat mich die Prinzeß Marie (Gräfin Hohenthal), ich möchte sie doch auf ihrem Zimmer aufsuchen, sie hätte mir etwas zu sagen. Da ich mit dieser Prinzeß eigentlich wenig bekannt bin, konnte ich nicht recht begreifen, was sie von mir wollte. Als ich in ihr Zimmer trat, kam sie mir weinend entgegen und klagte mir, sie sei die allerunglücklichste Frau auf Gottes Erdboden, erzählte mir Details aus ihrer Ehe und forderte mich endlich auf, ich sollte ihr raten, wie sie sich zu benehmen hätte. Ich war wie aus den Wolken gefallen und konnte weder begreifen, wie ich plötzlich zu solchem Vertrauen kam, noch wie die Gräfin auf einmal so unglücklich geworden. Ich wurde ganz betrübt mit der armen Frau, die so schön wie die Sonne und so unglücklich wie ein Lohgerber vor mir saß, und mir war's, als würde ich langsam gebraten, weil mir's so vorkam, als sollte ich diese Sachen eigentlich gar nicht hören. Ich beruhigte sie und redete ihr gut zu. Mir ist eigentlich nie etwas Sonderbareres begegnet. Der Graf und die Gräfin sind beide gläubige Christen, aber das Christentum muß ihnen in irgendeiner falschen Tasche sitzen, sodaß sie nicht recht dazu kommen können — ich weiß es nicht.

Als ich die Prinzessin verlassen hatte, ward ich zur Herzogin-Mutter gerufen. Diese sagte mir, ihre Tochter würde mir wohl ihr Herz ausgeschüttet haben, und was ich denn dazu meinte. Ich war nun vollends überrascht, wie mir auf einmal solches Vertrauen von allen Seiten entgegenkam, freute mich aber doch, daß die Mutter um den Schritt der Tochter wußte. Von da ging ich zur Bernstorff. Diese sagte mir, ich hätte wohl eben von Prinzeß erfahren, in welch besonderer Lage sie sich befände. Die Valentiner, die mir später auf der Treppe begegnete, versicherte mir, die Unterredung mit mir hätte Prinzeß so wohlgetan. Als ich nach Hause kam, rief mir meine Frau entgegen: „Nun, hast Du denn der armen Prinzeß etwas zu Trost sein können?" — „Woher, zum Kuckuck", sagte ich, „weißt Du denn etwas von meinem Besuch bei Prinzeß?" — „Ei", erwiderte meine Frau, „die Valentiner war einen Augenblick bei mir und erzählte mir davon." Prinzeß hatte mich gebeten, gegen niemand etwas zu äußern.

*

Ballenstädt, am 10. Oct. 1850. Gestern zum Geburtstag der Herzogin hatten die Barduas wieder eine große Vorstellung von Tableaux mit Gesang und Orchesterbegleitung veranstaltet, bei der ich diesmal glücklicherweise nicht beteiligt war, wohl aber figurierten meine Kinder, und den Beschluß machte ein von Anna verfaßtes Lied, wobei sie selbst die erste Stimme sang. Das Souper ward in mehreren Sälen an lauter kleinen Tischen zu sechs Personen serviert. Diese Art von Schmäusen ist sehr behaglich, und ich werde in der Regel ganz fidel dabei, wenn die Gesellschaft nur erträglich ist. Ich saß zwischen zwei Damen, die beide keine Austern essen, aber reichlich davon nahmen und ihren Vorrat auf meinen

Teller übersiedelten; ich schmarotzte sehr und hatte zuletzt einen babylonischen Turm vor mir. Nach beendeter Tafel ging es in den Ballsaal, der von rauschender Musik widerhallte. Für die jungen Leute begann nun erst das eigentliche Fest. Die jungen Mädchen mit ihren Kränzen und duftenden Sträußen, ihren bunten Schleifen und Bändern auf den wolkigen Kleidern schwammen in einem Meer von Glückseligkeit, und dazwischen blitzten Uniformen in allen Farben: österreichische, preußische, anhaltische; Dragoner, Husaren, Kürassiere und Jäger.

Während des Balles traf Marschordre für die preußischen Offiziere ein, am anderen Morgen sollten ihre verschiedenen Regimenter marschieren. Sie tanzten jedoch alle noch fort bis nach Mitternacht, wo sie sich fortstahlen, um noch vor Tagesanbruch ihre entfernten Garnisonen zu erreichen. Wie bald kann der österreichische Obrist, der sich mit den preußischen Offizieren hier noch brüderlich im Contretanz bewegte, einen Contretanz anderer Art mit ihnen zu reiten haben. Und wenn auch jetzt die Sache noch hinausgeschoben werden sollte, so müssen beide Mächte doch einmal aufeinanderplatzen. Von solchen Befürchtungen ward indessen die Gesellschaft nicht berührt, und auch ich, der ich nun nachgerade an fortwährende Unsicherheit der Zukunft gewöhnt bin, gab mich ganz dem Feste hin und machte Cour bei den älteren Damen, bis ich auf einmal in die Schlingen einer amüsanten Unterhaltung geriet.

Ein Fräulein von Krosigk (von Gröna), die ich bis dahin noch gar nicht kannte, hatte nämlich einige flüchtige Worte von mir aufgefangen, die sie ganz entzückten, da es die erste konservative Ansicht war, die sie an diesem Abend zu hören bekam. Sie nahm mich gleich ins Gebet, und da sie Sympathien fand, machte sie ihrem Herzen Luft. Sie hatte gedacht, unser Hof wäre ganz von Gott verlassen, da sie den ganzen Abend von liberalen Phrasen geohrfeigt worden war. Gegen mich flammte sie nun, da sie sich verstanden glaubte, nach Herzenslust auf, und ich dachte, so möchte Johanna von Orleans ausgesehen haben, als sie das Kriegsvolk zum Blutvergießen begeisterte. Ich fand die Krosigk in ihrer Entrüstung über unsere vaterländischen Narrheiten so hinreißend, daß ich immer mehr Öl ins Feuer goß, um diese Prachtflamme so lange als möglich zu erhalten. Sie ging freilich zu weit, aber es wurde mir dabei doch klar, wie die wirkliche Begeisterung und die eigentliche Tatkraft immer an den äußersten Grenzen der extremsten Parteien liegt, und daß man die linke Seite nicht von der Mitte, sondern von der äußersten Rechten aus bekämpfen muß, um sich die Mitte ganz von selbst gestalten zu lassen. Diese brillante Erscheinung voll Geist und beißendem Witz fesselte mich den Rest des Abends, und ich hatte zuletzt noch den Vorteil davon, daß sie nicht nachließ, bis ich versprach, meine Söhne zu veranlassen, von Bernburg aus doch ja sonntäglich nach Gröna zu kommen.

21. Nov. 1850. Nun hat dieser Brief wieder schändlich lange gelegen, aber es war inzwischen gar zu viel Unruhe. Zunächst macht mir Gerhards Zukunft viel Sorge. Von allen Seiten riet man mir ab, ihn Genieoffizier

werden zu lassen. Nun stehe ich in Verhandlungen mit einem Major v. Winning in Bernburg, für den Gerhard schwärmt und der ihn eingeladen hat, in sein Regiment einzutreten.

Dann wollten die Barduas zum Geburtstag der Prinzeß Louise am 18. November die wirklich allerliebste Vogelcantate der Frau Kinkel aufführen, wobei sämtliche Sänger als Vögel maskiert sind. Weil das aber den Abend nicht füllte, so hatte München Bardua noch ein Vorspiel erfunden, in welchem die nichtsingenden Vögel zusammenkommen und beschließen, die Singvögel durch etwas ganz Prachtvolles auszustechen; der Auerhahn als Hauptfigur schlägt endlich vor, man solle der Prinzessin ein pompöses Geburtstagscarmen hersagen mit antiker Chorbegleitung; darüber ganz entzückt, beauftragen die Vögel den Auerhahn, den Sprecher zu machen. So weit war das Ding fertig, aber die Hauptsache fehlte: jemand, der den Auerhahn spielte und das Gedicht machte, welches nach der langen Einleitung nicht ohne Salz sein durfte. Ich war, ohne alle Ruhmredigkeit, hier der einzige, der beides konnte, und mußte nun, da ich den Tag über zu malen hatte, die Abende der Abfassung des 200 Verse langen Gedichts und dann dem Memorieren und endlosen Proben widmen.

Aber nicht genug an diesen Sorgen und Mühen, nicht genug an vielen Gesellschaften und Bällen, die wie toll in diese ernste Zeit fielen, in der der Krieg mit seinem Blutgesicht auf der Schwelle lag — bei einer großen Cour und Tafelei auf dem Schlosse flüsterte mir die Herzogin zu, ich sollte gleich nach Tafel zu ihr kommen. Ich meldete mich demnach und ward vorgelassen. Die Herzogin war allein, im Ballanzug, rotem Sammet mit Brillanten, und sah ganz ungemein schön aus. Ich mußte mich an ihre Seite setzen, und nun begann sie mit großer Lebhaftigkeit mir gewisse höchst verdrießliche politische Verwicklungen, die mir neu waren, zu enthüllen, indem sie endlich damit schloß, mir Briefe an sehr bedeutende Personen aufzutragen. Die Herzogin saß in der Sophaecke und ich auf der Kante eines großen Fauteuils, mich mit dem Knie auf den Fußschemel der Herzogin stützend. Dabei kam ich eben von großer Tafel, hatte gegessen und getrunken und war so zerstreut, daß ich viel weniger an das Gespräch als an die Sprecherin dachte, die mir noch nie so bewunderungswürdig erschienen war, die ich eben an Tafel mit größter Unbefangenheit hatte scherzen und lachen sehen, und die, wie ich nun erfuhr, in peinlichster Lage war und mir mit wirklicher Staatsklugheit und umsichtigster Erwägung aller Verhältnisse die schwierigsten Dinge explizierte, wie eine zweite Königin Elisabeth, mit der sie wirklich Ähnlichkeit hat, nur mit dem Unterschiede, daß sie von ihrer Jungfräulichkeit kein Wesen macht, dabei aber wirklich und in der Tat so rein ist wie frisch gefallener Schnee. Zu meinem Schrecken mußte ich armer Tafelmensch nun noch ein Examen bestehen, ob ich auch alles begriffen hätte, und siehe da, es ging über Erwarten leidlich.

So ward ich denn entlassen und lief in die verdammte Probe, wo ich fürchten mußte, über die Narretei alles wieder zu vergessen. Mir saßen

noch die Tränen dieses, wie ich das täglich mehr erkenne, trefflichen und wahrhaft vornehmen Wesens im Gemüt, und so mußte ich einen Auerhahn spielen. Dann nach Hause und die halbe Nacht an den Briefen geschrieben, während ich die Meinigen allein auf den Ball gehen ließ und außer Julchen niemand ahnen durfte, was ich machte. Ähnliche Aufträge und Conferenzen wiederholten sich nun öfter, und dabei Memorieren, Proben, Gesellschaften und am Tage unabweisliche Brotarbeit, da wirst Du einsehen, daß ich zum Briefschreiben gar nicht kommen konnte.

Am Nachmittag des 15., als ich eben aus der Probe kam, wurde ich zur Bernstorff beschieden, wo ich wieder die Herzogin fand, und zwar gänzlich auseinander. Es waren schlimme Dinge vorgekommen, über die ich schweigen muß; die arme Frau war ratlos und in einem Zustande, daß mir das Herz wehtat. Das Schlimme ist, daß ich immer nur hinter den Coulissen spielen kann. Endlich kam mir ein glücklicher Gedanke. In Bernburg konnte ich unterderhand allerdings etwas tun, und dahin wollte ich, noch in dieser Nacht. Das gab der Herzogin Beruhigung, und ich lief nun nach Hause, um mich für eine große Gesellschaft umzukleiden, die ich notwendigerweise noch vorher mit den Meinigen zu besuchen hatte.

Hier verbreitete ich die Lüge, ein Brief von Gerhard veranlasse mich, noch diese Nacht nach Bernburg zu fahren, um seinetwegen mit dem Major Winning zu sprechen. Dies fanden alle sehr natürlich, und ich erhielt vom Wirte die Erlaubnis, mich zu entfernen, sobald es mir gefiele. Es war ein unerhörtes Geschwirre und Getöse, und ich hatte mich mit einer alten Frau v. Herder, die früher in Petersburg gelebt, in einem Seitenzimmer so festgeschwatzt, daß ich darüber alles Zeitmaß verloren hatte. Endlich sah ich einmal, da ich Wolfshunger verspürte und nicht begreifen konnte, warum nicht gegessen wurde, nach der Uhr — da war es schon um 11, und um 11½ geht die Post. Ich stürzte nun fort, hatte gerade noch Zeit, zu Hause anzulaufen und den Paletot gegen den Pelz zu vertauschen, und dann im Frack, ungegessen, durch Kot und Schneegestöber den weiten Weg zur Post, die ich noch gerade erreichte, um mit fortzukommen.

½6 Uhr früh rollten wir an der Post in Bernburg vor. Ich ging sogleich nach der Kugel, wo ich dasselbe Zimmer erhielt, das wir zusammen innegehabt haben, und schickte den Hausknecht nach meinen Söhnen. Wie der Blitz waren die Jungens da und frühstückten mit dem Vater. Aber das schmeckte nach einer solchen Nacht und so langem Fasten! Es war prächtig so mit den erfreuten Jungens zusammen. Ich sprach ausführlich mit Gerhard über seine Zukunft, und er durfte eine Zigarre mit mir rauchen, während draußen der Tag sich vorbereitete. Um 8 mußten die Jungens in die Schule, und ich fand nun endlich noch Zeit, mich etwas auf meine halsbrecherische Mission[1] vorzubereiten. Ich mußte durchaus

[1] Der Anlaß und der Zweck dieser Mission war nicht festzustellen, auch nicht aus den Akten des Anhaltischen Staatsarchivs, dessen bereitwilliger Hilfe diese Erläuterungen im übrigen ein gut Teil ihrer Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit zu danken haben.

einen Mann ins Vertrauen ziehen, der seit einem halben Jahre der Gegner der Herzogin war und ihr Verlegenheiten bereitet hatte, weil er von Vorurteilen eingenommen war und manche Verhältnisse nicht kannte. Jetzt mußte er sein Urteil ändern, ehe ich ihm die nötigen Mitteilungen machen konnte, und die Mittel hierzu waren sehr zu überlegen.

Dann besuchte ich zunächst den Herrn v. Winning und hatte mit ihm eine lange Beratung wegen Gerhard. Kommt es zum Kriege, so will er Gerhard gleich mitnehmen; behalten wir Frieden, so soll Gerhard zu Weihnachten nach Magdeburg, um sich dort zum Fähnrichsexamen vorzubereiten, und während dieser Zeit soll es sich entscheiden, zu welcher Waffe er treten soll. Meine geschäftlichen Verhandlungen nahmen dann fast den ganzen Tag in Anspruch und verliefen sehr günstig, auch am anderen Morgen hatte ich mit dem neugewonnenen Freunde noch eine Unterhaltung von 7 bis 9 Uhr. Um 10 Uhr saß ich wieder in der Post, sehr vergnügt, daß alles nach Wunsch gelungen. Am Abend stattete ich in Ballenstädt schon meinen Bericht ab und mußte darauf stracks in die Vogelprobe, wo ich schändlich stecken blieb und alles in Unordnung brachte. Nun denke Dir, solche ernste, gefährliche Sachen, dabei Geschrei im ganzen Lande mit der Aussicht auf verderblichen, vielleicht langwierigen Bruderkrieg, und — diese Komödie und Hoffratzen, alles zu gleicher Zeit!

Als dann am Geburtstag der Prinzessin unsere Vorstellung losgelassen wurde, machte mein Gedicht, welches ich mit Würde und Pathos vortrug, Sensation, und das Auditorium lachte entsetzlich. Allemal, wenn eine Stanze zu Ende war, wiederholte der Vogelchor die letzten Zeilen nach altklassischer Weise ernst und feierlich, und ich extemporierte dazwischen. Einmal war der Chor sehr laut geworden, da drehte ich mich um und sagte: „Zu arg, zu arg! Wenn ihr so schreien wollt, so wird der Herzog euch alle hängen lassen!“ Die Herzogin erschrak und fürchtete, der Herzog würde böse werden. Ich aber hatte meinen allergnädigsten Herrn besser gekannt; denn anstatt eine Störung zu machen, blickte er sehr geschmeichelt vor sich nieder und wandte sich dann zur Gräfin Hohenthal mit den Worten: „Ich bin doch auch mit vorgekommen.“ Es war ein ganz brillanter Abend.

Gestern war nun auch mein Geburtstag. Da kam die Bernstorff schon früh um 8 Uhr und brachte mir Glückwünsche von der Herzogin, die mir sagen ließ, ich hätte in der letzten Zeit so viel Güte für sie gehabt, daß sie sich doppelt aufgefordert fühlte, mir zu meinem Geburtstage eine kleine Freude zu machen; da sie aber nicht wisse, was ich am liebsten hätte, so meine sie, am besten zu tun, mir selbst die Wahl des Gegenstandes zu überlassen, ich würde es ihr doch ja nicht übelnehmen, wenn sie mir die Mittel dazu einhändigte. Mit diesen Worten steckte mir die Bernstorff eine Rolle von 20 Louisd'or in die Hand. Daß ich mich freute, kannst Du Dir denken; ich wurde dadurch plötzlich allerlei kleine peinliche Sorgen los.

Zu Mittag gab es zur Erinnerung an alte gute Zeiten einen echten estländischen Brei mit kaltem Schmand, ganz wie in Poll, daß mir die Erinnerung Tränen in die Augen trieb. Gleich nach Tisch besuchte uns die

Gräfin Hohenthal, um mich zu beglückwünschen, was eine ganz außergewöhnliche Freundlichkeit war. Am Abend waren wir alle zu Piper geladen. Als der Champagner präsentiert ward, stand er auf einmal hinter meinem Stuhl und stülpte mir, indem er einen Toast in Versen ausbrachte, eine neue Wintermütze mit einem Lorbeerkranz aufs Haupt, mich zum Hofpoeten krönend. Das war mein Geburtstag, und so ein armer Teufel ich auch bin, so war er eigentlich doch reich, über alle Erwartung glücklich, bunt und farbig.

24. Nov. 1850. Heute hatte ich eine sehr große Freude. Ich wurde von Tafel zur Bernstorff beschieden. Da fand ich die Herzogin, die mir sehr vergnügt entgegenkam und mir sagte, sie hätte mich jetzt immer rufen lassen, wenn's schlimm gewesen wäre, und ich hätte treulich recht schwere Sorgen mit ihr geteilt, so sollte ich denn heute auch einmal Zeuge ihrer Freude sein. Sie las mir nun einige Berichte vor und setzte mich au fait. Sie ist nun plötzlich aus allen schlimmen Verlegenheiten ihrer sonderbaren, höchst schwierigen Lage heraus. Ich wünschte, ich könnte Dir alles mitteilen, aber ich habe versprochen, vorderhand gegen jedermann zu schweigen. Ich freue mich für die Herzogin; sie hat es wirklich verdient, denn sie ist mit einer bewundernswürdigen Ehrlichkeit und Lauterkeit durch die verzweifeltsten Verwickelungen und Dunkelheiten der Zeit gegangen, und gerade jetzt, wo sie aus reiner Rechtschaffenheit einem gewünschten Ziel entsagt hatte, mußte diese Rechtschaffenheit wider alles Erwarten der Weg werden, es zu erreichen.

Das sind so Freuden, die man in der Seele anderer hat, sonst aber ist die Zeit recht trübe. Immer noch schwebt das Kriegsschwert an einem Haar über unseren Häuptern[1]. Die Rüstungen sind gewaltig. Statt 100 Kanonen in Friedenszeiten sind jetzt 800 fertig bespannt mit 25000 Pferden. Die Armee, die sonst 100000 Mann beträgt, ist auf eine halbe Million angewachsen. In Aschersleben sah man, als ich neulich durchkam, nichts als Himmel und Soldaten. Die Landwehr strömt überall in Scharen zusammen, und 400000 Mann, bis an die Zähne gewaffnet, lauter geübte, taktfeste Soldaten, sind plötzlich aus der Erde gewachsen. Sämtliche junge Leute von 20 bis 30 Jahren, einerlei wes Standes, sind bei der Armee. Die preußische Landwehr ist das prächtigste Militär, was man sehen kann, kräftig und kriegsbegeistert. Wie man aber damit auf die Dauer einen Krieg führen kann, begreife ich nicht, weil unterdessen alle Geschäfte stocken. Unser Nachbar Rabe z. B., der ein bedeutendes Landgut bewirtschaftet, hat drei Söhne stellen müssen, die ihm in seinem riesenhaften Betriebe unentbehrlich sind, desgleichen seinen Schreiber, zehn Pferdeknechte, die meisten Arbeiter, seine beiden Siedemeister und den Geschäftsführer aus

[1] Der von Österreich wiederhergestellte Frankfurter Bundestag hatte die Bundesexekution gegen das zur preußischen „Union" gehörende Kurhessen beschlossen, um die Union zu sprengen. Daraufhin hatte Preußen die Mobilmachung angeordnet, die im Lande mit größter Begeisterung begrüßt wurde. Das Ende war jedoch der Gang nach Olmütz am 28./29. November.

seiner Zuckerfabrik. Was soll er nun anfangen?! Und so ist es überall. Von den Behörden ziehen alle jungen Kräfte ab. Den Communen fällt neben der Stellung der Pferde auch noch die Fürsorge für die zurückbleibenden Weiber und Kinder zur Last. Dann die Kriegssteuern für eine so unverhältnismäßig ungeheuere Armee. Für einen kurzen Feldzug mag das gehen, aber wenn man sich einen solchen Zustand drei bis vier Jahre dauernd denkt, so begreift man gar nicht, was aus dem Lande werden soll. Mit Landwehr längere Kriege führen heißt: vom Kapital zehren. Aber das ganze Volk ist jetzt begeistert. Es geht nur ein Schrei durch ganz Preußen: Krieg! Ganz wie 1813. Jetzt Friedrich der Große auf dem Throne – und ganz Deutschland wäre preußisch trotz alles Widerspruchs der übrigen Großmächte.

Couvert. 1. Dec. 1850. Heute soll der lange Brief aber endlich fort. Ich wollte Dir nur noch melden, daß mein Buch jetzt erschienen ist. Der Titel lautet: „Von den Widersprüchen in der Heiligen Schrift für Zweifler", Berlin 1850 bei Wohlgemuth. Vielleicht kannst Du es durch Deinen Buchhändler beziehen, wenn es nicht bei Euch verboten wird, was möglich wäre wegen eines einzigen Wortes, das ich aus dem Probebogen herauskorrigiert hatte, das aber durch die Nachlässigkeit des Druckers stehen geblieben ist.

Neulich fuhr hier eine Büchsenkugel durch ein Gesellschaftslokal, ohne jedoch jemand zu treffen. Zu den Fenstern hereinzuschießen, wird jetzt recht Mode. Heraus kommt nichts. Es geschehen jetzt gar zu viel Missetaten, die ungesühnt bleiben. Es ist nicht mehr hübsch und heimlich in Europa, man sehnt sich nach Unalaschka. „Dahin! dahin laß uns" usw.

*

Ballenstädt, am 1. März 1851. Mir ist die ganze Zeit, seitdem ich Dir zuletzt geschrieben, vergangen wie ein Traum. Ich habe viel gemalt, aber außerdem habe ich eigentlich nicht für mich gelebt, sondern bin in den Kreis eines fremden Lebens gebannt gewesen. Daß unserem kleinen Staate das Haupt fehlt, ist Dir bekannt, sowie vielleicht auch, daß diejenigen, die es vorstellen, untereinander uneins sind. Der Landtag mißtraut dem Hofe, die Behörden mißtrauen dem Ministerium, das Ministerium mißtraut den Behörden und dem Hofe, der Hof mißtraut dem Ministerium und dem Landtage. Hierbei ist bemerkenswert, daß wunderbarerweise eine Sympathie zwischen Hof und Behörden sowie zwischen Landtag und Ministerium obwaltet. Der Hof aber ist mit einem Wort die Herzogin. Die Herzogin ist von Natur die argloseste Person von der Welt und geneigt, jedem Menschen mit Vertrauen entgegenzukommen; jetzt aber ist sie so mißtrauisch geworden, daß meine Wenigkeit vielleicht der einzige Mann im Lande ist, dem sie noch glaubt und vertraut. Mein Beruf, den ich mir nicht selbst gemacht habe, der mir auch nicht aufgetragen worden ist, sondern aus den Umständen von selbst herauswuchs, ist nun der, die Herzogin zu trösten und zu beruhigen, sie zu beraten und

ihr die Arbeit abzunehmen. Nun denke Dir aber, wie schwer das ist. Verständigungen mit Dritten kann ich nicht herbeiführen, weil ich keine offizielle Stellung habe, die Staatsmänner sich daher ärgern würden, mich mit geheimen Staatsgeschäften betraut zu sehen; auch hat die Herzogin eine vielleicht übertriebene Furcht, ihr, weiß Gott, sehr unschuldiges Verhältnis zu mir bekannt werden zu lassen.

Jetzt arbeitet die Herzogin seit einem halben Jahre dahin, einen tüchtigen Mann aus Preußen, der nicht durch die hiesigen verworrenen Verhältnisse befangen ist, als Minister hierher zu bekommen; gelänge dies, so würde sie selbst sich von allen Geschäften zurückziehen. Die Aufgabe ist schwer, und ich habe ihr dabei getreulich geholfen. Oft nahe am Hafen, dann wieder unendlich weit vom Ziele abgeschleudert, haben wir doch den Mut noch nicht verloren. Große Schwierigkeiten sind schon besiegt. Der Landtag hat das Geld bewilligt, und die Räte des Herzogs lassen es sich gefallen, daß der König von Preußen die Personen vorschlägt. Die Herzogin kann sich jetzt darauf beschränken, die Schritte ihres Ministeriums in Berlin zu kontrollieren und Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um auf keine Weise hinters Licht geführt zu werden. Was ich dabei zu schreiben habe, kannst Du Dir gar nicht vorstellen, und zwar sind es immer Briefe der schwierigsten und delikatesten Art. Die Mitteilungen, die gemacht werden, und namentlich die Urteile über Personen dürfen immer nur zwischen den Zeilen zu lesen sein, damit die Herzogin auch durch Indiskretionen niemals kompromittiert werden kann. Auch darf ich nie vergessen, daß die Herzogin rechtlich nicht Regentin ist, und daß es nur ihr hoher Stand ist und ihr reiner Wille, die ihr einigen Anspruch darauf geben, gehört zu werden. Bis jetzt habe ich aber das Schifflein recht sanft und weich dahin gesteuert[1].

Vor etwa zwei Wochen erschien nun hier mit einem prachtvollen Empfehlungsschreiben von Manteuffel[2], ein Herr von Schätzell[3], Regierungsrat aus Danzig, um sich als Ministerkandidat zu präsentieren,

[1] Es ist auffallend, daß auch Kügelgen nichts von den nur von Bismarck selbst in den „Briefen an seine Braut und Gattin" bezeugten Verhandlungen mit ihm erwähnt. Bismarck schreibt (S. 231) aus Berlin am 20. Januar 1851: „Sonntags 6 Uhr auf, 7 zu Assburg, wegen Besetzung des Ministeriums in Bernburg (was sie mir angeboten) bis 9 Uhr verhandelt ... Ich habe die Sache in Bernburg bisher nicht betrieben, sondern Gott überlassen; sonst ist die Stellung angenehm: der Herzog ist blödsinnig, und der Minister Herzog. Wenn der König es von mir fordert, so gehe ich hin, sonst nicht. Im ersten Falle Du natürlich auch, da die Sache voraussichtlich länger dauern würde, jahrelang. Sprich nur mit den Eltern davon, sonst niemand." Zwei Tage später, am 22. Januar: „Nach Bernburg gehe ich nicht, der König wollte zwar, die Minister aber nicht, weil sie mich in der Kammer nicht missen können, wie sie sagen, und gegen sie ist es nicht durchzusetzen. Es wäre recht hübsch dort, als unabhängiger Herzog und dicht am Harz mit Viktorshöhe und das ganze Selketal zu regieren, in Ballenstedt wohnend."

[2] Otto Frhr. v. Manteuffel, seit Dezember 1850 preuß. Ministerpräsident.

[3] Max v. Schätzell (1804—79), seit 1851 im Bernburger Landesministerium, von 1853 bis 1863 alleiniger Minister. Auf dem Friedhof zu Ballenstedt ein ihm von der Herzogin-Witwe 1881 errichtetes Denkmal.

ein durchaus vornehmer, feiner und gebildeter Mann von den einnehmendsten geselligen Formen. Er konferierte viel mit der Herzogin allein wie auch mit den Räten. Mir befahl die Herzogin, sogleich Freundschaft mit ihm zu schließen; ich schützte aber das Beispiel von Tasso und Antonio vor und bat sie, diesen Kelch an mir vorübergehen zu lassen, da ich mich lieber suchen als abweisen ließe. „Aber für mich würden Sie es doch tun? Es liegt mir daran." — „Für Ew. Hoheit", sagte ich, „werde ich es gerade nicht tun. Sie dürfen den Mann auf keine Weise bestürmen, warten Sie es ab, bis er erst hier ist, und wollen Sie mir dann Gelegenheit geben, dann verspreche ich, obgleich dies ganz gegen meine Natur ist, mich an ihn anzunesteln."

Nichtsdestoweniger lud sie mich mit meiner Frau zum Abend ganz allein mit diesem Fremden ein. Von der Bernstorff erfuhr ich, daß ich plötzlich mit ihm allein gelassen werden und ihn dann über Personen und Verhältnisse ganz au fait setzen sollte. Ich fand aber Gelegenheit, mich der Herzogin zu nähern, und lehnte dies auf das entschiedenste ab. Es ist wunderbar, daß Frauenzimmer immer alles so schnell machen wollen und es so selten verstehen, die Zeit zu ihrem Verbündeten zu machen. Die Konversation mit Schätzell blieb mir fast allein überlassen. Ich freute mich, einen durchaus konservativen Mann zu finden, aber nicht einen von jener bornierten Art, wie ich sie durchaus nicht vertragen kann. Seit Jahren war dies das erstemal, daß ich mich über Politik ganz frei aussprechen konnte, ohne mißverstanden zu werden und — ein solcher Mann sollte hier Minister werden und die Geschäfte leiten! Das war keine gemeine Freude.

Endlich kam ich auf die Idee, ein Mann, der so urteilte, könne möglicherweise auch mit uns auf gleichem Glaubensgrunde stehen. So frug ich ihn denn nach der religiösen Stimmung und den Predigern in Danzig und erkannte aus seinen Antworten bald, daß ich mich nicht geirrt hatte. Er war ein Christ, und zwar nach der liebenswürdigen Art, ohne Parteifärbung. Das Gespräch wurde nun sehr lebhaft, die Bernstorff nahm Anteil daran, und ich sah, wie die Herzogin, die eifrig strickend sich hinter ihrem Lichtschirme ganz still verhielt, sich mehrmals die Augen wischte. Ein Glaubensgenosse, das war unerwartet, darum war nicht gebeten worden, wohl aber gebetet.

Als Schätzell am anderen Morgen abreisen wollte, antwortete er der Herzogin auf ihre Frage, ob sie nun bestimmt auf sein Kommen rechnen könne, er sei mit allen Bedingungen einverstanden, und nur der Umstand, daß er vielleicht keine Wohnung fände, wie sie ihm besonders für seine alte Mutter, die bei ihm wohne, konveniere, würde ihn noch zum Rücktritt bestimmen können. Die Herzogin bot ihm sogleich eine Wohnung auf dem Schlosse an. Die Sache war also abgemacht, und am 2. April sollte Schätzell sein Amt antreten. Nun schrieb die Herzogin dankend an Manteuffel und trug ihm vorläufig den Dank an den König auf. Hierauf lief vom König selbst ein Brief ein. Für den Fall, daß es Dir interessant wäre,

einmal ein eigenhändiges Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu lesen, schreibe ich ihn für Dich ab, wie folgt:

Potsdam, den 13. Febr. 1851.

Gnädigste Herzogin!

Ich fühle mich Ew. Hoheit gegenüber sehr schuldig wegen der so späten Antwort auf Ihren gnädigen Brief, in welchem Sie den Wunsch äußerten, einen meiner höheren Beamten in den Rat des Herzogtums zu berufen. Minister von Manteuffel hat sich der Sache mit Liebe angenommen. Ew. Hoheit wissen selbst, wie schwierig und erfolglos manche Unterhandlungen mit Männern gewesen sind, die Sie sowohl als ich für passend anerkannt haben. Ich wartete immer auf irgendeine Lösung der Frage, um dann mit etwas Soliderem als mit der Präsentation von meinem und meiner Räte gutem Willen antworten zu können. Eine solche Lösung scheint sich jetzt machen zu wollen. Ich sage scheint — denn nach dem, was mir davon mitgeteilt worden ist, wohnen dem Herrn von Schätzell noch manche Bedenken bei. Was Ew. Hoheit aber an Minister von Manteuffel kürzlich geschrieben haben, gibt mir Hoffnung auf ein gutes Endresultat. Ich kann übrigens dem Herrn von Schätzell das beste Zeugnis geben und leugne nicht, daß ich ihn ungern aus meinen Diensten scheiden sehe. Ich halte ihn aber ganz würdig der hohen Stellung, die Ew. Hoheit ihm zugedenken, und er hat in seinem Wirkungskreise in Westpreußen einen neuen erfreulichen Beweis geliefert, was vortreffliche Grundsätze und edler Wille wirken, wenn eigene Energie und der Vorgesetzten Beifall und Schutz ihnen gesellt sind. Ich bitte Ew. Hoheit, mich dem Herzoge bestens empfehlen zu wollen. Empfangen Sie huldvoll den Ausdruck der Verehrung und Anhänglichkeit, mit welcher ich immer sein werde, gnädigste Herzogin,

Ew. Hoheit treuergebener Vetter und Diener
Friedrich Wilhelm.

15. März 1851. Da liegt wieder eine bedeutende Pause. Ich habe wieder für die Herzogin viel zu tun gehabt, und die geschäftliche Briefstellerei nimmt die Lust für die vertrauliche weg, auch die Zeit. Es ist bei uns wieder alles auf den Kopf gestellt. Schätzell verließ uns in der Voraussetzung, daß man ihm hier alle seine Bedingungen des Eintritts in den Herzoglichen Staatsdienst bewilligt und daß er sie nur schriftlich einzusenden habe, um sie vom Herzoge unterzeichnen zu lassen. Inzwischen hat aber der Landtag und, durch diesen gestärkt, der Minister Hempel allerhand Schwierigkeiten gemacht. Die Herzogin tat dagegen, was in ihren Kräften stand, brauchte aber dazu meine Hilfe.

Meine Hilfe war aber gerade damals für sie so schwer erreichbar wie noch nie. Es besteht nämlich hier eine alte Observanz, die Jeden vom Hofe verbannt, in dessen Hause das Scharlachfieber herrscht, weil man nicht weiß, ob der Herzog diese Krankheit gehabt hat. Ich bin nun aber gerade in diesem Fall, indem Elisabeth, wie ein Krebs so rot, jetzt schelfernd am Scharlach liegt. Darf ich nun nicht aufs Schloß, so darf natürlich auch Niemand vom Schlosse zu uns. Meine Gesellschaft war daher nur heim-

lich und verbrecherisch zu erlangen. So empfing ich in dunkler Nacht Besuche von der Bernstorff mit Papieren, Briefen und Aufträgen und fand mich im Schloßgarten an versteckten Plätzen mit Kammerjungfern zusammen. Endlich erlaubte der Arzt, daß man sich in freier Luft sehen könne. Aber das Wetter ist scheußlich, es regnet und stürmt wie besessen. Man kann draußen kein Wort reden, wenn man nicht will, daß einem der Sturm die Zähne ausbrechen soll, Papiere aber werden gleich zerrissen oder meilenweit fortgewirbelt, man sieht sie nie wieder. Wenn also mündliche Auseinandersetzungen nötig waren, so mußte dies unter Dach und Fach geschehen, und dazu ward das Chausseehaus am Zehling gewählt. Dieses mußte aber erst per pedes erreicht werden durch Kot und Sturm. Die todkranke Bernstorff immer mit. Ich führte diese, weil es auf der Hand lag, daß sie allein auch nicht drei Schritte machen konnte; und vor uns her durchknetete die Herzogin den Kot wie ein Bäcker seinen Teig und bot bisweilen die überraschendsten Anblicke dar, von denen sie selbst keine Ahnung hatte. Im Chausseehäuschen saßen wir dann, um allein zu sein, im ungeheizten Zimmer und redeten die nötigsten Sachen durch. Dann ging es auf dieselbe Weise wieder zurück.

20. März 1851. Schätzell ist nun doch noch gerettet worden. Er hatte schon die Feder in der Hand gehabt, um abzuschreiben, als ein Brief von der Herzogin ihn wieder umstimmte. Seine Bestallung ist gestern in Herzoglicher Kanzlei schon ausgefertigt worden und unterwegs nach Danzig. Heute wurde deshalb auf dem Chausseehäuschen ein Fest gefeiert. Die Herzogin hatte schon am Morgen hingeschickt und heizen lassen. Ihre Mutter (die alte Herzogin von Holstein[1]), ihre Schwester Louise, die Bernstorff und meine ganze Familie (die Kleinen abgerechnet) — das war die Gesellschaft. Das Wetter war prächtig, Lerchenjubel und trockener Weg. Das war ein ander Ding als jene Kotpartie, über welche nun nachträglich viel gelacht wurde. Schätzell kommt nach Ostern, und dann wird hoffentlich die Herzogin einen Freund gewinnen, der ihr besser helfen kann als ich. „Ich werde nun wohl antiquiert werden?" frug ich sie. Da lachte sie und sagte: „Sie guter Herr von Kügelgen!" Dies ist eine prächtige Antwort, welche die Herzogin sehr an sich hat, und die auf alles paßt. Sie ist daher auf verfängliche Anreden nie um eine Erwiderung verlegen.

21. April 1851. Zu meiner unbeschreiblichen Erleichterung haben nun meine heimlichen Staatsarbeiten aufgehört. Elisabeth machte ihren Scharlach sehr leicht ab und sieht in ihrer neuen Haut wie eine Bohnenblüte aus. Ich gehe wieder ein und aus am Hofe und opfere diesem Umgang, wie dies nun schon mein Schicksal ist, viel Zeit. Aber ich bin den Herrschaften von Herzen gut und kann ihnen gerne Opfer bringen. Unsere Herzogin, ihre Mutter und ihre niedliche Schwester Louise sind so einfache, so reine und kindliche Menschen, daß ich oft ganz erstaunt darüber bin.

[1] Herzogin Louise (1789—1867), Tochter des Landgrafen von Hessen-Cassel, seit 1810 mit dem Herzog Wilhelm von Holstein-Glücksburg (gest. 1831) vermählt, lebte seit 1850 ständig in Ballenstedt.

Am Gründonnerstag erlebte ich etwas der Art, was über alle Begriffe geht. Die Herrschaften wollten am Freitag kommunizieren. Am Gründonnerstag hatte ich nun auf dem Schlosse eine herrliche Vorbereitung zur Kommunion von Luther vorgelesen, die sehr gegen den Stolz eiferte. Als ich fertig war, bemerkte ich, daß Prinzeß sehr ergriffen war und eifrig mit der Herzogin wisperte. Endlich hörte ich, wie die Herzogin sagte: „Sprich doch mit ihm, Du kennst ihn ja gut." Da bat mich Prinzeß zu einer Unterredung in das Zimmer der Bernstorff.

Hier trat mir zum erstenmal in meinem Leben eine aufrichtige und lebendige Gewissensangst entgegen, und zwar bei der unschuldigsten Person, die man je gesehen hat. Weinend und dunkelrot im Gesicht vor Scham frug sie mich, ob es mir auch nicht zu schrecklich sei, ihre Sünden anzuhören und ihr dann zu raten, denn sie fürchte, das heilige Mahl unwürdig zu genießen. Ich bat sie, überzeugt zu sein, daß ich jedenfalls auch alles getan hätte und noch weit mehr, als ihr zur Last fallen könne; wer zum heiligen Abendmahl ginge, sei immer ein armer Sünder, sonst wüßte ich nicht, wozu er's täte. Auch stehe nicht „würdig", sondern „würdiglich" in der Bibel, und das beziehe sich nicht auf den Menschen, sondern auf die Art, wie es getan werde. Ja, meinte sie, sie befände sich aber in der schrecklichen Lage, daß sie von ihrer Sünde nicht lassen könne. Nach langem Hin und Her sagte ich der Prinzeß, wenn ich sie beraten solle, dann müßte ich freilich erst wissen, was sie eigentlich getan hätte. Jetzt kämpfte sie sehr mit sich, aber auf mein freundliches Zureden legte sie mir doch endlich folgende Beichte ab. Sie habe sich durchforscht und einen Wunsch in ihrer Seele gefunden, vor dem sie aufs äußerste erschrocken sei, den sie aber nicht bemeistern könne — sie möchte so gerne einmal eine Königin werden! „Ich weiß, das ist Hoffart und Hochmut", setzte sie verzweifelt hinzu, „aber es ist mir nicht möglich, ich kann den Gedanken nicht loswerden. Ich habe gebetet und gerungen, aber ich kann diesen Wunsch nicht opfern. Kann ich wirklich mit dieser Hoffart im Herzen zum heiligen Abendmahl gehen?"

Während dieser Mitteilung war ich ganz nervös geworden. Von der einen Seite plagte mich das Lachen so, daß ich innerlich ordentlich zusammengezogen wurde, denn so etwas hatte ich doch nicht erwartet. Von der anderen Seite rührte mich diese himmlische Einfalt und diese süße kindliche Gewissenhaftigkeit so heftig, daß ich gar nicht wußte, wie ich mich bemeistern sollte. Dieser Engel, ein liebliches, reizendes und unschuldiges Mädchen, hatte sich durchforscht nach Sünden und war endlich auf diesen harmlosen Wunsch gestoßen. Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte, konnte auch nicht reden, weil ich fürchten mußte, in Tränen und Gelächter zu gleicher Zeit auszubrechen.

So sprang ich von meinem Lehnstuhl auf und ging ein paarmal durchs Zimmer, wobei mich Prinzeß, sich die Augen trocknend, mit unruhigen und besorgten Blicken verfolgte. „Wenn ich die Wahrheit sagen soll", nahm ich wieder das Wort, „so werden Sie da von einem Gedanken beunruhigt, den Sie sich aus dem Kopfe schlagen müssen." — „O nein",

sagte die Prinzeß, „das hieße ins Kloster gehen, um die Versuchung zu vermeiden.“ Ich erwiderte, man könne gegen das Böse nicht anders ankämpfen, als daß man es sich aus dem Kopf schlüge, man dürfe nicht darüber grübeln. Wolle man mit dem Teufel Schach spielen um die Seele, so würde man die Partie allemal verlieren. Es sei eine Versuchung des Teufels nicht auf ihr Herz, sondern auf ihren Verstand, sie solle nur selbst urteilen, wie es sich ausnehmen würde, wenn z. B. ich mich ernstlich über die Freude beunruhigen wollte, die es mir machen könnte, wenn der Herzog auf die Idee käme, mir einen Orden zu verleihen.

Da erheiterte sich Prinzeß etwas, und ich behauptete, sie müsse nun etwas tun, irgendein äußeres Zeichen geben, bei dem sie sich erinnern könne, daß sie sich vorgenommen habe, ihren Gedanken zu vergessen. Es sei oft von Erfolg, wenn man ausspucke, um schlimme Gedanken loszuwerden; sobald dies geschehen sei, würde sie sich wie neu geboren fühlen. So complimentierte ich diesen Engel bis in die Ecke des Zimmers, wo der Spucknapf steht. Aber sie konnte sich nicht dazu entschließen. Ich faßte also plötzlich ihre Hand, was ich mir unter anderen Umständen nie erlauben würde, und sagte: „Es hängt auch nichts von der Form ab, aber so gewiß ich Ihnen jetzt die Hand schüttelte, so gewiß ist Ihre unbegreifliche Ängstlichkeit nun erschüttert und abgeschüttelt. Das wäre noch besser, wenn Sie ganz allein eine Heilige sein wollten. Tragen Sie Ihr Päckchen, Ihr Bündel, wie wir anderen auch. Übergeben Sie sich Ihrem Seelenarzt, wie Sie sind, samt Ihrem Schnupfen, und seien Sie überzeugt, daß er Sie nie und nimmermehr in Ihrem Stolze werde stecken lassen“.

Nun war Prinzeß endlich beruhigt. Die Unterredung hatte sehr lange gedauert. Prinzeß hatte darüber das Souper vergessen und versäumt. Wir hörten die Herrschaften durch den Gang von Tafel kommen, und es war Zeit, daß ich mich empfahl. Ich war über meinen Erfolg aufrichtig froh, denn ich fürchtete schon, dieses liebliche Kind könnte verrückt werden, wenn sich solche Gedanken ernstlich an sie anklammerten. Mir ist diese Erfahrung sehr merkwürdig. Prinzeß ist ein kindlich frohes und unschuldiges Wesen. Sie gleicht einem reinen, klaren Bächlein, das über glatte Kiesel dahintanzt, die man deutlich durchscheinen sieht; große Tiefen haben solche Flüßchen nicht, aber große Reinheit. Ihr Stolz beschränkt sich auf einige kindliche Ideen und ist sonst so edel, daß er der christlichen Demut nicht widerspricht. Ich halte sie für eine der demütigsten Personen. Wo kommen nun plötzlich solche Sachen her? — Ein sonderbarer Brief, wirst Du sagen. Ach ja, mein Alter!

Couvert. Ich soll jetzt den Herzog malen. Er will mir aber nicht sitzen und mir auch keine Bilder leihen, die aus früheren Zeiten vorhanden sind. Ich solle ihn so in den Vierzig malen; wenn nur das Alter richtig wäre, das übrige könnte man sich denken.

*

Ballenstädt, am 31. Aug. 1851. Diesmal muß ich Dir leider melden, daß unser alter Erbfeind, die üble Laune, mir wieder einmal einen argen

Streich gespielt hat, nachdem ich schon glaubte, gänzlich von ihr befreit zu sein. Seit Jahren war ich vollständig unangefochten geblieben und nahm schon einige Male einen Anlauf, es Dir zu melden, aber die Furcht, den Leuen zu wecken, hielt mich immer davon ab. Jetzt hat eine lächerliche Kleinigkeit den Anlaß zu einem neuen, mir selbst unbegreiflichen Ausbruch gegeben.

Die Herzogin hatte mich während des Aufenthaltes unserer Herrschaften in Alexisbad gebeten, ich möchte doch auf diese ganze Zeit als ihr Gast hinauskommen, um dort über einige Punkte, die ihr selbst zu behandeln unbequem wären, mit dem Minister Schätzell zu reden, der sich auch in Alexisbad aufhielt. Das war aber nur Vorwand. Eigentlich wollte mir die Herzogin eine Freude machen und tat es nur unter dieser Form; sie dachte, es würde mir gut sein, einmal ein paar Wochen lang in den schönen Bergen ein recht behagliches Schlaraffenleben zu führen.

Es war wirklich das Lieblichste, was mir geboten werden konnte, zumal da es sich so traf, daß mein alter Liebling Line Schiller (geb. Valentiner) auch in Alexisbad war und Bertha mit hinausgenommen hatte, sodaß es mir an liebender Pflege im kleinen Familienkreise nicht fehlen konnte. Zur größeren Erleichterung eines behaglichen Zusammenlebens hatte mir Line ein schönes Zimmer neben ihrer Wohnung besorgt. Als ich nun in Alexisbad anlangte, wollte es das Unglück, daß Line und Bertha gerade an Tafel waren. Ein Kellner führte mich auf das für mich bestimmte Zimmer. Es war überaus wohnlich, ja reizend, ich hätte da so vergnügt leben können wie der liebe Gott in Frankreich. „Was soll das Zimmer kosten?" — „4 Thaler wöchentlich." — „Kann man es nicht gegen ein billigeres vertauschen?" — „O ja, wenn Ihnen ein Bedientenzimmer auf dem Boden nicht zu schlecht ist, da ist noch eins offen zu 1 Thaler." — „Mir recht, tragen Sie meine Sachen hinauf." Ich bezog nun ein elendes Loch mit einer kleinen Schießscharte von Fenster, einem Bett, Stuhl, Tisch und Kleiderschrank, das war alles. Ich hatte das Gefühl, daß ich mir selbst dadurch alle Glückseligkeit zerstörte, aber als die Kinder von Tisch kamen, war ich schon fertig eingekramt. Sie waren ganz außer sich, daß ich das schöne Zimmer, daß sie mir nur durch Bezauberung des Intendanten mit vieler Mühe bis dahin freigehalten hatten, ausschlug, und legten Hand an, um meine Sachen wieder hinunterzuschleppen. Das hielt ich nun für Hoffart und glaubte, sie schämten sich, daß der Papa im Bedientenzimmer hause; ich blieb nun gerade erst recht, hoffte aber im stillen, sie würden, wenn ich ausgegangen wäre, mich heimlich dennoch delogieren, und wollte in diesem Fall unten bleiben.

Die Kinder hatten sich nun hinter die Bernstorff gesteckt, und als ich dieser bald in die Hände fiel, bestürmte sie mich auf ihre heftige Weise, doch noch herunterzuziehen; die Herzogin würde es als eine Beleidigung ansehen, ich sei ja deren Gast, und es würde ihr nichts so empfindlich sein, als wenn sie aus der Rechnung sehe, daß ich mit ihrem Beutel Ökonomie getrieben hätte. Die Raschheit und Leidenschaftlichkeit, mit der sie mir

zusetzte, verdarb vollends alles. Ich verschwor mich nun, oben zu bleiben, und da sie nicht abließ, riß ich mich fort und ließ die arme treue Freundin einsam und weinend unter einem Haselstrauch stehen. Da begegnete ich der Herzogin. Sie empfing mich unbeschreiblich gnädig und bat mich, nun diese Zeit recht vergnügt und ganz nach meiner Phantasie zu leben, mir auch ja nichts abgehen zu lassen, weil es ihr sehr kränkend sein würde, wenn ich im geringsten schlechter leben wollte als sie selbst. Ich sollte es nicht vergessen, daß ich ihr lieber Gast wäre! Sie war nämlich früher immer sehr unzufrieden mit meinen Rechnungen gewesen, wenn ich in ihren Angelegenheiten gereist war, weil ich Dinge, die zum Wohlleben und Luxus gehören, nie mit berechnet hatte.

Ihre Worte waren mir nun wie Stiche, denn mein Leben im Bade war schon verdorben. Ich hatte mich mit dem Zimmer übereilt und konnte nicht mehr zurück, hatte die arme Bernstorff gekränkt und der unschuldigen Line, die sich auf mich als ihren besten und ältesten Freund gefreut hatte, gleich im voraus alle ihre Erwartungen auf ein trauliches Zusammensein abgeknickt. Demungeachtet hätte alles noch einigermaßen gut werden können, wenn dieser teuflische Mißmut, der nun erst recht kräftig wurde, mir nicht durch die Leber geschossen wäre. Es waren immer noch Mittel genug übrig zu einem trefflichen und ergötzlichen Leben. Wenn ich auch im Hundeloch blieb, konnte ich doch durch Freundlichkeit und gute Laune bald alles wieder vergessen machen. Ich konnte Champagner trinken und so die Rechnung zur Zufriedenheit der Herzogin anschwellen lassen so dick ich wollte. Line, Bertha, die Bernstorff waren da; Schätzell, dessen nähere Bekanntschaft ich mir immer gewünscht hatte, mit seiner lieben alten Mama; mehrere Fremde, von denen ich wußte, daß sie sich auf mich gefreut hatten; die schöne Natur, himmlisches Wetter, ein Bach voll Forellen und gute Angeln — überdem alle erdenklichen Speisen und Weine zu jeder Zeit zu meiner Disposition. Ich hätte auch Salzbäder nehmen können, die mir gutgetan hätten, ich hatte Farben und allen Apparat mit, um nach der Natur zu malen, alle Zeitungen, das Billard mit guter, mir wohlbekannter Gesellschaft immer zur Verfügung, und das alles kostete keinen Heller, obgleich ich das Vergnügen hatte, aus meiner Tasche zu leben und mir alles einrichten konnte, als wenn ich ganz allein in der Welt wäre. Dies alles erwog ich bei mir selbst, als ich es ausgeschlagen hatte, bei Line eine extrafeine Hamburger Zigarre zu rauchen, die sie für mich mitgebracht hatte, und nun einsam am Abend auf meinem Zimmer hockte. Ein halber Tag war freilich fort, aber vierzehn ganze lagen noch vor mir, an denen viel gutzumachen und aus denen viel Nutzen zu ziehen war. Ich ging mit dem festen Entschluß zu Bett, am anderen Morgen als ein ordentlicher und vernünftiger Mann wieder aufzustehen.

Diese guten Vorsätze und Kämpfe wiederholten sich nun täglich, führten aber zu nichts. Ich war wie behext. Es waren die schönsten Tage: am schimmernden Morgen liebliche Musik, die von den Bergen widerhallte; Frühstückstische unter den Linden, darunter auch der der Kinder, die für

mich Kaffee kochten, den ich nicht annahm und dafür ein ekelhaftes Gebräu aus dem Gasthof trank; Promenaden und Lustpartien mit den Herrschaften nach schönen Harzgegenden lockten. Aber es war alles umsonst; ich war wie in der Hölle und wich, nachdem ich mein Geschäft mit Schätzell abgemacht hatte, allen Menschen aus. Von den Fremden waren einige so freundlich, sich mir vorstellen zu lassen, ich sagte aber solche saure Sachen, daß sie mir bald den Rücken wandten. Bertha, die der Liebling der ganzen Badegesellschaft war, hätte gern ein bißchen mit ihrem Vater renommiert und hatte nun den Schmerz, daß man über mich als einen Sonderling lachte. Line hätte mir gern einmal das Herz ausgeschüttet wie in alter Zeit, als sie noch mein Kind war und mir alles sagte, sie fand aber kein Ankommen. Die Herzogin, die Brunnen trank, wäre gern des Morgens früh mit ihrem Gast gegangen, dann hatte ich aber immer eine lange Pfeife im Munde, sodaß sie mir gar nicht nahe kommen konnte. Ein einziges Mal angelte ich, zum erstenmal wieder seit Hermsdorf, und fing prächtige Forellen, die ich Line zum Abendessen schenkte; dieses Geschenk war die einzige Freude, die ich erlebte. Mittags hatten mir die Kinder einen Platz an Table d'hote zwischen sich bestellt; sie saßen da unter liebenswürdigen Menschen, die sich auf den neuen Tischgenossen gefreut hatten. Was würde das bei der schönsten Tafelmusik und angeregt vom Wein und angenehmen Mahlzeiten gegeben haben, wenn ich der alte gewesen wäre! So aber machte ich keinen Gebrauch davon, speiste in einem anderen Hause nach der Karte oder frühstückte bloß im Keller kalte Wurst bei einem Glase Bier und kroch dann in die Birken, um zu schlafen.

Du siehst also, daß mein Badeleben verunglückt war. Ich hielt es auch nicht länger als zehn Tage aus und lief plötzlich, nachdem ich meine Rechnung bezahlt und meinen Koffer auf die Post gegeben hatte, zu Fuß nach Ballenstädt zurück, wo ich abends 10 Uhr meiner Frau ganz unerwartet über den Hals kam. Von Stund' an hatte ich meine Fassung wieder, war der alte und bin's geblieben.

Was ist das nun, daß man so absichtlich und wider seinen Willen gegen sich selbst wüten kann?! Wäre ich einigermaßen erträglich gewesen, so würde mich die Herzogin alle Sommer mit hinausgenommen haben, was mir eine Freude und für meine Gesundheit ein Gewinn gewesen wäre. So wird sie es nie wieder tun, weil sie meint, daß ich mich dort unglücklich gefühlt habe. Es ist mir aber fast immer im Leben so ergangen, daß mich das, was ich an Liebenswürdigkeit besitzen mag, gerade da verließ, wo es mir hätte nützlich werden können. Ich würde eine ganz andere Stellung in der Welt einnehmen, wenn mir nicht die üble Laune von jeher allen Fortschritt verriegelt hätte.

Wie viel klüger ist da meine Bertha! Sie hat fünf Wochen im Bade gelebt, hat sich daselbst jede Stunde zum Fest gemacht, Aller Herzen gewonnen und Linen versprechen müssen, im künftigen Jahre wieder ihre Gesellschafterin zu sein. Bertha hat eine wirklich unbeschreibliche weibliche Lieblichkeit und Grazie in ihrem Wesen. Im Gegensatz zu Anna,

die sehr ausgelassen lustig sein kann, ist sie immer ernst und gehalten, hat dabei aber einen trockenen, sehr ergötzlichen Witz.

Eine eigenartige Bekanntschaft habe ich übrigens doch in Alexisbad gemacht. Eines Abends trat Schätzell an mich heran und stellte mir einen kleinen Mann vor, der ungefähr wie Herr Senff[1] aussah, mit dem Bemerken, das sei der Dr. Quehl[2], Chef der ministeriellen Presse in Preußen, alter ego des Freiherrn von Manteuffel. Wir gingen dann alle drei zusammen zum Abendessen, und der Dr. Quehl war unerschöpflich in Mitteilungen von geheimen politischen Verhältnissen. Am anderen Morgen 6 Uhr saß ich unter der Halle vor dem Badehause und las in einem Auszuge aus Jakob Böhme, da strebte der kleine Quehl über den Platz zu mir her, setzte sich neben mich und erzählte mir, er hätte geschlafen wie ein Mops, obgleich er gestern abend noch drei Stunden diktiert habe. „Das heißt mit anderen Worten, Sie haben noch drei Stunden geschrieben?" sagte ich. „Ja, da würde ich etwas Rechtes fördern", erwiderte er, „nein, ich bin in der Stube umhergelaufen und habe diktiert." — „Da sehe ich keinen Vorteil dabei", sagte ich, „ich meinerseits schreibe schneller und besser, als ich diktiere." — „Mein Sekretär", antwortete er, „ist Stenograph, ich diktiere so rasch, wie man eben aus einem Buche ablesen kann, und ebenso schnell hat er alles niedergeschrieben. Er schreibt heute mit Buchstaben den ganzen Tag an dem ab, was ich ihm in der Nacht diktiert habe." — „Aber bester Doktor, wie ist denn das möglich? Der Stil wirft sich doch nicht so aus den Ärmeln, und etwa ein Leitartikel für eine Zeitung will doch bedacht sein?" — „Für eine Zeitung?" sagte er. „Nein, es war ein Promemoria für den Minister, ein Vortrag an den König. O, solche Sachen sind keine Gedichte, und wenn man nur die Gedanken hat, so ist der Stil Nebensache. Aber wollen Sie es einmal sehen? Wollen Sie mich einmal arbeiten sehen?" Ich dachte: „Nu, was bist du denn für einer?", sagte aber: „O ja, das würde mich höchlich interessieren."

Wir gingen also auf sein Zimmer, und da ich das Stenographieren noch nie gesehen hatte, so gab mir der Sekretär erst einen Begriff davon. Dann fing Quehl zu diktieren an. Es war ein Vortrag an den König über die Verhältnisse der Anhaltischen Herzogtümer nebst einem Räsonnement über unsere innere Politik. Der ganze Vortrag sollte hauptsächlich eine Apologie für die Regierungsfähigkeit unseres Herzogs und die Notwendigkeit der Selbständigkeit unseres diesseitigen Gouvernements sein. Quehl sprach so rasch, als wenn er es abgelesen hätte, und in der Zeit von zehn Minuten war ein großer umfangreicher Aufsatz fertig. Es waren zarte Verhältnisse, die da berührt wurden und die ich durch und durch kannte. Mir schien alles durchaus wahr aufgefaßt und die Darstellung äußerst delikat und vortrefflich. Ein großes Talent hat für den Augenblick immer etwas Imponierendes. Ich bewunderte die Begabung des Mannes

[1] Der Hauslehrer der Brüder in Dresden; vgl. Jug.-Er. Teil II.

[2] Ryno Quehl, 1850—53 Leiter der „Zentralstelle für Preßangelegenheiten", gest. 1864 als preuß. Generalkonsul in Kopenhagen.

und drückte ihm meine Bewunderung in vollem Maße aus. Dafür schien er äußerst dankbar und war nun mit mir so befreundet, als wenn wir zusammen aufgewachsen wären. „Wein, Wein müssen wir trinken", rief er, „kommen Sie, führen Sie mich, ich bin fremd hier."

Ich brachte ihn in den Keller; da tranken wir Portwein und aßen Kaviar, vortrefflichen Elbkaviar, und dabei erzählte er mir alles Mögliche, wobei er selbst nicht gerade in den Schatten gestellt wurde. Namentlich suchte er darzutun, daß er es wäre, der Schätzell hierher gebracht habe, indem er ihn dem Minister v. Manteuffel empfohlen habe; in Berlin hätten sich die Minister um Schätzell geradezu gestritten, jeder hätte ihn zum Unterstaatssekretär haben wollen. Weiter erzählte er mir von unseren Angelegenheiten vieles, was ich wußte, weil ich es selbst gemacht hatte, und ging dann auf preußische Verhältnisse über, in denen er sich mit Manteuffel einfach identifizierte, ja selbst vom Bundestage sprach er per „Wir". Übrigens war er ganz interessant, der Mann ist von einer ungeheuren Beweglichkeit, wie ein Quirl, der alles aufrührt.

Wir schlenderten dann Arm in Arm umher, rauchten, und er ruhte nicht eher, bis ich ihm versprochen hatte, daß wir uns den Abend zusammen einen Zopf in Champagner trinken wollten. Da kam Schätzell auf uns zu und schickte den kleinen Quehl ohne weiteres weg, weil er mit mir zu sprechen hätte. Unsere Sache war bald erledigt, und nun erzählte er mir die Lebensgeschichte von Quehl. Er war ursprünglich Theologe, gründete dann in Danzig eine demokratische Zeitschrift „Das Dampfschiff", die, als das Jahr 1848 kam, aus Rand und Band ging und so scheußliche Leitartikel brachte, daß ihm Schätzell deshalb zu Dach stieg; ein Wort gab das andere, und das Ende vom Lied war, daß er, weil er einem Stärkeren in die Hand gefallen war, sich bekehrte. Das „Dampfschiff" wurde nun reaktionär, und zwar so extrem, daß dem Herrn Redakteur die Fenster eingeworfen wurden und er schließlich nicht mehr in Danzig bleiben konnte, weshalb Schätzell ihn mit einer kleinen Empfehlung an Manteuffel nach Berlin schickte. Manteuffel erkannte bald das eminente Talent, fing an, ihn zu brauchen, sein Rat und seine Hilfe wurden ihm unentbehrlich, und jetzt ist er eigentlich Unterstaatssekretär, nur daß ihm Rang und Titel fehlen. Durch diese glänzende Sphäre und Tätigkeit, in die er so plötzlich geraten war, ist er aber auch halb schwindlig geworden und nahe daran, vor Eitelkeit zu platzen.

Als der Abend herangekommen war, erinnerte mich Quehl an das projektierte Gelage. Wir aßen also erst zusammen und tranken dazu eine Flasche Rotwein. Ich immer sehr übellaunig. Er merkte aber davon nichts, weil er genug hatte an seiner eigenen Glückseligkeit, und versicherte, ich sei eine so ausgezeichnete Gesellschaft für ihn, daß er bloß meinetwegen noch einen Tag in Alexisbad bleiben wolle. Ich bat ihn ganz sauer, sich doch meinetwegen nicht zu bemühen, aber er schwor, es würde ihm doch auf seiner geplanten Harzreise nichts einen größeren Genuß gewähren können als der geistvolle Umgang mit mir. Schätzell hatte ihm nämlich

gesagt, ich sei ein zuverlässiger, gescheuter und vortrefflicher Mann. Dies hatte er auf seine sanguinische Weise aufgefaßt und konnte sich von dem Gegenteil nicht überzeugen, weil er mich gar nicht zu Worte kommen ließ. Solche Solosprecher halten diejenigen für die liebenswürdigsten Leute, die sie nicht unterbrechen. Ich war froh, als endlich die letzte Flasche Champagner herunter war und ich unter den dunklen Linden hintappen konnte, um mein Haus und meine Kammer zu finden. Am anderen Morgen machte ich einen weiten einsamen Spaziergang und verhielt mich den ganzen Tag so, daß es dem unruhigen Quehl nicht möglich war, mich weiter zu alterieren. Die Herzogin frug mich später, wo ich nur gewesen wäre; Quehl hätte vergeblich überall nach mir geforscht und sei traurig gewesen, mich nicht zu finden, weil er bloß meinetwegen noch einen Tag geblieben wäre. —

Ich male jetzt den Herzog, er hat sich aber beharrlich geweigert, mir eine Sitzung zu geben. Ich sollte ein Phantasiestück malen, sagt er. Doch ist er es selber, der die Bilder bestellt hat, zwei Kniestücke für das Ministerium und die Regierung[1]. Seine Kleider hat er mir auch abgeschlagen, ich lasse ihm aber ein Stück nach dem anderen von seinem Kammerdiener wegstehlen. Das Gesicht ist zur allgemeinen Verwunderung doch sehr kenntlich geworden. In diesem Gesicht ist jetzt eine merkliche Veränderung vor sich gegangen, indem der Schnurrbart, der auf der einen Seite noch ganz schwarz ist, auf der anderen schlohweiß geworden ist. Wir freuen uns alle sehr darauf, wenn die andere Seite auch erst angehen wird.

Couvert. Daß Du von Rollers Tode nichts gewußt, ist mir unbegreiflich. Ich hätte schwören mögen, es Dir geschrieben zu haben, und wahrscheinlich hattest Du es auch nur wieder vergessen. Ich vergesse es auch zuweilen und denke mir den alten Matador noch im gewohnten Leben.

*

Bremen, am 16. April 1852. Seit Mitte Januar bin ich hier in Bremen. Ich mußte wieder auswandern, um Geld zu verdienen, und wollte versuchen, ob ich hier Arbeit fände; nun hat mich Gott so damit gesegnet, daß mein Zimmer schon dergestalt voll großer und kleiner Porträts und Fratzenköpfe steht, daß es ein wahrer Greuel ist. Ich habe hier manches Glück gehabt, unter anderm das seltene, eine Miete zu finden, die mich gar nichts kostet. Zwar wohne ich bei meinem Schwager Eduard, dem Homöopathen, kann aber da nicht malen, weil das Haus gänzlich im Finstern liegt. Ich gab also einem Kommissionär den Auftrag, mir ein passendes Malzimmer zu suchen. Mittlerweile glaubte ich nichts Besseres tun zu können, als Besuche zu machen, und so kam ich auch zu dem Apotheker Kindt [s. Register], den ich von früher flüchtig kannte. Als er hörte, daß ich ein Zimmer suchte, sagte er: „Sie müssen bei mir bleiben". Schenkte mir der Mann auf der Stelle zwei große Zimmer, die er nie brauche und die ich bewohnen könne, solange ich wolle. Kindt hatte mein Buch „Von den Widersprüchen" gelesen, und bald darauf fiel ich ihm ins

[1] Dieses Porträt existiert in 3 Exemplaren, von denen sich das eine auf Schloß Ballenstedt, die beiden anderen im Besitz der Stadt Bernburg befinden.

Haus: das Büchlein hat mir also Quartier gemacht. Denke Dir das Glück, in ein fertiges Etablissement und zu dem liebenswürdigsten Menschen, den Gott geschaffen hat, hineinzuschneien! Ich sollte ganz bei ihm wohnen, allein das gab Eduard nicht zu, und so haben sie sich denn in meinen Leichnam geteilt. Kindt und Eduard sind Feinde wegen der Homöopathie und haben gegeneinander drucken lassen; ich scheine aber die Brücke zu einer anständigen Vermittelung zu werden.

Kindt ist hier der größte Chemiker, auch Physiker und Optiker mit herrlichen Apparaten und nebenbei ein mit trefflichen Mikroskopen ausgerüsteter Infusionsmann. Hierin liegt Wonne! Neulich schenkte er mir einen Apparat, um Selterswasser, Champagner u. dgl. zu machen; in einer Viertelstunde hat man eine Flasche Champagner fertig von gezuckertem Wein, den man freilich erst haben muß. Die Sache wurde sogleich probiert, und das Selterswasser stieß und schäumte mir dergestalt in den Mund, daß es mir fast die Zähne einschlug. Hierin liegt ebenfalls Wonne. Daß mir Kindt meine Firnisse macht, versteht sich. Ich gebe ihm nur Proben von irgendwelchen Pariser Firnissen, Geheimnisse, die teuer sind, und nach ein paar Stunden bringt er mir ganz dasselbe, von ihm selbst nachgeahmt. Neulich sagte ich ihm, ich möchte wohl wissen, ob Bleizucker in meinem Asphalt sei, da er so schnell trockne. Er nahm von dieser Farbe ein wenig mit, und nach einer halben Stunde brachte er mir die Bleikügelchen, die freilich nur unter dem Mikroskop sichtbar waren.

Mein Lebenslauf ist hier recht einförmig. Früh bin ich schon vor 8 Uhr in der Apotheke und mache mich an die Arbeit, nachdem mir Kindt meine Pinsel gebracht hat; er läßt es sich nämlich nicht nehmen, sie selbst in reinem Apothekeräther zu waschen. Dann male ich immerzu den ganzen Tag. Um 12 kommt Frau Kindt, sehr niedlich gekleidet, wünscht mir Guten Morgen und bringt mir eine Tasse Bouillon nebst Brot und ein paar getrocknete Feigen oder chinesische Pomeranzen oder indischen Ingwer oder deutsche Quitten oder dergleichen. Sie ist so seelengut und mildtätig, daß es nicht zu beschreiben. Zwischen 1 und 2 kommen oft Besuche, die mich sehr stören. Um 4 kommt wieder die nicht genug zu preisende Kindt und bringt mir eine Tasse delikaten Kaffee, der unter so stark malerischen Umständen wahre Lebensrettung ist. Erst wenn ich nicht mehr sehen kann, werfe ich den Pinsel weg und schleiche mich müde nach Hause. Hier sage ich der Schwägerin Adelheid Guten Morgen und esse eine Kleinigkeit, darauf gehe ich eine Stunde spazieren, und von 8 bis 9 ist dann die einzige Stunde, die ich, wenigstens wenn ich nicht in Gesellschaft muß, für mich habe, und da lauern mir die verdammten Briefschulden auf und verzehren mein Leben. Um 9 wird zum Essen gerufen und ganz ordentlich getafelt, nachdem ich nun auch dem Schwager Eduard Guten Morgen gewünscht, die wir jetzt zuerst für einander sichtbar werden und es bis 11 Uhr bleiben. Er hat dann immer treffliche Zigarren, auch einen anständigen Wein, doch sind wir beide meist so abgespannt und müde, daß wir uns freuen, wenn die Uhr elf schlägt und ein jeglicher in sein Bett kommt.

17. April 1852. (O daß es erst der letzte Mai wäre!) Hier in Bremen hatte man infolge der Revolution, so wie es Doppelbier gibt, eine Doppelrepublik bekommen. Denke, wie schrecklich! Im Jahre 1848, als populus den senatum stürmte, frug dieser: „Aber was wollt ihr denn eigentlich?" Antwort: „Republik!" — „Aber die habt ihr ja schon seit 500 Jahren!" — „So wollen wir noch eine." So war's denn auch geworden. An der Spitze der einen Republik stand der Senat und an der Spitze der anderen die Bürgerschaft oder, wie man bei uns sagen würde, die Kammer. Beide regierten nun gegeneinander an, und in der Mitte dieser beiden Republiken hatte sich eine Monarchie gebildet, deren Spitze der Pastor Dulon[1] war und deren Körper und Schweif aus dem allergemeinsten Pöbel bestand. Die eigentliche Gewalt war bei dieser Monarchie, sie trieben allerlei Skandal ins Große, und als endlich, angeregt durch den Senat, die theologische Fakultät zu Heidelberg erklärte, Dulon sei kein Christ, geschweige denn ein Reformierter und dürfe auf reformierten Kanzeln nicht länger geduldet werden, drangen seine Anhänger während des öffentlichen Gottesdienstes in andere Kirchen, rauchten Tabak und schrien: „Herunter mit dem Pastor! Wir wollen keine Pietisten!" Gegen derlei konnte nichts geschehen, weil der Staat so frei war, daß niemand Gewalt hatte außer den Bösewichtern. Endlich hatte aber doch der Bundestag ein Einsehen und schickte den General Jacobi als Bundeskommissar her, um den Senat zur Anwendung der Verfassung zu nötigen. Zu gleicher Zeit saßen auch einige Schwadronen hannoverscher Husaren auf und legten sich an die Grenze, d. h. fast vor die Tore von Bremen. Eduard fürchtete ein schauderhaftes Blutbad, aber siehe da, es regte sich kein Blättlein und trat tiefer Friede ein. Jacobi jagte vor allen Dingen die Bürgerschaft zum Teufel, und jetzt eben ist der Senat sehr am Oktroyieren.

Ende Mai bin ich hier fertig oder vielmehr muß es sein, da am 8. Juni mein Urlaub zu Ende geht und ich noch nach Tecklenburg will, um Adelheid zu sehen, die mich sehr bestürmt. Bertha, die mit mir zusammen ausreiste, ist mittlerweile in Hamburg bei Line und lebt dort in der größten Welt, unter Millionären und Schlemmern. Es ist ein solches Treiben in Hamburg, daß alle Einladungen auf vier Wochen später lauten, z. B. am 27. Dec. 1851 wird man zum Tee und Souper eingeladen auf den 27. Jan. 1852.

Couvert. Du frägst, ob ich Professor geworden bin? Allerdings! Der Herzog war so zufrieden mit dem Bilde, zu dem er mir nicht sitzen wollte, daß er mir den Titel verliehen hat.

*

Ballenstädt, am 28. Sept. 1852. Mich schlägt das Gewissen mit Fäusten, daß ich Dir seit Bremen nicht geschrieben habe. Seitdem ist ein

[1] Rudolf Dulon (1807—70), radikaler Theologe und Politiker (als solcher schon oben S. 127 erwähnt), bis 1848 Prediger in Magdeburg, dann nach Bremen berufen, 1852 auf Grund eines Gutachtens der Heidelberger Fakultät wegen seiner religiös-sozialistischen Ideen abgesetzt, floh, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, nach Amerika.

halbes Jahr vergangen und in der Zeit ist manches Ungetüm über unser Herz getrampelt. Am wohlsten fühlte ich mich in Tecklenburg, wohin ich Anfang Juni von Bremen aus ging. Adelheid hat wirklich ein Herz und umklammerte mich mit demselben. Julius war desgleichen ein vollkommener Schwager und Gastfreund. Allerliebst waren die Kinder: Martin, ein schöner, reich begabter junger Mensch, hatte Ferien und schwelgte im Gefühl der Heimat und Freiheit; Maria, fast schon Backfisch, hübsch und klug, mit braunen blitzenden Augen, weiß gekleidet, zutunlich und sehr zärtlich; endlich Gottfried, kleiner Straßenjunge, voll unreifer Schmerzen und Geschrei, mit andern kleinen Beestern in eifrigem Spiel und Gezänk, aber ein prächtiger Junge und sehr hübsch. Die Natur grünte und leuchtete im schönsten Glanz und war voll Blüten. Auf den Bergen hing Wonne, und aus den Tiefen dampfte Behagen.

Ich kenne kaum einen schöneren Ort als Tecklenburg. Morgens beim Kaffee saßen wir im Gärtchen, das sich dreieckig wie ein Schiffsschnabel aus dem Hause terrassenartig herauszieht. Dann kletterten wir auf die Ruine mit Karte und Fernrohr, und Julius, ganz dünn und schlank, mit einem Gesicht wie ein Buchzeichen, in Pantoffeln und Schlafrock, erklärte Namen und Lage der fernen Bergzüge, die hin und her wie schwache Ahnungen den Horizont schlossen. Da sahen wir Münster mit seinen alten Türmen und weiterhin die Ruhrgebirge, die Bielefelder Höhen und weit hinein in die alte Grafschaft Oranien. Abends lagen wir auf dem Reedsfelsen auf jäher Klippe und schwelgten in den Entzückungen des Abends und der Scheidesonne, sprachen von alten Erinnerungen, wurden weich und lachten dann wieder über schlechte Anekdoten und noch schlechtere Gedichte von mir, die ich vorlas.

Außerdem gastierten wir viel beim Landrat v. Grüter, der mir alte gebrannte Freundschaft erwies und uns tief im Lande umherkutschierte: in den Teutoburger Wald zu alten deutschen Heldengräbern, die ich zeichnete; dann auf die Königsfelsen, wo man alle Herrlichkeit der Welt sieht und wir Wein tranken aus goldenen Bechern; zu westfälischen Bauernhäusern, die seit Tacitus' Zeiten keine wesentliche Veränderung erlitten und wohnlicher sind als fürstliche Schlösser. Während man da in einem freien großen Raume am traulichen Herdfeuer sitzt, blicken überall die Köpfe der Pferde und des Rindviehs hervor wie lebende Bilder oder Viehstücke und machen eine Dekoration, die ihresgleichen nicht hat.

Bald nachdem ich nach Ballenstädt zurückgekehrt war, feierten wir unsere Silberhochzeit. Ich packte früh am Morgen meine Frau und meine Töchter in einen Wagen und fuhr mit ihnen nach der Roßtrappe. Ganz oben im Buchenwalde saßen wir unter Riesenbäumen und tafelten und tranken uns zu in edelem Rheinwein; zumeist trank ich. Dann kletterten wir den ganzen Tag in den Klippen umher, ruhten dazwischen und blickten in die Abgründe. Endlich am Abend, als tiefe Schatten im Tale lagerten und nur die Spitzen der wunderbaren Granitnadeln noch in der Abendsonne glühten, saßen wir unten an der rauschenden Bode und aßen Krebse

zum Abendbrot. Wir kamen erst um Mitternacht nach Hause und fanden eine Bescherung von der Herzogin und der Bernstorff vor, den einzigen Personen, die hier um unser Geheimnis wußten, weil die Bernstorff immer alles ausrechnet. Es waren Sachen, über die ich mich ärgerte als völlig unbrauchbar, aber die Frauenzimmer hatten doch große Freude daran. Von der Herzogin eine große, prächtig gearbeitete Zuckerdose von Silber und eine desgleichen silberne Kaffeekanne, und von der Bernstorff zehn Paar schwere silberne Messer und Gabeln in einem kostbaren Etui.

Daß auch Du Deine Silberhochzeit gefeiert, habe ich ganz vergessen — das kommt von unserem Nichtschreiben; ich kann es mir nun einmal nicht geben, an Tage und Neumonde zu gedenken, und bin überhaupt ein unregelmäßiger Mensch mit einem Anstrich von Ordnung. Es ist doch was Großes, so fünfundzwanzig Jahre miteinander hingepilgert zu sein! Das bindet fest bis in den Tod, und bei der Silbernen Hochzeit weiß man erst, was eine Ehe ist. Nun helfe Gott uns beiden weiter mit unseren Weibleins und der Kinderschar!

Mein ältester Herr Sohn ist gegenwärtig in Berlin und macht sein Offizierexamen. Adolph und Benno sind noch auf dem Gymnasio. Adolph will Forstmann werden, besucht fleißig die Krähenhütte und stopft Vögel aus, erzieht auch junge Raubvögel. Benno ist eigentlich der talentvollste und wird wohl studieren. Anna zeichnet jetzt bei mir mit unerhörtem Eifer; sie möchte gern ein leidliches Porträt malen lernen und hat so viel Talent, daß es ihr wohl gelingen könnte. Elisabeth ist angehender Backfisch, sehr lang, und aus den Hosen stehen ihre langen mageren Waden heraus; im Kleidchen bis an die Knie kommt sie sich ganz hübsch vor und ihre Puppe im Arm und ihr Nest voll Katzen im Kopf und Herzen verkehrt sie ganz unbefangen mit alt und jung. Wieviel Pflaumen dies Kind verspeist, ist nicht zu sagen. Wir haben nämlich einmal ein rechtes Zwetschenjahr, während sonst diese edle Frucht hier gewöhnlich in der Blütezeit durch kalte Gebirgsnebel zugrunde geht. Meine Bäume sind in den Kronen dunkelblau voll saftiger Pflaumen, und wenn man sie schüttelt, so prasseln sie herunter. Schon vor 7 des Morgens schüttelt Elisabeth, und um 10 Uhr in der Freiviertelstunde schüttelt sie wieder und mittags und nachmittags und abends. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nur sie allein es täte, Bertha und Anna kommen auch nicht viel weg unter den Bäumen, und manchmal steckt Julchen den Kopf in die Türe: „Komm Pflaumen essen!", und ich werfe den Pinsel weg, und wir beiden Alten ziehen auch unter die Bäume und laben uns wie die Kinder.

12. Oct. 1852. Es geht mir wie immer mit diesem Briefe, ich konnte ihn nicht mit einem Wurf fertig kriegen (wie neulich unsere Katze vier niedliche Kätzchen). Nun soll aber rasch ein Ende gemacht werden. Heute morgen bekam ich die Nachricht, daß Gerhard sein Examen bestanden. Ich habe nun schon an den Kommandeur des 38. Infanterieregiments in Mainz geschrieben und angefragt, ob Gerhard dort eintreten kann. Der

Junge wünscht sich nach dem Rhein. Auf diese Weise würde er wieder in das Land seiner Väter kommen, und wohl möchte ich ihm eine so schöne Garnison wie Mainz gönnen. Er würde dort auch eine höhere Gage haben nebst allerlei Agrements, die anderen Garnisonen abgehen, besonders den Vorteil eines jährlichen Urlaubs von sechs Wochen und jedes dritte Jahr von drei Monaten. Diese Vorzüge genießt die Mainzer Garnison, weil die jungen Leute aus den alten Provinzen dort nicht gern eintreten wegen der Österreicher und der blutroten Gesinnung der Bürgerschaft, mit welcher nicht zu verkehren ist, die Rheinländer selbst aber nur selten die Offizierskarriere einschlagen. So habe ich Hoffnung, daß Gerhard dort noch angenommen werden wird. Viel Angst und Sorge steht man doch aus, ehe so ein Junge glücklich am Ziele ist. Das Geld, was so ein Bengel kostet, ist auch nicht aus der Luft zu greifen, und während der Herr Sohn mit silbernen Litzen herumstolziert, muß der arme Vater in geflickten Hosen gehen und die Kirche meiden, weil er keinen Überzieher hat. Doch will ich meinen braven Jungen nicht anklagen, er verbraucht sehr viel weniger als ich in meiner Jugend und hat doch weit mehr Ausgaben. Wie er's macht, weiß ich nicht.

Daß mein Schwager Fritz als Hof- und Garnisonprediger nächste Ostern an Eylerts Stelle nach Potsdam kommen wird, weißt Du wohl. Es ist vielleicht die beste und angenehmste Stelle in Preußen, wunderschönes Haus und Garten mit einem Ausgange in die königlichen Gärten. Für Fritz ist diese Stelle wie geschaffen, da er den König so liebt, in dessen unmittelbare Nähe er nun kommt und mit dem er sicher viel verkehren wird. Hier in Ballenstädt haben wir nun auch endlich einen gläubigen Prediger, wenn auch nicht an der Schloßkirche, so doch in der Stadt, Pastor Scholtz[1], ein vertriebener Schleswiger, mit dem ich fleißig verkehre und dessen Umgang mir lieb ist.

Grüße doch Elmine aufs herzlichste. Als junges Mädchen war sie so niedlich und heiter und rief mich in ein Gärtchen am Viehgarten in Kurkül und gab mir Kreken zu essen, die seitdem meine Lieblingsfrucht geworden sind, obgleich ich sie nie und nirgends wieder gesehen, geschweige denn gegessen habe. Es war so zwischen Schlehen und Pflaumen und schmeckte vortrefflich aus Elminens Hand. Dann hat sie mich dreimal in meinem Leben geherbergt und gepflegt wie einen — es war so zwischen Bruder und König, sodaß mir noch die Augen übergehen, wenn ich z. B. nur an die Krebse denke, die forsch gesalzen waren. Und dabei war sie immer, als wäre das alles nichts, und sah so freundlich aus und so gottergeben wie die drei Männer im Feuerofen, wenn ich alles aufzehrte. Dafür hoffe ich in jenem Leben einmal ihr Schuhputzer werden zu dürfen. Denke ich nun an Helene und an alles, so wird mir's immer dicker um die Seele, und ich mache es kurz und grüße bloß aus vollem Herzen. Auch in Poll sollst Du Liebe und Dank ausströmen.

---

[1] Friedr. Scholtz (1809—86), seit 1855 Propst, Vater des Generals Friedr. v. Scholtz.

1843. W. v. K.

W. v. K. 1845.

Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg.

„Gestern habe ich das Porträt der Herzogin vollendet. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist es ein sehr gutes Bild geworden. Mir und meinen ernsteren Bekannten macht das Ganze den Eindruck großer Würde, aber die eigentlich graziösen Leute finden es etwas steif."
12. Nov. 1845.

Herzog Alexander Carl von Anhalt-Bernburg.

„Ich male jetzt den Herzog, er hat sich aber beharrlich geweigert, mir eine Sitzung zu geben. Ich solle ein Phantasiestück malen, sagt er. Das Gesicht ist zur allgemeinen Verwunderung doch sehr kenntlich geworden." 31. Aug. 1851.

Couvert. Ein Hund ist uns auch zugelaufen. Ein niedlicher ganz possierlicher Affenpinscher. Er heißt wunderbarerweise „Poll". Dies Tier schläft in einem Körbchen neben Elisabeths Bett. Jetzt häkelt sie ihm ein Perlenhalsband, und der Hund sitzt neben ihr und sieht zu. Hoffentlich wird Poll nicht einmal stark wedelnd und mit entzückter Gebärde in der Kirche erscheinen, wie mein früherer Hund Mira. Wir können vor lauter Viehzeug kaum noch essen. Jeden Augenblick langt irgendein ernsthafter Kater plötzlich hinter Elisabeths und Julchens Schulter vor und greift den leckersten Bissen vom Teller, während der Hund mit gespannter Miene am Boden sitzt und bisweilen ein leises Soprantönchen von sich gibt. Wenn sie recht unverschämt sind, will sich Julchen totlachen, daher sie auch am meisten zu leiden hat. — Es sind Ferien, und das Haus voll Lärmen und Geschrei. Möchte doch einmal der Teufel alle Schulen holen, damit immer Ferien wären!

IV.

Kammerherr des Herzogs.

Ballenstädt, am 29. Nov. 1852.

Mein alter lieber Gerd!

Es schneit faustdicke Flocken. Das ist ein Wetter, das mich einladet, Dir zu schreiben; Schnee versetzt mich immer zu Euch nach Rußland. Ich wünschte, ich könnte ganz zu Euch ziehen und auch Stiftvater werden. Bei uns wird es unheimlich und unwohnlich. Wir haben uns noch keineswegs von unserer albernen Revolution erholt und werden uns auch nicht eher erholen, als bis durch andere große Bewegungen alles radikal über den Haufen geworfen werden wird. Wenn Du unseres Landes gedenkst, mußt Du Dir eine zerfahrene Suppe vorstellen, dann hast Du ein Bild.

Was mich anlangt, so habe ich wieder einmal eine hoffnungslose Hoffnung, die mich aber doch wie eine Fata Morgana foppt. Man ist nämlich bei einer Szene, die auf dem Schlosse vorfiel, zu der Überzeugung gekommen, daß notwendigerweise noch ein Cavalier beim Herzoge angestellt werden müsse. Ich erfuhr es ganz zufällig und habe mich denn unterderhand angeboten, aber unglücklicherweise war bereits dem Hofjägermeister v. Weise in Coswig der Antrag gemacht worden. Nun glaube ich zwar nicht, daß Weise annehmen wird, aber nichtsdestoweniger habe ich doch wenig Hoffnung. Man wird sich scheuen, durch mich die Partei der Herzogin und des Ministers Schätzell zu verstärken, und deshalb werden gewisse Leute alle Kräfte gegen mich einsetzen.

Meine Beschäftigung würde darin bestehen, einen Tag um den anderen den Herzog zu begleiten. Ich würde also drei Tage in der Woche für mich

behalten und malen können. Unter 1000 Thaler würden sie niemand kriegen und dieses Gehalt auch mir bewilligen müssen. Ich wäre dadurch ein gut Teil Sorgen los und lebte gesunder, weil ich mehr Bewegung hätte; das sitzende Wesen will mir nicht mehr gefallen, ich werde alt, die Augen werden schwach, ich habe den ganzen Sommer an den Folgen von Bremen laboriert. Freilich würde ich dann auch nicht auf Rosen gebettet sein und namentlich anfangs schweres Spiel mit dem Herzog haben, weil er nie begreifen kann, wie jemand etwas werden kann, was er nicht schon ist. Er ist überhaupt der wunderlichste Heilige, der je existiert hat. Jetzt erwartet er den baldigen Untergang der Welt, auf den er sich außerordentlich freut, wie denn überhaupt alle Ausrottung für ihn den größten Reiz hat. Von seinem baldigen Tode spricht er jetzt täglich und immerfort. Wenn dann Neulinge Wunsch und Hoffnung aussprechen, daß Gott ihn noch lange erhalten möge, so gerät er unfehlbar in solchen Zorn, daß er sich selbst nicht mehr kennt. Der Schreck der wohlmeinenden Wünscher läßt sich dann gar nicht ermessen.

3. Dec. 1852. Holla, hoch! Ein Brief von meinem alten Kährhard! Er war diesmal ungewöhnlich reich an Ideen und schlagenden Gedanken — nur zu viel Wehmut! Du schreibst so melancholisch und milzsüchtig, daß ich eben schon ein Requiem für Dich gesungen habe, nämlich das Mozartsche, auf daß Du erlöst werdest de profundo lacu. Wir sind wohl beide etwas wund im Mittelpunkte unserer Nieren, aber dennoch muß man dem Wehmutsteufel ein Schnippchen schlagen. Wenn weiche Stimmungen Macht gewinnen, so wird man hinfällig wie Verliebte, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht einmal Gedichte macht. Ich bin doch viel unglücklicher als Du (daher reiße ich Witze). Du aber, der Du bis auf einige schuldige Opfer, die jeder seinem Schöpfer abzutragen hat, eigentlich ganz leidlich glücklich bist, Du fängst seit einigen Jahren an, höchst klägliche Misereres und rührende Adagios zu singen. Das ist die nötige Ausgleichung, die der natürliche Mensch sucht und die dem Eulenspiegel Tränen abnötigt, wenn er den Berg hinabgeht. Ich bitte Dich: Schleuß Dich zusammen! Könnte ich mich doch mit Dir zu einem frischen Lebenstrutz verbrüdern! Am besten gefalle ich mir, wenn ich die Empfindung eines geschlossenen Carrés im Herzen habe, dann kommt mir alles übrige bloß wie Husaren vor, die von mir abprallen. — Elmine danke ich besonders für ihre herzlichen Zeilen, welche stracks das Carré sprengten und niederritten.

13. Dec. 1852. Weise hat abgelehnt, und die Herzogin, die leider unterdessen nach Holstein gereist ist, schreibt in Beziehung auf mich an die Bernstorff: „Der Himmel gebe nun seinen Segen und lasse uns wirklich unseren Wunsch erreichen. Ich fände es ein großes Glück, wenn es dazu käme und wünsche es von Herzen. Grüße den guten Kügelgen von mir und sage ihm, wie glücklich es mich machen würde, wenn er wirklich zum Herzoge käme. Doch sehe ich es, aufrichtig gesagt, nicht für ein Glück für ihn an und fürchte, daß er vielen Anfeindungen ausgesetzt sein würde".

Trotz dieser günstigen Äußerung habe ich aber nicht viel Hoffnung. Ich bin in dieser Sache übrigens ganz ruhig und tue nicht das Geringste. Ich habe nur einfach erklärt, daß ich die Stelle annehmen würde, wenn man auf mich reflektieren sollte, und dann habe ich's Gott übergeben.

Recht große Sorge macht mir Bertha. Sie hat seit Jahren einen schlimmen Husten, der keinem Mittel weichen wollte. Solange sie indessen wohl aussah und dick und rund war, machte ich mir wenig Gedanken darüber. Jetzt auf einmal aber ist sie sehr zusammengefallen und fiebert. Der Arzt erklärt den Zustand als kritisch. Wenn ich das arme Kind ansehe, wie elend sie auf dem Kanapee liegt, wird es mir oft schwer, die Tränen zu unterdrücken.

*

Ballenstädt, am 30. Jan. 1853. Seit meinem letzten Briefe an Dich hat die Hand unseres Gottes schwer auf mir gelegen. Der Engel des Todes ist in mein Haus getreten und hat eine Seele gefordert. Mein liebes Kind, meine süße Bertha hat uns verlassen. Noch nie hat ein Todesfall mir so sehr das Herz zusammengeschnürt, noch nie bin ich mir so klein, so elend vorgekommen in der Hand meines Herrn.

Unser liebes Kind war von meinem Geburtstage an krank, wohl lange früher schon, aber sie hatte alles verheimlicht und noch am 18. November sich gezwungen, auf einem Hofballe zu tanzen. Sie hat sehr gelitten, besonders an Luftmangel, Schmerzen in Brust und Rücken. Bei alledem und bei der sicheren Ahnung des Todes hat das liebe Kind nie eine Klage laut werden lassen, auch nicht die allergeringste. Sie war immer mitten unter uns, nahm teil an allem und sah aus wie eine Heilige, aber wie eine Heilige, die zum Tode geführt wird. Ihr Blick war ernst und forschend, der Ausdruck des Gesichtes überaus lieblich und rührend. Die letzten vierzehn Tage konnte sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Am 25. Januar freute sie sich noch über den Oncle Eduard, der von Bremen gekommen war, sie zu heilen. Am Abend gab er ihr ein Pulver und sagte: „Nimm das, das wird Dir Luft geben." — „Ach, noch einmal Luft", sagte sie, „das wäre himmlisch." Sie brachte die Nacht auf dem Sopha zu, sehr unruhig und von der Mutter unterstützt, welcher Gott eine ganz wunderbare Kraft verlieh, körperlich und geistig auszudauern. Am anderen Morgen gegen 8 Uhr, nachdem sie noch Anna und Elisabeth Guten Morgen gesagt hatte, schlief sie so ruhig ein, wie seit langer Zeit nicht mehr. Meiner Frau, die neben ihr saß, fiel es auf, daß sie nicht atmete; so rief sie uns, und wir fanden das geliebte Kind tot und bereits erkaltet. — — Ach, Ihr Lieben — Ihr habt ja auch Kinder verloren!

Unendlich ist Bertha geliebt worden, von Oben herab bis in die untersten Volksschichten. Sogar der Herzog, der sich sonst immer so freut, wenn wieder ein Mensch weniger ist, sprach immerfort mit Teilnahme von ihr; sie sei doch immer so still und sanft gewesen, sie hätte es doch so gut gemeint mit allen Menschen, und er müsse fortwährend an sie denken. Während ihrer Krankheit bekam sie täglich Geschenke von allen Seiten,

und fast immer war sie von Personen, die ihr lieb waren, umgeben. Blühende Kamelien, Rosen, Hyazinthen, Tulpen, Maiblümchen, Veilchen und Primeln bildeten einen Frühling um sie her. Ein Leutnant von unserem Bataillon, ein Herr v. Tschammer-Osten, hatte seit Jahren eine stille tiefe Neigung zu Bertha gefaßt. Er hielt sich sehr bescheiden fern, doch glaube ich, daß sein Gefühl von Bertha verstanden und wohl auch etwas erwidert wurde. Nach ihrem Tode hatte er sich ins Haus geschlichen, und wenn ich die liebe Tote in ihrem Sterbezimmer besuchte, fand ich ihn gewöhnlich hochaufgerichtet und wie versteinert bei der Leiche stehen. Es schien, als wolle er ihren letzten Schlaf bewachen, und ich wollte ihn nicht wegweisen. So fand ich ihn auch den letzten Abend, spät gegen 9 Uhr, ganz im Dunklen und allein Wache haltend bei dem geliebten Mädchen. Ich riß ihn heraus und schloß ihn in meine Arme. Da endlich sah ich ihn weinen, und er äußerte sich so dankbar, als wenn ich ihm die Hand des Kindes geschenkt hätte. Seitdem ist er immer da, hilft überall mit und scheint sich zu unseren Kindern zu rechnen. Gestern haben wir unsere Bertha beerdigt — o Gott, wie schwer ist diese Zeit und wie unendlich bitter!

Meine übrigen Kinder habe ich alle beisammen. Gerhard, der übrigens nun etatmäßiger Offizier beim 38. Linienregiment in Mainz geworden ist, war gleichzeitig mit Bertha auch krank; er lag abgetrennt in der unteren Etage und hat seine Schwester nur als Tote wiedergesehen. Anna und Elisabeth sind wie die Engel, tief betrübt, doch freundlich, hilfreich für die Mutter, für mich und die Geschwister immerfort sorgsam tätig. Welch gute Naturen in meinen Kindern stecken, habe ich gerade jetzt wieder so recht erfahren. Keins denkt an sich, jedes lebt für die anderen. Mit meiner Frau komme ich mir in dieser Trübsal wie von neuem verbunden vor. —

Etwa vierzehn Tage vor dem Ende meines Kindes bin ich denn wirklich Kammerherr geworden. Bertha freute sich noch so darüber und besah sich lange den goldenen Schlüssel, den ich ihr brachte, mit Wohlgefallen an der schönen Arbeit. Sie freute sich besonders, daß ich nun etwas weniger Sorgen hätte, und sie war doch damals meine einzige große Sorge — ich hätte gern zehn solche Schlüssel für ihr teures Leben hingeworfen.

Es ging übrigens wunderbar zu bei meiner Standeserhöhung. Keine Kabale, keine Feindschaft irgendeiner Art trat mir entgegen, vielmehr wurde meine Wahl von allen Ständen mit der größten Freude begrüßt, und zwar im ganzen Lande. Ich bemerkte zu meiner Überraschung, daß ich keine Feinde habe, wenigstens verhielten sie sich ganz passiv. Schätzell war wie aus den Wolken gefallen, als er sah, wie sich alles machte. Ich mußte meiner Equipierung wegen sogleich nach Leipzig reisen und brachte dort zwei schöne Tage bei Fechners mit dem alten Volkmann zu. Als ich nach Ballenstädt zurückkam und mein Kind wiedersah, gerade acht Tage vor ihrem Tode, da ging mir auf einmal die Gewißheit auf, daß hier an eine Besserung nicht mehr zu denken sei, und das Herz wurde mir zusammengeschnürt, daß ich glaubte, es sollte brechen. Dabei hatte ich alle

Tage Hofdienst. Jetzt seit Berthas Tode hat mich der Herzog ganz von allem Dienst befreit, so lange ich will. Doch will ich morgen wieder zu ihm gehen, da er sich von mir am liebsten begleiten läßt.

1. Febr. 1853. Gestern ging ich zum erstenmal wieder aufs Schloß. Als der Herzog aus seinem Zimmer trat, ergriff er meine Hand und sagte mir mit dem Ausdruck wirklicher Teilnahme: „Ich habe Sie doch sehr bedauert, ich habe Sie doch recht sehr bedauert", und dann drückte er mir die Hand und sagte: „Ihre Tochter war doch immer so ruhig und freundlich und so gut, sie hat mich auch recht lieb gehabt, und ich bedaure Sie doch recht sehr, recht sehr!" Als wir in der Kalesche saßen, nahm er wieder meine Hand und sagte: „Sie haben doch noch zwei Töchter, die sind doch auch recht gut und freundlich, die können Ihnen doch auch noch viel Freude machen". Später faßte er nochmals meine Hand mit seinen beiden, sah mich überaus teilnehmend und freundlich an und sagte: „Es ist doch wenig Gutes mehr, Sie passen doch auch nicht mehr in die Zeit, ich auch nicht, es wird gut sein, wenn wir auch bald in die Ewigkeit gehen". Auf dem ganzen Wege war der Herzog so ernst, freundlich, ruhig und teilnehmend, wie ich ihn noch nie gesehen habe.

Nun lebe wohl, mein Bruder! Julchen und ich schließen Euch alle an unser wundes Herz. Unsere süße Bertha! Möge Gott uns helfen! Daß dieser Schlag uns näher an ihn herangeschlagen hat, das ist wahr.

*

Ballenstädt, am 28. Febr. 1853. Habt Dank für Eure treuen Worte des Trostes und der Liebe! Unser Schmerz ist jetzt doch milder, und das Herz öffnet sich wieder den Eindrücken des Lebens, dessen mannigfache Zerstreuung wohltätig wirkt. Julchen war zur alten Frau geworden und fast unkenntlich; jetzt stellen sich von Tag zu Tag ihre Züge wieder her. Ein teures Band auf Erden ist zwar auf immer zerrissen, aber dafür ist eines im Himmel angeknüpft, das hinüberzieht und das Herz an seine wahre Heimat erinnert.

Recht sonderbar war das gleichzeitige Zusammentreffen meiner Standeserhöhung mit meinem häuslichen Verluste. Erst jetzt fange ich so nach und nach an, die Wohltat zu empfinden, die für mich in der neuen Anstellung liegt. Es ist nun so arrangiert, daß ich einen Tag Hofmann bin und den anderen Maler. An den Hoftagen sammle ich Kraft und Lust zum Malen, und an den Maltagen erhole ich mich vom Hofleben. Habe ich Dienst, so bringe ich meinen Morgen hin, wie mir's beliebt, bis gegen 10 Uhr. Dann gehe ich in bequemer Kleidung aufs Schloß, wo ich ein geheiztes Zimmer mit allen Bequemlichkeiten, sogar mit Schreibpult, Papier und Feder finde. Dies heißt jetzt das blaue Zimmer, zu Deiner Zeit war es das rote, es ist in dem bewohnten Flügel unten, gleich links am Eingang. Hier warte ich mit allem Behagen, lasse den Blick über den Tiergarten und weiter auf die schöne Ferne hinschweifen oder lese auch, bis der Diener mir den Herzog meldet. Dem gehe ich dann entgegen, begrüße ihn und setze mich mit ihm in die Kalesche. Vier Pferde vor,

langgespannt, und hintenauf ein Jäger mit der geladenen Büchse im Arm zum Schutz und Trutz, so brausen wir fort nach dem Stufenberge oder irgendeinem herzoglichen Forsthause. Dort finden wir die Zimmer warm und ein elegantes Frühstück auf dem Tisch. Zum Fenster herein schauen die dampfenden Berge, oder vom Stufenberge aus blickt man auf die weiten Fluren und fernen Städte. Das ist oft wunderschön, aber nur für den genießbar, der die Gabe hat, sich in den Herzog zu finden und ihn in heitere Laune zu versetzen oder wenigstens ruhig zu erhalten, was mir bis jetzt noch immer gelungen ist. Nach halbstündiger Rast fahren wir dann, meistens auf Umwegen, wieder zurück und langen um 12 Uhr auf dem Schlosse an. Dann gehe ich nach Hause, striegele mich, ziehe meine Uniform an und bin um 1 Uhr wieder oben zum Diner bis gegen 3 Uhr. Hierauf habe ich wieder freie Zeit bis zum Abend, wo ich dann entweder den Herzog ins Theater begleite oder beim Tee und Souper in den Gemächern der Herzogin die Honneurs zu machen habe. Um 9 Uhr bin ich endlich frei und kann den späten Abend ruhig bei den Meinigen verrauchen.

Ebenso oft als wir fahren gehen wir indessen auch, weil der Herzog darin abwechselt. Bei diesen Spaziergängen im Sturmschritt wird auf das Wetter nicht die entfernteste Rücksicht genommen, und bei strömendem Regen oder auch bis an den Leib im Schnee arbeiten wir unser bestimmtes Pensum ab, bisweilen bis zur Ermattung. Du siehst also, daß es mir an regelmäßiger Bewegung, die ich mir früher nie machte, jetzt nicht mehr fehlt, und darauf baue ich Hoffnungen für meine Gesundheit. Am Hofe bin ich im Grunde genommen nicht sehr viel mehr als früher auch, aber sonst verlor ich dort meine Zeit, und jetzt werde ich dafür bezahlt; überdem habe ich jetzt einen hohen Rang, wodurch mir alles unbeschreiblich erleichtert ist, und mache in derselben Gesellschaft, in der ich sonst der Unterste war, gewissermaßen den Hausherrn.

Wäre nur unser Herzog nicht so äußerst schwierig zu behandeln, so stände mein Dienst einem Vergnügen gleich und im schlimmsten Falle einer honetten Langenweile; aber in jener Schwierigkeit und in der Angst, die man dabei ausstehet, liegt — besonders bei mangelnder Erfahrung — die eigentliche Arbeit. Ich bin dafür verantwortlich, daß er kein Unglück nimmt oder anrichtet; namentlich an öffentlichen Orten, wie im Theater und bei Konzerten, kommt man oft in böse Lagen mit ihm und muß allen Witz aufbieten, ihn zu zerstreuen, damit er nicht sich selbst zum öffentlichen Schauspiel macht. Man hat es bis jetzt für zweckmäßig gehalten, seinen fixen Ideen zu widerstehen. Das war grundfalsch. Ich mache es entgegengesetzt und komme daher am allerbesten mit ihm aus. Ich lasse ihm seine Ansichten, ich gebe ihm in thesi alles zu, was nur irgend ungefährlich ist, und kann ihm dann, wo es nötig ist, um so kräftiger widerstehen, ohne daß er es übel nimmt, weil er sich doch im allgemeinen von mir verstanden glaubt und die Ansicht hat, daß wir aus gleichem Holz geschnitten sind.

Hellfeld[1] und ich sind jetzt die alleinigen diensttuenden Kammerherren des Herzogs und an seine Person gebunden, werden ihn auch auf Reisen und im Bade immer zusammen begleiten. Nur im Dienst auf dem Schlosse wechselt auch Cramer mit uns ab, der außerdem das Theater, die Bibliothek und eine Masse Hofmarschallamts-Geschäfte hat, von denen ich ganz frei bin. Hellfeld hat die Schlösser und die Gärten, Kutteroff den Stall und der Hofmarschall die oberste Leitung der ganzen Hofhaltung.

2. März 1853. Damit Du eine Vorstellung von der Art meiner Unterhaltungen mit dem Herzog bekommst, will ich Dir einmal die Schlittenfahrt schildern, die wir heute morgen, am Geburtstage des Herzogs, machten. Wie gewöhnlich begann er zunächst von seiner Lektüre, d. h. ich erfahre nie, was er eigentlich liest, sondern er sagt mir nur, die Werke wären sehr aufgeregt gewesen oder die Werke hätten sich beruhigt oder die Bücherhelden hätten sich wieder blicken lassen. Er behauptet nämlich, die Literatur sei so geistlos und seicht geworden, daß man sich jetzt einiger Worte bediene, die früher in den großartigen Zeiten sehr verachtet gewesen und niemals vorgekommen wären. Schiller hätte sehr erhabene Redensarten gebraucht, aber jetzt schreibe man ganz dummes Zeug, Lappalien — sogar Hemden und Hosen kämen in den Werken vor. Ich sollte mir nur einmal vorstellen, wenn nun Frauenzimmer solch ein Buch in die Hände kriegten, was wäre dann? Frauenzimmer könnten gar nicht mehr lesen, weil in den Werken alles wimmelte von Hemden und Hosen; ja sogar von Unrat habe er gelesen. Diese drei Worte inhaltsschwer nennen wir nun die „Bücherhelden", die Werke selbst, deren man sich nur bedient, um die Zeit totzuschlagen, heißen die „Zeitknüppel".

Der Herzog beginnt also den Dialog mit folgender Bemerkung: „Ich muß Ihnen doch sagen, daß die Zeitknüppel sich heute morgen wieder etwas beruhigt haben." — Ich: „Gottlob, Hoheit, daß sich das gerade zum Geburtstage so trifft, aber freilich, Häuser kann man nicht darauf bauen, daß das immer so bleiben wird." — Herzog: „Nein, das kann man gar nicht. Es ist alles unvollkommen, die Werke sind unvollkommen und die Menschen sind unvollkommen und die ganze Welt ist unvollkommen — finden Sie nicht?" — Ich: „Nichts Vollkommenes unter der Sonne, und wir sind auch unvollkommen." — Herzog: „Ach, es ist eine elende, abgeschmackte Zeit, und ich passe mich gar nicht mehr hinein." — Ich: „Das ist schlimm genug!" — Herzog: „Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß Sie vielleicht noch passen?" — Ich: „Ich? Wie die Faust aufs Auge, ich bin ein total unpassender Mensch." — Herzog: „Ja, die früheren Jahre waren anders." — Ich: „Als Sie noch im anderen Flügel wohnten?" — Herzog: „Ja, das waren großartige Zeiten, großartige Menschen. Damals war doch Ihr Bruder bei mir[2], der war immer so rot. Da machten

[1] Ferdinand v. Hellfeld (1811—85), 1837 Kammerherr, 1856 Schloßhauptmann von Hoym, 1863 Oberschloßhauptmann von Ballenstedt, vermählt mit Rosalie v. Kersten.

[2] Gerhard v. Kügelgen wurde 1816 gemeinsam mit dem Erbprinzen erzogen; vgl. Jug.-Er. IV, 2 u. VI, 2.

wir eine Feuersbrunst und zündeten die Gardinen an. Nun ist Ihr Bruder wohl im Ausland?" — Ich: „In Rußland ist er, aber er denkt noch oft an die gute alte Zeit, und wenn sein Geburtstag kommt, so holt er sein silbernes Besteck heraus, was Sie ihm einmal schenkten, und ißt damit." — Herzog: „Doch wohl nicht?" — Ich: „Nun freilich tut er das, und kürzlich hat er mir geschrieben und mir aufgetragen, Ew. Hoheit zu Ihrem Geburtstag seinen untertänigen Respekt zu bezeigen" (dabei nahm ich meine Pelzmütze ab, und der Herzog erwiderte dies, gleichfalls seine Mütze rückend, mit sehr beifälliger Verbeugung). — Herzog: „Wenn er doch einmal herkäme! Wird er denn gar nicht wiederkommen?" — Ich: „Wer weiß! Wenn Sie ihn einmal einladen wollten, so ist er es imstande." — Herzog: „Ja, das waren herrliche Zeiten, als Ihr Bruder bei mir war, herrlich, herrlich! Aber jetzt ist nichts Gutes mehr, ich hätte doch gar nicht in diese Zeit kommen sollen. Oder wissen Sie vielleicht, warum ich in diese Zeit gekommen bin?" — Ich: „Das weiß allein der liebe Gott." — Herzog: „Der wird wohl auch finden, daß nichts Gutes mehr an der Zeit ist. Was soll man eigentlich noch hier in dieser schändlichen Zeit! Man sollte ein Schnellpulver nehmen, um bald wegzukommen." — Ich: „O je, da möchte der liebe Gott uns schön ansehen, wenn wir uns so ungerufen einstellten." — Herzog: „Ja, wie wir überhaupt dort oben bestehen werden, das ist die Frage. Was glauben Sie?" — Ich: „Ich glaube: hundsschlecht, vollends wenn wir uneingeladen dort ankommen, denn der liebe Gott läßt nicht mit sich spaßen." — Herzog: „Nun, früher oder später, man macht eins nach dem anderen ab und dann kommt man weg." — Ich: „Jawohl, man springt doch nicht die ganze Kellertreppe mit einem Satz hinunter, sondern eine Stufe nach der anderen." — Herzog: „Nun eben!"

Unter solchen Gesprächen kamen wir auf dem Sternhause an und setzten uns in dem wohlgeheizten Zimmer an den Frühstückstisch. Der Herzog war seelenvergnügt und zeigte mir an seinen Handschuhen den Beweis, daß der Zahn der Zeit alles benagt, dann zeigte er mir eine räudige Stelle an seinen Pelzaufschlägen mit dem Bemerken, es sei doch gar nichts Gutes mehr an der Zeit. Ich erwiderte, er würde wohl noch so viel übrig haben, um sich seine Kleider flicken zu lassen. Herzog: „Nein, gar nicht, ich werde doch bald abfahren, so zwischen Winter und Frühling, und dann kann man mit meiner Pelzmütze und mit den Handschuhen machen, was man will." — Ich: „Vielleicht hängt man die Handschuhe irgendwo zum Andenken auf und schreibt darunter: Letzte Handschuhe eines deutschen Fürsten." — Herzog: „Oder auch: Dies sind die Handschuhe eines Unzufriedenen, der nicht mehr in die Zeit paßte. Mit meinen übrigen Sachen können sie dann machen, was sie wollen, auch mit meiner Stockfammlung, und mit dem kleinen Schweizerhäuschen [in Alexisbad], das mir Frau v. Hoym geschenkt hat, damit können sie auch machen, was sie wollen. Meine Wagen und Pferde werden sich dann vielleicht die Holsteiner Herrschaften zueignen, und das können sie auch.

Ich brauche dann nichts mehr als ein Plätzchen in der Bernburger Kirche, und das wird wohl noch übrig sein."

Indem kam der Förster Falley herein. Er hatte eine weiße Halsbinde umgetan und seinen Bratenrock angezogen, auch schön gewichste Stiefeln, stellte sich vor den Herzog hin, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Ich wollte doch meinen gnädigen Herrn und Herzog untertänigst beglückwünschen zu deren hohem Geburtstag. Möge der Allmächtige die Regierung Ew. Hoheit segnen und uns Ihnen noch lange, lange Jahre erhalten!" Der Herzog vertiefte sich bei dieser Rede in seine Tasse Warmbier, dann setzte er die Tasse heftig auf den Tisch und sagte zornig: „Sie sind ein rechter Esel. Man kann doch wahrhaftig nicht von mir verlangen, daß ich ewig in diesen elenden Zeiten leben soll. Hier (und dabei wies er auf seine Stirne), hier rappelt's wohl bei Ihnen?" Der arme Kerl war wie vom Donner gerührt und wußte gar nicht, wie er sein Gesicht zurechtzerren sollte. Da sagte ich: „Es ist eine unvollkommene Welt, Hoheit, und daher kommt es, daß die Leute es besser meinen, als sie es sagen können. Man muß doch auf die Meinung sehen, und Falley meint es prächtig mit Ew. Hoheit. Er selbst hat Lust, noch einige Jahre zu leben, und was wir uns selbst wünschen, das können wir ja ganz schicklich auch Anderen wünschen. Er hat Ihnen was Gutes wünschen wollen, und es macht mich recht traurig, daß Sie ihn darüber so anfahren konnten. Sie haben den guten Falley, so einen alten treuen Diener, recht erschreckt. Das ist nicht gut." — Herzog: „Er kann aber doch nicht verlangen, daß ich ewig leben soll!" — Ich: „Wenn Sie ihn so anfahren, so wird er das auch wahrhaftig nicht wünschen, und er hat es ja auch gar nicht verlangt, aber weil er selbst noch gar keine Lust hat wegzukommen, so denkt er natürlich, daß Sie auch noch leben wollen." — Herzog: „Nun, wenn er noch leben will, so läßt man ihn." — Ich: „Und wenn Falley es weiß, daß Sie ganz lebensüberdrüssig sind, so wird er wahrhaftig auch nicht verlangen, daß Sie ewig leben sollen wie der ewige Jude — ist das nicht wahr, Falley?" — „I", sagte dieser, „da soll mich doch Gott bewahren, daß ich so was verlangen sollte!" Nun war die Sache beigelegt, wir setzten uns wieder in den Schlitten und stoben mit unseren vier großen Rappen lustig durch den Wald, während der Vorreiter mit seiner Hetzpeitsche wie mit Flinten knallte.

12. März 1853. Der Herzog wird alle Tage freundlicher, und es ist mir bis jetzt noch immer gelungen, ihn zu beschwichtigen, sodaß er in meiner Nähe eine Art von Sicherheit gegen seine Aufregungen empfinden mag. Wie lange das dauern wird, weiß ich freilich nicht, da er sich ganz plötzlich von seinen Lieblingen abwenden kann. Ich hoffe aber doch, das gute Vernehmen mit ihm durchzusetzen, weil ich ihn wirklich lieb habe und er mich von Herzen dauert.

Recht spaßhaft sind übrigens die Einzelheiten, die meiner Ernennung vorangegangen sind. Als der Hofmarschall den Herzog zu meinen Gunsten zu disponieren suchte, schlug dieser es rund ab; er brauche keinen neuen

Kammerherrn, am wenigsten mich, der ich ohnedem nicht viel tauge. Dennoch gelang es dann der Herzogin ihn zu überreden, sich auf seiner Ausfahrt einmal von mir begleiten zu lassen. Auf dieser Fahrt, die am Weihnachts-Heiligabend stattfand, amüsierte ich ihn so prächtig, daß er fortan drei Wochen lang nur mit mir fuhr oder promenierte; trotzdem schlug er aber alle wiederholten Vorstellungen des Hofmarschalls wegen meiner Anstellung standhaft ab. Ich sei doch Maler und könnte ebensogut als Maler wie als Kammerherr mit ihm gehen. Mich unterhielt er damit, daß es jetzt Leute gäbe, die immer höher hinaus wollten. Meiner Frage, was denn das für Leute wären, wußte er immer auszuweichen, bis er mir endlich auf mein Drängen seinen unschuldigen Kammerdiener nannte. Indessen wurde der Einfluß, den ich während dieser Zeit auf den Herzog gewann, überall bemerkt. Die Leute, die uns auf Spaziergängen begegneten, waren voll davon, wie ruhig und vergnügt der Herzog ausgesehen hätte. In der Bernburger Zeitung erschien sogar ein Artikel: Dem Vernehmen nach beabsichtige man in Ballenstädt einen allgemein geachteten und liebenswürdigen Mann zum Begleiter einer hohen Person zu machen; der Name müsse zur Zeit noch verschwiegen bleiben, aber wenn sich diese Sache bestätigen sollte, so würde dies jedenfalls die glücklichste Wahl sein, die man treffen könnte.

Endlich traf es sich, daß dem Herzog in einer Gesellschaft das Porträt des Kammerherrn v. Sonnenberg gezeigt wurde mit der Anmutung, zu raten, wer es sei. Der Herzog konnte es aber nicht erkennen. Da sagte man ihm, er möge die Züge nur genau betrachten, es sei ein treuer Freund von ihm und sein Kammerherr. Da verklärte sich sein Gesicht, und er sagte: „Vielleicht der Herr v. Kügelgen?" Dies wurde mir sogleich hinterbracht, und da ich nun glaubte, daß der entscheidende Moment gekommen wäre, so erklärte ich, daß meine Zeit es mir nun nicht länger erlaube, Seine Hoheit zu begleiten, da ich viele Aufträge hätte. Die Folge davon war meine feste Anstellung.

Couvert. Durch ganz Deutschland, in allen Häusern und Ständen, beschäftigt man sich jetzt aufs eifrigste mit dem Tischrücken. Mich erfüllt dieses Treiben mit der schrecklichsten Verachtung. Wie schlecht die Menschheit ist, sah man schon bei Christi Kreuzigung; wie dumm sie ist, sieht man erst jetzt.

*

Ballenstädt, am 1. April 1853. Um Dich in einigem Zusammenhange mit meiner Lebensgeschichte zu halten, wird es Zeit, Dir einiges mitzuteilen über politische Dinge, die jetzt hier im Werden sind und deren Austrag die ganze Zukunft des Landes umgestalten wird. Es handelt sich nämlich um die Entfernung der letzten Reste unserer Revolution in der Person des ersten Ministers Geheimrat Hempel. Unsere Zustände kennst Du ja so ziemlich aus meinen früheren Briefen und weißt, daß deren Unerträglichkeit es nötig machte, einen Minister von auswärts ins Land zu ziehen. Dieser traf hier, wo eigentlich Jedermann regieren wollte und

regierte, auf die heftigste Opposition von allen Seiten und wurde namentlich von Hempel, der sich zu diesem Zwecke mit dem Landtage verbunden hatte, schlimm chikaniert. Dennoch mußte Schätzell, wie die Sachen einmal lagen, einen Bruch vermeiden, weil ein solcher die arme Herzogin der Gewalt ihrer Gegner schutzlos überantwortet haben würde. Es mußte abgewartet werden, bis Hempel sich durch seine Bundesgenossin, die Kammer, in deren Knechtschaft er natürlich immer tiefer versank, zu einer wirklichen Rechtsverletzung würde hinreißen lassen.

Das ist nun endlich ganz brillant geschehen, und zwar bei der Gelegenheit der Cöthenschen Erbschaft. Dieses erledigte Herzogtum ist nämlich zwischen Dessau und Bernburg zu teilen; weil es bei uns aber an Deszendenz fehlt, ist eine Vereinbarung getroffen, nach welcher Dessau schon jetzt das ganze Cöthen in Besitz nehmen, dafür aber unserem Herzog die Hälfte der Civilliste abtreten soll. An diesem Vertrage ist jahrelang, schon seit 1847, gearbeitet worden. Endlich waren bald nach Weihnachten die Akten geschlossen, und der Vertrag sollte dem Herzog zur Ratifikation vorgelegt werden. Da behauptete Hempel plötzlich, ganz im Widerspruch mit seiner eigenen früheren Auffassung, es müsse dieser Vertrag als ein Staatsvertrag vorerst der Kammer vorgelegt werden, nicht allein weil ihr eine Beschlußnahme darüber zukomme, sondern auch damit sie ermittele, wieviel der Herzog von der ausbedungenen Rente dem Lande abzutreten habe, ob die Hälfte oder mehr. Schätzell ist natürlich der Meinung, das Land habe hier weder Ansprüche noch Rechte, der Herzog allein erbe, und nicht die gnädigen Untertanen, und er habe diese keineswegs zu fragen, wie er seine Erbschaft verwenden wolle.

Das Ganze ist nichts anderes als ein mit der Kammer geschmiedeter Plan, um Schätzell auf jeden Fall loszuwerden, der, sobald die Sache vor die Kammer kommt, mit einem eklatanten Mißtrauensvotum weggeblasen werden soll. Das Schlimme ist, daß Salmuth zu Hempel hält. Die Gegenpartei glaubt, durch Salmuth den Herzog in ihrer Hand zu haben, und gibt sich der Hoffnung hin, daß die Krone denjenigen Minister wegjagen werde, der für ihr Interesse ficht. Salmuth möchte hier gern heimlich regieren. Die Herzogin hatte er auch nach und nach so eingeschüchtert, daß sie kaum noch wagte, ihm auch nur in den geringfügigsten Dingen zu widerstehen. Und Hempel ging vollkommen in seinen Banden. Da kam Schätzell und störte fortwährend den schönen Frieden, indem er das fürstliche Bewußtsein der Herzogin stärkte. Das war nicht zu verzeihen, und seit zwei Jahren haben Salmuth und Hempel nicht aufgehört, dem armen Schätzell allerlei Fallen und Fußangeln zu legen, in denen er sich zwar nicht fing, unter denen aber das Land unerhört litt. Mit beiden im Bunde stehen der Landtag und eine Menge Subalternbeamte, denen das Gefühl, die oberste Macht von sich abhängig zu wissen, sehr süß ist.

Es gehört fürwahr kein geringer Mut dazu, in dieses verfilzte Wespennest die Hand zu stecken, um es auszustören. Aber Schätzell hat diesen

Mut und auch die größte Aussicht zum Gelingen. Seine kleine Partei besteht zwar nur aus der Herzogin, ihm selbst und vielleicht aus meiner Wenigkeit, während die Gegenpartei Legion ist. Aber deswegen haben wir den Vorteil, alles zu wissen, was die anderen tun wollen, während von unseren Gängen kein Mensch etwas ahnt. Es sind nicht nur unterderhand die bedeutendsten Rechtsgelehrten zu Rate gezogen worden, sondern auch einer der mächtigsten Höfe in Deutschland, und da ist denn heute von hoher Hand ein vertrauliches Schreiben an die Herzogin eingelaufen, nach dessen Einsicht Herr v. Salmuth wahrscheinlich sehr geneigt werden wird, seinen Freund Hempel im entscheidenden Augenblick im Stiche zu lassen. Hat der Herzog sich erst offiziell durch einen Erlaß für Schätzell erklärt, so ist dieser dadurch in die Lage versetzt, auf Hempels Abgang bestehen zu können. Alles hängt jetzt davon ab, ob die Herzogin den Mut hat, die Fesseln abzuschütteln und entschieden zu handeln. Ihr diesen Mut einzuflößen, daran arbeite ich aus allen Kräften, und ich zweifle fast nicht mehr an ihrer Entschiedenheit und Beständigkeit. Sie ist eine echte Fürstin und wird gewiß fürstlich handeln. So sind in beiden Lagern die Kartaunen geladen, und Mitte April wird losgefeuert werden müssen, weil am 18. der Landtag zusammentritt, um in der Erbschaftssache zu entscheiden und Schätzell fortzujagen.

14. April 1853. Die Bombe ist geplatzt. Die Herzogin hat mit Salmuth, der morgen in der Cöthenschen Sache Vortrag beim Herzog hat, geredet. Sie hat sich dabei mutvoll und fürstlich betragen und dem alten Herrn so gewaltig imponiert, daß er mit Pauken und Trompeten aus allen seinen Fuchslöchern herausgeschlagen ist. Das Geschäft, das ihm nun obliegt, ist, seinen Freund Hempel fortzujagen. Diesem ist bis zum 16. eine Frist gestellt, während welcher er um seinen Abschied einkommen kann; wo nicht, so erhält er ihn. Wenn nun Hempel nicht etwa noch einen Ausweg findet, so sind hier alle Verhältnisse wie ein Strumpf umgewendet. Zu Sonntag morgen muß alles beendigt sein, und Montag wird Schätzell vor den Landtag treten, der sich versammelt, um ihn auszurotten, und ankündigen, daß der Herzog ihn nun erst recht festgepflanzt habe als einen Giftbaum für die Revolution.

Sonntag, den 17. April 1853. Das ist heute ein wichtiger Tag für uns. Ich ging morgens mit den Meinigen zur Kirche. Die Herzogin fehlte und in der Herrenwelt fast alle Notabeln. Ein neben mir sitzender Offizier flüsterte mir zu, es hätten sich allerlei Gerüchte verbreitet, ob ich nichts wüßte. Ich sagte: Nein. Darauf einer von der anderen Seite: Die Krempelei (so wird das Ministerium Hempel genannt) sollte ja leck geworden sein, sage man. Ich antwortete: So! — Ich konnte kaum das Ende des Gottesdienstes erwarten, um zur Bernstorff zu gehen; da fing mich ein Lakai ab, um mich zur Herzogin zu bestellen. Hier hörte ich denn, daß der Herzog unmittelbar vor der Kirche die Entlassung Hempels unterzeichnet habe, und erhielt noch den Auftrag, einen notwendigen, recht schweren Brief zu schreiben. Dann bin ich im tiefsten Kot mit dem Herzog

um das Buttlargrab[1] herumgespukt. Nach Tafel rannte ich nach Hause, hüllte mich in Zigarrendampf (ich spendierte heute eine echte Havanna an mich) und konzipierte meinen Brief, den ich dann selbst aufs Schloß trug.

So haben wir denn heute unsere alberne Revolution beendet. Wenn ich nun bedenke, wie sich meine Lage verändert hat, seitdem ich hier ins Land kam, ein unbekannter kleiner Hofmaler und als Dunkelmann und gefährlicher Pietist von allen Machthabern im Lande perhorresziert, und jetzt — doch ich will das Bild nicht weiter ausführen, weil es wie Hochmut klingen könnte. Ein armer Teufel bin ich freilich immer geblieben, und da ich keine Reichtümer errungen, so freue ich mich wenigstens, nach solchen nie gestrebt zu haben. Und was ich an Ehre gewonnen, habe ich ebensowenig erstrebt, das ist von selbst gekommen. Was habe ich mich mit meinem Pinsel abgeplagt, wie hat mich das Bewußtsein eines verfehlten Lebens gequält, während Gott in aller Stille ganz andere Wege für mich bereitet hatte!

*

Kreuznach, am 23. Juni 1853. Es tut mir leid, daß ich durch mein Freudengeschrei über meine Errungenschaften Dir vielleicht manches vor Augen gestellt habe, was Dir fehlt, und dadurch Dein Klagelied veranlaßt habe. Aber wenn Du auch in Deiner äußeren Lage manches vermissest, die wirklichen Sorgen kennst Du ja gar nicht. Ach, mein lieber Bruder und teuerster Freund, den ich in dieser Welt besitze — Nahrungssorgen sind wahrhaftig das einzige wesentliche Übel für einen Familienvater, und alles Übrige läßt sich tragen, es läßt sich wirklich tragen. Aber wenn die Frau Geld verlangt und die Kinder Kleidung und Schulgeld, und man hat nichts, das ist wirklich böse und zum Totschießen wie geschaffen. Du lieber Gott, wäre es mir nicht vorher gar so elend ergangen, so hätte ich wahrhaftig über meine Veränderung nicht so jubiliert, und wärest Du in den letzten fünf Wochen, die ich mit dem Herzog auf Reisen bin, an meiner Stelle gewesen, so würdest Du einsehen, daß meine Stellung auch kein dornenloses Glück ist.

Dem Herzog war eine Badereise verordnet, um sein stürmisch aufgeregtes Gemüt zu calmieren, und wir hatten ihn mit großer Mühe und Kunst dahin bewogen, seine Einwilligung dazu zu geben. Da die Herzogin ernstlich erkrankt war, der Herzog aber im Auslande ohne Familienleben auf längere Zeit nicht zu halten gewesen sein würde, so bewog die Herzogin die Gräfin Richthofen[2], die gerade zu Besuch bei ihr war, und meine Frau dazu, sich uns anzuschließen; sie selbst wollte bald nachfolgen, und dann sollte der Cavalier, der sie brächte, Julchen mit zurücknehmen. So war das Arrangement, und wir reisten zehn Personen stark in drei Vierspännern am 18. Mai von Ballenstädt ab — der Herzog, die Gräfin, Julchen, Hellfeld als Reisemarschall, ich, zwei Kammerdiener, zwei Lakais und eine Jungfer.

[1] Die Begräbnisstätte einer früheren Hofdame mitten im Walde.

[2] Eine Kusine der Herzogin, deren Vaterschwester Prinzeß Friederike mit dem Freiherrn G. S. v. Richthofen (gest. 1808) vermählt war; vgl. S. 375 Anm.

Am ersten Tag fuhren wir bis Witzenhausen, am 19. mittags kamen wir in Cassel auf dem Bahnhof an. Wunderschön ist die Main-Weser-Bahn, mit der wir von da weiterreisten. Anfänglich an der Fulda hin, dann rechts und links die schönsten Waldberge, alte Schlösser und köstliche malerische Städte, von denen das alte Marburg die Krone ist. In Gießen fanden wir die bestellten Staatswagen am Bahnhof vor, die uns direkt ins Hotel an eine fertig gehaltene höchst elegante Tafel brachten. Den andern Tag waren wir im herrlichen Frankfurt und gegen Abend in Homburg, unserem nächsten Bestimmungsort, wo wir ein an der Promenade gelegenes, für uns in Bereitschaft gehaltenes Haus bezogen.

Hier begann nun die eigentliche Passionszeit. Der Herzog mußte wider Willen Brunnen trinken und wurde dadurch in die scheußlichste Laune versetzt. Besonders beim Essen, mittags und abends, war er in hohem Grade aufgeregt. Das ist ja begreiflich, weil die ganze Reise wider seine Grundsätze lief; es ist ganz natürlich, daß jemand, der durchaus keinen anderen Gedanken hat, als sobald als möglich aus dieser Welt zu kommen, nichts von Badereisen zur Stärkung der Gesundheit wissen will. Aber ich werde doch zeit meines Lebens an diese verteufelten Mahlzeiten denken, und Julchen fand auch ein Härchen darin, obgleich sie der entschiedene Liebling war.

Wir erwarteten alles von der Ankunft der Frau Herzogin als einer Autoritätsperson. Sie kündigte denn auch ihre Ankunft an, das Haus ward bekränzt, der Herzog selbst pflückte ein Sträußchen von vorjährigem Heidekraut und stellte es auf ihr Zimmer, und wir fuhren ihr bis nach Frankfurt entgegen. Sie kam aber nicht, statt dessen ein Brief, der ihre Ankunft verschob. Diese Enttäuschung verstärkte die üble Stimmung des Herzogs so, daß wir Gott dankten, als der letzte Becher herunter war und wir nach Kreuznach abfahren konnten, wo ebenfalls wider Willen gebadet werden sollte.

Auch hier hat mir der Aufenthalt wenig geboten. Ich habe zwar einige flüchtige Bekanntschaften gemacht, kam aber im ganzen nur wenig unter die Leute. Von Julchen hatte ich auch fast nichts, die Gräfin ließ sie nicht aus den Händen, wir sahen uns eigentlich nur auf den Spazierfahrten und bei Tische; es war mir aber doch tröstlich, sie in der Nähe zu haben, es trug sich gemeinsam alles leichter. Endlich kam die Herzogin am 18. Juni angefahren, mit Leibarzt, Hofdame, Kammerfrau, Kammerzofe, zwei Lakais und tausend Millionen Koffern, und Julchen trat nun am 20. in Begleitung eines überflüssigen Lakais ihren Rückweg an.

Ich begleitete sie bis Mainz, wo wir sogleich Gerhard holen ließen, mit ihm dinierten und uns von ihm die Stadt und Umgebung zeigen ließen. Julchen wollte sich totlachen über die militärischen Ehren, die ihrem Jungen von vorübergehenden Soldaten und Schildwachen jeden Augenblick erwiesen wurden, während sich um die würdigen Eltern kein Mensch bekümmerte. Mainz ist wie ein Kriegslager und starrt von österreichischen und preußischen Truppen. Gerhard fühlt sich sehr glücklich dort,

und sein Regimentskommandeur Graf Monts, den ich besuchte, ist sehr zufrieden mit ihm. Der Abschied von Julchen wurde mir recht schwer. Ich sah sie, als ich auf dem Dampfer davonschäumte, mit Gerhard winkend am Strande stehen, bis die rasch zunehmende Entfernung mir alles verhüllte.

Seitdem die Herzogin hier ist, haben wir einige interessante Partien gemacht. Am merkwürdigsten war mir Franz von Sickingens altes Schloß, die Ebernburg, die wie eine Krone auf der Stirn eines freistehenden Bergkegels sitzt. Gegenüber liegt auf schroffem rötlichem Sandsteinfelsen der vom Teufel erbaute Rheingrafenstein, und in einiger Entfernung, 800 Fuß über der Talsohle, thront die Altenbaumburg von ungeheuerem Umfange wie eine Stadt. Viele interessante Schlösser sind noch in der Nähe, z. B. der alte Dahlberg, die Stromburg u. a., ich bezweifele aber, daß wir sie zu sehen bekommen werden, da die Herrschaften nicht das geringste Interesse für Altertümer haben und ebensowenig für romantische Natur. Ein moderner Kaffeegarten oder ein Park mit glatten Promenaden geht ihnen über alles.

Kreuznach, 26. Juni 1853. Gestern machten wir eine Partie nach Bingen, die ich als Reisemarschall führen mußte, da Hellfeld zu Hause blieb. In Bingen, wo wir dinierten, fiel es der Herzogin ein, zu Esel auf den Rheinstein zu reiten. Das war nicht so einfach, da es in Bingen keine Esel gibt; ich schickte also ein Boot durchs Binger Loch nach Aßmannshausen, um einen Langohr von dort nach dem Fuß des Rheinsteins überzufahren. Dann kostete mir die Guldenrechnung im Hotel einiges Kopfzerbrechen, da ich nur in Thalern bezahlen konnte. Als wir wieder in den Wagen stiegen und der Herzog schon saß, frug mich die Herzogin, ob ich denn auch für Tee gesorgt hätte. Dies hatte ich radikal vergessen. Da wir noch im Gasthof waren, wäre der Schaden leicht ersetzt gewesen, wenn man nur fünf Minuten hätte warten wollen. Das geht aber mit den Herrschaften nicht, und der Wirt hatte nur eben noch Zeit, mir, als der Wagen schon in Bewegung war, eine Tüte mit Tee und Zucker zuzustellen, aber freilich Nichts dazu. Diese verfluchte Vergeßlichkeit bei der ersten größeren Partie, die ich als Cavalier zu führen hatte, war sehr ärgerlich. Über der Eselnot hatte ich den Tee vergessen — ein schreckliches Verbrechen!

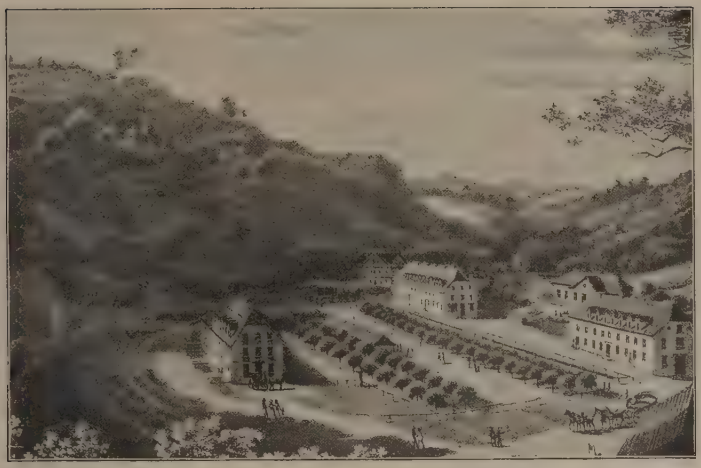
Am Fuße des Rheinsteins gab es wieder Not. Ich mußte die Bootsleute, die den Esel gebracht hatten, bezahlen und war umringt von einer Schar von Bettlern und Kindern mit Blumen und Erdbeeren. Die Herrschaften warteten aber keinen Augenblick, die Herzogin rief schon ungeduldig nach mir, daß ich neben ihrem Esel gehen sollte, um sie zu schützen. Ich zahlte alles doppelt und dreifach, um nur loszukommen, und keuchte den heißen Berg hinauf den anderen nach. Oben war meine erste Sorge der Tee für die Herrschaften. Der Kastellan konnte aber nichts schaffen als Butterbrot, Erdbeeren, Wein und Pfannkuchen, die seine Frau selbst gebacken. Die Herzogin schien mir sichtlich verstimmt, daß die gewohnten Confitüren und Biskuits zum Tee fehlten. Dem unschuldigen Herzog

aber schmeckten seine Butterbemmen vortrefflich. Ich vermochte nichts zu genießen, weil ich den Tee vergessen hatte. Dann wurde die Burg zwei Stunden lang durchkrochen. O welche himmlische Aussicht auf den alten gewaltigen vaterländischen Strom mit seinen Bergen, alten Burgen und Dampfschiffen, die ohne Aufhören hin und her schossen! Ich sage Dir nichts von den Sammlungen alter Waffen, von den merkwürdigen mittelalterlichen Meubles und Bildern, die Prinz Friedrich hier zusammen gebracht hat.

Kreuznach, 28. Juni 1853. Gestern habe ich wieder eine große Partie (nach der Altenbaumburg) geführt und diesmal fehlerlos. Es passierte so viel Komisches, daß ich damit einen dicken Brief füllen könnte, doch ist's mir weder komisch noch schreiberlich zumute, und ich habe nur den einen Wunsch, daß wir erst glücklich wieder in Alexisbad sein möchten. Diese Art des Reisens ist sehr, um des Teufels zu werden. Die Gegend ist zauberisch, doch habe ich keinen anderen Gedanken als zu sorgen, daß die Herzogin nicht vom Esel fällt, der Herzog keine Szenen vor den Leuten macht und daß nichts vergessen wird. Heute nachmittag bin ich frei und will ich einmal auf meine eigene Hand in die Berge gehen. Es ist aber auch dabei ein Haken. Sobald ich in die Einsamkeit komme, tritt mir das Leidensbild meiner Bertha vor die Seele. Mein Badeleben mit den Herrschaften erinnert mich so oft an das Kind; sie hat es früher als ich kennen gelernt auf Rügen und es mir so prächtig geschildert, daß jetzt alle Begebenheiten mir ihre Erzählungen und ihr stilles Bild zurückrufen. Ach, daß man wüßte, wie es ihr jetzt ginge! Dieser dichte und undurchdringliche Schleier hat was Fürchterliches. Nur der Glaube schaut auf Momente durch, der arme, schwache Glaube.

*

Ballenstädt, am 17. Oct. 1853. Ich schrieb Dir zuletzt von Kreuznach aus und werde von da an fortfahren, Dir einige Bruchstücke aus meinem Leben zu geben. Meine Abreise von Kreuznach war freilich eigentümlicher Art, indem mein Transportmittel sich einzig und allein auf meine Stiefel beschränkte. Die Stunde der Abreise hatte geschlagen, unsere Wagen standen angespannt vor der Tür, und der Packwagen war schon abgefahren; da aber die Herzogin eben erst ihr Frühstück verlangte, spazierte ich, weil ich mich vor der Haustür langweilte, nach der nahegelegenen Brücke, die mir interessant war, weil sie ganz wie eine Straße mit Häusern besetzt ist, die, unten schmal auf den Pfeilern aufgesetzt, sich in den oberen Etagen wie Fächer ausbreiten. Als ich zurückkehrte, begegnete mir der Herzog sehr aufgeregt und von einem Lakai begleitet. Der Herzog schoß an mir vorbei, und der Lakai berichtete, Seine Hoheit sei ungeduldig geworden und habe sich plötzlich zu Fuß auf den Weg gemacht. So schickte ich den Diener zurück und schloß mich selbst dem Herzog an. Ich bemerkte ihm, daß wir beide keine Ahnung vom Wege hätten, aber das half nichts, er war nicht zum Umkehren zu bewegen. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gepilgert waren, entdeckte ich auf einmal auf einem anderen Wege



„Alexisbad war reizend ... ich hatte es noch nie so lieblich gesehen, so still und friedlich inmitten seiner hohen Waldberge." 18. Sept. 1855.

„Ich kenne kaum ein imposanteres, malerischeres Schloß als Bernburg. Es ist etwas Gewaltiges, wie diese großen Gebäude, Bastionen, Türme und Türmchen, zusammen eine ehrwürdige dunkle Masse bildend, auf ihren Felsen über der Saale thronen, die mit lautem Donner gerade unter dem Schlosse ihren Wasserfall niederbraust." 1. Nov. 1845.

Julie v. Bernstorff.

„Sie ist in meinem Hause wie eine Lebensessenz, eine unbeschreiblich treue und echte Freundin."
24. Mai u. 10. Dez. 1842.

Die Schwestern Bardua.

Ölgemälde von Caroline Bardua.

Minister v. Schätzell.

„Er ist ein Mann von der höchsten staatsmännischen Begabung und ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe." 5. Juli 1860.

ohngefähr tausend Schritte seitab unsere Equipagen, die eben in einer Vertiefung verschwanden. Nun denke Dir meine Verlegenheit. Mainz war vier Meilen entfernt, im nächsten Dorf hätte ich zwar ein Fuhrwerk mieten können, aber das war noch weit, und wir hätten unser Reiseprogramm, wonach wir in allen Hotels und auf allen Poststationen bis Alexisbad schon zur bestimmten Stunde angemeldet waren, nicht einhalten können; auch war der Herzog ohne Mantel und würde nie und nimmer einen fremden Mantel angenommen haben. Endlich tauchte der Reisewagen in großer Ferne wieder auf, ich band ein Schnupftuch an meinen Stock und flaggte damit hoch in der Luft, bis es bemerkt wurde und der letzte Wagen anhielt, den wir dann auf Feldrainen glücklich erreichten.

In Frankfurt trennten wir uns von der Herzogin, die mit ihrem Gefolge nach Kissingen und Ischl ging. Unsere Fahrt war wieder sehr unerquicklich, der Herzog furchtbar aufgeregt, sodaß ich froh war, als ich endlich von weitem die anhaltische Grenze sah. Ein paar berittene Gens-d'armes standen zu beiden Seiten des Weges mit gezogenem Pallasch, und eine Gruppe von Herren mit etlichen Equipagen schien den Herzog zu erwarten. Wir kamen näher, und unter dem bekränzten Schlagbaum hielt unser Wagen. Schätzell, der Landrat des Kreises und mehrere Herren traten an den Schlag, aber der Herzog wartete ihre Anrede nicht ab. Er zog seinen Hut, beugte sich hinaus und sagte mit lauter Stimme, ohne anzustoßen: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für diesen Empfang auf der vaterländischen Grenze. Sie machen mir große Freude, und ich freue mich sehr, Sie alle auf vaterländischem Boden wohl wieder anzutreffen." Der Landrat hielt nun eine kleine Anrede und endete mit dem Wunsche, daß die Kur dem Herzoge so wohl bekommen sein möge, als es den Anschein habe. Hierauf antwortete der Herzog: „Ich befinde mich ganz wohl, und ich danke Ihnen nochmals, meine Herren, für Ihren Empfang auf vaterländischem Boden. Leben Sie wohl!" So fuhren wir weiter. Auf mich aber machte es einen ganz wunderlichen Eindruck, den Herrn, den ich nun seit längerer Zeit als einen armen unglücklichen Kranken überwacht hatte, plötzlich als Landesfürsten geehrt zu sehen und ihn so fürstlich und vernünftig sprechen zu hören. In Alexisbad überraschten uns Ehrenpforten, Blumengewinde und Guirlanden von bunten Lampen an den Bäumen. Viele Menschen umdrängten den Weg, die Musik spielte von den Felsen herab, und vor dem Schweizerhause, welches der Herzog bewohnt, standen sämtliche zum Hofe gehörige Herren, um ihren Gebieter zu empfangen. Er reichte jedem die Hand und sprach seine große Freude aus, alle wiederzusehen, sodaß Einigen vor Freude die Tränen in die Augen traten, weil sie glaubten, er sei ganz umgewandelt und wiedergeboren.

Am anderen Morgen stand ich sehr trübselig auf. Hellfeld war ganz früh auf zwei Tage zu Frau und Kindern gefahren, und ich war nun, da der Hofmarschall krank und Cramer mit der Herzogin war, auf einmal

Hofchef, ohne alle Routine, und gerade für die ersten Tage, wo alles empfangen und bewirtet werden mußte, was nur irgend von Badegästen empfangen werden konnte. Ich befand mich in einer Lage wie ein Fähnrich, der auf einmal ein Bataillon führen soll. Ich überlebte indessen auch diese beiden Tage und machte keinen Fehler.

Als Hellfeld dann zurückkehrte, setzte ich mich gleich in seinen Wagen und fuhr nun meinerseits auf zwei Tage nach Ballenstädt. Zwar schlug mir hier kein Herz entgegen, da die Meinigen um Annas willen, die sich nach Berthas Tode noch nicht wieder hat erholen können, alle in Salzbrunn waren, aber dennoch hielt ich mit freudiger Bewegung vor meinem Hause. Ich klingelte lange umsonst, weil das Mädchen im Waschhause war; der Hund Poll aber stand innen an der Tür, er mochte mich am Geruch erkannt haben und winselte, heulte, kratzte, bellte und spektakelte dergestalt, daß das Mädchen endlich aufmerksam wurde und herankam. Poll und das Mädchen waren alles, was ich von den Meinigen begrüßen konnte. Ich trat nun in den Garten, der im herrlichsten Flor stand, tausende von Zentifolien glühten in der Abendsonne, während die größere Hälfte des Gartens im Schatten der Bosketts lag. Ich steckte mir eine Pfeife an, und seit sieben Wochen kam die erste Ruhe, der erste heimische Frieden über mich. Ich ging wie verzaubert von Busch zu Busch, von Beet zu Beet, um zu sehen, was der Garten leistete. Da wischte etwas ganz leise an meinem Schienbein hin, ich blickte nieder, es war unser weißes Hauskätzchen, das mit einem ungeheuren Buckel fortwährend ganz still und ohne ein Wörtchen zu sagen an meinem Stiefel hin und her strich. Ich nahm sie auf den Arm und setzte meine Promenade mit ihr fort, während der Hund mir folgte, wenn ich ging, und stehen blieb, wenn ich stand.

Was ich essen wollte? Ich gab dem Mädchen Geld und ließ mir eine tüchtige Bierkaltschale machen, Eier kochen und Salat aus dem Garten raufen. Um 8 war alles fertig. Ich setzte mich in Hemdärmeln an den Tisch und legte recht aus Übermut die Ellenbogen auf. Oh, was war das für ein Vergnügen! Nach siebenwöchentlichen Diners und Soupers im Frack, jeder Bissen mit Gemütsbewegung verschluckt, wieder einmal ohne Gêne am eigenen Tisch zu sitzen und vernünftige Kost zu genießen! Und dabei noch zwei freie Tage vor mir, wo ich, einige Besuche abgerechnet, nichts tun wollte als mich rekeln, mich ausruhen und Bierkaltschale essen.

Nach drei Wochen kam dann Julchen aus Schlesien zurück. Ich empfing sie in Ballenstädt mit bekränztem Hause und nahm sie noch auf die letzten acht Tage mit nach Alexisbad, bis der Hof von dort aufbrach und wir hierher zurückkehrten. Jetzt erst, da ich meine ganze Häuslichkeit wieder hatte, wurde es mir auch wieder etwas behaglicher in dieser schnöden Welt.

Indessen ist mir doch bis auf diese Stunde der Hofdienst etwas unheimlich geblieben, und ich werde noch viel Zeit brauchen, bis ich mich finden lerne. Die ersten Monate war es leicht, weil der Herzog so glückselig mit mir war. Aber die Stimmung ist nun ganz umgeschlagen, und

er betrachtet mich jetzt mit mißtrauischem Auge. Weil ich auf der Reise bisweilen genötigt war, fest und bestimmt gegen ihn aufzutreten, mag er wohl gedacht haben: „Also auch du, mein Sohn Brutus!" Er ist ein armer Kranker und ich bin sein Wächter, das sage ich mir immer vor, aber es will nicht immer helfen, auch schon deswegen nicht, weil das Verhältnis doch etwas anders ist, indem ich keineswegs die Macht über meinen Kranken habe, die einem Wächter zusteht.

18. Oct. 1853. Wir haben jetzt herrliche Herbsttage, ein wahres Lichtglühen in den gelben und braunen Bäumen, dabei die Schatten so tief wie bei Mondschein. Ich sitze viel draußen im Walde und zeichne. Das ist mein größtes Vergnügen. Es ist so still im Walde wie im Grabe. Man hört nur das leise Fallen der herbstlichen Blätter von den Bäumen und das Huschen einzelner Mäuse durch das welke Laub, das den Boden bedeckt. Die Herzogin hat mir von ihrer Reise einen herrlichen Farbenkasten mitgebracht. Den stecke ich nebst Feldstuhl und Wasserflasche in eine Jagdtasche und etabliere mich im Freien so bequem wie zu Hause. Wenn ich dann so dasitze und es entsteht auf dem Papier ein hübscher Farbeneffekt, dem gleichend, den ich vor mir sehe, so bin ich fast in das Paradies der Kindheit zurückversetzt.

*

Coswig, am 4. Nov. 1853. Da sitze ich in dem uralten Schlosse Wolfgangs von Anhalt, und die vaterländische Elbe wälzt ihre gelben Fluten unter meinem Fenster durch Wald und Wiesen. Von dem allen sehe ich aber nichts, denn es ist stockdunkle Nacht, deren Grausen mir als einzigem lebendigen Wesen im Schlosse an die Seele haucht. Das ging so zu. Mein alter Freund Schweinitz, der jetzt als Hauptmann in Bernburg steht, hatte mich zu Gevatter gebeten, und da ich einmal nach Bernburg mußte, beauftragte mich der Herzog, gleich auch das Coswiger Schloß behufs einer dort vorzunehmenden Bilderrevision zu besuchen. Es war nämlich der Dessausche Hofmaler Becker in Coswig gewesen und hatte unter den alten Bildern des Schlosses herumgestöbert, auch seiner Meinung nach bedeutende Schätze gefunden von Tizian, Potter, Wouwerman, Dürer, van Eyck und anderen. Er hatte dem Kastellan gesagt, es verfaule da ein großer Schatz, und der Kastellan hatte darüber an unser Hofmarschallamt berichtet.

So kam ich denn heute morgen, nachdem gestern die Taufe absolviert war, hierher. Ich ließ mir sogleich durch den Kastellan, der in einem Nebenhofe wohnt, alle Gemächer und Böden im Schlosse aufschließen und fuhr nun wie eine Ratte unter dem alten Gerölle herum, indem ich ungefähr 300 alte Bilder die Revue passieren ließ, bewaffnet mit einem Schwamm, um überall zu waschen, wo mir's nötig erschien. Unter den Familienbildern war sehr viel Schönes und Interessantes, aber ich hatte meine Augen vorzugsweise auf die Galeriestücke zu richten. Die gepriesenen großen Meisterwerke verschrumpften da freilich zu bloßen Kopien, sodaß ich Beckers Urteil nicht begreifen konnte. Nur ein wirklich gutes Bild (welches aber Becker entgangen war) fand ich auf und reinigte es

notdürftig, sodaß der Kastellan vor Wonne ganz geblendet anfing zu lallen. Es war eine lebensgroße schlafende Nymphe, die von einem Faun aufgedeckt wird. Das Bild leuchtete mich förmlich an, das Helldunkel, Zeichnung, Komposition, alles war so schön, daß ich mich nicht erinnere, je eine reizendere weibliche Figur gesehen zu haben. Wegen der Nacktheit konnte ich indessen das Bild nicht nach Ballenstädt nehmen, und es bleibt nun ruhig auf dem Boden der weiteren Zerstörung preisgegeben. Ich würde mir dieses Bild ohne weiteres ausbitten, um es recht schön zu restaurieren, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die absolute Kleiderlosigkeit auch in meinem Hause Anstoß erregen würde.

Am Nachmittag fuhr ich mit dem Rektor Hoffmann (Sohn unseres Oberhofpredigers) über die Elbe nach Wörlitz, um da das sogenannte Gothische Haus mit seinen vortrefflichen Bilderschätzen zu betrachten. Im Stockfinstern kamen wir zurück, ich trank noch bei Hoffmann den Tee und habe mich nun in mein stilles, schauerliches Schloß zurückgezogen.

Neben mir wölbt sich der hohe Rittersaal,und auf der anderen Seite zieht sich eine ganze Reihe von alten Zimmern mit Gobelins, sonderbaren Schränken und hohen Bildern von geharnischten Männern und vermummten Frauen hin. Die Türen stehen alle offen, ich habe sie selbst aufgemacht und bin zu spät nach Hause gekommen, um sie wieder zu schließen, und doch ist in einem dieser Zimmer einmal ein scheußlicher Mord an einer Fürstin von Zerbst verübt worden. Vielleicht gerade in dem, das ich bewohne, aber ich habe wohlweislich nicht danach gefragt. Solange ich wach bin und schreibe, geht es; aber ins Nebenzimmer zu kommen und da in das alte Bett zu kriechen (vielleicht dasselbe, in welchem die Fürstin erdrosselt wurde), das wird noch eine böse Arbeit geben. Ich habe aber eine eiserne Stange gefunden, die jetzt neben mir steht und die ich auch mit zu Bett nehmen will. Ich habe eine Beruhigung an dieser Stange und denke damit auf jedes Spektrum einzudreschen. Wie töricht ist man doch! Aber ich denke meinen Platz zu behaupten und diese Nacht das Schloß zu halten. Morgen früh um 5 Uhr wird aufgebrochen und per Dampf abgeras't. Nun Gute Nacht! – jetzt kommt das Schlimmste, sich auszuziehen und sich halb nackt den Anfechtungen der Hölle bloßzustellen. Vor zwanzig Jahren hätte ich das nicht gekonnt, aber man wird eben immer lederner und zuletzt wie ein Balg, der überall übernachten kann.

Ballenstädt, 7. Nov. 1853. In jener Nacht ging alles gut. Ich schlief wie eine Ratte, und als ich erwachte, repetierte meine Uhr vier. Weg waren Furcht und Grauen. Ich zog mich an, ging mit dem Licht durch die grausigen Räume nach der Polterkammer und besah mir noch einmal die schöne Nymphe. Um 5 Uhr holte mich der Kastellan ab, um mich zum Bahnhof zu bringen. Erst in Dessau bekam ich Kaffee und wandelte dann in meinem Coupé, das ich allein innehatte, mit meiner Zigarre bis Cöthen sehr wohlgemut auf und ab. Das war sehr schön.

Bei uns ist jetzt unsere alte Freundin Veit eingezogen, die vor ein paar Jahren von Ballenstädt in die Schweiz zog, um dort die Erziehung ihrer

Tochter zu vollenden, und nun zurückgekehrt ist. Sie ist Irvingianerin, sonst eine liebe, gute Frau und eine echt christliche Seele. Ich war dagegen, daß sie bei uns wohnte, weil man durch zu nahes Beieinandersein am leichtesten entzweit wird, aber Julchen fühlt sich seit Berthas Tode so einsam und wünschte es sehr, so mochte es denn geschehen.

In diesen Tagen haben wir auch neue Landtagswahlen gehabt, die brillant ausgefallen sind. Schätzell selbst ist in drei Wahlbezirken gewählt worden. Wieder ein Beispiel, daß die öffentliche Meinung denen gehört, welche die Gewalt, die sie haben, auch gebrauchen!

Gestern besuchte mich von Quedlinburg aus der Rittmeister Wangerow, ein prächtiger christlicher Mann. Es ist ihm schwer geworden, sein Christentum im Regiment zu behaupten, er hat schwere Anfechtungen von seiten der Kameraden zu bestehen gehabt, sodaß er sogar ein paarmal auf das Duell hat rekurrieren müssen, aber endlich hat er sich doch durchgebissen und kann jetzt unangefochten tun, was er will, es wird alles gutgeheißen Er sitzt groß und breit bei allen Missionsfesten, ist selbst Missionsvorstand, hält Betstunden mit seinen Kürassieren und ist dabei so geachtet, daß die Kameraden ihn in alle Ehrengerichte wählen. In seinem altdeutschen silbernen Helm sieht er aus wie Götz von Berlichingen, so treuherzig und redlich. Er ist ein Mensch so recht aus einem Guß, und ich freue mich sehr, daß er nun öfter zu mir herüberreiten will. Ich habe Sehnsucht nach einem recht ehrlichen, treuen christlichen Sinn, da ich selbst immer noch auf beiden Seiten hinke. Ich wünschte, ich könnte mich mit Dir verbrüdern, einmal redlich und von Herzen abzutun, was der Welt gehört, und ganz meinem Gott zu leben. Wir können freilich nur satteln und aufsitzen, aber Gott kann uns auch halten, daß wir nicht nach der anderen Seite wieder herunterfallen, wenn's gegen den Feind geht.

*

Ballenstädt, am 5. Dec. 1853. Wie freue ich mich der Nachricht, daß Tante Dascha [Witwe des Onkel Karl v. Zöge] herauskommt. Am glücklichsten würde sie, glaube ich, hier in Ballenstädt wohnen, das jetzt wirklich zu den angenehmsten Orten in Deutschland gehört. Zu Erfurt, wo Tante Norchen [v. Ziegesar] wohnt, möchte ich nicht raten. Tante Norchen ist Altlutheranerin und somit der beklemmendsten konfessionellen Richtung ergeben, die man haben kann. Alle Altlutheraner leiden an einem geistigen Asthma, und wenn zu viele von ihnen zusammensitzen, so verkehren sie ausschließlich miteinander und verkümmern. Hier in Ballenstädt leben wir dagegen in der Welt, durchaus der gesundeste Aufenthalt für einen Christen. Nichts schmilzt uns unsere Teufelsschlacken so aus dem Leibe wie gerade der Verkehr mit der Welt, die uns weder schont noch schmeichelt und uns täglich kreuzigt. Ich rede aus tiefster Überzeugung.

Mein Gerhard wird mit seinem Regiment im Frühling nach Frankfurt versetzt, worauf er sich sehr freut, weil er dort Gelegenheit haben wird, in Familien zu verkehren. In Mainz ist den Offizieren die Gesellschaft verschlossen, weil die Mainzer durch die Bank rot republikanisch sind.

Wenn Du recht hättest, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme wäre, so wollte ich mich doch noch heute dem Teufel übergeben. Wenn der Staat zwischen zwei Übeln zu wählen hat, so ist es immer besser, die Regierung macht die öffentliche Meinung, als daß umgekehrt die öffentliche Meinung die Regierung macht.

12. Dec. 1853. Wir haben hier, solange der Herzog Carl von Holstein mit seiner Gemahlin da war, viel Festivitäten und Unruhe am Hofe gehabt, und ich bin dabei tüchtig in Atem gesetzt worden. Statt sonst nur einer waren wir jetzt oft unserer vier Cavaliere auf einmal in Funktion, und ich muß Gott danken, daß ich in jener Zeit keine Dummheit gemacht habe. Daß die dänische Hofdame, die die fremden Herrschaften mitbrachten, mich für die Perle unter dem hiesigen Hofgesindel erklärte, war zwar ein sehr ungerechtes Urteil, ermutigte mich aber insofern, als es doch kein Tadel war. Seitdem die Gäste fort sind, ist wieder Ruhe eingetreten, und ich werde meines Lebens so froh, als es sich eben tun läßt.

Das Talent, glücklich zu sein, besitzen wir beide nun einmal nicht in dem Grade wie unser guter seliger Oncle Kügelgen [Karl, der Zwillingsbruder des Vaters], der darin ordentlich nobel war wie in allen Stücken. Wenn ich mich jetzt aber im allgemeinen glücklicher fühle als früher, so kommt das daher, weil meine Arbeit immer regelmäßig mit dem Glockenschlage beginnt und endigt. In der Zwischenzeit bin ich ganz frei, was ich früher nie war, und habe wieder ganz die Empfindung eines Schulknaben, der seinen Sonnabendnachmittag antritt. Die Malerei betreibe ich eben auch wie ein Schulknabe nur nebenbei. Ich nehme nur kleine Stückchen vor, und wenn es nicht gelingt, bin ich darüber nicht mehr so unglücklich als früher, weil es nicht mehr mein eigentlicher Beruf ist. Ich habe in diesem Jahre ca. 200 Thaler für Porträts eingenommen. Ob es mir aber bei diesem Leben voll Zerstreuung noch gelingen wird, historische Bilder zu erfinden und auszuführen, weiß ich nicht. Jetzt haben wir das Theater hier, und mein Dienst führt mich dreimal wöchentlich hinein, entweder in des Herzogs kleine Bühnenloge oder in die große Loge, in der auch Du als Knabe mit rotem Kragen gesessen hast, und die nur insofern verändert ist, als man noch ein Vorzimmer darangebaut hat, wohin sich diejenigen zurückziehen können, die nichts sehen und hören wollen. In dieser großen Loge ist es sehr hübsch, man hat die Bühne frei vor sich, trinkt Tee, ißt Kuchen, läßt sich was vorspielen und urteilt vornehm darüber.

23. Dec. 1853. Mein Verhältnis zu dem Herzog hat sich wieder sehr gebessert. Heute habe ich mit ihm eine herrliche Fahrt durch den Wald gemacht. Auf einen starken Rauhreif war ein tiefer Schnee gefallen, und zwar bei stiller Luft, sodaß die Bäume davon dichter bedeckt waren als im Sommer mit Laub. Besonders schön sahen die Birken aus mit ihren vielen zarten Zweigen, die alle in prächtige Federbüsche verwandelt und so schwer waren, daß sie den Bäumen das Ansehen von Trauerweiden gaben. Der Herzog war so gut und freundlich, wie ich ihn lange nicht gesehen.

25. Dec. 1853. Der gestrige Abend war für uns unbeschreiblich wehmütig. Wir hatten diesmal nach stiller Übereinkunft zum erstenmal keinen Baum, hatten auch unsere Bescherung nicht wie sonst oben, sondern in einer Unterstube aufgebaut. Ein jeder fand sein Tischchen — nur für Bertha war keins da, zum erstenmal seit 25 Jahren. Sie, die sonst immer für alle gearbeitet hatte, liegt nun in ihrem kalten dunklen Grabe. Mich übermannte der Schmerz bisweilen so sehr, daß ich hinausgehen mußte, und über uns allen hing es wie ein Schleier, obschon der Name nicht genannt wurde. Vor einem Jahr war das liebe Kind noch unter uns, zwar sehr schwach, aber sie ging doch umher, und niemand dachte ans Sterben. Sie wunderte sich, daß sie so besonders viel erhalten habe, und war so dankbar. Diesmal kam am 23. das letzte Geschenk, das sie von ihren Eltern erhält: ein Kreuz von weißem Marmor, das wir in Schlesien arbeiten ließen, darauf nur der Vorname und die von Julchen ausgesuchten Worte: „Die Liebe höret nimmer auf". Zu Ostern werden wir es wohl auf dem Grabe aufrichten können. Solche Feste reißen alles wieder auf; überhaupt ist der Trost nur ein dünnes Häutchen, das sich über die Wunde zieht, wenigstens der Trost, den die Zeit und der Wechsel des Lebens gewähren.

*

Ballenstädt, am 24. Februar 1854. Am 22. morgens erhielt ich Deinen Brief; an diesem selben Tage vor zehn Jahren trafest Du selber in mein Haus! — Daß Du auf einmal den Wein liebst, war mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es mag ein Zeichen sein, daß Du gesünder wirst, wie ich armer Korydon[1] eigentlich immer schwächer. Mit meiner Gesundheit steht es nicht gut. Seit Berthas Tod ist mir die Brust wie zusammengeschnürt, ich fühle einen beständigen Druck, und vorlesen kann ich gar nicht mehr. Der Herzog hat nicht so unrecht, wenn er heute zu mir sagte: „Wir beide passen uns doch gar nicht mehr, für uns ist Musik und Tanz vorbei".

26. März 1854. Vorgestern kam Dein interessanter Brief, der mich nun spornt, meinen vor vier Wochen angefangenen zu beenden. Deine Ansichten über die elende Politik der Westmächte[2] teile ich völlig. Der eigentliche Feind, der böse Feind und Versucher und der Klügste von allen ist Louis Napoleon. England hat er geradezu düpiert — möchte es ihm in Wien nicht auch gelingen! Ob Deutschland wirklich fest neutral bleibt, ist mir fraglich. Wegen Preußens ist mir nicht bange, wohl aber um Österreich, welches allerdings bei der orientalischen Frage interessiert ist. Zwar ist es erst kürzlich von Rußland wieder auf die Füße gestellt worden, aber Politik hat kein Herz und kein Gewissen. Daß vielleicht um Reval wegen des Hafens hart gestritten werden möchte, ist wohl möglich.

---

[1] Schäferfigur bei Vergil, Ecloga VII; sprichwörtlich geworden durch G. A. Bürgers (Die Weiber von Weinsberg) „O weh, mir armen Korydon — Es juckt mich an der Kehle schon".

[2] Am 28. März 1854 erfolgte die englisch-französische Kriegserklärung gegen Rußland (Krimkrieg).

Auf dem Lande aber möchtet Ihr ruhig wohnen und nur Geldverluste haben. Wenn Du nur nicht als Geisel von Seeräubern entführt wirst! Nun aber, mein lieber Bruder, tue mir die Liebe und schreibe recht oft und möglichst viel Politisches. Unsere Zeitungen sind mit Ausnahme der Kreuzzeitung alle russenfeindlich. So erfahre ich alles, was Rußland zum Nachteil gereicht, reichlich und oft in übertriebener und erlogener Weise; von Dir möchte ich daher das Gute und Erfreuliche vernehmen. Denke, wie fleißig ich Dir Anno 48 und 49 geschrieben habe, und nun tue Du ein Gleiches Anno 54. Ich habe Dir übrigens diesen Krieg lange vorhergesagt.

Vor acht Tagen kam ganz unerwartet Alfred Volkmann[1] bei mir angesegelt. Er war so hypochonder und unausstehlich geworden, daß seine Frau ihn aus dem Hause getrieben hatte. Auf einen Tag kam er und acht Tage blieb er. Wir hatten herrliche Zeit miteinander. Morgens beim Kaffee einen lieben Gast zu haben, ist immer ein besonderer Schmaus für mich. Da gab es physiologische Vorlesungen und philosophische Gespräche, die mich aus meinem vegetabilischen Hofleben wieder einmal etwas herausflügelten. Wir führten das reinste Lotterleben, was den armen abstudierten Gelehrten, der auffallend alt aussieht, nicht wenig erquickte. Er zog ganz gesund wieder ab. Sehr interessant war es mir, zu erkennen, wie die Resultate einer wirklich aufmerksamen und gewissenhaften Naturforschung dem Christentum so gar nicht feindlich sind.

Neulich habe ich den armen Wangerow besucht, der ein Bein gebrochen hat und nun schon über zwölf Wochen liegt, aber heiter und getrost. Wenn ich nach Quedlinburg komme, sind immer die Kürassiere eine Erquickung für meine Seele. Diese Menschenklasse ist in der allgemeinen Verwirrung vernünftig geblieben. Ich speiste mit zwanzig Offizieren im Deutschen Hause und fand überall die ehrenwerteste, prächtigste Gesinnung. Militär und Civilisten stehen sich jetzt bei uns in Norddeutschland wie zwei ganz verschiedene Nationen gegenüber, wie fremde Rassen, wie Revalenser und Zulukaffern.

*

Ballenstädt, am 19. April 1854. Wie danke ich Dir, daß Du schon wieder geschrieben. Wer weiß, wie lange wir überhaupt noch werden schreiben können, da die Ungewitter am Horizont sich immer dunkler und drohender zusammenziehen. Wo übrigens das Geld zu diesem Kriege herkommt, mag Gott wissen. Hunderte von Millionen sind jetzt schon bloß durch den Schrecken an Staatspapieren und im Handel verlorengegangen. Dafür, meinte neulich jemand, hätte man sämtliche Griechen bestechen können, sich beschneiden zu lassen und zum Islam überzugehen, wodurch das Protektorat Rußlands von selbst erledigt und der Krieg unterblieben wäre[2].

[1] Der Kindheitsgespiele (vgl. Jug.-Er. II, 2 u. IV, 4), seit 1843 Professor der Physiologie in Halle (1801—77).

[2] Der Krimkrieg entstand daraus, daß Rußland 1853 von der Pforte eine Garantie der russischen Schutzherrschaft über die griechischen Katholiken im ganzen Türkenreiche und über die heiligen Stätten in Jerusalem forderte.

Schändlich, ganz schändlich, ganz überaus schändlich, Dich zu Gevatter zu bitten! Die Kindertaufe ist überhaupt der despotischste Akt, den es in der Welt gibt; da sie aber nun einmal nicht zu umgehen ist, sollte man zu Johanni taufen. Man merkt's einem Menschen bald an, ob er im Winter oder im Sommer getauft ist. Erstere sind immer Misanthropen, weil der Grimm der Paten in sie fährt (wie ich ein wandelndes Beispiel bin), dahingegen Du als Maikätzchen ein viel gelungeneres Temperament hast. Nun — endlich verwächst sich's auch.

Finn denke ich mir jetzt recht lebhaft durch alle Exulanten. Sogar Fräulein Knorring eingerückt! In Petersburg sah ich sie, sie hatte einen großen Waffelkuchen von Wolle gestrickt, den sie in der Küche kochte, und wir standen alle darum herum. Was daran merkwürdig war, weiß ich nicht mehr. Seitdem sie aber einmal für einen Bären gehalten worden oder ein Bär für sie oder vielmehr für „ihr", wie die alten Patrioten in Estland sagten, denke ich sie mir immer aufrecht auf zwei Füßen herumstelzend. Geschrieben hast Du, glaube ich, nie was von ihr, als daß sie Stiefel anzöge, wenn sie spazieren ginge. Nun, wohl den Frauen, denen man nichts Schlimmeres nachsagen kann! Die Meinigen ziehen auch Stiefel an und sind damit, meine Frau an der Spitze, alle Gelbschnäbel hintennach, auf den Stufenberg gestiefelt, sodaß ich ganz allein mit meiner Pfeife zu Hause bin. Auch nicht übel.

Unser Haus ist jetzt tüchtig überfüllt. Adolph und Benno sind zu den Ferien, Mathilde und Bertha Krummacher als Gäste da, und Hermann Krummacher sowie Oskar Natorp haben uns erst vor ein paar Tagen verlassen. Dazu kommt die lange Veit mit ihrer Tochter, unsere Mietsleute, die sich sehr freuen, wenn's bei uns (wie man in Dresden sagt) recht „gedrange" zugeht, um sich auch noch dazwischenzudrängen. Die beiden Krummachers sind übrigens prächtige Mädchen. Bertha innig, sinnig, sehr gescheut und still. Mathilde überaus lebendig, naiv, geistreich und geschwätzig, sie macht tausenderlei Spuk und Spektakel und ist immer am Totlachen. Ein allerliebstes Talent hat sie, Silhouetten auszuschneiden, gestern z. B. hat sie Elisabeth mit dem Hunde Poll so genial geschnitten, daß ich mich nicht satt daran sehen kann. Selbst hat sie gar keine Ahnung, wie geistreich sie ist. Die Herrschaften sind ganz vernarrt in sie. Meinen Adolph sehe ich eigentlich nur mittags bei Tische, außerdem treibt er sich mit seiner Flinte im finsteren Harz umher. Morgens um 5 läuft er schon fort auf die Krähenhütte, und am Abend steht er am Anhalt oder Meiseberg oder Gott mag wissen wo auf dem Schnepfenstrich. Benno dagegen, der beiläufig auch schon Baß singt, bleibt zu Hause und macht den jungen Damen den Hof. Es geht dabei freilich noch etwas holperig her, aber es geht doch. Wir feierten gestern Bennos Geburtstag, heute den von Auguste Veit, morgen kommt der der Bernstorff dran. Es reißt gar nicht ab.

Zum 1. April hatte ich den Kindern ein Diner auf dem Stufenberge versprochen, wenn sie mich anführen könnten. Als ich vom Schlosse kam, fand ich meine Frau, ihr Nachmittagsschläfchen auf meinem Sopha haltend.

In der anderen Ecke lag Elisabeth und winkte mir zu, daß Mutter schliefe. Ich zog mich daher auf den Zehen aus, machte mir's bequem und schlich dann heran, um in das Buch zu blicken, das Julchen beim Einschlafen entsunken war. Darin lag ein großer Zettel mit der Aufschrift: „Herrliches Diner auf dem Stufenberg gegeben vom Aprilnarren", darunter war die ganze Gesellschaft gezeichnet auf der Wanderschaft, die Veit wie ein Mastbaum in der Mitte. Ich sah nun meiner Frau ins Gesicht und fand, daß es meine große Gliederpuppe war. Elisabeth wollte sterben vor Lachen. Zwei Tage darauf zog ich mit dem ganzen Volke nach dem Stufenberge ab und nahm auch noch Agnes Salmuth wegen ihrer herrlichen Stimme mit. Mathilde singt ebenfalls bezaubernd, Bertha und meine Anna sehr gut. So sangen diese vier Mädchen die schönsten Quartette, die sie sich zuvor eingeübt hatten. Ich traktierte wie ein Graf. Weinsuppe, Forellen, frische Bohnen mit Schinken, Schmorbraten mit jungem Salat, Pudding, Käse, Rosinen und Mandeln und Apfelsinen. Dazu Wein mit Zucker. Es war alles vortrefflich und mein junger Pöbel äußerst vergnügt und zufrieden.

Einen rührenden Geburtstag feierten wir am Karfreitag, den unserer seligen Bertha. Schon am Gründonnerstage hatte ich das weiße Marmorkreuz auf ihrem Grabe aufrichten lassen. Als wir am Karfreitag zum Grabe kamen, fanden wir es schon über und über bekränzt. Ich machte aber, daß ich bald wieder fortkam, ich kann's noch nicht aushalten. Es zieht mich immer hin, und wenn ich da bin, schnürt mir's die Brust ein. Auch Julchen kommt noch nicht darüber hin, und Anna ist seit jener Zeit wie umgewandelt. Ihre alte Frische ist weg; von außen angeregt, kann sie auf Augenblicke sehr lustig werden, versinkt aber immer wieder in eine Art von Indolenz, die ich bei ihr früher nicht für möglich gehalten hätte.

23. April 1854. Die Krankheit des Herzogs scheint in ein neues Stadium zu treten. Er ist plötzlich visionär geworden, zitiert auch Geister. Gestern waren wir bei der Herzogin von Holstein-Glücksburg zusammen. Der Herzog war sehr unruhig und sah sich immer um. Auf die Frage, was er habe, sagte er, die Geister sprächen zu ihm. Ich: „Es gibt keine Geister, die sind jenseits, wir diesseits." — Herzog: „Doch, ich habe sie mitgebracht, sie folgen mir überall." Wir wollten es ihm nun ausreden. Da sprang er auf einmal auf, stellte sich mitten ins Zimmer und sagte feierlich: „Wenn die Gesellschaft einen Augenblick still sein will, so will ich Ihnen alles erzählen, wie es mit der Geisterstunde ist".

Die Damen schlossen nun einen Kreis um den armen Herzog, und dieser fuhr fort: „Wenn die Schloßuhr schlägt, dann springen meine Türen auf, und dann kommt der Leichenzug von meinem hochseligen Vater, dem Herzog Friedrich Christian Alexius ganz langsam durchs Zimmer. Erst kommen alle die Herren, die früher am Hofe waren, in Gala, dann die Damen alle in Weiß, wie das früher immer bei kirchlichen Festen war. Dann kommen die geistlichen Herren im Ornat, erst der verstorbene Pastor Pax mit seiner Stutzperücke, ein sehr würdiger

Mann, dann der Oberhofprediger Starke, dann der Pastor Hottelmann, der Pastor Milling und alle die übrigen. Darauf verwandelt sich mein Zimmer in eine gothische Kapelle mit Säulen, und der ehemalige Chor tritt ein und fängt an zu singen. Hernach kommen alle die kleinen verstorbenen Kinder in Weiß und Rosa und schließen sich um das Ganze wie ein Rosenkranz. Dann aber fallen alle die geistlichen Herren auf die Knie und beten für mich." – Ich: „Das ist unbeschreiblich rührend, und ich kann mir denken, daß Ihnen das gar nicht unangenehm ist." – Herzog: „Nein – ja – nein, ich will Ihnen sagen, wie nun alles so war, da rief ich doch Buchmann (den Kammerdiener), denn ich war doch etwas aufgeregt, und dann jagten wir die ganze Gesellschaft zum Zimmer hinaus, und Buchmann schloß die Türe zu, und ich weiß nicht, wie das war, da war alles wieder wie sonst, und Winni (das Hündchen) sprang mir entgegen, und meine Meubles waren da und meine Bilder, alles wie sonst, da legte ich mich zu Bett".

Die Gesellschaft war von dieser ungewohnten Art des Herzogs ganz erschüttert. Er war wie umgeschaffen und sprach geläufig wie nie vordem.

Heute habe ich nun einen sehr unruhigen Tag gehabt. Die Herzogin ist durch diese Geschichte äußerst aufgeregt und will durchaus nach Romberg[1] in Berlin schicken. Ich mußte deshalb viermal aufs Schloß laufen.

Couvert. Am Sonntag war die Vermählung des Erbprinzen von Dessau. Da ließ der Herzog dem hohen Paare zu Ehren nur Tafelmusik von anhaltischen Komponisten spielen, nämlich von Schneider und von sich selbst[2].

*

Ballenstädt, am 29. Mai 1854. Gestern war Romberg hier. Er mußte wie von ohngefähr kommen, als wenn er auf einer Harzreise begriffen wäre, da der Herzog von keinem Arzte wissen will. Dennoch nahm er diesen ganz unaufgefordert nach Tafel mit auf sein Zimmer und gab ihm sogleich eine Vorstellung, die über zwei Stunden dauerte. Ich sprach Romberg nachher ausführlich, weil er über verschiedene Punkte noch Aufklärung verlangte. Er war sehr bedenklich und der Meinung, es sei ein förmliches Gehirnleiden und Mittel nicht anwendbar. Er wollte uns aber von Berlin aus ein Regime schicken, nach welchem der Herzog zu behandeln sei. Ich hätte ihm deswegen gern meine Ansicht mitgeteilt, er wurde aber zur Herzogin abgerufen.

Ich werde den Herzog immer behandeln, wie ich ihn bisher behandelt habe, ich darf weder sein Vertrauen verlieren noch ihn Oberwasser gewinnen lassen. Die Realität seiner Visionen gebe ich ihm nie zu, lasse ihn aber davon reden, soviel er will. Sollte er das alles in sich allein verarbeiten, so würde er am schnellsten toll werden.

1. Juni 1854. Ich komme eben vom Schloß, wo ich mich schon früh 7 Uhr einfinden mußte, um bei der Abreise des Herzogs Carl von Holstein

[1] Professor Heinrich Romberg (1795—1873), Begründer der neueren deutschen Nervenpathologie.

[2] Der Herzog war nicht nur großer Musikliebhaber, sondern komponierte auch selbst.

mit Gemahlin zugegen zu sein. Dieser zeremonielle Teil meines Dienstes ist mir ziemlich bedenklich. Kommen fremde Herrschaften an, so muß ich auf dem Schlosse sein, sie am Wagen empfangen und in ihre Gemächer führen. Reisen sie ab, so stehe ich im Vorzimmer, und wenn sie heraustreten, so gehe ich vor ihnen her die Treppe hinunter bis an die Schwelle der Haustür. Sollen sie speisen, so hole ich sie ebenfalls aus dem Innern ihrer Gemächer heraus und gehe dann die langen Gänge durch vor ihnen her wie die Wolkensäule vor den Israeliten, bis in den Speisesaal. Auch hier stehen sie noch unter meiner Vormundschaft, indem sie nicht eher Platz nehmen können, als bis ich ihnen eine Verbeugung gemacht habe. Vergäße ich dies einmal, so kriegte niemand was zu essen, oder wenn mich der Schlag rührte, sodaß ich sie nicht abholen könnte, würden sie bis zum Jüngsten Tage in ihren Zimmern verbleiben müssen. Heute bei der Abreise mußten wir sogar vier Cavaliere sein, der Hofmarschall an unserer Spitze. Wozu das nötig ist, kann ich nie begreifen.

3. Juni 1854. Mein armer Herzog ist durch seine Geister von Tag zu Tag mehr gequält. Er leidet unsäglich und ist bisweilen so geängstigt wie ein forcierter Hirsch. Er gibt sich Mühe, alles nur für Krankheit und Einbildung zu halten, aber vergeblich, die Geister sind nun einmal da und stürmen auf ihn ein. Gestern im Wagen hatte ich eine Unterhaltung mit ihm, die mich sehr rührte. Er hatte viel geklagt, und ich hatte ihn getröstet, so gut ich konnte, als er mir auf einmal die Hand reichte, sie mir herzlich drückte und sagte: „Sie haben doch immer recht gut an mir gehandelt". Dabei sah er mich mit großen offenen Augen so unbeschreiblich freundlich an, daß mir das Herz schmolz. Ich sagte ihm, er könne wenigstens glauben, daß ich ihn recht herzlich lieb hätte, doch könnte ich freilich nicht viel anderes für ihn tun, als daß ich für ihn betete, ich hoffte aber, Gott werde meine Bitten für ihn erhören. Da sagte der Herzog: „Gott der Herr ist ein guter Geist, und wir beten: Erlöse uns vom Übel". Ich erwiderte, das wäre ein sehr gutes Gebet, und wir wollten es recht treulich zusammen für ihn beten. „Und auch das", fiel der Herzog ein, „Vergib uns unsere Schuld". Darauf reichte er mir wieder die Hand und sagte: „Es ist doch gut, wenn man in diesen späteren Zeiten recht fest zusammenhält". Ich versprach ihm, treulich bei ihm auszuhalten, komme auch, was da wolle. Das beruhigte ihn sichtlich so sehr, daß die arme abgejagte Seele einschlief und er ganz behaglich eine volle Stunde neben mir schlummerte, bis wir den Ballenstädter Schloßhof erreicht hatten. Was geht doch Gott mit dem für einen wunderbaren Gang! Er war vollkommener Freigeist — und jetzt treiben ihn Gespenster in die Demut des Glaubens. Er war kalt und stolz — und spukende Verfolger erwecken ihm das Herz, daß er Dankbarkeit und Freundschaft fühlt.

9. Juni 1854. Außer den Pfingstferien-Söhnen aus Bernburg sind jetzt auch Mathilde und Bertha Krummacher da. Mathilde neu eingelaufen, Bertha noch gar nicht weg gewesen. Neulich auf einem Spaziergang öffnete sich unerwarteterweise der Wald, und über tieferliegende sonnige

Wipfel hinweg sah man die blau beschattete Ferne, die ganz der See glich. Da spreizte Mathilde die Arme auseinander und schrie: „Erbarmt Euch — das Mähr!" Der Accent war so echt estländisch, daß alle in Lachen ausbrachen und den Ruf vielfach wiederholten. Es ist ein merkwürdiges Imitationstalent in diesem Mädchen, sie karikiert, wenn sie will, jedermanns Eigentümlichkeit. Bertha haben wir uns von den Eltern erbeten bis zum 1. August, da Julchen für den Juli mit nach Alexisbad muß, um dem Herzog Gesellschaft zu leisten. Die Herzogin geht nämlich nach Küssingen und dann in ein Seebad.

Gestern nachmittag machte ich mit meiner jungen Schar eine Fußtour nach dem 1½ Meilen entfernten Quedlinburg. Dort gingen die jungen Leute in den Brühl und ich zu Wangerow. Als wir uns auf den Rückweg machten, regnete es, aber bald platzten die Wolken, und die Sonne brach durch, warf herrliche Lichter auf die Berge und machte ein Gefunkel in den saftgrünen Saatfeldern. Der Roggen blühte bereits und stand überall prächtig. Wir gingen ununterbrochen durch Felder bis zum Chausseehäuschen, wo wir Julchen und Anna vorfanden, die uns hier mit einem delikaten Souper, köstlichem goldgelben Salat und weichen Eiern, empfingen. Dann machten wir uns wohlgemut wieder auf, vor uns stand rund und schön der Mond, und die Kinder sangen gar herrlich das alte Mondlied von Claudius, das einzige Lied aus alter Zeit, das sich auf unserem Hausrepertoir erhalten hat.

17. Juni 1854. Vorgestern besuchte mich Nathusius[1] aus Neinstedt, das zwei Wegstunden von hier entfernt ist. Er ist ein reicher Mann und lebt nur Humanitätszwecken. Vor etwa fünf Jahren kaufte er das Neinstedter Herrenhaus mit Garten von einem Herrn v. Windheim, der das Gut parzelliert und nur Haus und Garten übrig behalten hatte. Nathusius legte hier mit seiner sehr intelligenten und tätigen Frau eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder an. In politischer Beziehung ist er Kreuzzeitungsmann; er redigiert nebenbei das „Hallesche Volksblatt", welches früher Tippelskirch, dann Florencourt herausgaben; es hat unter Nathusius zwar an Popularität verloren, dafür aber an Interesse sehr gewonnen. Ich hätte längst gern seine Bekanntschaft gemacht und ließ ihm daher neulich durch einen Freund sagen, er möge doch einen Nachmittag bestimmen, wo wir uns halbwegs auf dem Stufenberge treffen könnten. Darauf antwortete er, er strebe nicht nach neuen Bekanntschaften, hielte sie sich im Gegenteil gern vom Halse, besonders maîtres de plaisirs vom Hofe. Darauf hatte ihm mein Sachwalter das Nötige erwidert, und der Humor bei der Sache war, daß er vorgestern nun selbst zu Fuß und unangemeldet angestiefelt kam, um meine Bekanntschaft zu machen.

Wäre ich dem Manne, ohne ihn zu kennen, auf der Landstraße begegnet, so würde ich ihm weit ausgewichen sein. Ein braunrotes Lockenhaupt

[1] Philipp v. Nathusius (1815—72). Ihm ist die erste Veröffentlichung (1870) der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" zu danken. Seine Frau ist die Volksschriftstellerin Marie v. Nathusius (1817—57).

wie Jupiter tonans, ein Bart wie Neptun, polnische Juden oder Demokraten, ein ebenso erloschenes und blasses Aussehen wie letztere, bei sehr schönen Zügen. Dabei abgetragene Kleider, einen bedenklichen Strohhut und einen faustdicken Harzknüppel als Spazierstöckchen. Die Rede matt und nörgelig. Ich überzeugte mich indessen bald davon, daß ich es mit einem ausgezeichneten Manne zu tun hatte. Alles, was er sprach, war geistvoll, und seine Auffassung war leicht. Ich mußte an Timo denken, der an dem Grade des Hosenschlotterns den Genius mißt. Nathusius genießt übrigens ein solches Ansehen, daß ihm der preußische Adel vor drei Jahren, als Wagner zurücktreten wollte, die Redaktion der Kreuzzeitung angeboten hat; dies erzählte mir Gerlach selbst. Nathusius schlug es aber aus, weil er dann Reinstedt und seine Anstalt hätte verlassen müssen. —

Es freut mich, daß Du auch Shakespeare liest und liebst. Seine Stücke sind wie kanonische Bücher, ich lese sie immer wieder, namentlich die Lustspiele. Mein besonderer Liebling und Schatz ist: „Viel Lärm um nichts". Die beiden Figuren Benedict und Beatrice ziehen mich so an. Das Stück ist zwar eigentlich nur eine ziemlich ungeschlachte, oft recht geschmacklos behandelte Skizze, aber die Mängel sind vom Genie überstrahlt. Zwei prächtige Menschen, aber mit scharfer höhnischer Außenseite, sich einander nahen zu sehen, ist vom größten Interesse. Köstliche Perlen finden sich reichlich. Wie herrlich ist das: „Ich will in deinem Herzen leben, in deinem Schoße sterben und in deinen Augen begraben werden"! Ein wundervolles Lustspiel, wenn auch nicht jener liebliche Frühlingshauch darin weht, ist „Maß für Maß". Von der einen Seite ist es edler gehalten als das vorige, von der anderen Seite, dem verfänglichen Gegenstande nach, derber und ruchloser. Die Fabel ist sehr komisch, die Ausführung geistreich und fleißig. Lies es und denke an mich. Welche Idee, einen Mann, der so tugendhaft ist, daß man meint, zwei Stockfische hätten ihn gezeugt, so schändlich und über alles Maß fallen zu lassen! Solche Sachen können heute nicht mehr geschrieben werden. Sie gehören in den Frühling der Poesie, man wird jung dabei. Jetzt läßt die ausgebildete Kritik nichts Ordentliches mehr zustande kommen. Wo auch ein Genius ist, da ist er so eingeschüchtert und furchtsam, daß er unfruchtbar wird.

18. Juni 1854. Der ungeheure monströse Jubel über die Silberhochzeit des Prinzen von Preußen ist im Grunde nichts als eine Demonstration gegen den König. Der Anno 1848 als Reaktionär so verschriene Prinz, so gehaßt, daß er nach England flüchten mußte, ist jetzt auf einmal in populi Augen der Repräsentant des Liberalismus, weil er Freimaurer und Rationalist ist, auch westmächtliche Sympathien haben soll. Der König hat aber sehr witzig öffentlich erklärt, er freue sich sehr über die Ehrenbezeigungen, die seinem Bruder zuteil würden, und er nehme alles an, als sei es ihm selbst geschehen. In der Tat soll auch das beste Verhältnis zwischen beiden Brüdern sein.

Couvert. Gestern war Nathusius wieder bei uns mit seiner geistreichen Frau. Wir verlebten ein paar herrliche Stunden mit diesen prächtigen Menschen und bedauern, keine Equipage zu besitzen, denn zu Fuß ist Reinstedt doch etwas schwer zu erreichen.

*

Alexisbad, am 12. August 1854. Es geht mir gut in meiner Waldeinsamkeit. Mein diesjähriger Aufenthalt hier ist mit dem vorjährigen gar nicht zu vergleichen, ich bin eingewöhnter in die Verhältnisse und weiß mir jetzt in jeder Beziehung zu helfen. Sehr angenehm ist es, daß ich auch Julchen bei mir habe. Wir wohnen im Schweizerhaus ganz allerliebst, so schön, wie wir noch nie gewohnt haben. In meinem Zimmer sehe und höre ich nichts von der ganzen sündigen Welt und freue mich nur der romantischen Einsamkeit. Drei hohe Fenster erleuchten es, von denen das mittelste zugleich als Türe zum Balkon dient. Von da blicke ich hinab, etwa 80 Fuß tief, nach der Selke, welche am Fuß des Hauses in ihrem Felsenbett dahinbraust. Unmittelbar am anderen Ufer steigen die Felsen, reich mit Laubwald bewachsen, steil nach dem Schlotheimplatz hinauf, sodaß ich, wenn ich nicht unmittelbar am Fenster stehe, nichts vom Himmel gewahre, bloß die grüne Baumwand sehe mit einzelnen vorspringenden Klippen, in denen allerlei Eulen horsten, die abends ihre Stimmen mit dem Brausen der Selke mischen. Julchen übersieht von ihren Zimmern den ganzen Badeort und die besuchtesten Promenaden; das ist sehr nach ihrem Geschmack. Unseren Kaffee nehmen wir zusammen auf dem Balkon ein, während die Musik spielt. Auf unserem Flur wohnt nur noch die Hofdame Fräulein von Massow sowie eine Jungfer, welche die Damen bedient. Unter uns ist der große Speisesaal nebst den Gemächern der Herrschaften, und im Erdgeschoß haust die Dienerschaft. Das ganze Haus liegt völlig isoliert auf grünem Rasenplatze mit Bosketts.

Ich bin hier von 7½ an den ganzen Tag auf dem qui vive, da mich, obgleich ich eigentlich mit Hellfeld dejouriere, doch aller extraordinäre Dienst trifft, weil ich im Hause wohne. Die „Weserei" des Herzogs (so nennt er seinen Verkehr mit Geistern oder überirdischen Wesen) nimmt immer mehr überhand. Die innere Unruhe ist so groß, daß er jetzt immer unterwegs ist und oft schon frühmorgens plötzlich aufbricht. Ich werde dann benachrichtigt und schieße gleich nach. Nun geht es stundenlang durch die Berge, bis wir ermüdet nach Hause kommen. Nach einer halben Stunde fährt der Wagen vor, und es wird ausgefahren. Um 12 Uhr kommen wir zurück, aber bald schiebt der Herzog wieder fort, ich hinterdrein. Um 1 Uhr wird gespeist. Nach Tafel überreden wir den Herzog, doch ein Schläfchen zu machen, und er findet dies auch zuträglich und freut sich darauf. Kaum aber bin ich in meinem Zimmer und habe mich behaglich ausgestreckt, so stürzt auch schon ein Lakai herein und meldet, der Herzog sei wieder fort. So muß ich nach, und wir kehren erst um 5 wieder zurück. Dann steht der Gondelwagen (eine Art Linie) mit sechs Pferden schon vor der Türe, und die geladene Gesellschaft wartet. Wir

fahren nach Ballenstädt, nach dem Stufenberg, dem Falkenstein oder sonstwohin und verbringen dort den Rest des Tages. Das geht zwar nicht alle Tage so, es treten auch wieder Zeiten größerer Ruhe ein, aber ich habe hier Tage erlebt, wo ich keinen Augenblick fand, auch nur die Wäsche zu wechseln. Wenn das in Ballenstädt so bleiben sollte, so müssen Hellfeld und ich abwechselnd auf dem Schlosse wohnen.

Gestern war um 5 Uhr eine Fahrt nach dem Meiseberg anbefohlen und dazu Gäste geladen. Um 3 Uhr wurde ich aus der Ruhe gerissen: der Herzog breche auf. Ich stürzte gleich hinunter und fand ihn sehr freundlich an der Haustüre wartend: „Man könne doch eine kleine Promenade machen". Er schlug den Weg nach Mägdesprung ein. Da ein Gewitter heranzog, machte ich darauf aufmerksam, es würde gleich losregnen, und wir würden gut tun umzukehren. Er fand aber die Luft sehr angenehm und wollte durchaus weiterpilgern. Am Mägdesprung bekamen wir die ersten Tropfen. Ich wollte ihn zu Schätzell hineinnötigen, der hier seine Villegiatur hat, aber umsonst, wir gingen immer weiter ins Selketal hinunter. Da erfolgte plötzlich ein greulicher Wolkenbruch, vor dem wir uns gerade noch in einen einsam gelegenen Eisenhammer retten konnten.

In der Hütte sprühte das Schmiedefeuer, und der ungeheuere, durch ein Wasserrad bewegte Hammer fiel mit seinen gleichmäßigen Schlägen auf die glühenden Kloben, welche rüstige Schmiedeknechte mit ihren Zangen unterschoben, wandten und kehrten, daß sie sich in lange Stangen verwandelten. Diese Schmiede, deren sechs beschäftigt waren, hatten nichts am Leibe als ein langes Hemd, in der Mitte durch einen Gürtel zusammengehalten. Um den Herzog bekümmerten sie sich nicht im geringsten und taten unverdrossen ihre Arbeit fort. Der Herzog stand und sah ihnen zu. Die Sache mochte ihm doch etwas unheimlich sein. Ich winkte den Meister heran. Er stellte sich dar in seinem Hemd wie ein Parse oder Feueranbeter und gab freundlich und unbefangen Auskunft über alles, was dem Herzog sehr zu gefallen schien. Endlich, da der Regen nachließ, beglückte ich die Schmiedegesellschaft mit ein paar Thalern Biergeld, worauf wir aus dieser Hölle wieder erstanden.

Ich glaubte, der Herzog würde nun zurückgehen; er schlug aber trotz Kot und Wasserpfützen die Richtung nach dem noch weit entfernten Meiseberg ein. Nun begann eine schwierige Unterhaltung. Ich mußte wissen, wohin er wollte und ob er im Schweizerhaus etwas darüber hatte verlauten lassen. Der Herzog läßt sich aber ebensowenig ausfragen wie andere große Herren und gab lauter ausweichende Antworten. Glücklicherweise begegnete uns eine Bauernfrau, der ich den Auftrag gab, so schnell als möglich nach dem Schweizerhause zu laufen und dort anzusagen, der Herzog sei auf dem Meiseberge, der Wagen solle sogleich folgen. Da der Herzog dies ruhig geschehen ließ, so wußte ich nun endlich, woran ich war. Wir pilgerten weiter. Es war ein scheußlicher Weg. Wir unterhielten uns aber sehr vergnügt über die außerordentliche Vortrefflichkeit der Schmiedeknechte, die uns nicht in ihr höllisches Schmiedefeuer geschoben hatten.

Müde und matt erreichten wir endlich den Meiseberg. Der Himmel hatte sich aufgehellt, und aus den Talwiesen und Waldschluchten stiegen in allerlei Metamorphosen weiße Nebelsäulen auf. Dies war mein Glück. Ich mußte, bis die Gesellschaft nachkommen konnte, den Herzog noch 1½ Stunde ganz allein unterhalten, und unser Stoff war verbraucht. Da erschienen die Nebel wie gute Geister. Wir traten ans Fenster und führten die Unterhaltung Hamlets mit Polonius auf. Der Herzog war unerschöpflich, Ähnlichkeiten zu finden, und ich sagte immer „Ja" und „Allerdings" oder „Ja eben", anderthalb Stunde lang. Es war eine Lust. Endlich — o Wonne, o Trost! — sah ich unten im Tal einen herrschaftlichen Vorreiter mit verhängtem Zügel aus dem Dickicht hervorjagen. Er erschien noch so klein wie eine Ameise, aber sein Erscheinen war Rettung. Ich wußte nun, daß mein Böte angelangt war. Bald ward auch der Gondelwagen und unsere ganze Gesellschaft sichtbar, und nach einer guten Viertelstunde waren wir alle oben beisammen um den Teetisch.

18. August 1854. Gestern abend sind wir von einer dreitägigen Harzreise zurückgekommen. Am 15. früh fuhren wir im Gondelwagen 16 Personen stark bei schwülem, regnerischen Wetter über Blankenburg nach Wernigerode. Schloß Wernigerode ist mein Ideal; dunkel, majestätisch, umgürtet von mittelalterlicher Befestigung thront es auf seinem hohen Waldberge in der herrlichsten Gebirgsgegend. Wir erstiegen diesmal das Schloß nicht und sahen es nur vom sogenannten Lustgarten zuweilen düster aus den zerrissenen Regenwolken hervortreten. Dem Grafen Botho[1], der jetzt dort residiert und die Vormundschaft für Hermanns siebzehnjährigen Sohn führt, ließ ich meine Karte nebst Gruß zurück. Im Lustgarten besichtigten wir noch die große, 60000 Bände starke Bibliothek, in der ich auch den großen weißgrauen Luchs, den der vorige Graf 1816 geschossen, sah. Der Herzog war seelenvergnügt. Zur Nacht konnten wir bei strömendem Regen noch Ilsenburg erreichen und stiegen in der „Forelle" bei Herrn Horn ab, wo wir, durch einen Vorreiter angemeldet, alles in Bereitschaft fanden. Horn ist früher Kammerdiener in Stolberg gewesen und freute sich sehr, mich wiederzusehen, weil er mich für Dich hielt. Du bist nämlich als Knabe einmal mit dem damaligen Erbprinzen und Beckedorff[2] in Stolberg gewesen.

Am andern Morgen machten wir alle zusammen bei schönstem Wetter eine Partie ins Ilsetal hinein, waren aber schon um elf zurück. Ich erinnerte mich, daß der Maler Erola[3], der mich einmal in Ballenstädt aufgesucht hatte, hier in Ilsenburg wohne, und ging daher zu ihm. Er besitzt

[1] Die Grafen Hermann (1802—41) und Bernhard zu Stolberg-Wernigerode waren Wilh. v. K.'s Mitkonfirmanden bei Roller; sie wohnten damals bei ihrer Vatersschwester Gräfin Dohna auf Hermsdorf; vgl. Jug.-Er. V, 2. — Graf Botho, der jüngere Bruder, wurde mit Gerhard v. K. zusammen konfirmiert; vgl. Jug.-Er. VII, 7.

[2] Hofrat Beckedorff, Gouverneur des Herzogs als Erbprinz; vgl. Jug.-Er. VI, 2 u. 4.

[3] Heinrich Erola, Landschaftsmaler, geb. 1804 in Dresden, gest. 1879 in Ilsenburg, verheiratet mit der Zeichnerin und Tonbildnerin Elise, geb. Fränkel (1809—78), Tochter eines kunstliebenden Berliner Bankiers.

eine reizende Villa in den Bergen. Leider war er auf einer Studienreise abwesend, doch empfing mich seine schöne und geistvolle Frau so herzlich wie einen alten Freund, da mein Name ihr durch gemeinschaftliche Freunde schon lieb war. Ich war angenehm überrascht, hier plötzlich eine Dame zu finden, die zu den ausgezeichnetsten ihres Geschlechts gehört. Unter ihren Zeichnungen aus der biblischen Geschichte fand ich Kompositionen, deren sich unsere besten Maler nicht zu schämen hätten. Auch setzten mich plastische Arbeiten von ihrer Hand in das größte Erstaunen. Dabei hatte sie gar nicht die verdammte ästhetische Richtung, die solche Damen für Künstler oft ganz ungenießbar macht. Sie ist vielmehr eine einfache christliche Hausfrau, umgeben von fünf Kindern, die aber an Winterabenden, wenn die Familie beisammensitzt, anstatt zu stricken zeichnet. Leider war es zu spät, um auch Julchen noch zu ihr zu bringen.

Nach Tafel fuhren wir nach Elbingerode, von wo aus noch Rübeland und die Baumannshöhle zu Fuß besucht wurden. Den Herzog in dieser Höhle zu sehen, war merkwürdig genug. Er hatte einen Bergmannskittel an und war aufs tiefste ergriffen, ja erschüttert von den unterirdischen Eindrücken. Als wir in der Tiefe waren, erhob sich aus dunkeler Schlucht ein ernster vierstimmiger Gesang von Bergleuten. Der Herzog stand in gebeugter Stellung die Hand ans Herz gelegt und war ganz hingerissen. Nachher hatte er kein Ende des Lobes. Am 17. speisten wir auf der Roßtrappe, tranken den Tee auf dem Stufenberg und waren abends wieder hier.

*

Ballenstädt, 24. September 1854. Deine Soldatenschilderungen haben mich diesmal besonders interessiert. Es sind lebhafte Bilder aus einem bewegten Kriegs-Friedensleben, d. h. es ist mehr Frieden als Krieg, solange man noch keine Feinde sieht und nur die eigenen Streiter herbergt. Die englische Horsegarde und die russische Garde zu Pferde sind anerkanntermaßen die schönsten Truppen in der Welt. Wer sie gesehen hat, kann sterben — wenn er nämlich für weiter nichts Sinn hat. Auf dem südlichen Kriegstheater werden wir wohl bald Begebenheiten haben, es sollen bei Eupatoria bereits 58000 Mann ausgeschifft sein. Hoffentlich wird man balde hören, daß sie alle wieder ins Wasser gejagt sind. Eine Flasche Champagner sollte mir dann bei aller meiner Armut nicht zu teuer sein. Seit die Fürstentümer[1] geräumt sind, bin ich entschieden auf russischer Seite. Preußen ist jetzt dank der Adelspartei entschieden neutral, und nur seiner Haltung ist es zu danken, wenn Österreich sich weiterer feindlicher Schritte enthält. —

Du frägst nach meinen jetzigen Beziehungen zur Herzogin. Ich denke, es ist alles gut, wenn auch anders als früher. Daß ihr sanguinisches, modernes, elegantes und prosaisches Wesen mir anfänglich fremd und schwer war, weißt Du. Der Gegensatz von schön und häßlich existiert nicht für sie, sie kennt nur modern und altmodisch. Mit solchen Naturen kann

[1] Die Räumung der Donaufürstentümer (Moldau und Walachei) wurde seitens Österreichs und Preußens als Bedingung ihrer Neutralität von Rußland gefordert.

ich in der Regel nichts anfangen, und Roller hätte keinen Anstand genommen, sein Anathema über sie auszusprechen.

Als sie aber, unglücklich und ratlos, es nicht verschmähte, Rat und Hilfe bei mir zu suchen, widmete ich mich ihrem Dienst mit allen meinen Kräften und gewann sie wegen ihrer Redlichkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit sehr lieb. Sie erschien mir damals wie ausgetauscht, denn Angst und Sorge, die als ganz neue Elemente an ihr Leben herantraten, modifizierten ihr Naturell aufs wohltätigste. So bin ich einige Jahre lang bemüht gewesen, mit allen mir zu Gebote stehenden, freilich sehr beschränkten Mitteln zu stützen, zu trösten und zu helfen. So etwas kann sehr attachieren. Es war in Wahrheit eine Art romantischen Verhältnisses. Sie war die verzauberte Prinzessin und ich der Ritter, der das Werk der Entzauberung tat und die Riesen und Ungeheuer lähmte, die sie bewachten. Ich sah sie damals fast täglich und zwar ohne alle Etiquette in vertraulicher Unterredung, und wer sie näher kennt, wird begreifen, daß man unter solchen Umständen für sie schwärmen konnte.

Dies mußte sich indessen naturgemäß alles wieder ändern, sobald der armen, damals so hilfebedürftigen Frau wirklich geholfen war. Mit jenen Beziehungen hörten eigentlich alle auf, die überhaupt zwischen uns stattfinden konnten; denn mein Vorleseramt habe ich wegen meiner Brustschwäche auch schon vor einiger Zeit aufgeben müssen. So hätte es bei der Verschiedenheit unserer Geschmacksrichtung nicht fehlen können, daß die alte breitbackige Gleichgültigkeit wieder eingetreten wäre, wäre nicht Dankbarkeit und die Erinnerung an das gemeinsam Durchlebte geblieben. Wenn ich so glücklich war, etwas zu ihrer Erleichterung beitragen zu können, so hat sie ihrerseits mir dies bis heute nicht vergessen und mir auch treulich geholfen durch dies und das. Ich sehe sie jetzt aber fast nur noch in größerem Kreise, und nur selten veranlaßt sie mich noch zu vertraulicher Besprechung, entweder in Angelegenheiten des Herzogs oder auch nur, um mir zu zeigen, daß die alte Freundschaft noch besteht.

Übermorgen soll sie nun von ihrer Reise zurückkehren, und es wird wahrlich Zeit, daß sie kommt, da der Herzog sichtlich einer Katastrophe entgegengeht. Es kann jeden Augenblick etwas vorkommen, wodurch er sich als nicht mehr dispositionsfähig erweist, und wegen der Regentschaft ist noch nichts geordnet. Diese kommt rechtlich dem Herzoge von Dessau zu, wenn unser Herzog nicht selbst eine desfallsige Verfügung erläßt, und zwar muß er seine Gemahlin (die faktisch schon Regentin ist) durch eine Cabinetsordre zur Mitregentin machen. Ist sie erst rechtlich Mitregentin, so wird sie später auch rechtlich Regentin sein, wenn der Herzog durch Krankheit verhindert wäre. Sollte aber jetzt während ihrer Abwesenheit, ehe diese Dinge geordnet sind, dem Herzoge etwas zustoßen, so könnten nachher seine Verfügungen angegriffen werden. Doch kann ohne sie hier nichts vorgenommen werden, und ich sehe daher bei dem gegenwärtigen Zustande des Herzogs sehnlichst ihrer Rückkehr entgegen. Der Plan ist von mir, ich gebe aber die Ehre Anderen, denen es zukommt, solche

Einfälle zu haben. Ich habe es immer so gemacht und entgehe dadurch mancher Feindschaft.

Über den jetzigen Zustand des Herzogs, wie er sich während der Abwesenheit seiner Gemahlin entwickelt hat, ist die Herzogin noch im unklaren. Niemand wagt es, ihr eine unangenehme Nachricht mitzuteilen. Da ich es aber unter den bewandten Umständen für Pflicht hielt, die Reise abzukürzen, ehe hier ein Unglück geschah, schrieb ich an den Kammerherrn v. Cramer, setzte ihm alles auseinander und bat ihn, sich mit dem Leibarzt zu beraten, ob mein Brief der Herzogin mitzuteilen sei. Sie steckten lange die Köpfe zusammen und schrieben mir endlich, die Herzogin sei jetzt durchaus nicht in der Verfassung, beängstigende Nachricht zu ertragen, und sie würden daher nichts tun.

29. Sept. 1854. Am 26. nachmittags kam die Herzogin zurück und wurde sehr festlich empfangen. Bauern und kleine Gutsbesitzer mit grünen Schärpen ritten vor ihrem Wagen, 400 Schulkinder umstanden mit Guirlanden den ganzen Schloßhof und sangen, Blumen und Bekränzung überall auf dem Schloß und durch die ganze Stadt. Der Herzog, der aus eigenem Antriebe ihr bis Bernburg entgegengejagt war, saß neben seiner Gemahlin; er war ganz selig, sie wiederzusehen. Wir standen alle im Portal und empfingen sie da. Gottlob, daß unser Krönchen nun wieder da ist!

Am 27. gab sie mir eine lange Audienz, und ich fand sie hinreichend auf alles vorbereitet, was ihrer hier wartet. Cramer hatte ihr nämlich aus Duselei einen Gruß von mir ausgerichtet; sie war sehr erstaunt gewesen, daß er einen Brief von mir hatte, da ich sonst immer direkt an sie schreibe und mit ihm nicht korrespondiere, und hatte nun darauf bestanden, den Brief zu sehen. Wir sprachen auch von der Regentschaft, da sie meine Meinung darüber hören wollte; ich setzte ihr alles auseinander, und sie wollte es auch so machen. Endlich schenkte sie mir noch eine kleine Miniaturstutzuhr in einem Etui. Die Uhr ist sehr niedlich, nur ist sie weder durch Gewalt noch List weder zum Gehen noch zum Schlagen zu bewegen.

1. Oct. 1854. Da sitze ich denn und habe Arrest! Denke Dir: die Herzogin hat gestern befohlen, daß Hellfeld und ich abwechselnd auf dem Schlosse dejourieren und auf den Herzog achten sollen. Mich trifft es heute zuvörderst. Nur Offiziere können ermessen, was es heißt, einen Tag um den andern Wachdienst zu haben. Wir kommen früh um 7 und gehen abends 9 Uhr wieder weg, dürfen uns während des ganzen Tages ohne den Herzog nicht von der Stelle rühren.

5. Oct. 1854. Das Wichtigste, was ich zu melden habe, ist also der neu eingerichtete Wachdienst, durch den ich zwar an Arbeit, aber dennoch an Zeit gewinne, weshalb ich ganz zufrieden damit bin. Wir machen nämlich an den Tagen, wo wir beim Herzog de jour sind, unseren ganzen Hofdienst ab und haben dafür den andern Tag frei. Ich habe auf diese Weise in der Woche drei bis vier Tage, die ich für mich verwerten kann. Das Zimmer, welches wir uns ausgesucht haben, ist ganz nach meinem

Geschmack. Es ist hoch und geräumig, enthält ein Billard, einen Toilettentisch, ein Sopha, einen Zeichnentisch für mich, zwei Schreibpulte, eines für Hellfeld und eines für mich. Die Wände bilden fortlaufende Bücherschränke, in deren Zwischenräumen die Meubles stehen. Das Ganze nennen wir unseren „Brummstall". Es ist eine prächtige romantische Solitüde, wie geschaffen für einen Dichter, der freilich nicht dejourieren müßte, weil damit zu arge Spannung verbunden ist. Heute nachmittag habe ich mir meine Töchter eingeladen, an Besuch wird mir's überhaupt nicht fehlen. Übrigens ist die Herzogin so unbeschreiblich gerührt, daß wir wirklich tun, was sie befohlen hat, daß sie des Dankes kein Ende findet.

Angestrengteren Hofdienst, als ich ihn jetzt habe, gibt es wohl kaum an irgendeinem anderen Hofe. Und dennoch – gegen Porträtmalen und die damit verbundene Gêne ist die Hofgêne gar nicht zu rechnen. Es sind Erholungstage für mich, an denen ich tüchtig Bewegung habe und tüchtig und gut esse und trinke. Kommt dann der Maltag, so ist das Daheimsein wieder eine Erholung und Freude. Es gibt auch so viele angenehme Wiedersehen mit den Meinigen, denen ich sonst den ganzen Tag auf dem Halse lag. Wenn sie mich jetzt hier besuchen oder ich abends nach Hause komme, so ist es ein wahres Plâsier. Ich bin also mit meinem Berufe ganz und gar zufrieden und finde – da werde ich abgerufen.

Derbe Promenade gemacht, ich habe mich von Kopf bis zu Fuß umziehen müssen und bin keinen Augenblick sicher, daß der Herzog nicht wieder fortläuft. Irgend etwas ruhig vornehmen kann man nicht, wenn man immer so au qui vive sitzt. – Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz taugen nichts, ich werde meine Flasche Champagner wohl niemals trinken.

*

Ballenstädt, am 12. Nov. 1854. Dein Brief hat mir Herz und Nieren erquickt. Daß Deine Witze genossen werden, kann ich Dir versichern. Du hast eine prächtige Ader, und es ist kein Körnlein von Deiner guten Saat auf den Weg gefallen.

Vergangene Nacht ist alles weiß beschneit. Beim ersten Schnee muß ich immer alsogleich an Estland denken, und der Morgen meiner Jugendjahre umdämmert mich zauberhaft. Ich rieche in diesem Augenblick sogar den scharfen Geruch von Leder, Mist und Pferdeschweiß an den Krügen und sehe die halbwilde Wirtschaft der dunklen geräucherten Gestalten mit weißen verwühlten Haaren. Ach, wie tief steht doch die Vollendung der Zivilisation unter ihren Anfängen! Überhaupt liegt nur im Werden ein Reiz, das Gewordene ist immer schon der Tod. Deutschland mußt Du Dir nicht mehr denken, wie es in unserer Jugend war, wo man z. B. in den Mittelgasthöfen noch weiße Wände fand und Kalbsbraten mit Pflaumen zu essen bekam und die anständigsten Leute mit sogenannter Gelegenheit zwei volle Tage auf dem Wege zwischen Dresden und Leipzig verbrauchten. Jetzt braust man nach allen Seiten hin mit den verdammten Eisenbahnen in Gesellschaft von Tausenden und tritt in Palästen ab mit vergoldeten Wänden, seidenen Gardinen, umschwärmt von hungrigen Kellnern, und

wenn man sich zu Tische setzt, ist's selten unter acht Schüsseln. Der Reichtum geht in die Hände der Wirte und Fabrikanten. Staatsdiener und Handwerker hungern, und die Arbeiter verhungern oder wandern aus, hunderttausend in diesem Jahre allein über Bremen und Hamburg, vielleicht ebenso viele über niederländische Häfen. Dabei bittere Feindschaft der Armen gegen die Reichen, der Niederen gegen die Vornehmen, Aller mit Allen und Allem. Leere Kirchen, übervolle Bier- und Weinhäuser! Meine Liebe greift nach dem zurück, was vergangen ist; die Gegenwart ist blutarm und die Zukunft schwarz und finster wie der Tod. —

Wir waren nun doch zur Hochzeit[1] in Halberstadt, eine Geschichte, die mich Armsten 10 Thaler kostete. Aber die Verwandten hätten es übelgenommen, wenn gerade wir, die Nächstwohnenden, ausgeblieben wären. Wir kamen gerade zum Polterabend hin und feierten diesen mit 120 Personen, lauter Freunden und Verwandten von Schmids. Im Hotel hatte ich dann mit Julchen eine böse Nacht, wir konnten beide nicht schlafen, hatten zwar goldene Tapeten, Kronleuchter und Broncefiguren im Zimmer, aber die Betten waren vorne nix und hinten fix, und die zu knappen Bettücher lagen mir am anderen Morgen wie kleine Schneebälle unter den Füßen, während die Kopfkissen gar nicht wiedergefunden werden konnten. Ich war glücklich, als erst der Tag graute. Wir feierten nun ein prächtiges Kaffeestündchen mit guten Zigarren, echten Havannas, die mir Schmid mitgegeben hatte, so weich und milde wie Milch und duftend wie die Gärten der Königin Semiramis. Das ist der Vorzug der Reichen, daß sie edle Zigarren rauchen können.

Alsdann besuchten wir die wundervolle Bildergalerie des Domherrn Spiegel und besichtigten Adolphs köstlich eingerichtetes neues Haus. Ich habe für ihn das Bild des alten Krummacher gemalt, das gut gelungen ist und ihm unter den vielen Geschenken fast die meiste Freude zu machen schien. Um 1 Uhr traute Fritz das junge Paar, die Tafel fand in Schmids schönem Hause statt. Ich wurde veranlaßt, den Toast auf das junge Paar auszubringen, auf welchen Fall ich glücklicherweise vorbereitet war, da ich, wenn ich aus dem Stegreif sprechen soll, nie einen Gedanken habe. Viele Toaste folgten, salzige und fade. Wir saßen nämlich 5, sage und schreibe fünf Stunden lang bei Tisch. Das war schrecklich. Ich lasse mich sonst zu Diners in Privathäusern gar nicht mehr bitten, weil ich das lange Tafeln und Trinken nicht mag. Da lobe ich mir doch den Hof, wo wir eine Stunde, höchstens anderthalb bei Tisch sitzen.

13. Nov. 1854. Gestern abend beim Tee trug ich der Herzogin aus Deinem Brief einige politische Nachrichten und Räsonnements vor. Die alte Barbua wollte es gar nicht glauben, daß der kleine Dicke schon so einsichtsvoll mitreden könnte. Wir kamen in ein weiteres politisches Gespräch, bei welchem der arme Oberhofprediger sehr ins Gedränge kam. Der Schwiegervater seines Sohnes, Kuczkowski, ist nämlich türkischer

[1] Adolf Krummacher, der Sohn des Hofpredigers (Fritz), war Pfarrer in Halberstadt und heiratete eine Tochter des Gymnasialdirektors Schmid.

Pascha (denke Dir, wie scheußlich!), und die Herzogin nannte diesen den ganzen Abend den „Sonnenfürsten". Der gute Hoffmann hat ihr nämlich einmal erzählt, sein Mitvater sei als Pascha türkischer Fürst, habe auch bei den Türken den Beinamen „Fürst der Gerechtigkeit". Dies hat, glaube ich, die hohe Frau etwas verschnupft, die ihren Rang nicht gern mit einem Aventurier teilen mag, und so vergißt sie absichtlich immer seinen Namen und Titel und gibt ihm gelegentlich im Gespräch die abenteuerlichsten Bezeichnungen. Ich fragte aus Bosheit, wer denn eigentlich der Sonnenfürst sei. „Da müssen Sie den guten Oberhofprediger fragen", sagte die Herzogin sehr erquickt -- „bitte, Sie guter Oberhofprediger, wie ist es doch mit Ihrem Schwiegervater, habe ich den Titel verfehlt?" Der Arme mußte ihr nun zum hundertsten Male alles weitläufig auseinandersetzen, wobei sie ihn durch ihre Zwischenfragen zwang, auch nicht das Geringste zu übergehen. Als das mit dem „Fürsten der Gerechtigkeit" kam, traf mich hinter dem Lichtschirm hervor ein ausgelassener mutwilliger Blick. Die Herzogin versprach, nun gewiß alles recht gut zu behalten. Dennoch wird sie gelegentlich wieder ganz ernsthaft vom Mondfürsten sprechen und ihn für Hoffmanns Schwiegersohn halten.

24. Nov. 1854. Heute werden wir eine große Schlittenfahrt nach dem Sternhause machen, wo diniert werden soll. Es taut zwar stark und nebelt, aber das schadet nichts, denn bei den hohen Herrschaften nehmen die Vergnügungen die Stelle der Leiden ein. Sie werden dadurch gezüchtigt. Dies Gepränge der Schlittenfahrten ist mir überhaupt zuwider. Für die Reitknechte wird angenommen, daß der Winter die wärmste Jahreszeit ist; denn während sie im Sommer stets in Überröcken reiten und durch tüchtige Überknöpfhosen gesichert sind, haben sie jetzt knapp anliegende weiße Beinkleider und dünne, rote Jäckchen, sehen wie nackt aus. Vorläufig sitze ich hier und feiere den Geburtstag unserer seligen Mutter dadurch, daß ich an ihren Sohn schreibe. Wenn sie vom Himmel sehen könnte und bemerkte, daß wir nicht besser geworden wären! In meiner Jugend wollte ich ein Heiliger werden und faßte große Entschlüsse. Jetzt will ich froh sein, wenn mich mein Herr bei der Arbeit antrifft.

*

Ballenstädt, am 5. März 1855. Ich habe lange in eisenfesten Banden der Faulheit dagelegen, unvermögend zu schreiben; heute aber, und sollte es nur ein Lallen sein, wie Schlafende es hören lassen, mußt Du einige Nachricht haben. Mein Dienst ist jetzt so angreifend, daß ich, um mich einigermaßen zu erhalten, die dazwischenliegenden freien Tage ganz für körperliche und geistige Ruhe verwenden muß. Der Herzog rennt und fährt den ganzen Tag umher, nicht wie ein vernünftiger Mensch, der sich divertieren will, sondern wie ein Rasender, der darauf ausgeht, sich und seine Umgebung umzubringen. Dabei folgen jetzt die unglaublichsten Aufregungen rasch aufeinander und mit ihnen die mannigfaltigsten Verlegenheiten für die Umgebung. Zwischendurch wird dann auf dem Schloß in zahlreicher Gesellschaft mit der Herzogin getafelt, geteet und soupiert,

wobei wir die Honneurs machen und zugleich den Herzog im Auge behalten und beruhigen müssen. Das geht oft fast über die Kräfte, es folgt darauf jedesmal ein Tag der Erschlaffung.

Die Tees bei der Herzogin sind fast das Schlimmste. Da sitzt man drei volle Stunden von 7 bis 10 Uhr abends auf einem Stühlchen ohne Lehne, dessen Sitz nicht größer ist als ein Pollscher Pfannkuchen. Gegessen wird nur aus der Faust, und dabei soll immer Konversation sein. Schläft man nun ein bißchen ein, so stürzt man mit Donnergepolter unter den Tisch, den Teppich mit den Armleuchtern mitreißend. Wacht man, so vertreibt man die Bitterkeit der Situation teils mit Schnupfen und Schnäuzen, was gar nicht gern gesehen wird, oder mit den erbärmlichsten Witzen. Bisweilen wird auch ein Missionsbericht oder ein Bericht aus irgendeiner Besserungsanstalt vorgelesen, dann fühlt man ordentlich, wie sich einem die Gelenke lockern. —

Geradezu erschüttert hat mich die Nachricht von dem plötzlichen Dahinsterben Eures großen Kaisers. Vorgestern morgen trat ein Bekannter zu mir in den Brummstall und legte mir die Kreuzzeitung mit der Trauerpost schweigend auf den Tisch. Er zeigte mit dem Finger auf eine telegraphische Depesche, und ich glaubte anfänglich, Sewastopol sei gefallen; da war es aber etwas noch weit Schlimmeres, wenigstens nach menschlichem Ermessen. Seit 1848 hat Kaiser Nikolai wie ein fester Pfeiler da gestanden, als fast alleiniger Träger des historischen Rechts. Seinem Einfluß ist unendlich viel zu danken, und er nimmt sogar die Achtung seiner Feinde mit ins Grab. Übrigens könnte Solon ihn den Glücklichen beizählen, denn er ist auf dem höchsten Gipfel seiner Erfolge gestorben, unbesiegt und ungebeugt, von Gott allein geschlagen. Wir haben heute für den verewigten Kaiser auf 15 Tage tiefe Trauer angelegt, dann werden noch 10 Tage leichte Trauer folgen. Die Aufregung wegen dieses Todesfalles ist hier eine ganz außerordentliche; ich habe so etwas bei einem auswärtigen Fürsten noch nicht erlebt. Viele hoffen nun auf Frieden, andere sehen den Krieg jetzt erst recht für unheilbar an. Daß Sewastopol fallen wird, ist mir freilich wahrscheinlich, doch würde der Fall dieser Festung immer noch keine Entscheidung bedeuten, so wenig als der Verlust der ganzen Krim. Indessen steht mein Champagner immer noch bereit, und sollten wider Erwarten die Alliierten aus der Krim geschlagen werden, so trinke ich darauf los und habe dazu den einzigen russisch gesinnten Menschen hier, einen Leutnant v. Wardenburg, bereits eingeladen.

Mein Gerhard war Weihnachten auf sechs Wochen Urlaub hier. Er hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert, auf dem Hofball benahm er sich ganz allerliebst. Ich habe besonders an dem Gange seines inneren Menschen große Freude gehabt. Wir sprachen viel über ernste Fragen. Wie süß ist es doch für einen Vater, mit seinem Kinde so freundschaftlich zu verkehren und es sich ebenbürtig achten zu können!

Hier wird es schon Frühling, nachdem wir einen russischen Winter gehabt haben. Die Gewässer rauschen von den Bergen, die Luft ist weich,

und die Vögel lassen schon ihre Stimmen hören. Mir wird es ganz sehnsüchtig zumute, und doch – wonach sehnt man sich? „Die Welt ist so verderbt", klagt Richard III., „Zaunkönige nisten, wo sonst Adler horsteten." Gott segne Dich mit Deinem Häuflein! „An Seinem Segen ist alles gelegen" – das stand über unserer Wiege!

*

„Brummstall", am 29. Mai 1855. Wir waren jetzt zu des Herzogs Zerstreuung wieder ein paar Tage in Ilsenburg. Die Gesellschaft bestand bloß aus dem Herzoge, Piper, Hellfeld und mir. Die Reise stand unter sonderbaren Auspizien. Der Herzog hatte sich nämlich vorgenommen, vier Tage im Harze herumzubummeln, am 21. noch die gewöhnliche Abendgesellschaft hier mitzumachen und dann in der Nacht auf den 22. zu sterben. Diese Idee saß so fest, daß er uns bei Tische immer von seinem nahen Tode unterhielt und es sehr übel nahm, wenn es einer von uns wagte, über den ominösen 21. hinaus Pläne zu machen, etwa von Alexisbad zu reden und desgleichen. Sein Beisammensein mit uns glich den letzten Tagen des Sokrates unter seinen Freunden, nur mit dem Unterschiede, daß jener diese zu trösten suchte, unser Herr und Meister aber uns mit der Idee seines Abscheidens ängstigen wollte. Es waren sonderbare Tischunterhaltungen, die dabei herauskamen. Du kannst Dir überhaupt von der Eigentümlichkeit meines jetzigen Lebens gar keine Vorstellung machen.

Von Ilsenburg aus spazierten wir in strömendem Regen gemächlich unter den alten Granitblöcken herum, die den Brocken bedecken, stiegen jedoch wegen tiefen Schnees nicht auf den Gipfel. Diesmal gelang es mir auch, den Maler Erola zu treffen, nach dessen Bekanntschaft ich seit Jahren vergeblich angelte, wie er nach der meinen. Seine Bilder gefielen mir weniger als seine Skizzen, die mich entzückten; durch Ausführung macht er die schönsten Motive tot. Übrigens lebt und webt er in theologischen Theorien und glaubt an das Tausendjährige Reich. Wir vertrugen uns aber doch wohl miteinander.

Hier habe ich mich jetzt sehr mit Propst Scholtz befreundet, wir halten große Stücke aufeinander. Ad vocem Propst: wir haben deren im Lande jetzt vier, welche Lehre und Wandel der Herren Pastoren und Schulmeister überwachen sollen, eine neue Einrichtung von Schätzell. Ob das viel helfen wird, weiß ich nicht. Bis jetzt hat es nur böses Blut gemacht, da alle diejenigen, die nicht Pröpste geworden sind, sich degradiert fühlen. Es hatte indessen ein Prediger im Coswigschen bei vier Jahre lang in seiner Gemeinde sehr offenbare Unzucht getrieben, ohne daß das Bernburger Konsistorium davon Notiz genommen. Aus dieser Unzucht sind nun die Pröpste entsprungen. Auch sind jetzt sämtliche Prediger auf die Augsburger Konfession verpflichtet worden. Ob sie deshalb christlicher predigen werden als zuvor, ist mir zweifelhaft.

30. Mai 1855. Meine asthmatischen Beschwerden (oder was mir sonst die Brust bedrängt) werden immer drückender, sodaß ich mich endlich

heute morgen doch entschlossen habe, einen Arzt zu konsultieren. Die Wahl war insofern schwer oder eben darum auch leicht, weil sie doch alle nichts helfen, einerlei, welcherlei pathen sie sind. Da nun aber meine Familie homöopathisch ist und den Leibarzt der Herzogin braucht, so bin ich denn auch ein ähnlich Leidender oder Homöopath geworden, ohne den geringsten Glauben an die Wirksamkeit der Mittel. Mir lag auch eigentlich nur daran, zu wissen, ob ich wassersüchtig oder tuberkulos bin. Nach Medizinalrat Hoffmanns Ausspruch bin ich aber keines von beiden, sondern asthmatisch. Er hat mir nun alle reizenden Speisen, Salz, Bier und den nachmittägigen Kaffee verboten, sodaß ich so ziemlich wie ein Hund nur von schlabbrigen Dingen werde leben müssen; ich bin nur froh, daß ihm die Pfeife nicht eingefallen ist. Dann soll ich Pulver nehmen und später Brunnen trinken und weiß gewiß, daß, wenn ich alles getan habe, ich mich genau auf dem alten Flecke befinden werde. Denn es ist ein Erfahrungssatz, daß die Philosophen Narren sind, die Theologen den Glauben verfälschen, die Juristen das Recht verdrehen und die Ärzte die Gesundheit verderben. So ist es. Nun setze Du noch hinzu, daß die Hofleute die Sitten verderben und die Künstler den Geschmack, und daß die Agronomen schlechte Ernten machen, so hast Du die volle Wahrheit.

Ich lese jetzt mit größtem Interesse Schuberts Symbolik des Traums. Es ist ein etwas unklares Buch wie alle Schubertschen Werke, nichtsdestoweniger aber ein sublimes, wie ebenfalls alle seine Bücher. Sehr lebhaft bin ich an diesen lieben alten Freund durch seine im vorigen Jahre erschienene Selbstbiographie erinnert worden. Unser elterliches Haus wird im zweiten Teil ausführlich geschildert. Schuberts Jugend fällt in die Zeit des mächtigsten wissenschaftlichen Aufschwunges, den Deutschland je gehabt hat. Es waren das vielleicht die letzten und gewaltigsten Regungen des Genius unserer Nation, sie glichen aber damals dem Erwachen eines schönen Frühlings. Nun ist das freilich aus, und das deutsche Volk scheint wie die Engländer und Franzosen im Materialismus zu ersaufen. Die Morgenstunde der Illusionen ist vorüber, und es ist schwüler Mittag, wenn's nicht etwa Nacht ist — wer kann das wissen.

In Schubert ist mir auch das liebenswürdige Christentum unserer Jugendzeit wiederum entgegengetreten, wo nach der Konfession nicht gefragt wurde und wo es sich weniger um Theorien als um Herzensänderung handelte. Die namhaften Männer der jetzigen christlichen Welt haben das Erwärmende nicht mehr, weil ihnen das Heil aus dem Herzen in den Kopf getreten ist. Die Theologen sind kalt geworden, die christlichen Laien sind von Weltkindern nicht zu unterscheiden. Diese Erscheinung mag freilich zum Teil auch darin ihren Grund haben, daß sich die Masse der Bekenner von jetzt zu der damaligen wie hundert zu eins verhält, wo denn viel Schund mit darunter gekommen ist, wie z. B. ich selbst. Aber ich will doch lieber Schund im Hause meines Gottes sein als eine Perle in des Teufels Hause. Wir beide frickeln uns, denke ich, so mit durch. Es muß gar lieblich sein, ein Heiliger zu sein, ich habe auch in der Jugend

sehr danach gestrebt, einer zu werden, aber Goethes Motto: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" hat sich an mir nicht bewährt. Es muß aber in der Stadt Gottes vielleicht auch Proletarier geben...

Adolph studiert nun die Rechte in Halle. Er ist Corpsfuchs in der Saxonia und schreibt ganz begeistert von der Ritterlichkeit seiner Verbindung. Schätzell freut sich darüber, daß er eingesprungen ist, und meint, wenn auch das erste halbe Jahr verloren ginge, so bedürfe er nach der harten Schulzeit doch einer Erholung und lerne sich unter seinesgleichen behaben. Auf der Schule ist der arme Kerl wirklich greulich überarbeitet worden, so mag er sich denn nun auf dem Fechtboden einmal leiblich etwas auslegen. Die Saxonia feierte im vorigen Herbst ihr (wenn ich nicht irre hundertjähriges) Jubiläum, und da der Minister Mantcuffel dieser Verbindung angehört hat, so luden sie ihn zu ihrem Fest mit ein. Er schrieb zurück, er habe keine Zeit, schickte ihnen aber ein paar silberne Schläger und 500 Thaler als seinen Beitrag zum Fest. Daraus sehe ich wenigstens, daß diese Landsmannschaft vom Staate wohl angesehen wird. Übrigens hat Alfred Volkmann auch ein Auge auf den wilden Jungen.

1. Juni 1855. Gestern abend war auf dem Schlosse auch eine Dänin da, ein Fräulein Schander, eine geistvolle, aber äußerst konfuse Person. Als die Gesellschaft auseinanderging und meine Frau noch einen Augenblick zur Bernstorff geschlüpft war, fand ich mich in dem Entree mit Fräulein Schander allein. Wir hatten noch 19 Grad Wärme, sie war aber im Zweifel, ob sie ihren dicken Mantel umlegen sollte oder nicht. Darüber verhandelten wir des längeren, bis ich ihr den Mantel wegnahm und versprach, ich wollte ihn durch meinen Jäger in ihre Wohnung schicken. Aber nun kam sie doch noch nicht fort, sondern rieb sich mit der Frage auf, ob sie die Valentiner noch besuchen sollte oder nicht. Bisweilen bog sie nach der Treppe ein, bisweilen nach dem Ausgange. Endlich sagte ich ihr, die Valentiner schliefe positiv schon, sie solle lieber mit zu mir kommen und Billard spielen. Das wolle sie tun, sagte sie zu meinem Erstaunen, und folgte mir in mein Zimmer.

Kaum war sie aber in den dunklen Raum eingetreten und die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen, so rief sie: „Gott, o Gott, wo bin ich hingeraten — das ist ja ein Herrenzimmer und riecht nach Tabak!" Ich bat sie, sich ruhig zu verhalten, bis ich Licht hätte, und als nun das Zündhölzchen brannte, ging meine eigene Verlegenheit an. Ich hatte mich am Tage viermal vom Kopf bis zu Fuß umgekleidet, Kleider und Wäsche lagen noch herum, Hüte und Mützen auf dem Billard. Mit ein paar Griffen räumte ich alles weg, gab ihr ein Queue und forderte sie zum Spiel auf, aber sie war ganz außer sich, rannte in die Schränke hinein, konnte die Tür nicht finden und behauptete, ich hätte sie betrogen. Ich schlug ihr vor, wenn es ihr unbehaglich wäre, sich doch wieder zurückzuziehen, aber sie meinte, es könne sie jemand aus meinem Zimmer gehen sehen, und zu dieser Stunde, das sei ganz entsetzlich! Das sei wahr, sagte ich, und

proponierte ihr, sie am Handtuch aus meinem Fenster in den Garten zu lassen. Wir gingen nun ans Fenster, um zu sehen, ob es nicht zu hoch wäre, da erblickte sie den Wachtposten auf der Schloßterrasse fünf Schritt von uns – und taumelte halb vernichtet zurück. Ich suchte sie nun zu trösten und sagte ihr, mich zu besuchen bedeute gar nichts, und niemand würde ihr das übel deuten. Da kam endlich meine Frau, war sehr erstaunt, eine junge Dame bei mir zu finden, und ging mit ihr davon.

Jetzt fing nun mein Genuß erst an. Die schwere Tagesarbeit war überstanden, und ich fühlte mich so frei wie ein Vogel. Ich steckte eine Zigarre an und ging hinaus auf die Terrasse. Hier war es totenstill. Man hörte nichts als die Schritte der Schildwache und das Summen einzelner Maikäfer in den alten Linden. Um den ganzen weiten Horizont aber leuchteten nach allen Richtungen unaufhörlich Blitze, und ferner Donner grollte ununterbrochen. Die reichsten Blütendüfte stiegen von allen Seiten auf, es war eine Jean Paulsche Frühlingsnacht. Endlich ging ich nach Hause, da setzten wir uns noch in unser Gärtchen und blieben hier bis nach Mitternacht. Wir hatten noch 17 Grad Wärme, der ganze Boden um uns her war mit Blütenschnee bedeckt, und der Himmel stand in Flammen und beleuchtete die blühenden Apfelbäume. Ich erinnere mich kaum, je eine so zauberisch schöne Nacht erlebt zu haben.

Wie gedenke ich Euer jetzunder, Ihr Geliebten! Ob die christlichen Engländer nicht gerade das Pfingstfest gewählt haben sollten, um Reval zu bombardieren? Bloß so herumschwimmen wird die große Flotte doch gewiß nicht. Wer hätte gedacht, daß Estland noch jemals den Drangsalen eines Krieges ausgesetzt werden könnte! Österreich wird wohl bis zum Jüngsten Tag noch nicht recht wissen, was es tun soll; es ist in einer ähnlichen Gemütsverfassung wie Fräulein Schander. Was ist das doch für ein Unglück, wenn ein Kind regiert! Wir Anhaltiner sind in der politisch so glücklichen Lage, das unterlassen zu müssen, was wir ohnehin nicht tun können, und das tun zu dürfen, was wir nicht lassen können. Wir sind daher vorderhand neutral. Wären wir frei, so würde der Herzog mit seinen 1200 Mann in Frankreich einfallen, darauf kannst Du Dich verlassen. Wie sehr Dich die Zeitläufe aufreiben, kann ich mir denken. Man muß aber immer denken, daß Gott im Regimente sitzt. Er mästet sich zuweilen die Ungerechten und die Bösen, wie wir unsere Schweine, um sie dann desto gewisser zu schlachten. Die Gallier spielen ein hirnloses Spiel und werden den Schaden davon haben; ihre inneren Zustände sind gar zu jämmerlich.

*

Ballenstädt, am 11. Aug. 1855. Dein Brief war wieder einmal ein Schlauch voll trefflichsten Witzes. Natalie Berg, der ich vieles daraus vorlas, erkannte mit Wonne ihren alten Freund und fand, daß Du Dir durchaus treu geblieben. Natalie und ihre Schwester Norchen Ziegesar haben mich durch ihren Besuch gar sehr erfreut; wenn so alte treue Gestalten aus der Vorzeit auftauchen, werde ich wieder jung wie ein Adler. Es

ging alles glatt und eben ab wie unter guten Menschen. Vom Altlutherthum war wenig die Rede. Im Grunde fühlen sich beide Schwestern in seinen engen Schranken so geborgen, daß man sich ihres Glückes ja nur freuen kann.

Es mag so jeder seine aparten Bedürfnisse haben. Ich für meine Person könnte mich nie einer Gesellschaft anschließen, deren Glaubensbekenntnis bis in die geringsten Details fertig und unveränderlich ist. Zudem teile ich die lutherische Ansicht gerade in den Hauptunterscheidungspunkten nicht, indem sowohl die Lehre von den Sakramenten wie die von der Kirche mir widersteht. Die Art, wie sie das Amt der Schlüssel verstehen, ist in meinen Augen Unsinn. Wenn Christus dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs gibt, so folgt daraus nicht, daß er sie auch dem Pastor Kickelhahn gegeben hat, und wenn ein Mensch sich im Glauben durch das Werk seines Heilandes erlöst fühlt, so scheint es mir unwesentlich, ob ihm nebenbei noch etwa der Pastor Schurzfleisch seine Sünde vergeben hat oder nicht. Den Verkehr mit Gott aber, der nicht durch die Kirche (d. h. die beschlüsselten Pastoren) vermittelt ist, nennen die Lutheraner ein subjektives Christentum, das in ihren Augen nur ein geistliches Vagabundieren ist. Die Kirche, welche die Lutheraner immer im Munde führen, ist aber nichts als ein Lichtenbergsches Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt, ein Wort ohne Begriff. Die wahre christliche Kirche ist die Gemeinschaft oder Gesamtheit der Gläubigen aus allen Konfessionen mit dem Haupte Christo. Von den äußerlichen kirchlichen Instituten kann man wenigstens nicht sagen, daß der heilige Geist sie in alle Wahrheit leite.

15. Aug. 1855. Vor etwa zehn Tagen hat uns die Herzogin verlassen und ist nach Trouville in Frankreich gegangen, um zu baden und sich zu erholen. Wozu es nötig war, so weit zu gehen, weiß ich nicht, besonders da der Herzog in einem Zustande ist, der jeden Augenblick das Schlimmste erwarten läßt. Ich habe jetzt einen Tag um den andern, wenn der Dienst mich zu ihm führt, Szenen durchzumachen, die so alterierend sind, daß ich sie kaum länger ertragen kann. Und dabei soll er immer noch wie ein Vernünftiger behandelt werden! Er ist jetzt vollständig krank. Es muß jetzt unbedingt eine Änderung eintreten.

Vorhin hatte ich wieder mitten in der Allee vor allem Volk einen scheußlichen Auftritt mit ihm. Rührend ist es ja, mit welcher Teilnahme ihn dann der gemeine Mann betrachtet. Nie sieht man ein Lächeln. Er ist ja der Letzte aus einem uralten Stamm, und mit seinem Tode erlischt die Selbständigkeit des Landes. Wie lange man aber die Komödie seiner selbständigen Regierung noch mit ansehen will, ehe man zu einer Regentschaft schreitet, weiß ich nicht. Hellfeld und ich, die wir als die Eingeweihten bisher die eigentlichen Träger der Fabel waren, werden jetzt aber einfach erklären, daß wir es nicht mehr aushalten können, und daß er in ärztliche Zucht gegeben werden muß. Letzteres wäre wohl schon längst geschehen, wenn es nicht im Lande eine große, sich bis an den Hof verzweigende Partei gäbe, die der Meinung ist und diese unterderhand auch bei Hofe

anzudeuten pflegt, man suche nur den Herzog als verrückt darzustellen, um seine Gemahlin ans Regiment zu bringen. Der Herzog sei bloß zornig, wie viele andere auch. Namentlich Salmuth und der Leibarzt leugnen beharrlich, daß eine Verschlimmerung eingetreten sei.

Nun traf es sich gestern wieder, daß die ganze Tischgesellschaft zum Teufel gejagt wurde. Darauf konferierte ich mit Hellfeld, und wir kamen überein, dem Arzte zu befehlen, fortan seine Wohnung auf dem Schlosse zu nehmen und den Herzog nicht mehr zu verlassen, da unsere Autorität nicht mehr ausreiche. Piper wurde so bleich wie Käse und weigerte sich. Psychischer Einfluß sowie alle gewöhnlichen ärztlichen Mittel, sagte er, seien erschöpft, und zu Gewaltmaßregeln, wie sie indiziert seien, sei er nicht ermächtigt. „Wenn das Ihre Meinung ist", sagte Hellfeld, „so verlangen wir im Interesse unseres Herrn, daß Sie davon sofort geeigneten Ortes Anzeige erstatten". Nun kam Piper in die größte Klemme, aber er hatte sich einmal verschnappt und mußte nun versprechen, selbst die Anzeige zu machen von einer Sache, die er bis dahin hartnäckig geleugnet hatte. Ich schrieb auch gleich an Schätzell, meldete ihm Pipers Äußerung und bat ihn, herzukommen.

18. Aug. 1855. Vorgestern war Schätzell hier, wir hatten eine lange Konferenz. Die Folge davon ist, daß Piper jetzt auf dem Schlosse wohnt, wo er schon zwei Nächte zugebracht hat. Der einzige Nutzen seines Dortseins besteht darin, daß der Patient sich alle Mühe gibt, seinen Zustand dem Arzte begreiflich zu machen. Es ist nun zunächst ein berühmter psychischer Arzt, Geheimrat Flemming aus Strelitz, verschrieben, der interimistisch hier bleiben wird, bis sich ein anderer geeigneter Leibarzt findet, und für den Fall, daß es nötig werden sollte, den Kranken zu isolieren, wird das Schloß Hoym eiligst instand gesetzt. Dort werden denn freilich Hellfeld und ich abwechselnd leben müssen, aber ich wollte mich lieber ganz dort einmauern lassen, als die jetzige Last länger ertragen.

19. Aug. 1855. Mein Adolph ist jetzt zum erstenmal als wohlbestallter Corpsfuchs mit seiner bunten Mütze bei uns eingerückt. Seine Erzählungen vom Studentenleben sind zum Totlachen, weil er alles so ernst und wichtig nimmt. Auf dem berühmten eisernen Löwen am Marktbrunnen zu Halle ist er in die Saxonia aufgenommen worden mit fünf anderen Füchsen zugleich. Alle fünf haben zu gleicher Zeit eng aneinandergepreßt auf dem Löwen geritten, der Fuchsmajor des Corps mit einem ungeheuren Hut und einer Hahnenfeder voran auf dem Kopf des Löwen. Es wird entsetzlich viel Blut vergossen, da zu den vielen natürlichen Veranlassungen zu Händeln durch den Comment und anderen Unsinn noch eine Menge künstlicher hinzukommen. So leiden z. B. die Corps in der Mittagsstunde von 12–1 keinen Studenten aus anderen Verbindungen und ebenfalls kein Kameel [d. h. Nicht-Farbenstudent] auf dem Marktplatz. Dies ist natürlich eine ewige unversiegbare Quelle des Haders. Neulich ist die Saxonia zu ihrem Stiftungsfeste nach Freyburg bei Naumburg ausgerückt auf einem großen, mit sechs Pferden bespannten und mit Wappenschildern und

Fahnen dekorierten Leiterwagen, nebenher einige Füchse in Gala mit weißen Lederhosen und Kanonenstiefeln zu Pferde, zwei andere voraus als Vorreiter und zwei hinterher. Der Empfang von seiten der Bürgerschaft ist sehr festlich gewesen. Auf offenem Markt ist gespeist und commerschiert worden, und die Stadt hat ihnen abends einen prachtvollen Ball gegeben. Wie hübsch ist doch solches Jugendleben auf den Universitäten!

Neulich war Julchen auf zwei Tage in Halle. Sie war per Eisenbahn sehr früh dort angekommen und sogleich zu Adolph gegangen. Da fand sie diesen in Kleidern auf dem Kanapee noch schlafend, während ein anderer Student in seinem Bette lag. Der Fremde war nämlich ebenfalls von seiner Mutter besucht worden, hatte ihr sein Bett eingeräumt und war solange zu Adolph gezogen. Adolph bot zwar der Mutter sehr gastfreundlich ebenfalls Quartier an – sie sollte das Bett haben, der Freund das Sopha, und er wollte auf der Diele liegen, sie zog es aber doch vor, bei Berghauptmann Brassert zu wohnen, Verwandten von Natorps, die sie eingeladen hatten.

Dort lernte sie einen Schwiegersohn von Brassert kennen, einen Dr. Vorster, Arzt am Irrenhause, der ihr so wohl gefiel, daß sie der Herzogin später von ihm erzählte und ihn als Leibarzt für den Herzog empfahl. Seitdem sind nun die genauesten Erkundigungen über ihn eingezogen worden, die so brillant ausfielen, daß er jedenfalls in nächster Zeit zur Probe hier erscheinen wird, um unter Flemmings Leitung beim Herzoge eingeführt zu werden. Seit Jahren wußten wir nicht, wo wir einen passenden Leibarzt herkriegen sollten, da die ermittelten immer entweder zu alt oder zu jung oder katholisch oder wer weiß was waren. Sollte nun Vorster genügen, so hätte Julchen dem Staate wirklich einen namhaften Dienst erwiesen.

Couvert. Ich habe soeben mit meinem Adolph und Martin Krummacher, Adelheids Sohn, der auch hier ist, im Garten eine treffliche Kanonade gemacht. Wir richteten eine alte große Bilderkiste von zolligen Brettern auf und warfen danach auf zehn Schritt mit den achtpfündigen eisernen Kanonenkugeln, mit denen ich jeden Morgen meine Arme zu üben pflege. Es war eine Lust wie aus der Knabenzeit. Die dicken Bretter zerbrachen mit lautem Krachen wie Schachteldeckel. Zu meinem Erstaunen war Adolph viel stärker als ich, darnach Martin, ich, der Alte, war der allerschwächste.

*

„Brummstall", am 18. Sept. 1855. Gestern hat mir mein Dienst einmal Freude gemacht, ich war mal wirklich Kammerherr und nicht wie gewöhnlich Krankenwärter. Der König von Preußen passierte nämlich auf seiner Tour zu den Nordhäuser Maneuvres Alexisbad, und der Herzog hatte ihm dort ein Frühstück anbieten lassen. Der alte Oberhofmarschall Sigsfeld[1] und ich sollten Seine Majestät im Bade, Schätzell schon an der

[1] Karl v. Sigsfeld (1780—1861).

Grenze empfangen. So fuhr ich denn früh 7 Uhr in einem Hofwagen ganz allein durch den herrlichen Wald. Der Himmel war matt bedeckt, aber einen heiteren Tag verheißend. Ich hatte den Wagen zurückschlagen lassen und erfreute mich eines himmlischen Gefühls von Ruhe und Freiheit. Am Mägdesprung fuhr ich durch eine prachtvolle Ehrenpforte mit wehenden Fahnen, alle Häuser flaggten, und der Rauch stieg aus dem Schornsteine kerzengerade in die Luft. Noch schöner und reicher war Alexisbad dekoriert. Überall Laubgewinde, Blumen, Fahnen und Triumphbogen. Ich fand in diesen frühen Morgenstunden noch niemand dort als den alten Sigsfeld und einige Herren aus Ballenstädt, die auf eigene Hand hinausgefahren waren, um den König zu sehen. Der Oberstleutnant v. Winning, der den König mit dem Musikcorps unseres Bataillons empfangen sollte, hatte dieses auf dem Platze aufgestellt und ließ es Probe blasen, während wir mit unseren Zigarren behaglich auf und nieder wandelten. Alexisbad war reizend so ohne Badegäste und Kellner, da die Saison schon mit dem vorigen Monat aufgehört hatte. Ich hatte es noch nie so lieblich gesehen, so still und friedlich inmitten seiner hohen Waldberge, von denen die Hornmusik widerhallte. Dazu brach die Sonne durch die zarten Wolkenschleier und vergoldete das Ganze.

Wann der König kommen würde, wußte niemand, nur daß er um 6½ von Potsdam hatte ausfahren wollen. Gegen 12 Uhr machte ich indessen meine Toilette und begab mich dann in vollem Glanze, in der gestickten Uniform mit Degen und Federhut, auf den Balkon des Schweizerhauses, wo sich diejenigen versammelten, die entweder zum Empfange befohlen waren, oder die ihre Stellung berechtigte, freiwillig daran teilzunehmen, wie z. B. Graf Asseburg und der alte 85jährige Seelhorst[1]. Unter uns stand das Musikcorps in Paradeuniform, an 300 Bergleute bildeten Spalier, und nach und nach füllte sich der ganze Platz mit dem bunteften Publikum an. Da entdeckte ich weit im Hintergrunde meine Kinder, denen sich eine unvermutete Gelegenheit geboten hatte, auch herauszufahren. Ich ging zu ihnen hinunter und machte dabei, als ich den Platz durchschritt, die Erfahrung, daß Kleider Leute machen, denn die Volksgruppen wichen ehrerbietig auseinander, und die Leute grüßten, als wenn ich der Herzog selbst wäre. Die Kinder und einige mir bekannte Damen brachte ich glücklich noch im Schweizerhause unter, wo sie bequem Alles sehen konnten, nach außen hin den Platz und nach innen von einer Galerie aus das Zimmer, wo der König speisen sollte. Dann mußten wir freilich noch lange warten, amüsierten uns aber leidlich, tranken Portwein, schnupften und unterhielten uns, so gut es ging. Ich sagte dem alten Seelhorst (der mir den Degen geschenkt), der alte Degen mache mir viel mehr Freude als ein neuer, weil er so lange von einem Ehrenmanne getragen worden sei. Da reichte mir der Alte seine beiden Hände und fing vor Rührung an zu weinen. Er sollte aber heute noch mehr Tränen vergießen.

[1] Just Friedr. v. Seelhorst (1770—1857), seit 1814 Hofmarschall.

Gegen 2 Uhr kam der Oberpräsident der Provinz Sachsen v. Witzleben an, die sofortige Ankunft des Königs verkündend. Wir stellten uns nun alle erwartungsvoll unten vor der Haustüre auf. Da jagte einer von unseren Gensd'armes heran auf weißbeschäumtem Pferde; er hatte den königlichen Wagen am Mägdesprung verlassen. So steigerte sich die Spannung immer mehr, bis wir das Hurrarufen aus der Ferne hörten. Ein herzoglicher Vorreiter jagte heran, hinter ihm eine herzogliche Staatsequipage mit vier Rappen und Schätzell drin, darauf der Harzgeroder Postmeister zu Pferde und dann des Königs Sechsspänner, endlich noch ein Vierspänner mit dem Generalstabsarzt Grimm.

Der König war im Uniformüberrock und Feldmütze, seine Umgebung in voller Gala. Beim Aussteigen complimentierte Sigsfeld den König und entschuldigte das Ausbleiben unseres Herzogs, dann trat ich als Kammerherr vor und führte den ganzen Zug die Treppe hinauf in den Speisesaal. Den König fand ich recht gealtert und etwas angegriffen, vielleicht noch vom Kalten Fieber, doch machte sein Gesicht einen durchaus guten Eindruck; er sah freundlich, würdig und wie ein geistvoller Mann aus. Er dankte sehr verbindlich für die Aufmerksamkeit, die ihm der Herzog erweise; zwar sei er sehr eilig, da er sich in Stolberg zum Diner angesagt habe und heute noch zehn Meilen weiter bis Wulfingerode müsse, doch habe er sich die Freude nicht versagen mögen, sich persönlich wenigstens nach dem Befinden des Herzogs zu erkundigen usw.

Plötzlich entdeckte er unter den Umstehenden den alten Seelhorst. Auf den schoß er ordentlich los, reichte ihm beide Hände und schrie ihn an: „Ei! ei! Mein lieber alter Freund, siehe da! Das hätte ich nicht erwartet, ich freue mich unbeschreiblich Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?" usw. Das Geschrei war nötig, weil Seelhorst taub ist, machte aber hier einen besonders guten Eindruck, weil es den Ausdruck freudigster Überraschung verstärkte. Der Alte zerschmolz fast vor Entzücken und vergoß reichliche Freudentränen, denn mit dem Alter wird der Mensch gar weich. Darauf stellte Sigsfeld mich als diensttuenden Kammerherrn vor, wusselte aber nach seiner albernen Art meinen Namen so undeutlich, daß nicht einmal ich ihn verstand, geschweige denn der König, sodaß dieser sich begnügte, mich nur sehr freundlich zu grüßen, und dann zur Tafel schritt. Wenn der König, der unseren Vater liebte, desgleichen auch meinem Schwager Krummacher sehr gewogen ist, meinen Namen verstanden hätte, würde er mich angeredet haben, und ich hätte Gelegenheit gehabt, ihm für die Anstellung meines Sohnes zu danken, was ich sehr wünschte.

Ich saß bei Tafel dem Könige gerade gegenüber und hatte meine Freude an seinem landesväterlichen Gesicht. Neben mir saß Witzleben, der sich viel mit mir unterhielt, ein gescheuter, witziger Herr. Beim ersten Glase stand der König auf und sagte: „Vor allen Dingen, meine Herren, auf die Genesung des Herzogs und die glückliche Wiederkehr der Herzogin, von ganzem Herzen!" Schätzell erwiderte den Toast im Namen unserer Herrschaften. Darauf winkte der König seinem Flügeladjutanten Loën,

machte die Bewegung des Schnupfens und sagte „vergessen". Loën eilte hinaus und kam bald mit ein paar alten hölzernen Dosen zurück, die er vor den König hinsetzte. Der sagte: „Ei! gleich zweie!" und setzte dann im Berliner Dialekt hinzu: „Nu scheene!" Nach der Bouillon kamen kleine Pasteten. Der König sah Grimm an, doch dieser schüttelte mit dem Kopf, und die Schüssel ging vorüber. Nun wurden reizende blaue Bachforellen präsentiert; der König warf einen langen Kennerblick auf die leckeren Fische, sah wieder Grimm an mit einem komisch flehenden Blick, und als dieser abermals schüttelte, besah der König die Schüssel noch einmal, wandte sich dann ab und stieß einen lauten Seufzer aus. Hierin lag so viel Anerkennendes für die Tafel, daß dem Hofmarschall nichts Schmeichelhafteres widerfahren konnte, und dem König konnte mit dem Verbot auch nur gedient sein, da er eine Stunde darauf in Stolberg dinieren sollte. Er trank auch alles in allem nur ein halbes Glas Champagner. Eine herrliche kalte Pastete wurde abermals von Grimm abgeschüttelt, und endlich kam Kartoffelbrei, wovon der König etwas genoß. Darauf stand er auf, entschuldigte sich, daß er unterbrechen müsse, betrachtete noch die Aussicht aus dem Fenster, lobte unsere Bataillonsmusik ganz über die Maßen und verließ dann mit seinem Gefolge, wieder unter meinem Vortritt, den Saal. Unten empfing ihn ein lautes Hurra des zusammengedrängten Volkes, das auch während der Abfahrt noch fortdonnerte.

Wir aber gingen zurück an die Tafel und setzten nun erst recht vergnügt unser Mahl fort, alles besprechend, was wir erlebt hatten. Der König war sehr freundlich gewesen. Er hatte sich sehr anerkennend über alles ausgesprochen, was er heute von unserem Ländchen gesehen, und sich sehr teilnehmend und herzlich über unsere Herrschaften geäußert. Freilich schien er sichtlich angegriffen und ermüdet; er war früh ausgefahren, hatte überall, in allen Städten, die er passieren mußte, festlichen Empfang zu überstehen und endlich in Quedlinburg noch einen Vorfall gehabt, der ihm einen unangenehmen Eindruck machen mußte. Dort war nämlich ein ruppiger Kerl an den Wagen getreten und hatte, ohne auch nur den Hut zu lüften, den König angeschrieen: „Ich muß mir den Kerl doch auch einmal ankieken." In demselben Augenblick wurde der Flegel auch verhaftet, und der König sagte lachend zu Loën: „Das war auch einer von 48".

Um 6 Uhr ließ ich anspannen und fuhr mit meinen Kindern nach Hause. Es war ein hübscher Tag, der angenehmste in meinem bisherigen Hofleben.

29. Sept. 1855. Mein Haus ist jetzt zum Springen voll. Ich habe die Freude, meine drei Jungen zusammen hier zu haben. Drei erwachsene Söhne füllen unglaublich; sie sind aber mein Stolz, nicht etwa, weil sie sich besonders ausgezeichnet hätten, sondern weil sie alle drei das zeigen, was man Herz nennt. Dann ist noch Maria Krummacher (Adelheids Tochter) da, ein kleines, frisches braunes Mädchen, sieht akkurat wie Adelheid in ihrer Jugend aus, nur hübscher und viel kleiner, und heute kommt noch Gog und Magog dazu, nämlich Mathilde und Bertha Krummacher,

wodurch die Engigkeit ganz unerträglich werden könnte, wenn nicht Bertha dabei wäre, die jedermanns Liebling ist und alles leicht macht.

Gestern gingen wir vier Männer nach Brunfthirschen aus. Es war stockfinster im Walde. Rechts und links starrten die Fichten wie schwarze Wände, ebenso schwarz war der mit Heidekraut bedeckte Weg. Wir waren von Finsternis umfangen, nur oben in der Höhe war ein schmaler Streifen Himmel mit dem herrlich glänzenden Jupiter sichtbar. Aus der Ferne und zuweilen auch aus nächster Nähe erschallte das weiche, wunderbar sonore Schreien der wilden Hirsche in langgehaltenen Zügen, untermischt mit dem Bellen der alten Tiere. Diese Naturszene hat mich ganz bezaubert. Wir schlichen Schritt für Schritt immer weiter, beinahe bis auf Asseburgsches Gebiet. Endlich traten wir auf eine Waldwiese hinaus, auf der weiße Dämpfe lagen, und der Mond ging auf, uns das Auffinden eines Rückweges erleichternd.

Die Zwetschen fangen an zu reifen, doch werde ich nicht viel davon haben, denn Gerhard beschäftigt sich den ganzen Tag damit, Benno Privatstunden in der Naturgeschichte zu geben, und da nimmt er immer die Pflaumen mit ihm durch, während der arglose Adolph mit seiner Flinte in Feldern und Wäldern liegt.

30. Sept. 1855. Was Du über die Kunst und die Notwendigkeit, nicht allein auszukommen, sondern auch zurückzulegen, schreibst, ist sehr beherzigenswert, beklemmt mich aber fürchterlich, weil ich kein Talent zur Wirtschaft habe, und meine Frau noch viel weniger. Ihr fehlerhafter Grundsatz ist, daß angeschafft werden müsse, was man brauche, anstatt zu denken, daß Nichts gebraucht werden darf, was man nicht anschaffen kann. Das ist freilich schwer, wenn man Töchter hat, die sich für den Hof putzen müssen. Ich bekomme hernach die Rechnungen und weiß von Himmel und Erde nichts. So heute morgen eine ganze Partie, daß ich beinahe vom Stuhle fiel. Hätte ich immer eine so schöne feste Einnahme gehabt wie jetzt, so hätte ich mich vielleicht noch bessern können, aber mein früherer Verdienst war so schwankend, daß an Berechnung dabei nicht zu denken war, was Du begreifen wirst, wenn ich Dir sage, daß ich bisweilen nur 120 Thaler im Jahre, dann aber auch wohl einmal 1300 verdient habe. Da ich nie wußte, was ich einnehmen würde, mochte ich auch nicht wissen, was ich ausgäbe, und lebte wie ein Proletarier von der Hand in den Mund. Jetzt kann ich zwar meine Einnahme übersehen und weiß genau, was ich ausgeben darf, doch hilft mir's auch wenig, da ich durch die erwachsenen Kinder unverhältnismäßig starke Ausgaben habe. Aber ich habe ja die Vierte Bitte, das große Kapital der Armen.

Ich schrieb Dir bereits von Dr. Vorster[1]. Die Erkundigungen, die man eingezogen hatte, fielen so brillant aus, daß es wohl der Mühe wert schien, sich den Mann anzusehen. Er erhielt also eine Einladung von Schätzell, ihn auf dem Mägdesprung zu besuchen, und Schätzell schickte ihn dann noch zu mir nach Ballenstädt. Wir fuhren am Morgen nach Hoym, dem Schauplatz

[1] Albert Vorster (1821—86), nach dem Tode des Herzogs Direktor der Irrenanstalt Bethesda zu Lengerich für die evang. Kranken der Provinz Westfalen.

seiner künftigen Tätigkeit, und am Nachmittag machten wir zusammen eine Harzpartie und hatten da Gelegenheit genug uns auszusprechen. Nun ist allerdings Irren nicht unmenschlich, doch schien es mir, daß wir an Vorster das gesuchte Wesen gefunden haben. Ich bin nicht sehr geneigt, mich an fremde Menschen anzuschließen, dieser aber machte mir große Lust zur näheren Bekanntschaft. Vorster ist ein einfach christlicher Mann ohne Schwärmerei und ohne Härten, der mit einem lebhaften künstlerischen und wissenschaftlichen Interesse sehr schöne allgemeine Bildung verbindet und in seinem ganzen Wesen ohne Affektation durchaus wahr zu sein scheint. Da ich nun, wenn der Hoymer Plan zur Ausführung kommen sollte, mit dem Leibarzt des Herzogs sehr eng zusammengekoppelt sein würde, so ist die Frage, wie der neue Leibarzt ist, auch für mich von großer Bedeutung. Ich habe darum auch gleich ausführlich über ihn an die Herzogin geschrieben, und Schätzell, der denselben Eindruck empfangen, desgleichen, sodaß wir eigentlich an ihrer Einwilligung nicht mehr zweifeln.

Hoym[1] ist nun so ziemlich fertig und würde ein charmanter Aufenthalt sein. Ich für meine Person bin überreichlich mit Platz bedacht. Eine Hofequipage ist mir und Hellfeld gleichfalls zugesagt. Ob indessen der Plan zur Ausführung kommen wird und wann, kann sich erst nach der Rückkehr der Herzogin entscheiden. Die böswillige feindliche Partei hat ihn schon reichlich zum Nachteil Schätzells und der Herzogin ausgebeutet: man wolle den Herzog, der nicht anders sei, als er immer gewesen, für wahnsinnig erklären und mit Gewalt einsperren, nur um selbst zur Regierung zu gelangen. Die Regentschaftsfrage ist also noch keineswegs im klaren, vielleicht wird auch der Dessauer Hof Schwierigkeiten machen — kurz, man kann durchaus noch nicht wissen, wie die Sache ablaufen wird. So, wie es ist, geht's jedenfalls nicht weiter. Es ist aber immerhin möglich, daß wir uns durch den Winter noch auf die alte Weise durchbalancieren müssen. Das Wahrscheinliche aber ist, daß ich Dir schon Mitte October von Hoym aus schreibe.

V.

Mit dem Herzog in Schloß Hoym.

Ballenstädt, am 20. Nov. 1855.

Mein lieber teurer Goldbruder!

Meine größte Geburtstagsfreude ist heute das Bewußtsein, acht freie Tage vor mir zu haben, in denen ich mich einmal wieder nach Herzenslust ausruhen und verwöhnen kann. Vor zwei Stunden ist nämlich die Übersiedelung des Herzogs nach Hoym erfolgt, und da die Herzogin für die

[1] Schloß Hoym liegt etwa 1½ Stunde nördlich von Ballenstedt.

ersten acht Tage bei ihm bleiben will, wird hier eine Ruhe eintreten, wie ich sie seit Jahren nicht mehr erlebt habe. Der Herzog ist unter dem Vorwande einer Spazierfahrt nach Hoym gebracht worden. Hier soll ihn Vorster empfangen und ihn über die neue Situation aufklären. In acht Tagen werde ich dann auf eine Woche hinausgehen, dort aber mit meinem armen Herrn keineswegs das hiesige regellose Leben fortführen, sondern in eine durch den Arzt zu bestimmende feste Ordnung eintreten, die mir ebenso heilsam sein wird als dem Herzog.

Abends. Ich habe eben schon Nachricht aus Hoym. Der Herzog hat sich, von seiner gewohnten Umgebung verlassen und allein mit dem Arzt, ganz gutwillig in alles ergeben. Ich bin sehr beruhigt und froh darüber, daß alles so über Erwarten glatt und gut abgelaufen ist.

21. Nov. 1855. Zu meinem Geburtstage hatte ich auch einen lieben Brief von Tille Valentiner. Sie ist uns jetzt fast ganz entrückt, da sie bei ihrer verheirateten Schwester Line in Hamburg lebt. Diese, meine alte Spezialin, ist dort sehr glücklich mit ihrem Schiller, der ein von Grund aus trefflicher Mann zu sein scheint. In diesem Sommer war sie wieder sechs Wochen in Alexisbad und von da aus viel bei uns. Sie ist nun eine reiche Frau, die zu den ersten in Hamburg zählt, doch hat das unser Verhältnis nicht im geringsten geändert, sie ist durchaus bescheiden und kindlich anhänglich geblieben. Diese beiden Kinder sind aus einem guten Holz geschnitten und von einer Art, die in der Welt gut fortkommt.

Heute sind von Hoym wieder sehr befriedigende Nachrichten gekommen. Der Herzog sieht bisher niemand als den Arzt und zwei Krankenwärter. Vorster ist immer um ihn, geht und fährt mit ihm aus, speist mit ihm, unterhält ihn und liest ihm sogar des Morgens eine kleine Andacht vor. Der Herzog soll ihm gegenüber wie ein Lamm sein. Ich hätte das nie geglaubt. Der Dienst beim Herzog wird nun auch für mich leichter werden. In Hoym werde ich nur eine Art Ehrendienst haben, und hier bei der Herzogin werde ich den gewöhnlichen Cavalierdienst tun, der mir zwar wenig erfreulich ist, aber, wenn nicht gerade Landpartien gemacht werden, wenigstens nicht die Gesundheit aufreibt. Mein Leben tritt damit in ein neues Stadium. Auf diese Weise werde ich's wohl noch ein Weilchen aushalten können.

Du hast übrigens ganz richtig geraten, wenn Du die Regentschaft [die am 8. Okt. eingesetzt wurde] für den ersten Schritt nach Hoym ansahest. Es fehlte uns, wenn wir nicht dessauisch werden wollten, eine Macht, die über unseren Herzog verfügen durfte. Schätzell hat das Ganze mit großer Genialität und Kühnheit durchgeführt. Die klügsten Männer im Lande warnten und hielten das Ding für unmöglich. Auf einmal aber flog die Regentschaft wie aus der Kanone, und die Agnaten konnten nicht anders, als die Tatsache anerkennen. Die Anerkennung ist bereits erfolgt, der Erbprinz von Dessau hat mit seiner Gemahlin an unserem Hofe seinen Besuch gemacht, auch Preußen hat durch einen Gesandten, den Grafen Redern, die Herzogin persönlich becomplimentieren lassen.

Schätzell ist ein gewaltig tatkräftiger Mensch. Bisher hat er bei allem, was er getan, fast übermenschliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Er hat alle Behörden und fast die ganze öffentliche Meinung gegen sich, muß alles wider Alle allein durchsetzen, und diese Feindschaft nimmt kein Ende, obgleich der Erfolg ihn überall auf das glänzendste rechtfertigt. Was überhaupt öffentliche Meinung ist, habe ich in den letzten Jahren recht kennengelernt, ich bin von der modernen Staatsphilosophie gründlich geheilt.

*

Schloß Hoym, am 1. Dec. 1855. Ich wundere mich selbst, daß ich Dir schon wieder schreibe. Aber ich habe hier so schöne Zeit und möchte Dir doch einiges aus meinem neuen Leben mitteilen. Seit dem 26. Nov. bin ich in Hoym, am 3. Dec. wird mich dann Hellfeld wieder ablösen. Meine Wohnung hier ist prächtig, zwar schmucklos, wie ich es liebe, aber solide und von fürstlichen Dimensionen. Denke Dir ein sehr hohes dreifenstriges Zimmer mit reichem Plafond, fast 3 Ellen dicken Mauern (sodaß Fenster und Türen tiefe Nischen bilden), mit der angenehmsten Aussicht auf den Garten. An diesen Salon stoßen zwei geräumige Schlafzimmer, das eine für mich, das andere für Hellfeld. Auf der anderen Seite komme ich in ein sehr elegantes Vorzimmer und von da in die Gemächer des Herzogs. In den ersten Tagen war ich so eingenommen von der Schönheit meiner Wohnung, daß ich mich gänzlich darauf beschränkte, sie auf und ab gehend zu genießen. Mir ist, als sei ich mit meinem Herzog gestorben und führe mit ihm, etwa im Inneren eines Zauberberges, ein bloßes Scheinleben.

Der arme regellose Herzog ist jetzt in ein durchweg geregeltes Leben eingenietet. Als ich ihn zuerst wiedersah, fürchtete ich fast, er möchte stumpf geworden sein; er sah mich gar nicht an, sprach gar nicht und war ganz teilnahmlos. Dies mag indessen nur die Folge eines Gefühles von Beschämung gewesen sein, mich unter so veränderten Umständen wiederzusehen; denn nachdem ich ihn nur erst einmal zum Sprechen gebracht hatte, ist er wieder ganz der alte gegen mich geworden, nur freundlicher und zutraulicher als je vordem. Ich benutze nun das Vertrauen, das er mir zeigt, ihm ein ähnliches zu Vorster einzuflößen, den er für den Anstifter der ganzen Sache hält und deshalb gründlich haßt; anfänglich empfahl er mir wiederholt, ihn auf die Wache zu setzen. Ich suche ihn nun davon zu überzeugen, daß ihm die Kur doch sehr gut bekommt. Es ist in der Tat merkwürdig. Der Herzog schläft jetzt jede Nacht wie ein Murmeltier, seine Aufregungen haben fast ganz aufgehört. Das ist das Resultat der geregelten Lebensweise, denn andere Mittel werden nicht angewendet. Vorster scheint seiner Aufgabe durchaus gewachsen, er gibt dem Herzoge kein hartes Wort und imponiert ihm doch vollständig.

Auch meine Tageseinteilung ist fest geregelt. Wenn der junge Tag über die prächtigen Fichten des Gartens heraufdämmert, trinke ich meinen Kaffee, zünde mir dann eine Pfeife an und empfange die Subaltern-

beamten, die mich etwa zu sprechen haben. Der übrige Vormittag gehört ganz mir bis 11 Uhr, wo ich mit dem Herzog eine Stunde spazieren fahre. Von 1–2 Uhr ist Tafel, von 2–3 sitze ich mit Vorster auf meinem Zimmer beim Kaffee, wozu sich auch seine junge Frau zuweilen einstellt; sie scheint recht gescheut, ist ganz einfach und schlicht, weiblich und zutraulich und hat eine prachtvolle, auch kunstgerecht ausgebildete Stimme. Von 3–4 Uhr mache ich mit dem Herzog einen Spaziergang, der sich übrigens ganz auf den Schloßgarten beschränkt. Um 5 kommt Vorster und holt mich in den Salon des Herzogs zum Billard ab, Seine Hoheit sieht zu und amüsiert sich an den dabei vorkommenden Witzen. Um 6 wird Tee getrunken, und darauf folgt das Quartett bis 8 Uhr. Der Herzog setzt sich hinter die Violinen, und ich gehe meist im anstoßenden Saale mit Vorster auf und nieder. Auf diese Stunde freue ich mich immer besonders, da sehr gute Musik gemacht wird. Von 8–9 Uhr wird soupiert, dann verlassen wir den Herzog und Vorster kommt meist noch mit auf mein Zimmer.

Der arme Doctor ist durch die Neuheit seiner Lage noch so aufgeregt, daß er für sich nichts vornehmen mag und nur immer konversieren will. Er verzehrt mich ordentlich. Er liebt mich sehr unverdient und nennt mich „Vater Kügelgen". Sein Wesen ist mir recht verwandt und verständlich, insofern er ein Christ ist und ein großes Interesse für alles Schöne hat, aber völlig unverständlich wegen seines sanguinischen Temperaments und auch wegen seiner absoluten Unfähigkeit, selbst etwas Schönes zu produzieren; er ist wie der Wagner im Faust, der wohl die Liebhaberei hat, aber nicht das Verständnis.

Hoym, 26. Dec. 1855. Da bin ich wieder in meiner Einsiedelei. Es ist hübsch hier, und wenn dann meine Zeit herum ist, dann freue ich mich wieder wie ein Schiffscapitain auf die Meinigen. Den Heiligen Abend verlebte ich noch mit diesen, aber am ersten Feiertage mußte ich heraus, um nun bis zum Silvestertag hier zu bleiben. Der Reihenfolge nach hätte ich auch am Heiligen Abend hier sein müssen; Hellfeld machte mir indessen den Vorschlag, statt meiner herauszukommen, da ich mich gewiß nicht gern von meiner Familie trennen würde und er den Silvesterabend vorzöge. Da nun derjenige Kammerherr, der bei der Bescherung der Herrschaften den Dienst hat, allemal mit einem außerordentlichen Geschenk bedacht wird, so erkannte ich Hellfelds freundliche Gesinnung auf der Stelle und ging sehr gerührt darauf ein.

Hab' tausend Dank, Du alte ehrliche Bruderseele, für Deinen treuen Brief. Ich sehe, Du trägst doch auch manches reelle Kreuz auf Deinem breiten Buckel. Übrigens das, was einen eigentlich niederdrückt, das sagt man nicht; ich wenigstens tue es nicht, und Du wirst wohl auch den dicksten Bissen für Dich behalten haben. Über das unausgesprochene Leiden schwingt man sich dann in guter Stunde leichter weg.

Freilich bist Du da oben unter Deinen Esten ein Fremdling im Lande und magst's wohl manchmal fühlen. Aber ich passe mit meiner Landsmannschaft eigentlich auch nirgends hin. Für einen Anhaltiner läßt man

mich hier allenfalls gelten wie die Fledermaus für einen Vogel, sonst gelte ich auch für einen Russen, Sachsen oder auch Rheinländer. Ob es die Juden, die doch wenigstens einem geschlossenen Gemeindewesen angehören, in dieser Hinsicht leichter haben, weiß ich nicht. Der Mensch ist ein närrisch Ding. Ich z. B. tauschte, die Hand aufs Herz, den Augenblick mit Dir, Du vielleicht mit mir. Nachher würden wir aber wahrscheinlich beide finden, daß wir einen Quark gegen den anderen eingetauscht hätten.

Ballenstädt, 3. Jan. 1856. Gottes Segen zum Neuen Jahre! Dieses schreibe ich Dir an unseres seligen Vaters Schreibschatulle und mit derselben Tinte, mit welcher er noch geschrieben hat. Die Schatulle habe ich ererbt, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht mehr, aber: beati possidentes. In der Schatulle saß, durch Millionen Kleckse eingeleimt, ein altes Tintenfaß voller Kunks. Reinigen konnte ich es nicht, weil es fest saß, und auffüllen konnte ich es nicht, weil es bis oben verschlämmt war. So ließ ich's alle die Jahre hindurch. Gestern aber dachte ich aut – aut, wandte alle Klugheit an und brachte es mit einem lauten Freudengrunz heraus. Mit einer alten Schere zerstückelte ich nun die versteinerte Tinte und krümelte sie heraus, aber nur bis zur Hälfte, weiter ging es nicht. Dann goß ich Wasser auf und ließ die Sache auf dem Ofen stehen die ganze Nacht. Heute früh war die alte Tinte verjüngt.

*

Hoym, am 1. April 1856. Ich plage mich jetzt seit etwa einem Jahre mit der Aufzeichnung meiner Lebensgeschichte herum. Es ist so lange her mit den alten Geschichten, sie müssen alle von neuem erfunden werden, und wenn ich gewußt hätte, wie schwer das ist, so würde ich mich gar nicht damit befaßt haben. Nun habe ich aber einmal angefangen und, wenn Gott mich leben läßt, will ich's auch vollenden, d. h. wenigstens die erste Jugendgeschichte. Später müßte ich zu sehr in mein inneres Leben steigen, wozu Männer keine Lust haben, und von meinen äußeren Erlebnissen müßte ich das Interessanteste verschweigen. Wir sind also beide gleichzeitig mit Rückblicken beschäftigt gewesen. Solche Rückblicke sind ebenso süß als bitter, besonders beschwerlich aber in Beziehung auf schriftliche Darstellung. In meiner Erinnerung schwimmt alles noch chaotisch durcheinander und muß vorerst gesondert und geordnet werden, wobei mir mein geistiges Tastvermögen hilft. Ich wundere mich selbst, wie ich mich so zurechtfinden kann. Auch der Stil macht mir weit mehr Not als bei den beiden kleinen Schriften abstrakten Inhalts, die ich bereits verfaßt habe; vielleicht weil bei meinen unbedeutenden Erinnerungen alles auf die Darstellung ankommt. Nicht das Was, sondern das Wie ist hier die Hauptsache. Ganz nichtige Begebenheiten können durch die Art der Relation interessant werden. Meine Aufgabe ist, aus Nichts etwas zu machen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es geht langsam, und im besten Falle schreibe ich in vierzehn Tagen einen Bogen. Könnte ich Dir's doch vorlesen!

Was Du neulich von Vorster ahntest, bestätigt sich. Die Schattenseiten machen sich geltend. Er ist nämlich ganz entsetzlich sanguinisch, ganz heillos! Ob er als Arzt meinen Zustand richtig beurteilt, weiß ich nicht. Die Nerventätigkeit des Herzens wäre fehlerhaft bei mir, behauptet er und will mich in ein Seebad schicken. Ich weiß nur, daß ich in der Kirche nicht mehr singen, daß ich nicht mehr vorlesen kann und daß mir das Atmen zuweilen sehr schwer wird. Ich hoffe jetzt auf den Frühling, vielleicht wird es sich dann bessern, schwerlich aber durch Bäder und Latwergen, weil ich in erstere nicht gehe und letztere nicht in mich. Du hast mich nun noch vollends wild gemacht gegen die Ärzte. Ich nehme jetzt gar nichts mehr ein und halte mir den Versucher möglichst fern. Meine Anna hingegen, die gegen ihr Augenleiden nun schon drei Ärzte abgenutzt hat, mediziniert tapfer darauf los und befindet sich dabei ganz heidenmäßig wohl – mit Ausnahme ihrer Augen. Die Ärzte sind in der Tat ein ebenso lächerliches Geschlecht wie die Theologen.

Ad vocem Theologen fällt mir der Zirkularbrief ein, den wir mit den Krummachers haben. Im vorletzten fand sich folgende Apostrophe vom Schwager Fritz an mich, die ich der Merkwürdigkeit wegen hersetze: „Wilhelm! Warum hast Du nicht mit dem Könige in Alexisbad angeknüpft? Ich sehe, Du bist noch kein rechter Hofmann. Ein einziges »Mein seliger Vater hatte die Ehre, von Ew. Majestät persönlich gekannt zu sein, und mich drängt mein Herz, Ew. Majestät zu sagen, daß ich der Erbe seiner Liebe zu Allerhöchstdenselben bin« hätte Dich zur Hauptperson an der Tafelrunde gemacht. Geradedurch geht die beste Kanone. Wer wird sich doch von einem Hofmarschall eklipsieren lassen! Es gibt kein Übermaß in den Tugenden, nur in einer gibt es eins: in der Bescheidenheit". Was sagst Du zu dieser Hoftheologenweisheit?

*

Schloß Hoym, am 25. Juni 1856. Wie schade, daß Du Deine biographischen Reflexionen verbrannt hast! Das ist die gewöhnliche Folge des Zuschnellschreibens. Ich wenigstens muß sehr langsam arbeiten, wenn ich etwas zustande bringen soll, und das ganze Gemälde gleich möglichst fertig wie Mosaik zusammensetzen. Am meisten Arbeit machen mir die Übergänge und Verbindungen. Jetzt stecke ich in der Hummelshayner Periode. Davon sind mir allerlei zerstreute Eindrücke von Personen, Sachen und kleinen nichtswürdigen Begebenheiten geblieben, die unter sich in gar keinem Zusammenhange stehen. Diesen Zusammenhang muß ich erfinden, muß von einem Dinge aufs andere überleiten, und das ist unendlich schwer. Dann gibt es immer wieder einzuschalten, wegzustreichen, und ein Bogen muß oft zehnmal umgearbeitet werden, bis ich ihn nach einer wohldurchschlafenen Nacht ohne Ekel lesen kann. Genügt es endlich, so ist es doch nur eine elende Kindergeschichte, und oft frage ich mich, ob diese der vielen Tinte wert sei. Übrigens will ich gar nicht, wie Du vorauszusetzen scheinst, mein ganzes Leben beschreiben; es sollen nur Jugenderinnerungen werden, und ich bin noch ungewiß, wo ich aufhören

soll, ob bei der Verheiratung oder mit der ersten estländischen Reise oder mit des Vaters Tode. Für jede dieser Möglichkeiten habe ich Gründe und ebenso gegen jede.

In meiner medizinischen Skepsis hat mich Alfred Volkmann sehr bestärkt, der mit seiner ältesten Tochter einige Tage hier war. Die Diagnose, sagte er, habe zwar in neuerer Zeit Riesenfortschritte gemacht, aber bei Übeln meiner Art tappe man ganz im Dunkeln. Die Gelehrten sind doch eigentlich auch pudelnärrische Kerls. Nachdem Alfred zwanzig Jahre den Blutumlauf studiert hat, beobachtet er jetzt seit fünf Jahren die Kontraktionen eines durch Galvanismus gereizten Froschmuskels. Hierbei entdeckte er endlich ein gesuchtes Proportionalgesetz, dessen Formel etwa lautete: $x = p$. Das Gesetz war aber falsch, und Alfred kratzte sich den Kopf. So ein richtiger Gelehrter führt doch eigentlich auch ein absurdes Leben, etwa wie ein Fabrikarbeiter, der nichts tut als Knöpfchen auf Stecknadeln aufsetzen, und bleibt dabei dem wirklichen Leben fremd. So ist z. B. Alfred noch immer von seiner Jugend her Rationalist und schwärmender Liberaler, die großen Erfahrungen der Zeit sind an ihm spurlos vorübergegangen. Doch kann ich mich gut mit ihm vertragen und lerne immer etwas von ihm. Diesmal habe ich gelernt, daß die Leibnizsche Monadentheorie jetzt von der Naturwissenschaft durchgängig adoptiert sei. Demnach besteht eine Eisenstange aus lauter kleinen letzten und selbständigen Teilen, Molekülen, deren Kohäsionszustand durch Temperaturwechsel verändert wird. Ein Eisenstab ist etwa eine Milchstraße im kleinen. Bei dieser Annahme sind die Gelehrten nun wesentlich beruhigt.

Ich habe jetzt ein sehr interessantes Werk gelesen: Friedrich Perthes' Leben. Durch diese Lektüre bin ich wieder einmal tief eingetaucht worden in die wilden Strudel der verrückten Zeit, die ich selbst mit durchschifft habe. Perthes korrespondiert vertraulich mit den ausgezeichnetsten Männern über alle kirchlichen und politischen Ereignisse: Claudius, Stolberg, Jacobi, Görres, die Schlegels, Gentz, Stein, Bernstorff, Neander, Niebuhr — lauter solche Leute und viele andere expektorieren sich da ganz offen. Perthes selbst gewinnt man zwar nicht lieb wegen seiner grauen Mitte, aber man bewundert die Kenntnis und den Scharfsinn des ungeschulten und unstudierten Naturalisten. Er erscheint allen überlegen.

Neulich zeigte sich hier im Hoymer Schloßgarten eine seltene Naturerscheinung, nämlich der Heerwurm. Eine $1\frac{1}{2}$ Elle lange Schlange mit dickem Kopf und spitzem Schwanz ist aus unzähligen kleinen $\frac{1}{4}$ Zoll langen wasserhellen Maden mit schwarzen Köpfen, die über-, auf- und aneinander hinkriechen, zusammengesetzt und bewegt sich in der halben Stunde etwa eine Elle weit. Ich wußte erst gar nicht, was ich sah, bis ich mir vom Hofgärtner Okens Naturgeschichte holte. Nachher erfuhr ich von einem Gärtner, daß der Heerwurm allemal Krieg bedeutet mit Ausnahme der Fälle, wo er Hungersnot oder was anderes bedeutet.

Ballenstädt, 4. Juli 1856. Er hat wieder lange gelegen, weil in Hoym keine zuverlässige Post ist. Der Posthalter ist nämlich zugleich Stadt-

schreiber, Salzinspektor, Direktor der Sandgruben, so daß man ihn nie antrifft, in welchem Falle sein Dienstmädchen die Briefe annimmt, mit der ich's nicht wagen wollte. – Habe ich Dir schon geschrieben, daß Frau v. Schönberg, die Schwester unserer lieben Gräfin Dohna, am 8. April in ihrem 84. Jahre gestorben ist? Ihre Tochter Auguste, jetzige Gräfin Schlieffen, hat eine kleine Biographie von ihr verfaßt, welche mir die Gräfin Dohna neulich durch Komtesse Richthofen zusandte mit der dringenden Einladung, sie in Gnadenberg zu besuchen. Wie gern suchte ich diese teure alte Freundin unserer Kindheit einmal auf! Sie muß nun auch schon in die achtzig sein.

Alexisbad ist jetzt an einen Wasserheilkünstler verpachtet und wimmelt von einfältigen Patienten, welche die Kaltwasserkur brauchen und sich die ganze Sintflut in den Leib ziehen – denke Dir: bei der jetzigen Kälte! Nichts lockt doch die Menschen mehr an als Charlatanerie. Der preußische Postsekretär Lutze[1], der sich plötzlich in Cöthen, dem Sammelplatze der mauvais sujets aller Art, etabliert hat, hat schon Tausende von Patienten und ist ein steinreicher Mann, baut Paläste und gibt eigenes Papiergeld aus, was zum vollen Wert kursiert. Er trägt einen seidenen Kaftan und einen langen Bart. Die Apotheke erspart man bei seiner Behandlung; er haucht ein Glas Wasser an oder einen Zwieback, läßt jenes trinken und diesen essen, und die Kranken werden gesund. Zugleich ist er auch Seelenarzt, versammelt seine kranken Damen (denn es sind meist Damen) in einem eigens dazu mystisch verzierten Saal und predigt sie mit seinem langen Barte an.

Man denkt doch viel an den Tod, wenn man in das Dickicht der Jahre kommt. Auch der alte Volkmann ist in diesem Frühling gestorben; er hat einen schweren Tod gehabt wie ein schweres Leben. Ein sehr erbauliches Ende hatte Krosigk in Hohenerxleben, gleichfalls in diesem Frühjahr. Gefaßt und voller Zuversicht versammelte er seine Familie und sein ganzes Hausgesinde um sich und nahm von jedem Einzelnen Abschied, alle segnend. Er war ein einfacher, aber prächtiger, reiner und ritterlicher Mensch. Ich habe ein Herz an ihm verloren, das mir wohlwollte.

*

Ballenstädt, 28. August 1856. Heute will ich Dir bei strömendem Ernteregen, der unser herrliches Getreide zerstört, von einer mit allerhand Fährlichkeiten verknüpften Mission erzählen. Während ich in vergangener Woche in Hoym saß, ward dem Erbprinzen von Dessau ein zweiter Prinz[2] geboren. Dieses freudige Ereignis hatte der Herzog von Dessau unserer Herzogin erst durch ein Telegramm und dann noch durch feierliche

[1] Arthur Lutze (1813—70), bis 1843 Postsekretär in Nordhausen, dann Homöopath, 1850 von der Universität Jena zum Dr. med. promoviert, eröffnete 1854 seine berühmte Anstalt in Köthen, Verf. eines noch heute viel gebrauchten „Lehrbuchs der Homöopathie" (15. Aufl. 1919). Vgl. Selbstbiographie (1866).

[2] Der spätere (seit 1904) Herzog Friedrich II. von Anhalt, geb. 19. Aug. 1856, gest. 1918.

Sendung eines Kammerherrn in aller Form gemeldet. Infolgedessen hatte die Herzogin verfügt, daß diese Artigkeit in gleicher Weise erwidert werden sollte. Als ich nun, ohne von alledem eine Ahnung zu haben, am 22. August in Hoym eben im Begriff war ins Bett zu steigen, erschien auf einmal der Kammerherr v. Cramer mit dem Befehl, mich hier abzulösen und mir die Depeschen nach Dessau zu übergeben.

Nun bin ich bisher in eigentlichen Hofgeschäften kaum je gebraucht worden, ich war immer Gesellschafter meines kranken Herrn, und wenn bei uns hohe Besuche, Gesandtschaften oder dergleichen instruktive Gelegenheiten vorfielen, hatte ich stets den Auftrag, mich mit dem Herzoge zu entfernen. Ich habe daher so gut wie gar keine Routine für solche Fälle und sollte nun plötzlich als Ambassadeur in einer reinen Etiquettesache an einen anderen Hof gehen, an welchem ich keinen einzigen Menschen kannte. Jeder Formfehler würde mir, dem Fremden, aufgestochen worden sein. Wenn ich nur weiß, was Sitte ist, so bin ich gar nicht blöde; hier aber konnte ich in allerlei unvorhergesehene Lagen kommen, über die mich im voraus zu informieren mir unmöglich war. Es war ein Wagstück, mich zu senden, und von mir ein Wagstück, die Sendung anzunehmen.

In der Nacht um 2 Uhr kam ich in Ballenstädt an, konnte aber an Schlafen nicht viel denken, weil ich meine Uniformstücke nachsehen und tausend Kleinigkeiten zusammensuchen mußte. Früh 7 Uhr lief ich schon zum Oberhofmarschall und dann zu Hellfeld, um mich etwas zustutzen zu lassen; ich erfuhr aber kaum das Gerippe von dem, was ich zu tun hatte. Unterdes war meine Postkalesche schon vorgefahren. Es mußte Hals über Kopf gepackt werden, wobei mir der mir zugeteilte Hoflakai Schellow überdienstfertig zur Hand ging, was mich vollends toll machte. Meine Depeschen schlug ich in Papier ein und nahm für sie eine verschlossene Ledertasche mit, in welche ich auch mein Geld und Toilettengegenstände steckte; der größeren Sicherheit wegen hing ich die Tasche selbst um. So ging's fort.

Unterwegs plagte mich fortwährend die Angst, etwas vergessen zu haben. Ich zählte alles Nötige nochmals an den Fingern ab. Da fiel mir plötzlich mein goldener Kammerherrschlüssel ein. Ich hatte die grüne Schachtel nicht gesehen, in welcher ich ihn zu verwahren pflege, aber er konnte zufällig von der letzten Gala her auch noch an der Uniform hängen. Ich ließ halten, sah meine Sachen durch und fand ihn glücklich bei den Epauletten. Aber die Idee, daß mir noch etwas fehlte, quälte mich immer weiter. Da durchfuhr mich ein scheußlicher Gedanke. Ich reiße meine Ledertasche auf, und richtig — es fehlten die Depeschen! Ich war bereits eine starke Meile gefahren und über Ermsleben hinaus — was nun beginnen?! Im Traum hatte ich dergleichen Pech freilich schon erlebt, im Leben nie. Ich rieb mir die Augen — aber meine Depeschen waren fort. Es war entsetzlich. Eine Situation zum Totschießen!

Ich sah nach der Uhr und (noch war es möglich) ließ wenden und nach Ermsleben zurückjagen. Dem Lakaien sagte ich, ich hätte meine Koffer-

schlüssel vergessen; er riet zum Schlosser, aber ich schützte seine Schlüssel vor. In Ermsleben ließ ich den Lakai bei der Postequipage und meinen Sachen zurück, mietete ein anderes Fuhrwerk, das glücklicherweise auch bereitstand, und jagte nach Ballenstädt zurück. Ich umfuhr den Ort, ließ unweit des Pulverturmes halten und lief zu Fuß nach meinem Hause. Meine Haustür stand offen, niemand sah mich, ich eilte auf mein Zimmer, ergriff meine Briefschaften und saß bald wieder im Wagen. Unterdessen hatte Schellow von Ermsleben aus einen Laufzettel nach Aschersleben geschickt, sodaß wir die Postpferde dort schon eingeschirrt fanden. Ich gab starke Trinkgelder, fuhr wie der Teufel und erreichte in Bernburg noch glücklich den Bahnzug. O wie dankte ich Gott und atmete ich frei auf, als ich glücklich im Coupé saß! So war ich denn noch mit einem blauen Auge, nämlich mit einem Verlust von etwa fünf Thalern an Fuhr- und Trinkgeldern, davongekommen. Hätte ich die Papiere später, etwa in Bernburg oder gar erst in Dessau, vermißt, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre.

In Dessau stieg ich im „Goldenen Beutel" ab, schickte Schellow gleich mit meiner Karte zum Hausmarschall von Trotha und ließ diesem melden, ich überbrächte ein Schreiben an den Herzog und ließe fragen, wann ich ihn (Trotha) zu Hause fände. Er war aber abwesend, und ich wartete den ganzen Abend und den ganzen anderen Morgen, ohne mich rühren zu können. Endlich um 10 Uhr schickte mir Trotha seine Karte und den Bescheid, der Herzog ließe mich zur Tafel bitten, wolle mich aber noch kurz vor Tafel in seinem Zimmer sprechen; auch stellte mir Trotha für die Zeit meines Aufenthaltes in Dessau eine Hofequipage zur Verfügung, die ich törichterweise ablehnte.

Um die Mittagsstunde ging ich zum Erbprinzen[1], der mich sehr freundlich empfing. Er ist ein ausgesucht schöner Mensch, groß und schlank, sehr wohlgebildet, überaus einfach und natürlich in seinem Wesen. Wir verschwatzten uns auf das gemütlichste derart, daß die Zeit meiner Audienz beim Herzoge heranrückte und ich aufbrechen mußte, ohne entlassen zu sein.

Als ich aus dem Palais trat, fehlten nur noch fünf Minuten an 2, und um 2 Uhr sollte gespeist werden und ich vorher noch zum Herzoge. Die Uhr im Zimmer des Prinzen hatte mich irregeführt. Ich ging daher direkt ins Schloß, ohne erst meinen Lakai im Gasthause abzuholen. Wenn bei uns ein Fremder eingeladen ist, so wird immer ein Kammerdiener auf dem Schloßhof aufgestellt, der ihn empfängt und zurechtweist. Ich setzte voraus, daß es hier auch so sein würde, fand aber den Schloßhof wie gekehrt. Es war niemand zu sehen, und ich hatte keine Ahnung, in welche Türe ich gehen sollte. Ich frug die Schildwache und wurde in eine Türe gewiesen, rannte hinein, die Treppe hinauf, durch offene Säle, fand aber keine Seele. Ich stieg eine Treppe höher — wieder leere Zimmer und kein Mensch zu sehen. Der Angstschweiß brach mir aus. O wie bereute ich es

[1] Friedrich (1831—1904), regierte als Friedrich I. seit 1871.

nun, die Equipage nicht angenommen zu haben! Endlich hörte ich Menschenstimmen unter mir, rannte hinab und fand einen Cavalier mit ein paar Lakaien auf der Treppe. Es war Trotha, der mich vielmal um Verzeihung bat wegen der Unachtsamkeit der Leute und mich nun zum Herzoge führte.

Der Herzog[1] ist ein alter, schöner, ritterlicher Herr von einigen sechzig Jahren, der mir sehr freundlich entgegenkam. Nachdem ich ihm meine Briefschaften überreicht und er sich nach der Herzogin und nach dem Herzoge erkundigt hatte, meinte er, ich hätte wohl recht schwere Tage mit meinem kranken Herrn durchzumachen gehabt; was er darüber gehört habe, sei entsetzlich. Ich antwortete, Frau Fama übertreibe manches, und übrigens hätte ich meinen gnädigsten Herrn so lieb, daß ich wohl manches gar nicht bemerkt hätte, was Anderen vielleicht auffiele. Wir kamen dann auf Hoym zu sprechen, und dabei dämmerten alte Erinnerungen in ihm auf. Er sei als Kind dagewesen, sagte er, und habe gern mit der Prinzeß Hermine von Schaumburg[2], nachmaligen Erzherzogin Palatin, gespielt. Und wenn er jetzt hinkäme, erwiderte ich, würde er das wohlerhaltene Plätzchen der Prinzeß mit der Aufschrift „Herminenlust" noch finden. Da wurde der alte Herr ganz vergnügt. „O, diese Laube!" sagte er, „da staken wir immer zusammen und spielten, und ich erinnere mich, daß wir uns da einmal veruneinigt hatten. Wir kamen uns sogar ein bißchen in die Haare. Da kam die alte Fürstin von Schaumburg dazu und — schwabb, hatte ich meine Ohrfeige weg. Das habe ich nie vergessen können." So unterhielt sich der Herzog aufs gemütlichste mit mir, wohl bei einer halben Stunde.

Trotha, der mich erwartete, führte mich dann zur Gesellschaft, unter der ich auch den Kammerherrn v. Lattorf traf, der Bernburger Vasall ist und den ich daher öfter an unserem Hofe gesehen, ein alter ritterlicher Herr. Nun wurde ich dem Prinzen Friedrich, Bruder des Herzogs, vorgestellt und der wunderschönen Prinzeß Friedrich Carl von Preußen, einer Tochter des Herzogs, die zum Besuche anwesend war; etwas Lieblicheres und Engelhafteres als diese Prinzessin habe ich kaum gesehen. Bei Tafel saß ich ihr und ihrem Bruder, dem Erbprinzen, gegenüber. Die Unterhaltung war frei und ungeniert, die Weine vortrefflich, die Küche nicht ganz so gut wie bei uns.

Nach Tafel trat der Herzog an mich heran, sprach von unserem seligen Vater, freute sich sehr, ein Bild von ihm zu besitzen, und frug mich, ob ich sein herrliches Talent geerbt hätte. Es schien ihn sehr zu amüsieren, als ich erwiderte, ich hätte nur die Profession geerbt. Darauf frug er mich, ob ich das Schloß kenne. Da ich es verneinte, erbot er sich, selbst mir einiges zu zeigen, verließ die Gesellschaft mit mir und führte mich durch

[1] Leopold (1794—1871), regierte seit 1817.

[2] In Hoym residierte bis 1812 die dann ausgestorbene Bernburger Nebenlinie Hoym-Schaumburg. Prinzeß Hermine (geb. 1797) war seit 1815 mit dem Erzherzog Joseph von Österreich, seit 1796 Palatin von Ungarn, vermählt.

einige Prachtzimmer in einen magnifiken Saal. Indem ich die Verhältnisse und Ornamente bewunderte, äußerte ich, daß die Kunst, einen Saal zu dekorieren, heutzutage verloren schiene, weil es keinen herrschenden Geschmack gäbe und alles durcheinander ginge. „Ja!" sagte der Herzog ganz vergnügt, „den hat auch noch mein Großvater gebaut, ich hätte ihn auch nicht fertig gebracht." Darauf zog er selbst die Gardinen auseinander und zeigte mir die schöne Aussicht auf die Mulde, die weiten Wiesen und Eichenwälder. Es ist nicht möglich, daß man freundlicher und liebenswürdiger sein kann, als der alte Herr war. Ehe er die Gesellschaft verließ, kam er nochmals zu mir und unterhielt sich noch ein Weilchen mit mir, trug mir auch so viel Freundliches nicht allein für die Herzogin, sondern auch für den Herzog auf, daß ich ganz gerührt war.

Ich hatte erwartet, daß man mir nach Tafel eine Partie nach Wörlitz arrangieren würde. Trotha fing die Sache aber so hölzern und abgeschmackt an, daß ich erklärte, ich müsse im Augenblick abreisen. Wie ich das anfangen sollte, wußte ich freilich nicht, da kein Bahnzug mehr ging, aber Lattorf half mir aus der Not. Er hatte das Gespräch mit Trotha mit angehört und frug mich, ob ich ihm einen Gefallen tun wolle. „Ja!" — „So fahren Sie mit mir nach Klieken und bleiben die Nacht bei mir." Ich sagte wieder Ja, und zehn Minuten später saßen wir beide in einem eleganten offenen Wagen mit zwei Prachtpferden und jagten fort. Da Lattorf meine Freude an der Gegend sah, lenkte er ab und fuhr Umwege, damit ich möglichst viel zu sehen bekäme. Es war eine herrliche Fahrt. Denke Dir weite, mit prächtigen Eichengruppen bestandene Wiesenflächen, die von Eichenwaldungen eingefaßt sind; hier und da trafen wir ein Rudel Edelhirsche oder Rehe. So ging es meilenweit, dazu der schönste Sonnenschein und die Unterhaltung mit einem politisch Gleichgesinnten, eine Freude, die mir so selten zuteil wird. Lattorf fuhr selbst, und die feurigen Pferde liefen, als hätten sie den Teufel im Leibe.

In Klieken saßen wir auf einer herrlichen Terrasse, zu unseren Füßen einen reizenden Garten, und darüber hinaus blickte man weithin auf grüne Wiesen und Eichenwälder, zwischen denen Wasserspiegel blitzten. Ich glaubte in Livland zu sein. Frau v. Lattorf, eine Schwester des Dichters Houwald, gesellte sich zu uns, und ich, durch die Ähnlichkeit der Gegend angeregt, erzählte viel von Livland. Wir blieben draußen, bis es dunkel wurde, gingen dann zum Souper und rauchten sehr behaglich echte Havannas bis 11 Uhr. Dann wurde ich auf mein Zimmer geleitet und mir selbst überlassen.

Ich zog mich aus, aber — o Schrecken aller Schrecken! — ein leichter Flügel streifte meine Schläfe; ich blickte auf und sah den Geist eines Adlers in Gestalt einer ungeheuren Fledermaus. Ich riß die Fenster auf, stellte die Lichter hinein, entleerte meinen Nachtsack und feuerte damit nach dem Geist. Umsonst — wohl umflog das Gespenst die Lichter, kehrte aber immer ins Fenster zurück. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen öffnete ich die Tür zum benachbarten Saal und stellte die Lichter hinein — da schoß die

Maus hinaus. Ich klappte nun die Türe zu und holte meine Lichter vorsichtig wieder herein. Um 5 war ich schon wieder auf und hatte mit dem alten Lattorf noch ein prächtiges Frühstücksstündchen. Um 6 saß ich im Coupé in der Eisenbahn, die ein paar hundert Schritt am Hause vorüberfährt, und fuhr nach Dessau, wo ich Schellow mit meinem Gepäck fand, und direkt weiter nach Cöthen und Bernburg.

Ballenstädt, 29. Aug. 1856. Aus meinen regelmäßigen Zusammenkünften mit meinem Freunde Pastor Schreck hat sich nach und nach ein ganz niedliches Konventikel gebildet, indem sich uns mehrere Gleichgesinnte angeschlossen haben, nämlich der Propst Scholtz, Vorster, der Kreisrichter Stolzmann aus Ermsleben und ein Referendarius Bosse[1] aus Quedlinburg. Bosse ist noch ein Jüngling, aber hervorragend durch treffliche Ordnung seiner Gedanken und gutes Sprechen. Auch Stolzmann hat noch alle Frische und Bescheidenheit der Jugend, er ist ein klarer und scharfer Jurist, bei weitem besserer Denker als alle übrigen, besonders als Vorster, der unklar fortwährend von einer Seite zur anderen überspringt. Scholtz ist als lebendiger Christ, wie ich glaube, der vorzüglichste von uns allen, ein treuer Jünger und Pastor, zumal auf der Kanzel ganz unübertrefflich; ich habe kaum einen Prediger gehört, der mich mehr erbaut hätte. Mein alter Freund Schreck ist der liebenswürdigste von uns, geistvoll, witzig, dabei bescheiden und äußerst bequem im Umgang, pomadig und humoristisch; ich habe großes Wohlgefallen an ihm seit zwanzig Jahren.

Meine neuen Freunde sind sehr entschiedene Lutheraner, so entschiedene, wie es deren vor Erfindung der Union gar keine mehr gab. Ich hingegen bin in konfessioneller Hinsicht prinzipiell indifferent. So kommen wir oft scharf aneinander, nur Scholtz tritt zuweilen auf meine Seite. Es ist aber eine Freude, wie gestritten wird, es fällt kein liebloses, kein ungeschlachtes, kein hartes Wort. Jetzt streiten wir heftig über ein neues Buch von Vilmar „Die Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik", für welches die Anderen ebenso schwärmen, als ich es absurd finde. Alles Christentum strebt bei uns jetzt nach äußerer Kirchlichkeit, und ich stehe in dieser Beziehung recht allein, da ich überzeugt bin, daß eine äußere Kirche entweder sektenhaft oder katholisch sein muß. Die Kirche Christi ist nicht von dieser Welt. —

Wir bekommen nun eine neue ständische Verfassung für ganz Anhalt. Der Herzog von Dessau hat nämlich seine 48er Konstitution längst über Bord geworfen, ohne dafür etwas anderes zu geben; er regiert so frei wie der Großtürke. Stirbt unser Herzog, so verfallen wir derselben Despotie. Schätzells Bestreben war darum längst dahin gerichtet, die Zeit unserer Selbständigkeit noch zu benutzen, um mit Dessau eine Gesamtverfassung zu vereinbaren, die uns nachher bliebe. Nun ist unsere uralte ständische Verfassung sonderbarerweise niemals, weder hier noch in Dessau, aufgehoben worden, und jetzt verlangen, durch Schätzell angeregt, die alten

[1] Der spätere preußische Kultusminister Robert Bosse, geb. 1832 in Quedlinburg.

Stände (Ritterschaft) ihr Recht. Unser moderner Landtag ist bereits gewonnen. Er sieht ein, daß er mit dem Tode des Herzogs doch verschwinden würde, und stimmt nun, um später nicht einer Despotie zu verfallen, selbst für seine Auflösung. Die Ritter werden an seine Stelle treten, zu diesen werden aber nicht bloß, wie früher, der Adel, sondern alle Rittergutsbesitzer gerechnet werden, auch sollen die Städte nach alter Weise durch die Bürgermeister und die Bauern durch Abgeordnete vertreten sein. Damit hat Schätzell dem Lande eine der größten Wohltaten erwiesen.

Fritz Krummacher ist gegenwärtig in Glasgow in Schottland zu der Konferenz der Evangelischen Alliance[1]. Der König von Preußen hat diese Alliance nämlich auf den September 1857 nach Berlin eingeladen, zum großen Schrecken der Konfessionellen. Es wird tüchtige Reibungen geben. Ich hoffe aber, daß diese großartige und freie Union den engbrüstigen Lutheranern, die bei uns unter den Gläubigen immer mehr Terrain gewinnen, doch etwas entgegenwirken wird. Ein so massenhaftes Bekenntnis der verschiedenen Konfessionen zu einer einigen allgemeinen christlichen Kirche muß doch wenigstens auf die Unbefangenen einen mächtigen Eindruck machen.

*

Ballenstädt, am 10. Oct. 1856. Meine schwache Seele ward in letzter Zeit durch einen starken Wechsel von Zerstreuungen aus den Fugen gerissen. Seit vierzehn Tagen umschwirren mich sechs erwachsene Kinder (das sechste ist Bertha Krummacher) im engen Hause. Sie umrauschten mich, verdrängten und beeinträchtigten mich, hängten sich an mich, verführten mich zu Laufereien und begleiteten mich selbst nach Hoym, wo sie die Nächte auf Tischen und Stühlen kampierten. Heute ist nun der wackere Gerhard wieder abgefahren. Er hatte die Maneuvres bei Coblenz mitgemacht und sah wie Sohlenleder aus; jetzt ist er auf ein Jahr nach Cosel kommandiert und hatte bei dieser Gelegenheit vierzehn Tage Urlaub. Gerhard erinnert mich oft an Dich, seinen Namensoncle, er hat ganz Deinen kurzen trockenen Witz. Für mich ist es eine besondere Lust, die drei Brüder zusammen zu sehen. Sie veruneinigen sich wunderbarerweise nie, sind aber in beständiger Balgerei und Neckerei begriffen, alle drei ziemlich gleich stark, doch Gerhard durch Autorität und Gewandtheit überlegen.

Vor etwa acht Tagen ward auf meiner Treppe der Dessauer Marsch trompetet. Die Türe flog auf, und die sechs Kinder marschierten in feierlicher Prozession immer laut trompetend bei mir ein, Gerhard voran, ein Kissen tragend, auf welchem ein Brief und ein Päckchen lagen. Ich war

[1] Die von England ausgegangene Evangelical Alliance erstrebte einen Bund protestantischer Christen, die sich, unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Konfessionen und Sekten, des gemeinsamen Grundes bewußt sind. Erste Generalversammlung 1851 in London. Den Höhepunkt der Geschichte der E. A. bedeutet die Generalversammlung in Berlin 1857, zu welcher der überschwengliche Hoffnungen auf diese Bewegung setzende König selbst eingeladen hatte. Die preußische Orthodoxie verhielt sich ablehnend, Hengstenberg und Stahl verließen Berlin, um nicht „den Greuel" mit ansehen zu müssen.

gerade beim Ankleiden und noch ohne Rock, aber ich schloß mich dem Zuge an und marschierte trompetend mit durch alle Zimmer, ohne jedoch den Grund zu erraten. Es war nämlich Dämmerung, und ich hielt das Kissen für Elisabeths neuen Mantel, der von Halberstadt erwartet wurde, den Brief für die Rechnung und das Päckchen für Nähseide oder sonst etwas. Endlich frug Gerhard, ob ich nichts merken wollte, der Marsch sei sehr bezüglich. Da ging mir der Seifensieder auf. Es war ein Orden von Dessau für meine damalige Mission; ich muß gestehen, daß ich die Sache eigentlich schon vergessen hatte, nun aber, da ich ihn besaß, freute ich mich doch darüber. Es ist eine große Narrheit um diese Dinge, aber wer ist so weise, daß die Krankheit der Gesellschaft, in der er lebt, ihn nicht anstecken sollte?

Ich trug meinen Orden zuerst auf großer Uniform bei Gelegenheit der Verheiratung unserer ersten Hofdame Fräulein von Bornstedt mit einem hannoverschen Majoratsherrn von Marenholtz. Die Herzogin richtete die Hochzeit fürstlich aus. Die Schloßkirche war mit Blumen und Guirlanden dekoriert und ausschließlich von der Hofgesellschaft in Gala besetzt. Dahin bewegte sich die Prozession aus den Empfangssälen durch die Gänge des Schlosses. Vorauf ging der Hausmarschall v. Kutteroff mit dem goldenen Marschallstabe, dann folgten vier Kammerherren paarweise, darauf die Herzogin mit der Braut, der Bräutigam mit seinem Bruder, die vier Brautjungfern, die Hofdamen und Verwandten der Brautleute. Es ward kein Wort gesprochen, der Zug glitt lautlos über die Teppiche, und mir war es, als begrüben wir die Braut; sie sah in ihrem weißen Schleier auch blaß wie eine Leiche aus. Aus der Kirche drang uns Orgelton entgegen. Der Landessuperintendent vollzog die Trauung. Nach der Zeremonie folgte die Tafel, während der ich manchmal nach meinem Orden schielte, ob er noch da wäre.

Ich bin der zweite Ritter Kügelgen, von dem man weiß, und der erste, von dem man gewiß weiß. Der erste etwas mythische war der geköpfte in unserem Wappen, von dem Hermann in Cöln ein Bild sah mit der Unterschrift „Der Ritter Kügelgen". Stelle Dir vor, daß mein Adolph, der in diesen Ferien Bayern, Salzburg und Tirol bis Meran (mit 29 Thaler Reisegeld!) sechs Wochen lang durchreiste (wobei schmähliche Abenteuer vorkamen), in einer alten Kirche zu Landshut auf einem Leichenstein am Fußboden unser veritables Wappen gefunden hat. Der Schild hatte vier Felder, zwei waren leer, und in den beiden anderen wie auch zwischen den Helmflügeln sah man unseren brustlosen Kopf. Den Namen, wie wir ihn schreiben, mit zwei „g", glaubte Adolph noch zu lesen.

Vor ein paar Tagen habe ich hier am Hofe einen recht alten Bekannten wiedergesehen: den Grafen Botho Stolberg[1], und zwar zum ersten Male seit den Dresdener Zeiten. Botho verwaltet die Grafschaft für seinen Neffen, den jungen Erbgrafen, der noch studiert, und wohnt mit seiner jungen Gemahlin, einer Gräfin Erbach, auf dem Schlosse Wernigerode.

[1] (1805—81), 1843 vermählt mit Adelheid Gräfin zu Erbach-Fürstenau (geb. 1822).

Die Herzogin hatte mich zum Tee von Hoym hereinkommen lassen und außer mir nur noch Julchen eingeladen, damit es recht gemütlich sein sollte. Ich holte die Gäste aus ihren Zimmern ab. Als Botho aus seinem Kabinet trat, erschrak ich fast: ein durchaus fremder Greis in gebeugter Haltung. Steiles, unbeschreiblich kleines Gesicht mit zurückfallender Pergamentstirn, glatt und ausdruckslos, großer Bart. Er war ganz schwarz gekleidet, mit dem Stern des Roten Adler, und sah zwar außerordentlich vornehm aus, hätte aber ebensogut ein anderer sein können als Botho Stolberg; ich kannte gar nichts an ihm. Als ich ihm meinen Namen nannte, reichte er mir die Hand und schien sich zu freuen, er frug auch nach Dir, aber alles ohne sonderliche Teilnahme und Herzlichkeit. Darauf kam auch die Gräfin, frisch, blendend hübsch und treuherzig freundlich; sie sei auch schon eine alte Bekannte, ihr Mann habe ihr viel von uns erzählt.

Beim Tee wurde ich zum Grafen gesetzt, ihn zu unterhalten, auch mit dem Auftrage, ihn von der Herzogin abzuziehen, die mit seiner liebenswürdigen Frau, zu welcher sie eine schwärmerische Liebe gefaßt, recht ungestört plaudern wollte. Diese Vorsorge war jedoch überflüssig, denn wenn unser alter Freund nicht angeredet wurde, schien er zu schlafen, wenigstens mischte er sich in kein Gespräch; das Wenige, was er sprach, war übrigens sehr gut. Hätte ich nicht speziell den Auftrag gehabt, so würde ich ihn gänzlich unangefochten gelassen haben, aus Furcht ihn zu wecken. Ich brachte ihn aber doch bisweilen zum Lachen, besonders durch Erinnerungen an Roller. Nachher hat er der Herzogin gesagt, er hätte sich ausgezeichnet mit mir unterhalten, worüber sie sehr erstaunt war, da sie ihn den ganzen Abend schlafend geglaubt hatte. Der arme Botho! Er ist wie ein ausgebranntes Haus, von dem nur noch die vier Wände stehen, eine bloße Ruine; um so reizender ist seine lebhafte junge Frau mit ihrem treuherzigen süddeutschen Dialekt. Von ihrer trefflichen Gesinnung war die Herzogin so erbaut, daß sie sie eingeladen hat, längeren Aufenthalt bei uns zu nehmen, wenn der Graf verreise.

Couvert. Daß Du nicht besser geerntet, tut mir leid. Es ist übrigens eine närrische Zeit: die Getreidepreise fallen, und die Lebensmittel werden doch nicht wohlfeiler. Das Geld hat seinen Wert verloren, und doch fehlt es daran. Vor 48 bekam ich mein Gehalt nicht anders als in Gold und Silber ausgezahlt; dann mischte sich Papier mit darunter, und jetzt ist es lediglich Papier geworden und noch obendrein anhaltisches, das in Preußen außer Kurs gesetzt ist.

*

Ballenstädt, am 20. Dec. 1856. Das ganze Jahr hindurch habe ich in meiner amtlichen Stellung durch Freund Vorsters eifersüchtiges und herrschsüchtiges Verhalten viel Ärger gehabt. Er sieht sich als den eigentlichen Chef des ganzen Hoymer Arrangements und die sämtliche Dienerschaft samt Offizianten und Cavalieren als seine Untergebenen an, während es sich von selbst versteht, daß wir als die vom Hofmarschallamt delegierten Kammerherren in allen nichtärztlichen Befugnissen die

unmittelbaren Vorgesetzten des Leibarztes sind. Er geriert sich aber, als ob er in Hoym der Direktor seiner eigenen, von ihm selbst gegründeten Privatanstalt wäre, verfügt eigenmächtig, sogar in seinem persönlichen Privatinteresse, über Dienerschaft und Hausordnung, Küche und Keller, macht die Honneurs im Schlosse und jedesmal große Umstände, wenn er uns vertreten soll. Namentlich Hellfeld gegenüber traten seine Anmaßungen immer stärker auf.

Hierüber hätten wir ja nun wohl klagbar werden können. Da aber das ganze Hoymer Arrangement nur dann prosperieren kann, wenn Arzt und Cavaliere sich freundschaftlich in die Hände arbeiten, und da wir die Herzogin nicht betrüben und überhaupt nicht gern Hilfe bei der Macht suchen wollten, so blieb uns nichts anderes übrig, als durch die Finger zu sehen und die sich immer wiederholenden Übergriffe und Prätensionen zu ertragen, so gut oder übel es gehen wollte. Aber die Länge trägt die Last. Es ist was Eigenes, wie verletzend eine Sache werden kann, wenn sie immer wiederkehrt. Anfänglich faßte ich Vorster bei solchen Gelegenheiten unter dem Arm, ging mit ihm durchs Zimmer und sagte ihm ganz freundlich: „Alter Freund, besinnen Sie sich, Sie sind im Unrecht!" Jetzt aber kann ich das nicht mehr und bin oft so erregt, daß ich kaum die Stimme in der Gewalt habe.

Indessen hätte ich, besonders um die Herzogin zu schonen, die Sache noch länger so fort ertragen, wenn Vorster nicht selbst das Eis gebrochen hätte. Die Veranlassung war folgende: Als ich in vergangener Woche den Dienst in Hoym hatte, ward ich während der Anwesenheit der Dessauer Herrschaften zum Diner nach Ballenstädt befohlen, weil es hier an Cavalieren fehlte. Es verstand sich von selbst, daß Vorster den Mittag beim Herzog bleiben mußte, was er übrigens ohnehin jeden Mittag tut. Als ich ihm nun sagte, daß ich fehlen würde, behauptete er, er habe weder von mir Befehle anzunehmen noch die geringste Verpflichtung, für mich beim Herzoge zu vikarieren; wenn die Herzogin den Kammerherrn von Hoym abberufe, so habe sie denselben entweder durch einen anderen abzulösen oder ihn, Vorster, höflich zu ersuchen, seine Stelle zu vertreten. Dies empörte mich. Ich fuhr dem armen Leibarzt ganz gottsjämmerlich auf den Leib und setzte ihm sein anmaßendes Wesen aufs derbste auseinander. Er blieb aber dabei, er stehe weder unter dem Befehl des Kammerherrn, noch könnte ihm zugemutet werden, den Kammerherrn zu spielen, er sei kein Hofmann, sondern Staatsdiener und werde noch selbigen Tages sich an die Herzogin wenden und an Herrn v. Schätzell schreiben, der so einsichtsvoll sei, daß er gewiß die Würde der ärztlichen Stellung zu wahren wissen werde. Darauf sagte ich ihm, er sollte machen, was er wolle, ich würde meinen Mund jetzt aber auch auftun, und die Folge möge er erwarten.

Er brachte die Sache auch wirklich vor die Herzogin, fing sie aber so dumm als möglich an, indem er ihr sagte, das Hoymer Publikum nähme es übel, wenn sie in ihrem eigenen Interesse Personen aus der Umgebung

oder Dienerschaft des Herzogs hinwegzöge, er müsse daher bitten, daß dies nicht mehr geschähe. Die Herzogin antwortete augenblicklich, sie würde sich dann vor allen Dingen das Vergnügen versagen müssen, ihn selbst je wieder in Ballenstädt bei sich zu sehen, da er in Hoym die unentbehrlichste Person sei, wandte sich ab und sprach den ganzen Abend kein Wort weiter mit ihm. Andern Tags fuhr sie zu Schätzell auf den Mägdesprung, um den dummdreisten Doktor anzuklagen. Gleichzeitig hatte Schätzell einen Brief von diesem erhalten, in dem sich Vorster in all seiner törichten Anmaßung so vollständig bloßstellte, daß wir Cavaliere kein Wort der Klage hinzuzufügen hatten. Schätzell kam nun heraus, möbelte Vorster bei drei Stunden unter vier Augen ab und stellte ihm eine Instruktion in Aussicht, die ihn für die Zukunft ganz ins klare setzen sollte.

Von diesem Zwiegespräch hat mir Vorster gar nichts verraten, er ist aber seit der Zeit wie um den Finger zu wickeln. Das bedeutet für mich eine große Erleichterung. Zufällige Übergriffe will ich jedem, sogar der Magd, die mein Bett macht, gern hingehen lassen, aber prinzipielle machen böses Blut und ein Zusammengehen unmöglich. Nun wird also, statt daß wir uns wie vernünftige Menschen vertragen, ein Gesetz zwischen uns treten. Das Merkwürdige ist, daß dieser Vorster ein eifriger Christ ist, der meilenweit nach einer gläubigen Predigt läuft, aber es fehlt ihm eben jede Erkenntnis des eigenen Ich. Der liebe Gott hat doch wunderliche Kostgänger! — Ich würde Dir nicht so viel darüber geschrieben haben, wenn es nicht bis dahin zu meinen schwierigsten Aufgaben gehört hätte, mit einer so eckigen Figur im täglichen und stündlichen Zusammenleben in gutem Frieden zu bleiben.

Doch von was anderem. Die Herzogin hatte neulich einen sehr interessanten Besuch an der Gräfin Stolberg-Stolberg. Diese ist eine höchst merkwürdige Frau, eine von denen, die nicht mit der gewöhnlichen Elle gemessen sein wollen. Ich bin ihr früher nicht besonders gewogen gewesen wegen ihrer männlichen Studien, ihres Tabakrauchens und der etwas freien Geschichten, die sie zu erzählen beliebt. Ihre hohe Begabung zwang mich jedoch, sie zu beachten, und jetzt bin ich ihr wirklich von Herzen gut, weil ich finde, daß ihre Liebenswürdigkeit bei weitem jene Regelwidrigkeiten überwiegt. Gegenwärtig macht sie orientalische Studien und unterhielt die Gesellschaft von allerlei Fündleins, die ihr dabei in die Hand gefallen sind. So hat sie unter anderem entdeckt, daß das Paradies tief im Grunde des Kaspischen Meeres liege, wofür sie einen großen Reichtum von gelehrten Gründen aufführte. Nachher erzählte sie eine arabische Legende, die ich Dir nicht vorenthalten zu dürfen glaube, weil Du damit die ganze estländische Damenwelt gelegentlich über die Grenze jagen und allein sein kannst, sobald es Dir beliebt. Die Königin von Saba kam zum Salomo. Sie war superb. Ein liebliches Gesicht, ein zarter Hals, reizende Schultern und Arme, ein feiner Wuchs, die eleganteste Toilette und ein ganz bezauberndes Benehmen. Aber — sie hatte Ziegenbeine. So wenigstens war Salomo berichtet, und dieser Umstand genierte seine Phantasie.

Ein so süßes Wesen und — Ziegenbeine! Der große Weise mußte fortwährend an die Beine der Königin von Saba denken, und dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe — er mußte Gewißheit haben! Aber wie? Wie sollte er es anfangen, die Beine der Königin von Saba zu sehen? Seine große Weisheit half. Er ließ den Fußboden eines Saales mit Kristallplatten täfeln und führte die Königin hinein. Diese dachte, es wäre Wasser. Sie nahm das Kleid auf, und siehe da — sie hatte keine Ziegenbeine.

Von entgegengesetzter Art war der andere von mir schon erwähnte Besuch. Die Prinzeß Friedrich von Dessau[1] könnte man für eine kleine Taube halten, für ein Lämmchen, das eben erst konfirmiert ist, trotz ihrer 43 Jahre. Sie hat etwas Verschämtes und durchaus Weibliches in ihrem Wesen. Sie macht weder orientalische Studien, noch raucht sie, noch erzählt sie Geschichten von jemandes Beinen. Sie rührt aber die ihrigen. Ich habe sie von abends 7 bis zum anderen Morgen 2 Uhr rüstig tanzen sehen, obgleich sie schon Großmutter von zwei Nassauischen Prinzen ist. Der Ball, der diesen hohen Damen zu Ehren gegeben wurde, fiel mir recht schwer, ich war sehr müde und durfte es doch nicht merken lassen; es wurde mir recht klar, welch geknickte Lilie ich doch bin. Um so seliger war meine Elisabeth, sie ließ keinen Tanz aus. Ich kann's nicht hindern, daß meine Kinder solche Tollheiten mitmachen. Anna freilich hindert sich nun selbst. Sie hat seit Berthas Tode alle Lust am Tanz verloren und spielt nun eine sehr rührende, Anderen vielleicht ärgerliche Rolle auf den Bällen, indem sie still zwischen den Müttern sitzen bleibt. Sie ist ein reichbegabtes, tief poetisches und frommes Wesen.

Hoym, am 23. Dec. 1856. Da bin ich denn wieder hier und habe schon eine Promenade mit meinem guten Herzog gemacht. Er freut sich immer sichtlich, wenn er mich sieht, und ist auf einen so freundschaftlichen Fuß mit mir gekommen, daß er mich täglich, meist zweimal, auf meinem Zimmer besucht. Die Unterhaltung ist dann freilich gar einfach. Ich zeige ihm alle meine Sachen, und wenn das nicht mehr vorhält, setzt er sich in die Kaminecke und schläft ein, während ich ein Buch zur Hand nehme und auf sein Erwachen warte. Der arme Herr empfindet jetzt bisweilen den Druck seiner beschränkten Lage recht schwer. Indes ist doch so viel gewiß, daß, wenn heute die Autorität des Arztes aufhören sollte, morgen schon die alten Rasereien wieder beginnen würden. —

Auffallend ist es mir, daß Du Dich wider die Idee des christlichen Staates erklärst, ganz wie die äußerste Linke unserer Liberalen, die gerne Juden ans Ruder brächten. Ich würde eine Trennung des Staates von der Kirche für eine schwere Gefährdung des Staates halten. Die Kirche wird sich dann herausziehen aus der wunderbaren Vermischung mit der weltlichen Gewalt, in die sie Gott geführt hat, und die großen Massen werden ohne sittlichen Halt übrig bleiben. Der christliche Staat ist freilich nicht das Reich Gottes, er ist aber von christlichen Ideen durchwachsen, die

[1] Marie (1814—95), Prinzessin von Hessen-Kassel; ihre Tochter Adelheid (geb. 1833) war seit 1851 mit dem Herzog Adolf von Nassau vermählt.

ihn tragen und ihm die wahre Würde geben. Die eigentliche innere Kirche, an die wir als Christen glauben, ist jetzt in der äußeren Scheinkirche des Staates eingeschachtelt, ihr Lebenskräfte zuführend wie das Herz dem Leibe. Nun ist freilich das Herz nicht der Leib, wollte es aber nur für sich sein, so würde der Leib sterben.

Hoym, 25. Dec. 1856. Weihnachtsmorgen. Noch ist es finster und blinken Sterne, aber der Tag dämmert über die alten Tannen des Gartens herauf, und die Sperlinge räuspern sich schon. Wärest Du doch hier, daß wir die Zigarren anbrechen könnten, die der Herzog mir gestern schenkte, und könnten damit am Fenster stehen, zusammen das große Verschlingen anzusehen, nämlich der Nacht durch den Tag!

Gestern abend war die Herzogin mit ihrer Mutter und dem Prinzen Wilhelm (General in österreichischen Diensten) herausgekommen. Der Herzog war einzig. Er hatte mich schon den ganzen Tag gequält, ihm zu sagen, was er beschert bekommen würde; früher war ihm derlei ganz gleichgültig, aber diesmal zeigte er die Ungeduld eines Kindes. Sein Hauptgeschenk bestand in einem Vogelbauer von Messing mit einem Stieglitz. Obendrauf steht eine große Glaskugel mit Goldfischen. Diese Glaskugel hat in der Mitte noch einen hohlen Raum, in welchen der Stieglitz hineingeht, sodaß er bisweilen mitten unter den Goldfischen erscheint. Nun war der Herzog außerordentlich zufrieden und lobte alles sehr zur großen Freude der Herzogin.

Für mich folgte dann noch ein schwerer Abend. Ich freute mich eben recht, daß alles überstanden war, da rief mich der Herzog nochmals in sein Zimmer, um sich ein Zusammensetzspiel erklären zu lassen, das er bekommen hatte. Ich numerierte ihm mit Tinte alle einzelnen Stücke, er konnte es aber doch nicht recht begreifen und behielt mich bis in die Nacht bei sich. Heute morgen werden wir nun eine Hausandacht haben, was immer sehr feierlich ist, dann Ausfahrt, dann Tafel, zu der auch Schweinitz geladen ist. Wir haben dünne holperige Schlittenbahn, über deren Mangelhaftigkeit der Herzog sich totlachen will. Doch fahren wir alle Tage mit großem Geklingel und lassen uns zerschmettern.

Couvert. Wie freue ich mich, daß ich Dir so ungeniert schreiben kann, Rohes und Gares, Grobes und Feines — wie's kommt. Auf diese Art allein ist's noch möglich.

*

Ballenstädt, am 25. März 1857. Deinen Brief, das treffliche Amphibion, konnte ich gerade noch in die Tasche stecken, da er in dem Augenblicke anlangte, als wir schon zur Spazierfahrt im Wagen saßen. Indessen schlief der Herzog bald ein, und ich konnte nun Deine Buchstaben vor meinen Augen tanzen lassen — ein Hauptvergnügen in einer Stunde, die sonst der Langenweile gewidmet ist. Als ich an die Stelle im Couvert kam: „Wenn Du den Gegenstein siehst, so denke an mich", lag er gerade vor mir, aber weil ich von Hoym kam, mit der Kehrseite[1]. Ich mußte also

[1] Die parallel zum Harz verlaufende Felsenmauer der Gegensteine ragt nördlich von Ballenstedt aus der Ebene auf, in der weiter entfernt Schloß Hoym liegt.

von hinten an Dich denken, wobei mir natürlich Deine Kehrseite einfiel, nämlich Deine unchristliche Staatsidee. Nein wahrlich, Du mußt nicht denken, daß mich Deine Abhandlung gelangweilt hat. Ich finde sie ganz vortrefflich und gehe nur in einer Kleinigkeit mit Dir auseinander — im Standpunkt. Du siehst die Sache a priori an, wie's etwa Rousseau getan haben würde, ich a posteriori. Ich möchte die Dinge gern so sehen, wie sie in concreto sind, nicht, wie ich etwa denke, daß sie sein müßten. Von Deinem Standpunkte aus hast Du ziemlich recht, nur daß der aprioristische Standpunkt der Wirklichkeit gegenüber ein ziemlich unrechter sein möchte. Versuche einmal den Gegenstein oder Gegenstand von der anderen Seite anzuschauen.

Deine Definition vom Staat hat zwar ihre Meriten, paßt aber mehr auf eine Privatgesellschaft, eine Räuberbande, einen Hansebund oder dgl. als auf den wirklichen geschichtlichen Staat. So rationell, wie Du meinst, hat sich wohl nie ein Staat gebildet, und so unparteiisch, wie Du willst, wird nie einer sein, bis es etwa gelungen sein wird, die Behörden in Dampfmaschinen zu verwandeln. Ich darf mich wohl so hart darüber äußern, da ich selbst in einer früheren Periode meines Lebens ganz Deiner Ansicht war, mein Tadel mich also selbst in die Rippen stößt.

Du willst den religionslosen Staat und nennst den christlichen Staat ein Phantom oder Irrtum, weil keine Politik bestehen könne, die sich nach der Bergpredigt richten würde, und weil es verkehrt sei, zu glauben, daß Millionen zufällig durch Geburt zusammenwohnender Menschen lauter wirkliche Christen seien. Ich gebe Dir in diesen beiden Punkten vollkommen recht: ein christlicher Staat kann die Bergpredigt nicht zum Staatsgesetz machen, und ebensowenig ist er identisch mit dem Reiche Gottes, dessen unsichtbarer Bestand sich aus den Gläubigen aller Völker und Konfessionen zusammensetzt. Aber der christliche Staat ist doch auch nicht von Prof. Stahl am Schreibtisch bei einer Zigarre nach falschen Theorien ausgebrütet worden, sondern er ist geworden und gewachsen, wie ein Palmbaum wächst oder eine Eiche. Wenn er ein Phantom ist, dann ist er eins, das seit 1500 Jahren besteht und Fleisch und Blut hat, ein Irrtum, der trotz äußerer Knechtsgestalt und allem Unrecht, das unter dem Panier des Kreuzes begangen ward, sich dennoch nicht nur als staatenbildend erwies, sondern auch die europäischen Völker zu einem Grade der Gesittung geführt hat, der früher unbekannt war. Und ich glaube auf Grund der geschichtlichen Erfahrung fest, daß ein religionsloser Staat nicht bestehen kann. Bisher bestanden die Reiche nur so lange, als sie die Religion in Ehren hielten, aus welcher oder mit welcher sie gewachsen waren. Auch die alten Zivilisationsstaaten, vor allem der römische, ruhten auf religiösem Grunde. Selbst absolut ungläubige Tyrannen, wie Robespierre und Napoleon, hielten einen religiösen Unterbau für unerläßlich. England, ein Raubtier nach Außen, pflegt im Inneren die christliche Sitte wie kein anderer Staat und ist dadurch groß und mächtig. Du aber willst einen

religionslosen Staat, von dem die Welt noch kein Beispiel hat außer etwa Nordamerika, das übrigens kaum ein Staat und kaum religionslos genannt werden kann, indem eine sehr kirchliche Gesinnung der Einzelnen dort immer noch als Ferment auf das Ganze wirkt.

Du läßt den Staat nur materielle Zwecke haben und meinst, daß die Erziehung und die Pflege des sittlichen Geistes Sache der Kirche sei. Wie soll es aber dann werden, wenn Staat und Kirche sich getrennt haben? Die letztere wird sich dann auf kleine Gemeinden echter Bekenner zurückziehen, und die große Masse wird ohne Kirche und christliche Schule verwildern, sie wird durch religiöse Motive nicht mehr bewegt werden, sondern wie Hunde mit der Peitsche regiert werden müssen, solange das eben geht. Nun räumst Du ja aber selbst dem Staate insofern auch einen höheren Zweck ein, als Du ihn verpflichtest, auch das moralische Eigentum zu schützen. Wie soll er das aber anders tun, als daß er die Volksbildung selbst in seine Hand nimmt?! Wie das Haus seine Kinder, so hat der Staat seine Untertanen zu erziehen. Abstrakte Moral existiert aber nur in abstrusen Köpfen. Bildend und erziehend ist nur die Religion. Der Staat muß sich also, wenn er nicht ganz prinzipienlos und nur durch den Knüttel regieren will, zu einer Religion bekennen. Diese Religion kann aber heutzutage nur die christliche sein.

Eine ganz indifferente Regierung scheint mir übrigens gar nicht möglich, weil sie nirgends existiert. Der alte Fritz wollte sie zwar, belehrt durch Rousseau und die Enzyklopädisten, aber es gelang ihm nicht, weil er unwillkürlich sein Gewicht in die Wagschale des Unglaubens warf. Anno 1848 waren in Preußen diese Grundsätze sogar schon von der Regierung adoptiert, die Trennung des Staats von der Kirche war dekretiert, und an der Realisierung dieser Scheidung arbeiteten alle Behörden (auch bei uns in Anhalt) mit Angstschweiß, weil sich die nötigen organischen Gesetzbestimmungen nicht finden ließen. Die Ausführung scheiterte vollständig an der gegenseitigen wesentlichen Durchdringung von Leib und Seele oder Staat und Kirche. Unser damaliger Minister Hempel seufzte sehr und sagte: „Es ginge wohl, aber es geht nicht", und Anhalt wie Preußen blieben christliche Länder. Mein ganzer Standpunkt wird Dir vielleicht verständlich, wenn ich ihn in die Formel fasse: „Ein christlicher Staat ist Unsinn; ein christlicher Staat ist kein Unsinn".

Ballenstädt, 27. März 1857. Mit meinen theologischen Freunden treffe ich noch immer jeden Freitag nachmittag zusammen, und zwar jetzt in dem Dorfe Radisleben, das uns allen gleich weit liegt. Dort haben wir bei einem Krämer ein Zimmer gefunden, das für uns geheizt wird. Unser Konventikel führt jetzt den Namen: die Voigtländerei. Der Wirt heißt nämlich Voigtländer, doch ist er nur ein gedachter Engel, er existiert nicht mehr, sondern seine Witwe hält die Bierstube. Vorteil hat sie wenig von uns, da nach den Worten Pauli „So betäube ich nun meinen Leib und zähme ihn" Keiner von uns mehr als ein einziges Glas Bier trinkt, was einen Silbergroschen kostet. Um so unmäßiger sind unsere Gespräche,

oft vier Stunden hintereinander über ein und denselben Gegenstand, weil manche Leute immer gar nichts begreifen können. Wir sind jetzt unserer sieben närrische Kerls, drei Pastoren, zwei Juristen, ein Arzt und ein Kammerherr. Es ist außerordentlich lächerlich, wie sich bei den bodenlosesten Wegen, bei Sturm, Schneegestöber und Regen doch immer alle zusammenfinden. Nachmittags um 2 Uhr kommen wir zusammen, und um 6 trennen wir uns, dann wildert jeder durch Nacht und Schnee oder Kot nach Hause. Seit meiner Jugendzeit habe ich mich keines so angenehmen Verkehrs erfreut. Wir sind wie Studenten miteinander, ohne deren Unarten. Jetzt ist noch der alte Pastor Weise dazugekommen, ein Jubilar und von Herzen frommer, gläubiger Mann, zu seiner Zeit ein treuer Zeuge in schwerer Zeit, der aber fast nie den Gegenstand unseres Gespräches begreift, weil man damals in der Periode der wieder zum Leben erwachenden Theologie ganz andere Streitpunkte hatte. Damals stand Weise auf der äußersten Rechten, jetzt steht er auf der Linken mit mir; so haben sich die Verhältnisse geändert. Außerdem hat er einen ungeheuren Polypen in der Nase, um den ihn jedes Naturalienkabinet beneiden könnte, und spricht so undeutlich, daß keiner hinhört, wenn ich mich nicht bisweilen ihm opfere und, vom allgemeinen Gespräch absehend, ihm ein Viertelstündchen lang beipflichte, was unendlich ungesund, d. h. nervenangreifend ist.

Um die Unterhaltung fruchtbar zu machen, wird immer ein Thema zur Besprechung fürs nächste Mal bestimmt, und dazu werden Gegenstände gewählt, über die wir differieren. Neulich diskutierten wir über die Bedeutung des geistlichen Amts auf Grundlage von 14 Thesen, die ich als ebenso viele Erisäpfel unter uns geworfen. Ich bestreite nämlich die Priesterschaft und jegliche Art von Magie im geistlichen Amt. Alle opponierten; sie widerlegten zwar keinen einzigen meiner Sätze, blieben aber dennoch sämtlich beim Zauberglauben. Ich stehe überhaupt in formaler Hinsicht recht einsam in der Voigtländerei da, was mir insofern angenehm ist, als kein Bundesgenosse mir den Kram verdirbt, wie die Franzosen den Engländern. Das letztemal sprachen wir über Luthertum, Union und Evangelische Alliance. Eigentlich bilden wir dort die wahre Alliance, indem wir, aus den verschiedensten Elementen bestehend, uns doch gegenseitig als Christen anerkennen und dies auch nie vergessen, wenn wir miteinander streiten. Ich bin unter uns der einzige wirklich Unierte, denn ich sehe die Differenz zwischen den beiden Schwesterkirchen als unwesentlich an. Am Bekenntnis kann man überhaupt nicht den Christen erkennen, nur die äußere Kirche hat als solche das Bekenntnis nötig. Das, was den Christen macht, ist Buße und Vergebung. Wer wirklich und wahrhaftig, ohne Nachsprecherei und Heuchelei, seine Sünde als eine feindliche, todfeindliche Macht in sich erkennt, darüber Leid trägt und seine Hilfe nicht in sich selbst, sondern in seinem Herrn und Heilande sucht, der ist ein Christ. Dabei kann er allerlei Ketzereien nebenbei haben, aber sie werden unwesentlich sein.

Hoym, 3. April 1857. Ein himmlischer Morgen. Die sanften Strahlen der Frühsonne liegen auf dem grünen Rasen vor meinem Fenster, den hohe dunkle Tannen einfassen. Die Vögel jubeln, aber es fehlen Kinder, junge Frauen, Sonntagskleider und ein Kaffeetisch im Freien. – Meine Promenade habe ich schon weg. Seit einigen Monaten nämlich geschieht es häufig, daß ich schon des Morgens zwischen 6 und 7 mit einem Glase Wasser im Leibe spazieren gehe. Freilich haben diese Gänge sehr an Reiz verloren, seit die Sonne früher aufgeht; im Februar und März war es herrlich. Wenn ich da ausging, standen noch einzelne Sterne am Himmel oder der blasse Mond. Dann ging ich nach dem Goetheschen Wort: „Auf, bade, Schüler, unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenrot!" gerade in dieses hinein – eine der größten Freuden, die unsterbliche Seelen sich machen können. Immer herrlicher flammte das Licht im Osten auf und spiegelte sich in den zahlreichen Verzweigungen der Selke an meinem Wege. So gelangte ich in der Regel bis an die hochgelegene Kirche von Reinstedt und sah dort den ersten Funken des Feuerballs am Horizont aufblitzen und nach und nach, mit gezogener Mütze, die ganze Kugel aufsteigen. Die Lichtkönigin im Rücken wandelte ich dann nach Hoym zurück, sah anfänglich den weißbeschneiten Brocken rosenrot erglühen wie eine ferne Alpenkuppe und dann die zahlreichen Fenster des Schlosses köstlich funkeln. Mehr habe ich weder in Italien noch in Estland (meinen beiden Hauptorten) die Natur genossen. Jetzt sind die Morgen charakterlos, werden aber bald wieder schön werden, wenn die Bäume sich bekleiden.

Was meine Gesundheit anlangt, so ging es damit nach Weihnachten recht eklig. Ich dachte manchmal, wie Adolph einmal von sich behauptete, als ich ihm während einer Kinderkrankheit Kuchen verweigerte, „es wäre alle mit mich". Der Blasebalg ging nicht mehr. Ich habe jetzt drei Ärzte, nämlich Vorster, Hoffmann und Ziegler, die mir alle durch meine Frau auf den Hals gehetzt sind. Ich lasse mich durch sie behorchen, beklopfen und beurteilen, nehme aber von keinem was. Nun wollen sie mich alle drei durchaus ins Seebad jagen. Ich habe aber Gott gebeten, daß er zeigen möge, wie er einen armen Menschen auch ohne Bad gesund machen könne.

Couvert. Der alte Seelhorst ist vor vier Wochen im 86. Jahre an Altersschwäche sanft gestorben. Er lag die letzten Tage ruhig mit gefalteten Händen und den Blick nach oben gerichtet, den Tod erwartend. Gott wird ihn ja zu Gnaden angenommen haben.

*

Hoym, am 21. Mai 1857. Wenn ich Dir heute etwas Wichtiges zu melden habe, so kannst Du mich (mit Falstaff zu fluchen) bei einem Bein aufhängen wie ein Karnickel beim Fleischhändler. Vielleicht interessieren Dich aber Nebendinge, z. B. daß ich mir in diesen Tagen meinen Jahresvorrat Zigarren gekauft habe, nämlich 1000 Stück, und zwar 500 zu 5½ Thaler und 500 zu 6½ Thaler. So wohlfeil bin ich im Verhältnis zur Güte noch nie dazu gekommen. Die feinen herzoglichen Zigarren, die viermal

so teuer sind und so gar schön duften, werden nur Kennern vorgesetzt und reichen, da sie mir selbst nicht schmecken, immer wieder bis Weihnachten. Für gewöhnlich rauche ich bloß Pfeifen und verbrauche etwa 36 Pfund im Jahr, die mich andere 12 Thaler kosten. Im ganzen also für Tabak 24 Thaler. Findest Du das viel? Ich könnte allerdings eine Reise dafür machen, aber ich reise ungern und rauche gern — und nun urteile.

Ein gutes Los hat Deine Sally [Tochter des Bruders, die den Pastor Kraus in Kurland heiratete] gezogen. Gläubige Theologen verderben niemals, ungläubige kaum. Sie können auch die ärmsten Frauen heiraten, weil sie einfach leben dürfen. In der Tat sind sie auch fast die einzigen, die jetzt noch aus Liebe heiraten. Gott segne Deine Sally und ihren Kraus und schenke ihnen, daß sie aus unsinnig Verliebten sinnige Freunde fürs Leben werden! Der Wahnsinn jagt uns in die Ehe, die uns weise macht.

Was Du von der Reaktion schreibst, ist sehr wahr, wenn man sie nämlich auf Formen bezieht, die sich in Wahrheit abgenutzt und überlebt haben, wie z. B. das eigentliche alte Innungswesen und die Adelsherrschaft. Doch sollte man die Reste solcher Formen des sozialen Lebens nicht eher gewaltsam zerstören, bis sie sich durch neue ersetzen. Grundfalsch wäre es aber, wenn man aus Reaktionsscheu sich sträuben wollte, auch solche Institutionen wiederherzustellen, die sich noch keineswegs überlebt hatten, sondern nur durch unverständige Gesetzgebung und Revolution gefallen sind. Dahin gehören z. B. bei uns die Unteilbarkeit der Bauerngüter, Majorate, die Provinzialstände in Preußen usw.

Mit Nathusius rückte ich langsam näher. Er ist ein ausgezeichneter Mann, aber für mich insofern schwer genießbar, weil er auch so engbrüstig lutherisch ist. Es ist doch bemerkenswert, daß sämtliche christlichen Männer der ganzen Umgegend entweder an dieser Engbrüstigkeit leiden oder nur ein anstudiertes Christentum haben. Vor Ostern brachte Nathusius im „Volksblatt" einige törichte Artikel über das Gebet. Darauf sandte ich eine Erwiderung ein, die ihn höchlich ergötzte, sodaß er sie gleich aufnahm. Mein Aufsatz ist überschrieben „Über die Competenz des Verstandes in Glaubenssachen" und unterzeichnet „ein Bettelmann vom Unterharze". Durch diesen Aufsatz sind wir uns nun viel näher gekommen, er hat auch versprochen, bisweilen in die Voigtländerei zu kommen.

*

Hoym, am 9. Juli 1857. Heute will ich mal über gar nichts mit Dir streiten, sondern nur erzählen. Ich bin mit der Herzogin in Gnadenberg in Schlesien gewesen und habe dabei zum erstenmal als ihr Reisemarschall fungiert. Da ich noch keine Reise geführt und keinen Begriff hatte, was alles dazu gehöre und dabei vorkommen könne, war mir davor etwas bange, zumal die Herzogin erst kurz vorher mir gesagt hatte, daß ich sie begleiten sollte.

Die Abreise sollte am 19. Juni stattfinden. Als ich am 18. zur Herzogin ging, um mir ihre speziellen Befehle zu erbitten, fand ich sie ganz frisch

und ging von ihr gleich in den Marstall, um die Relais abzufertigen und alle nötigen Bestellungen zu machen. Kaum bin ich damit fertig, so stürmt ein Lakai vom Schlosse: die Herzogin habe Kopfweh bekommen und reise erst am 20. Diese rasche Erkrankung war mir insofern recht nützlich, als ich nun Zeit gewann, alles mit Ruhe vorzubereiten. Am 20. fuhren wir eine ganze Stunde zu spät ab, weil durch ein Mißverständnis die frische Butter zum Kaffee nicht rechtzeitig zur Hand war. Da wir aber zur bestimmten Stunde auf dem Bahnhofe sein mußten und die Herzogin vorher in Bernburg auch noch aufs Schloß wollte, ließ ich zufahren, daß die Rappen schäumten und wir die 5½ Meilen in kaum drei Stunden zurücklegten. In Bernburg schickte ich den Landrat, der die Herzogin empfing, auf den Bahnhof und ließ den Zug um eine halbe Stunde aufhalten. So ging es denn noch gut ab.

Wir fuhren zunächst nach Köfen, wo wir anderthalb Tage verweilten. Es war für mich nicht leicht: schon von 6 Uhr morgens an in höfischer Gesellschaft, den ganzen Tag ohne Zigarre und immer in Spannung, da ich fortwährend in Ungewißheit über meine Funktionen als Reisemarschall war. Das Reisen mit den Herrschaften auf der Eisenbahn ist auch ein übel Ding. Ich hätte bei dem raschen Fahren und der Hitze gern einmal die Augen geschlossen, aber das durfte ich in meiner Gesellschaft nicht; diese will auch immer unterhalten sein, das ist aber nur bei lautem Sprechen möglich, was meine Brust angreift. Auch die Hetze, trödelnde Damen rechtzeitig auf den Bahnhof zu bringen, ist schrecklich. In Köfen kamen wir etwa 30 Minuten zu spät, glücklicherweise hatte der Bahnzug aber auch gerade eine halbe Stunde Verspätung.

Am Abend nach 9 Uhr kamen wir in unserem alten lieben Dresden an und fanden das große Hotel Royal, dem Bahnhof gegenüber, aufs glänzendste erleuchtet. Die Herzogin dachte, es wäre zu ihrem Empfange, und ich dachte es auch und seufzte schon in der Seele meiner Gebieterin über die vielen Wachslichter, die sie zu bezahlen haben würde. Als wir aber herankamen, verschwand der Glanz; es war eine Spiegelung des verlöschenden Abendrots gewesen. Die Sache war also augenscheinlich mir zu Ehren gewesen, zum Empfang eines alten Dresdener Kindes. Am anderen Morgen machte ich mich in aller Frühe auf und lief in der Neustadt umher. Ich ging in unser altes Haus, stieg die Treppe hinauf und faßte den alten Türgriff in die Hand, der noch ebenso unbeweglich eingelötet war wie ehemals; ich durchschritt auch den kleinen Gang mit der Steindiele und streichelte die Hintertüre. Mir war's, als wohnten wir noch da, und als sollte Minchen mir öffnen oder Du. Als ich ins Hotel zurückkam, wollte die Herzogin noch mit mir spazieren. Wir gingen in den Palaisgarten, lustwandelten im Schatten der alten viereckig beschnittenen Linden mit dem schönen Blick auf die Elbe, die Brücke und die katholische Kirche. Mir war recht wehmütig; noch lebten mir doch so manche liebe Freunde in Dresden, und ich sollte sie nicht sehen. Um 10 pfiff der Zug ab, durch die Radeberger Heide, durch Langebrück; in der

Ferne sah ich den Lausaer Kirchturm, den Keulenberg — lauter Erinnerungen.

Um 3 Uhr waren wir in Gnadenberg und dinierten bei einer alten Tante der Herzogin, einer Frau v. Richthofen, geb. Prinzessin von Holstein, welche Herrnhuterin geworden ist und sich dahin zurückgezogen hat. Die Herzogin wohnte auch bei ihr, Gefolge und Bedienung im Gemeindelogis (Gasthaus), was mir sehr angenehm war. Nach Tafel gedachte ich etwas auszuführen, was mich schon die ganze Reise über in Spannung versetzt hatte, nämlich die alte Gräfin Dohna zu besuchen, welche achtzig Jahre alt dort im Witwenhause wohnt. Ich fand sie aber nicht zu Hause; sie sei schon in der Kirche. So ging ich auch dahin und setzte mich zu den Herrnhutern an die Wand, doch so, daß ich die Damen im Gesicht hatte. Ich suchte mit den Augen herum und kehrte immer wieder auf eine Gestalt zurück, ähnlich unserer Großmutter Zöge. Das mußte unsere geliebte Gräfin sein. Mein Nachbar bestätigte es, und ich verwandte nun kein Auge mehr von dieser teuren Frau, der unser ganzes Haus, Eltern wie Kinder vornehmlich das Christentum verdanken. Der Prediger aber las der Gemeinde einen aus Estland eingegangenen Missionsbericht vor mit den Namen vieler bekannter Orte und Menschen. Als ich nach der Kirche zum Tee wieder zu Richthofens ging, fand ich hier die Gräfin Dohna meiner schon wartend. Sie empfing mich wie eine Mutter. Ich mußte mich zu ihr setzen, und sie unterhielt sich (meine Herzogin, die an ihrer anderen Seite saß, fast ganz übersehend) den ganzen Abend ausschließlich mit mir. O wie warf mich diese Stimme, dieses eigentümliche herzliche Lachen, dabei die wunderbare Weihe im ganzen Wesen zurück in jene alten Zeiten der Kindheit und Konfirmation!

Am anderen Morgen besuchte ich sie in ihrem einfachen Witwenstübchen, wo sie, umringt von tausend Andenken aus der Vorzeit, das einfachste Leben führt; für ihren Mittagstisch zahlt sie wöchentlich 20 Silbergroschen. Ich setzte mich, da sie etwas schwerhörig ist, zu ihr aufs Kanapee und erzählte ihr eine Schnurre nach der andern von Roller, weil ich mich an ihrem herzlichen Lachen nicht satt hören konnte. Da ging die Türe auf, eine Dame trat ein. „Eine alte Bekannte", sagte die Gräfin. Denke Dir, da war's Augustchen Schönberg[1], und ich erkannte sie wieder, ich erkannte das junge, eben konfirmierte Mädchen in der Großmutter wieder, denn diese Würde hat sie bereits erreicht. Sie ist eine Gräfin Schlieffen, und ihr gehört Krausche, eine halbe Stunde von Gnadenberg. Sie hat eine kleine Biographie ihrer Mutter, der alten Frau v. Schönberg, die vor einem Jahre gestorben ist, verfaßt; mir hatte die Gräfin Dohna schon ein Exemplar geschickt, jetzt gab mir Augustchen noch eins für Dich.

[1] Auguste v. Schönberg (1808—1890), seit 1828 vermählt mit Graf Friedr. Magnus v. Schlieffen, Tochter des Frhrn. Moritz v. Schönberg und seiner Gemahlin Luise, geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode, einer Schwester der Gräfin Dohna. Als Herr v. Sch. als Regierungspräsident auf dem Schlosse zu Merseburg wohnte, war W. v. K. mit seiner Mutter dort zu Besuch; vgl. Jug.-Er. VI, 1.

Am Nachmittag ging ich nach Krausche. Hier saß mit einer großschirmigen Gartenmütze im Lindenschatten der alte 86jährige Oberpräsident Schönberg, Augustens Vater, mich ganz nach alter Art lachend und mit Witzen empfangend. Umgeben war er von blühenden Enkelinnen, den jungen Gräfinnen Schlieffen. Abends fand sich Augustchen bei Richthofens ein. Sie setzte sich zu mir, und ich merkte bald, daß ich's mit einem sehr überlegenen Wesen zu tun hatte, mit einer merkwürdig klugen, kenntnisreichen und ganz gediegenen Frau, die mich unbeschreiblich anzog, doch wohl nicht bloß wegen obbenannter köstlicher Eigenschaften, sondern weil ihr ab und zu das Kind noch aus den Augen lachte, für das ich mich, wie Du weißt, einst so interessiert habe. Am folgenden Tage machten wir eine Partie nach dem Gröditzberge, von wo man das ganze Riesengebirge und das gelobte Land von Schlesien bis an den Zobten überschaut: ein paradiesischer, unvergeßlicher Blick. Den Abend war ich wieder mit der teuren Dohna zusammen, die mir Rollers Bild und das Porträt des sel. Hermann Stolberg schenkte und Dich tausendmal grüßen ließ.

Beim Gutenachtsagen bot mir die gute Herzogin eine kleine Reise an, wohin ich wolle, ins Riesengebirge oder nach Cosel zu meinem Sohne Gerhard. Ich tat keins von beiden, sondern ging am nächsten Morgen nach Dresden ab (natürlich auf herzogliche Kosten), wo ich am frühen Nachmittag in Stadt London (früher „Blauer Stern") anlangte und ganz verlechzt eine Bierkaltschale (mit Eis darin) verzehrte. O wie wohl war mir, den vielen vornehmen Damen entwischt zu sein! Im Richthofenschen Hause waren zwei Prinzessinnen und drei Gräfinnen, und alle Gäste waren ebenfalls Gräfinnen oder doch wenigstens Exzellenzen. Männer gab es gar nicht, ich war immer der einzige Herr in einem Gewimmel von vornehmen Damen. Zwar interessierten und rührten mich zwei von ihnen sehr: die Dohna und Augustchen, und alle anderen waren extra gut, aber die Länge trägt die Last, und immer in Frack und Orden und weißer Weste und auf Bescheidenheit bedacht, ganz ohne Tabak und Bequemlichkeit – das ist in meinem Alter nichts mehr.

In Dresden machte ich mich gleich auf und durchforschte die ganze Stadt nach Richter, Peschel, Oehme und Gustchen Götzel[1], fand aber niemand von ihnen, sondern erfuhr, daß Gustchen nicht mehr in Dresden, Oehme tot, Peschel und Richter in Loschwitz seien. So ging ich zu Kaskels[2]. Ich trat ins alte Kontor. Stürmische Freude. Julius Kaskel, der mittlerweile sardinischer Konsul und dekoriert worden ist, ging mit mir und half mir erst einige Besorgungen für die Herzogin ausrichten, dann saßen wir auf der Brühlschen Terrasse. Ein himmlischer Abend. Die Loschwitzer Berge, jetzt mit lauter neuen Palästen überdeckt, funkelten in der

[1] Haustochter in K.s elterlichem Hause (vgl. Jug.-Er. VII, 3), lebte später in dem mit K.s befreundeten Hause des Kriegsrats Friedr. v. Tschirschky, dessen Gemahlin Helene eine geborene v. Heynitz war.

[2] Dresdener Bankiersfamilie, mit deren Söhnen K. in der Knabenzeit bekannt war; vgl. Jug.-Er. III, 4 u. 7.

Abendsonne, große Dampfschiffe durchschnauften den Strom, und die schöne Welt drängte in dichten Massen ununterbrochen an uns vorüber. Nach dem Essen fuhren wir erst aufs Waldschlößchen und promenierten dann noch bis spät in die Nacht auf der Brücke.

Am andern Morgen saß ich schon um ½6 beim Kaffee am offenen Fenster, den Strom zu meinen Füßen und die herrliche Stadt im Morgenglanz betrachtend. Alle Prinzessinnen, alle Reisemarschallsangst lagen zwanzig Meilen hinter mir und – ich sollte meine alten Freunde wiedersehen. Den Vormittag verbrachte ich im Museum, gleich nach Tisch fuhr ich nach Loschwitz, wo ich nach endlosem Steigen Richter wo fand? Auf Sperlings Weinberge, über dem Begerhäuschen [Jug. Er. IV, 3], nahe den Wolken. Es war gut, mit diesem trefflichen alten Freunde, der schon Graukopf ist, Kirschen zu essen und in die geliebte Gegend zu blicken. Wir holten dann Peschel ab, der am Spittelberge in dem Hause wohnt, das ehemals die Courtan innehatte. Beim Begerhaus und Poncets [Jug.-Er. IV, 3] gingen wir vorbei; die alten Nußbäume stehen noch da, die Häuser sind neu. Wir gingen nun hinunter an die Elbe, setzten uns in den noch unveränderten Fährgarten, aßen Butterbrot und Ziegenkäse wie sonst in den frugalsten Jugendzeiten und schwatzten bis zehn. Da kam das Pirnasche Dampfboot. Ich umarmte die Freunde und ging an Bord. Herrliche Fahrt! Nächtliche Kühle auf dem Strom. Ich ging rauchend auf und nieder und war in einer halben Stunde an der Appareille in Dresden. Am andern Morgen früh 7 war ich schon bei Hübels, die mich zum Kaffee eingeladen hatten, und machte nach dem Frühstück mit dem alten Freunde noch einen Spaziergang, bis er mich zum Bahnhofe brachte. Am Nachmittag war ich wieder in Gnadenberg.

Am 30. reisten wir dann von dort ab und waren abends wieder in Dresden. Hier stellte sich mein Reisemarschallfieber wieder ein, und ich hatte das schlechteste Gewissen von der Welt, da ich fürchtete, meiner Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit wegen nicht genug für die Bequemlichkeit der Herzogin gesorgt zu haben. Nun denke Dir meine freudige Überraschung, als sie mir ganz unerwartet sagte, sie sei noch nie so bequem und angenehm gereist als mit mir, ich hätte trefflich gesorgt, und sie danke mir recht sehr für meine Aufmerksamkeit. Das tat wohl. Ich fürchtete mich nun nicht weiter vor der Rückreise und genoß von jetzt an mein Marschallamt, das ja auch viel Annehmliches hat, mit vollen Zügen.

Hoym, 10. Juli 1857. Durch die Gräfin Dohna habe ich erfahren, daß Roller wirklich noch um die Eule angehalten, sie ihn aber ausgeschlagen hatte. Er muß um eine halbe Legion angehalten haben, bis sich ihm endlich ein junges, schönes, liebenswürdiges, wohlhabendes und vornehmes Wesen von selbst antrug und seine letzten Lebensjahre ganz wunderbar vergoldete. Von Rollers Geschwistern überlebte ihn nur seine älteste Schwester, die Faber. Nach seinem Tode brachte die Witwe Roller sie und die alte Magd Rhode [Jug.-Er. V, 1] in einem Dresdener Spitale anständig unter, wo beide noch eine Zeitlang zufrieden gelebt haben.

Rollers Witwe heiratete bald wieder und ging mit ihrem Manne, einem englischen Arzte, nach Indien, wo sie in gesegneter Missionstätigkeit stehen soll. —

Heute ist die Herzogin schon wieder auf drei Monate nach der Schweiz und Italien abgereist. Nichts und niemand zwingt dazu. Ich bin von der schlesischen Reise noch nicht einmal genesen — aber die Weiber sind so tatkräftig.

*

Ballenstädt, am 10. Oct. 1857. Daß Du mir treulich schreiben willst bis zur Todesstarrheit, das ist brüderlich von Dir, und ich will es also tun. Auch unsere Söhne, Dein Otto und mein Benno, sind jetzt in Tecklenburg einträchtiglich beisammen gewesen. Soeben sind die beiden fahrenden Schüler fröhlich und gebräunt wieder eingelaufen; sie haben ihrer eigenen Aussage nach Adelheid ratzenkahl gefressen. Mein Gerhard ist auch hier und hat bis Weihnachten Urlaub.

Daß ich Deine „Musikalischen Briefe" nicht lesen kann, ist mir leid und lieb; ich weiß eigentlich nicht, wo Du Dein musikalisches Talent her hast, denn als Junge, dächte ich, wärest Du der Klavierstunde radikal entronnen gewesen. Ich kann so gut wie gar nicht spielen, aber eines habe ich: wenn ich nämlich mit Herrn Alexander Carl spazieren fahre und dieser schläft, so bewirkt das Rasseln der Räder, daß ich ein vierstimmiges Tonwesen, etwa wie von Orgelpfeifen, deutlich höre oder hören kann, wenn ich will. Diese vier Stimmen bewegen sich in den feinsten Intervallen. Ich kann sie leiten, wie ich will, und nicht nur jede bekannte Melodie, sondern auch meine eigenen Ideen mit ihnen blasen. Da kommen denn bisweilen so hinreißend schöne Harmonien vor, daß ich Musiker sein möchte, um sie zum Besten der Welt zu fixieren. Rasselt der Wagen sehr stark, wie z. B. Postwagen mit viel Gepäck auf harten Wegen, so höre ich die Töne mit größter Deutlichkeit wie von einer wirklichen Orgel, nur reiner noch, schöner und zarter. Jedenfalls gehört dieses Phänomen in das Reich der Halluzinationen oder des Wahnsinns und ist ein Beweis für die schöpferische Kraft der Seele.

Hoym, 14. Oct. 1857. Da sein ich wieder (wie man am Rheine sagt). Draußen dicker Nebel, dünner im Zimmer, nämlich Tabaksnebel, bewirkt durch Benno, den ich mit herausgebracht, und auch ein klein wenig durch mich. Das Allerunangenehmste an Söhnen ist, wenn sie auch rauchen und doch — mit welcher Stirn wollte man es den armen Schluckern wehren.

Ja, Wassermangel und abermals Wassermangel! Es geht uns auch nicht besser. Seit Anfang Mai ist kein Regen gefallen. Es fließt bei uns schon lange nichts mehr, fast alle Brunnen sind versiegt, alle Teiche trocken bis auf den Schloßteich in Ballenstädt, der noch halb voll, aber auch ohne jeden Zufluß ist. Mein Garten, sonst das Bild der üppigsten Fruchtbarkeit, ist ganz vertrocknet; es wuchs nicht einmal Unkraut. Die Mühlen stehen und unsere Bäcker müssen das Mehl aus den Berliner Dampfmühlen beziehen. Die Mäuse fressen die Aussaat auf den Feldern weg und werden

zu Milliarden vergiftet und die vergifteten werden oder vielmehr wurden von den Krähen gefressen, denn diese liegen jetzt selbst alle vergiftet in den Furchen. Unsere Landwirte sind in heller Verzweiflung, das arme Vieh ist schon längst auf halbes Futter gesetzt, und Milch und Butter sind daher gar nicht mehr zu erschwingen. Die allgemeine Not und Teuerung drückt einem das Herz ab und wird sich gegen das Frühjahr sicher noch steigern. Die Landwirtschaft ist doch auch ein schreckliches Fach!

Hoym, 25. Nov. 1857. Mit Deinem trefflichen Brief zog die Festfreude schon acht Tage vor meinem Geburtstage bei mir ein. Was soll ich Dir sonst von diesem berichten? Von Geburtstagen schreiben nur Kinder und etwa Prinzessinnen, weil sie die Sache so ernst nehmen. — Zwei Tage vor meinem Geburtstag ist der von Prinzeß Louise. Die Herzogin ließ Anna den Wunsch andeuten, die jungen Mädchen möchten etwas aufführen, und Anna schüttelte sogleich eine lange Dichtung aus dem Ärmel: die Sternbilder kommen und gratulieren der Prinzeß. Anna sprach den Prolog, Gerhard und der Hauptmann Schweinitz erschienen Arm in Arm als Castor und Pollux, Elisabeth und Schweinitz' kleines Töchterchen als großer und kleiner Bär, Bertha Hoffmann als Sternschnuppe usw. Es waren auch hübsche Chorgesänge aller Sternbilder eingelegt, das Ganze zart, elegant und launig. Darauf folgte eine Puppenkomödie mit Varduaschem Text, der hinter der Szene gesprochen wurde. Dabei entwickelte Gerhard als steife Puppe ein so komisches Talent, daß die Gesellschaft nicht aus dem Lachen kam. Man glaubte die Fäden zu sehen, die seine Bewegungen leiteten; wenn der Strick zu fest angezogen wurde, drehte er sich halb oder ganz um, kam auch manchmal nach heftiger Bewegung etwas schief zu stehen wie ein Scheit Holz, das gegen die Wand gelegt ist. —

Der arme König von Preußen ist noch lange nicht über den Berg[1]. Es ist sehr wehmütig, diesen Herrn noch bei Lebzeiten durch Gottes Finger so beiseite geschoben zu sehen. Die Krankheitsbulletins waren alle von drei Ärzten unterzeichnet: Schönlein, Weiß, Nix; die schlimmen Berliner haben diese drei Namen natürlich zu einem Satze zusammengezogen.

Couvert. Ein Festmorgen! Alles weiß von erstem Schnee, die Bäume überzuckert, die Sonne drängt durch abziehende Schneewolken. O, wie sich das Herz sehnt unter Dein Dach und nach Poll! Sollen wir uns denn nie mehr zusammen das Herz durchleuchten und kühlen lassen vom ersten Schnee? Es ist wie eine Wäsche auf allen Staub, den der Sommer auf die Seele ablagerte.

*

Ballenstädt, am 21. Dec. 1857. Da ich Zeit und Gemütlichkeit habe, will ich's machen wie Du und auf der Stelle die Antwortfeder eintauchen, nämlich in eine neue Tinte, die Lust macht, mit der es sich wie mit Spiritus schreibt — heißet Canzelei-Tinte. Hättest Du doch diesen Saft für

[1] Friedrich Wilhelm IV. war im Spätsommer 1857 geistig erkrankt und hatte am 23. Okt. seinen Bruder, Prinz Wilhelm, zum Stellvertreter ernannt.

Deine Birkenrinde! Nun also: Mein erstes Gefühl gilt heute Sally, welche die Güte hatte, mich zum Großonkel zu machen. Gott sei Dank, daß es so weit ist, nicht mit mir, sondern mit der armen Sally. Wie oft (solange mich die Hebammen noch grüßten) habe ich gewünscht, es möchte anders sein, die Kinder auf irgend eine andere Art ins Leben treten. Die Geburtstage meiner Kinder und was darum und daran hing, waren etwa Todestage für mich, und die Geburtstage der Enkel mögen auch kein Kirscheneſſen sein. Ach Gott, wie hängt der Himmel doch immer voll Schwerter über der geprüften Menschheit! Keine Zivilisation, keine Konstitution, kein Fortschritt bewahrt vor Niederkünften, die schlimmer sind als Leibeigenschaften und Frohnen.

Dies führt mich ganz natürlich auf die Politik und auf Deine Äußerung, daß den Alten manches gut war, was doch für uns nicht mehr taugt; hierin harmonieren wir reichlich. Wenn Du aber zu meinen scheinst, daß jetzt Manches besser geworden, so habe ich hinzuzufügen, daß Anderes schlechter geworden. Die durchschnittliche Temperatur der Welt bleibt sich gleich und das durchschnittliche Elend auch; Armut, Krankheit, Sünde und Niederkünfte bleiben doch, das kann man allen Parteien zum Troste sagen.

Formen, die zu Übelständen geworden, lösen sich allerdings auf, aber in Formlosigkeiten, die auch keine Wohlstände sind. Die Leibeigenschaft z. B. ist aufgehoben: damit mag der Bauernstand etwas gewonnen haben, der Arbeiterstand aber hat dabei verloren, und auf dem Lande kommen zwanzig und mehr Arbeiter auf einen Bauern. Früher hatte der Dreſcher des Bauern am Gutsherren einen Schutz, jetzt ist er gänzlich der Willkür seines Brotherrn verfallen. Auf dem Lande gibt es keine Autoritäten mehr: weder der Gutsherr noch der Pastor ist es mehr, die Beamten aber werden vom Bauer gering geachtet, weil sie nur eine übertragene Gewalt haben, daher Diener sind, während der Bauer ein freier Herr ist, und weil sie an den Hungerpfoten saugen, während jener ein wohlhabender Mann ist. Mit den geborenen Obrigkeiten ist aber der Respekt überhaupt verloren gegangen, und damit eine Hauptbedingung für das Zusammenleben vieler Menschen. Das gilt nicht nur von den Verhältnissen auf dem Lande, sondern vom Volke überhaupt. Die öffentliche Meinung ist auf Umsturz aller und jeder Autorität gerichtet, und die Zustände sind schlechter geworden. Der Glaube an Gott, die Ehrerbietung vor der Kirche, der Respekt vor der Obrigkeit, die frühere Ehrbarkeit des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens sind größtenteils verschwunden, und die Zusammengehörigkeit der Stände oder mit anderen Worten die Einheit des Volksorganismus und damit die Festigkeit des Staates ist aus dem Leim gegangen.

Hesekiel[1] ist auch mir ein sehr lieber Mann. Er trägt die Politik der Kreuzzeitungspartei, der einzigen gesund konservativen, die wir in Deutschland haben, in den Roman über. Der Konservativismus dieser Partei

[1] Georg Hesekiel (1819—74), Redakteur der Kreuzzeitung, Verfasser historischer Romane in altpreußisch-legitimistischem Geist.

besteht aber nicht darin, Altes und Abgestorbenes wieder zu beleben, sondern er will es verhüten, daß die Kontinuität des Rechts durch die allerdings nötigen Reformen verletzt werde. Die Partei will daher, daß wohlverbriefte Rechte, die heutzutage etwa genieren, nicht durch Machtsprüche, sondern durch Ablösungen beseitigt werden, und daneben will sie den geschichtlich gewordenen Organismus im Volke, oder was davon noch lebenskräftig ist, stützen, solange es eben geht, damit nicht Alles in einem allgemeinen Brei zerfließe und nichts anderes übrig bleibe als doktrinäre Formen, d. h. gemachte Verfassungen, die in nichts wurzeln als in Prinzipien. Jene Partei möchte es uns ersparen, Frankreichs Weg zu gehen und am Ende in den Abgrund der Lüge hineingerettet zu werden, in den die Franzosen durch ihren modernen Cäsar gerettet worden sind, einen Despot, der in seinen Manifesten mit den Ködern der Republik, der Demokratie und der Freiheit um sich lügt. Aber darin hast Du recht, für Frankreich war dieser Louis eine Notwendigkeit wie Cäsar für Rom. Sobald die Aristokratie sich löst, tritt irgendein lügenhafter Räuberhauptmann an die Spitze. Deswegen möchten wir jede naturwüchsige (d. h. nicht durch Gewalt gemachte) Autorität stützen, solange sich noch Reste davon finden.

Die liberale Weisheit besteht eigentlich darin, ganz willkürlich durch Raubbeschlüsse dem Einen etwas zu nehmen und es dem Anderen zu geben. Es sind die Teilungsgelüste, die jede Revolution kennzeichnen. Die teuren (weil bisher steuerfreien) Rittergüter werden z. B. plötzlich durch die Steuer so tief im Werte heruntergedrückt, daß die Besitzer sämtlich mit einem Federstrich verarmt sind; das ist den Bauern geschenkt, die sich auf ihren wohlfeil bezahlten (weil besteuerten) Gütern ganz wohl befinden. Oder die Jagdgerechtigkeit, die der Edelmann mit schwerem Gelde bezahlt hat, wird ihm genommen und der Gemeinde für nichts und wieder nichts geschenkt; er muß sie sich von dieser wieder pachten, wenn er nicht auf seiner eigenen Scholle angeschossen werden oder seine Fluren geschädigt sehen will. Nun ist es zwar nötig und gerecht, daß auch die Rittergüter besteuert werden, desgleichen nützlich, die Jagdmonopole zu beschränken, und gegen beides hat auch die konservative Partei nichts einzuwenden, sie will aber beides auf eine Art durchgeführt wissen, die weder den einen schädigt noch den anderen bereichert. Doch wer weiß, wo man hingerät, wenn man einmal anfängt, in diese flüssige Canzelei-Tinte einzutauchen, die nicht schimmelt und nie gelb wird.

Hoym, 25. Dec. abends. Soeben angelangt. Wunderbar still ist es hier und einsam, nur der Wind rauscht draußen durch die Tannen, und im Ofen knallt das Feuer. In Ballenstädt war so viel Unruhe, Theater, Konzerte, Tafeln, Tees, Schlittenpartien, anlaufende Bekannte, volles Haus. Hier aber könnte man vollen Frieden haben, wenn in dem Zimmer nebenan kein kranker Herr, sondern die eigene Familie hauste. So freilich ist es mehr Tod als Frieden. Die Trennung von Ballenstädt wird mir immer so leicht wegen des Hofes und so schwer wegen der Meinigen.

Aber so ist es im Leben: was uns vorn abgenommen wird, wird hinten wieder angehängt, und ich bleibe dabei, daß kein Fortschritt der Gesetzgebung das Übel aus der Welt bringt – wird es doch nicht einmal durch das vollkommenste, das göttliche Gesetz aus unseren Herzen weggeschafft. Bisweilen mistet die Weltgeschichte freilich den großen Staatsstall etwas aus und unser Herz wird gereinigt durch Geschicke.

Gott sei Dank, daß Weihnachten überstanden ist! Es ist, wenn man tote und abwesende Kinder hat, zu wehmütig. Ich bin für Feste einmal nicht geboren und habe es am liebsten, wenn alles ganz schlicht und werkeltagsmäßig hergeht. Die Feste machen sich von selbst, wenn Gott einem jezuweilen mit dem Stabe „Wohl" das Herz berührt. Diesmal war uns das Fest noch obendrein durch einen Todesfall getrübt: am Heiligen Abend lief die Nachricht ein, daß Frau Nathusius an einem gastrisch-nervösen Fieber gestorben sei, diese ausgezeichnete Frau, die in den letzten Jahren uns und besonders Anna durch ihre Freundschaft beglückt hat.

Ich lese jetzt Louis XVII. von A. de Beauchesne. Welch ein merkwürdiges Gericht ist doch über die Unschuld ergangen! Man frägt sich unwillkürlich, ob denn ein Gott im Himmel sei. Aber wir sehen das Ende nicht. Wollte man von den Resultaten in diesem Leben auf Gott schließen, so wäre er der ungerechteste Richter.

Hoym, 26. Dec. 1857. Der zweite Feiertag, immer noch rührend genug von alter Zeit her. War doch die Kreuzschule geschlossen und auch die Akademie, und wir kramten in unseren Sachen. Aus dem Schönbergschen Hause stieg der Rauch gerade auf, verklärt von den ersten Strahlen der noch unsichtbaren Morgensonne. Glockengeläut und Kirchengänger auf den Gassen mit neuen Pelzen und Hüten. Wir wollen am Nachmittag durch die Heide nach Lausa laufen. – Die Jugend, die Vorbereitung zum Leben, erscheint doch immer wie der Kern des Kometen, das eigentliche Leben wie der Schweif, der sich allmählich in Nichts auflöst. Das ist es, was den Tod auch für Nichtchristen erleichtert. Richtige Christen kann man auch beim grünen Holz abbrechen, weil für sie der Tod verschlungen ist in den Sieg.

Huh, wie jetzt der Sturm braust! Er drückt mir fast das Fenster ein und orgelt auf den Klingeldrähten, die auswendig am Schloß hinlaufen. Roller pflegte zu sagen: Das Widrigste in der Natur wäre ihm Wind, wie alle Unruhe.

*

Ballenstädt, am 27. Januar 1858. Soeben empfange ich Deinen lieben Brief, der mir keine geringe Lust gemacht hat, vorerst mit Dir hundert Zigarren zu rauchen, ob es uns etwa gelänge, während dieser ungeheuren Hekatombe uns wieder einigermaßen zu verstehen. Du sagst, Du gehörst keiner Partei an. Das ist insofern auch mein Fall, als ich durch keine Partei gebunden bin und mich keineswegs zu Allem bekennen möchte, was der Partei, die mir am meisten zusagt, etwa belieben sollte. Insofern aber bin ich ein Parteimann, als ich mich allerdings zu den politischen

(nicht den kirchlichen) Grundprinzipien der Kreuzzeitung bekenne. Ich bin prinzipiell Kreuzzeitungsmann, obgleich es mir scheint, als ob die Partei in einzelnen Fällen über sich selbst hinausginge und insofern Fehler macht; das mag aber nicht anders gehen im Gedränge des Widerspruchs, und das echte wahrhaft staatsmännische Prinzip wird dadurch nicht alteriert. Der erste Grundsatz dieser Partei aber ist: Vorwärts zu gehen ohne mit der Vergangenheit zu brechen, also ohne Rechtsverletzung, während der Grundsatz aller Schattierungen unserer heutigen Liberalen der ist: durch Rechtsverletzung fortzuschreiten. Hiermit sind, glaube ich, beide Richtungen treffend charakterisiert.

Daß Du, mein alter Dicker, wenn Du wirklich konservativ bist, wie Du Dich nennst, dieses Prinzip der konservativen Partei Preußens im Ernst angreifen solltest, kann ich mir gar nicht vorstellen. Wenn Dir aber der Ton der Kreuzzeitung bisweilen mißfällt, so geht mir das nicht besser. Es ist der preußische Erbfehler, die Prahlerei, die einen mitunter so anwidert, und dieser Fehler ist allerdings jener Zeitung besonders eigen. Auch in kirchlicher Beziehung bin ich mit ihr nichts weniger als einverstanden, da ich nicht orthodox bin. Ihre politischen Prinzipien aber teile ich vollkommen, ich halte sie für die einzigen, die jetzt vernünftigerweise möglich sind, die einzigen, die zur politischen Freiheit führen können.

Am besten erkennt man den Baum an seinen Früchten. Auf die Frage, was denn die Kreuzzeitungspartei eigentlich bis jetzt geleistet habe, glaube ich Dir aber getrost antworten zu können: Alles politisch Gute, was in Preußen seit 1848 geschehen ist. Mit einem wirklich fabelhaften Mute stellten diese Männer die gänzlich gesunkene königliche Autorität wieder her, indem sie, die wenigen noch übrigen königlichen Rechte benutzend, die Konstituante auseinanderjagten. Darauf folgte die ohne Rechtsverletzung zustande gebrachte Revision der Verfassung. Andere deutsche Mächte, große und kleine, als Österreich, Hessen, Dessau usw., nahmen ihre der Revolution gemachten Bewilligungen einfach zurück, alles Recht und Vertrauen dadurch für lange Zeit in Frage stellend; sie machten Contrerevolutionen, während in Preußen eine neue Ordnung mit dem Volke vereinbart wurde. Wenn man bedenkt, wie die preußische Verfassung aus sich selbst heraus durch den Sauerteig jener verhaßten, aber kernfesten Adelspartei sich regeneriert hat und nicht nur von ihrer Schädlichkeit gereinigt, sondern sogar zu einem (wenigstens dem Anschein nach) nützlichen Institut geworden ist, so steht einem das Maul offen. Das Alles hat man der Junkerpartei zu danken, die sowohl gegen Oben wie gegen Unten Front macht. Dazu gehörte ein fabelhafter Mut. Anno 1849 im Februar, als es noch sehr böse aussah, frug ich Gerlach, warum er sich denn noch anstrenge, da das Leck doch so groß sei, daß kein Pumpen mehr helfen könne. Wenn die Macht, sagte ich, sich selber weggeworfen hat, was wollen wir da tun? Da antwortete er: Er tue seine Pflicht, möge draus werden, was Gott gefällt; es mache ihm Freude, sich zur Wahrheit zu bekennen, und es sei schöner, für eine gute Sache unterzugehen, als

mit einer schlechten zu prosperieren. Das war die Frage eines kleinen und die Antwort eines großen Mannes. Ganz ohne Hoffnung und in der Erwartung unterzugehen, faßte er dennoch sein Werk kräftig an, und Gott hat es gesegnet.

Du siehst also, daß ich doch einen Fortschritt zum Besseren anerkenne. Im allgemeinen scheint mir die Welt allerdings im Argen zu liegen, aber die Formen des Bösen wechseln immerdar, und während an dem einen Ende die Wolken zerreißen und die Sonne durchlassen, ziehen sie sich am anderen wieder zusammen. Allerlei sind wir losgeworden und anderes haben wir dafür bekommen; Folter, Sklaverei und manche Inhumanitäten des Mittelalters sind verschwunden, aber dafür haben wir die Revolution im Leibe, und wenn sie erst ordentlich herausgeboren ist, so werden alle jene Teufel wiederkommen, die uns das kleine Vorspiel von 1848 lehrte. So geht es auf und ab, im Staaten- wie im Menschenleben, zwischen Krankheit und Besserung, und der Arzt soll nie zu arbeiten aufhören, obgleich er weiß, daß sein Patient doch ganz gewiß einmal sterben werde. Jedes Stadium der Entwicklung bringt seine eigentümlichen Krankheiten und Gebrechen; es mögen sich aber nicht alle Stadien an Übelständen gleichen. Die kritischen Perioden des Keimens und Absterbens mögen die schlimmsten sein, und wir sprechen mit Recht von guten und schlimmen Zeiten. Wenn die Völker sich als Individuen entwickeln, so fragt es sich, wer besser daran ist: Kind, Mann oder Greis. Das ist eine zu beherzigende Frage.

Die Devise der konservativen Partei, die auch als Motto über der Kreuzzeitung steht, lautet: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!" Dieses Vorwärts bezieht sich vor allen Dingen auf das Vorgehen gegen die Revolution, deren törichte Errungenschaften man beseitigen wollte. Es ist also dieses Vorwärts bloß in den Augen der Liberalen ein Rückwärts. Über „Vorwärts" und „Rückwärts" kann man freilich sehr verschiedener Meinung sein; aber ich meine: Alles, was zum Wohl des Staates ausschlägt, kann man doch einen Fortschritt nennen. Alles aber, was die Konservativen nicht allein in Preußen, sondern in ganz Deutschland seit 1848 durchgesetzt haben, ist doch zum Vorteil ausgeschlagen, während die maßlosen Maßnahmen der Liberalen, freilich, ohne daß sie es wollten, in die schrankenloseste Desordre auslief. Die Liberalen aller Länder haben überhaupt immer das Schicksal gehabt, daß sie das Staatsschiff in eine Strömung brachten, in der es nicht mehr zu regieren war. Die doktrinären Männer, die 1789 in Frankreich tagten, wollten freilich nicht die Greuel der 90er Jahre, die doch die natürliche Konsequenz ihrer Handlungen waren, und der Demokrat Jahn, der alte Turnvater, mußte sich in Frankfurt durchs Fenster retten, um nicht von seinen geistigen Kindern als reaktionär totgeschlagen zu werden. Unsere Liberalen wollen eben Utopien, unsere Konservativen nur das Mögliche.

Wenn sich die Dinge jetzt wieder etwas gebessert haben, so verdanken wir das nicht den Liberalen, sondern nur der Junkerpartei, die ganz allein

daran arbeitet, den Karren einigermaßen wieder aus dem Dreck zu fahren, und das ist eben der Ärger aller Liberalen, nicht etwa weil sie böse wären, sondern weil sie Insulaner sind, nämlich von der Insel Borneo. Ich will Dir aber etwas zugestehen, was Du allerdings gar nicht behauptet hast, daß es nämlich viele Liberale, wie z. B. H. Gagern, M. Arndt und andere, sehr gut meinen, und daß es unter den Konservativen viele gibt, die nur ihren eigenen persönlichen Vorteil im Auge haben. Aber es handelt sich hier gar nicht um Personen, sondern um Grundsätze, und es frägt sich, auf welcher Seite die größere politische Weisheit sei. In Religionssachen ist das ebenso; der Pastor Stephan[1] in Dresden war ein unsittlicher, der Pastor Schmaltz[2] ein sittlicher Mann; dennoch hatte dieser in seiner Lehre unrecht, jener recht.

Ad rem! Du sagst, es sei Dir jetzt klar geworden, daß die große Mehrzahl aller gebildeten Preußen der liberalen Gesinnung huldige, und es wäre daher etwas viel verlangt, wenn diese große Mehrheit sich auf die Dauer der kleinen Adelspartei unterwerfen sollte. Was heißt denn „gebildet"? Die große Mehrzahl derjenigen, die den sogenannten gebildeten Ständen angehören, ist allerdings teils liberal, teils demokratisch, je nachdem sie Brot haben oder hungern. Versteht man aber unter „gebildet" ein Verständnis von der Sache, um die es sich handelt, so ist eigentlich kein gebildeter Mann links, solange er ehrlich ist. Ganz vortrefflich schrieb neulich Nathusius: „Ein feiner Beobachter hat gesagt: In dem, was er versteht, ist jeder rechts, in dem, was er nicht versteht, links. Cum grano salis ist das wahr, und es wäre daraus zu schließen, daß die meisten Menschen in den kirchlichen, sozialen und politischen Fragen links sein werden, denn die wenigsten verstehen etwas davon. Das sicherste Mittel, zu schiefen Resultaten zu kommen, ist daher, die große Menge an allgemeinen Fragen zu beteiligen, während dieselben Menschen in ihrem engeren Kreise, in dem, was sie wirklich angeht, konservativ sein würden." Roller würde gesagt haben: „Die Esel sind links".

Daß die Wahrheit in der Minorität ist, macht sie nicht minder wahr. „Überall", schreibst Du, „wird der Wille der Majorität eines Landes über die Minorität den Sieg davontragen." Ich weiß es nicht, ob dem so ist. Aber sollte es nicht demohnerachtet falsch sein, in dem Willen der jedesmaligen Majorität das Heil des Landes zu suchen? Wenn wir nach Wahrheit

---

[1] Martin Stephan (1777—1846), seit 1810 Pfarrer der böhmischen Gemeinde in Dresden, streng konfessioneller Lutheraner, der in Dresden und Umgegend eine große „Erweckung" hervorrief, besonders auch durch nächtliche Erbauungsversammlungen. Als die Behörde gegen diese, auch auf Grund von allerhand Gerüchten, einschritt, entzog er sich der Untersuchung, indem er 1838 mit 700 seiner Anhänger nach Amerika ging. Hier gründete er am Mississippi eine eigene Gemeinde, wurde aber schon 1839 von dieser wegen erwiesener Unzucht abgesetzt und exkommuniziert. Dieser Fall hat auf K. einen tiefen Eindruck gemacht und zur Entwickelung seiner Skepsis gegenüber der Orthodoxie wesentlich beigetragen.

[2] Moritz Ferd. Schmaltz (1795—1860), rationalistischer Prediger, 1819—33 in Dresden-Neustadt, dann Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg.

forschen, so pflegen wir uns doch nicht nach der Meinung der Mehrzahl zu erkundigen. Ein tüchtiger Staatsmann macht nicht die Meinung der Majorität zu der seinigen, sondern zwingt vielmehr der Majorität die seinige auf. Große Männer haben allezeit die Meinung zu beherrschen gewußt. Übrigens, wenn ich nicht irre, liegt die massenhafteste Majorität gewöhnlich in der gesinnungslosen Mitte, und mit dieser wird geherrscht. Die Mitte aber verrückt sich, je nachdem die Endpunkte auseinanderrücken. Die Mitte zwischen Paris und Berlin ist eine andere als die zwischen Paris und Moskau. Eine kleine energische Minorität treibt die Massen rechts oder links. Dein Axiom, daß kein Volk anders regiert werden könne, als es regiert werden wolle, möchte ich auf Treu und Glauben doch nicht so nachsprechen. Wie Du es eigentlich verstehst, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß wir verloren wären, wenn es immer nach unserem Willen ginge, und daß man Kindern den Willen brechen muß, wenn sie sich wohl befinden sollen. Du möchtest gern erkennen, was die Zeit eigentlich will. Soll das heißen: was sie bedarf? Was sie will, scheint mir Nivellierung, Auflösung des gesellschaftlichen Organismus zu sein. Was sie bedarf, möchte gerade das Gegenteil sein: Stärkung dieses Organismus durch zeitgemäße Wandlung seiner Formen.

Du meinst, der Adel sei nicht wieder herzurichten bei der Übermacht der Städte. In seiner alten Bedeutung sich wiederherzustellen, daran denkt er auch selber nicht. Doch hat er sich wohl nicht selbst hingerichtet, wie Du meinst, sondern die Fürsten haben es getan, durch Einziehung seiner Gerechtsame und seines korporativen Vermögens wie auch durch Aufstellung der stehenden Heere. Aber trotzdem ist er in Heer und Civil die Stütze des Thrones geblieben. Es liegt eben in seinen Erinnerungen etwas, was nicht zu vernichten ist, und eine Macht wird er noch lange bleiben. Was er gewesen, der vorzugsweise berechtigte Stand, kann er nicht wieder werden, aber daß er der konservative Ballast bleibe, der er ist, das ist es, was erstrebt wird. Daß im Volke, wie Du schreibst, die aristokratischen Sympathien ausgerottet seien, ist doch auch nicht ganz richtig. Die moderne allgemeine Gleichmacherei haßt freilich den Adel, weil er immer noch was hat, das nicht in den Dreck zu treten ist; dennoch haben die Bauern immer noch am liebsten adelige Grundherren, die Beamten vornehme Vorgesetzte, und der reiche Gewerbetreibende oder auch der Gelehrte setzt immer noch recht gern ein „von" vor seinen Namen, wie denn auch der König dem Ritter Bunsen mit seiner Erhebung in den Adelstand noch eine Ehre antun konnte. Doch genug für heute.

*

Hoym, am 4. März 1858. Vorgestern haben wir den Geburtstag unseres Landesvaters begangen. Als ich gegen Mittag herauskam und mich noch anzog, um zur Gratulation zu gehen, überraschte mich das ungeduldige Geburtstagskind schon auf meinem Zimmer, um sich meine besten Wünsche selbst zu holen. Vor Tafel begann der Minister die eingelaufenen Gratulationsschreiben der Behörden vorzulesen, wurde aber

mit der herrlichen Bemerkung unterbrochen, er könne die Schreibereien für sich behalten. Der Herzogin wurden höflichst alle Geschenke, die sie gebracht hatte, zurückverehrt, bis auf einen wunderschönen zahmen Hirsch, der nun den Schloßgarten ziert und oft besucht wird. Sonst war der Herzog den ganzen Tag über gar heiter und lachte immer in sich hinein, weil auch die Geister so liebenswürdig und witzig waren. Heute aber war er ungehalten, als er bemerkte, daß Holz im Schloßgarten geschlagen wurde. So ein Garten, sagte er, müsse fein behandelt werden, und das wäre Roheit. „Ich bitte Sie", fuhr er fort, „wie soll eine so zarte Knospe, ich will sagen vom Flieder oder eine andere, sich entfalten, wenn der ganze Busch ausgerodet wird!" Ich sagte, es wäre weder Flieder noch anderes desgleichen, sondern Rüstern und ähnliche ungeschlachte Bäume, die weggeschlagen würden, um Platz für blühende Sträucher zu machen; worauf er bloß „Papperlapapp!" zu antworten geruhte.

Hoym, 7. März 1858. Was sagst Du denn zu dem ungeheuren Jubel Englands über die preußische Heirat [der späteren Kaiserin Friedrich]? Dasselbe England, das noch vor wenigen Jahren während des russischen Krieges Preußen als die erbärmlichste und verächtlichste Winkelmonarchie darstellte! Ich freue mich über diesen Umschwung der Meinung ebensowenig, als mich das frühere Urteil gekränkt hat, denn die öffentliche Meinung ist und bleibt ein Narr. In Preußen findet übrigens derzeit ein merkwürdiges Interregnum[1] statt. Schönlein [der Leibarzt] soll aber versichern, der König werde bald imstande sein, wieder an die Spitze der Geschäfte zu treten. Gott gebe es!

Mein Gerhard ist seit Januar wieder in Frankfurt, wo er viele Festessen, Bälle und feierliche Gottesdienste (z. B. wegen der preußischen Vermählung, wegen Napoleons Errettung usw.) mitzumachen hat. Von der Breite der Frankfurter Damen schreibt er ganz empört; gegen ein Mädchen von 16 Jahren sei er ein unansehnlicher Zahnstocher. Was sie unten zu viel hätten, das hätten sie freilich oben zu wenig, wo sie wie die Wilden, nämlich bloß nackt seien. Da er kein Quartier gefunden, so wohnt er einstweilen bei einem Freunde und merkwürdigerweise im Goethehause.

Anna ist nun in dem Alter, wo sich bei unverheirateten Mädchen das Mißvergnügen anzumelden pflegt, doch wird sie so recht von innen heraus immer zufriedener und heiterer. Sie hat eine solche Lust zu Gottes Wort, daß sie keine Predigt und keine Bibelstunde bei Scholtz versäumt, und solche Lust macht auch Lust zu Gottes Wegen. Bei meinen anderen Kindern finde ich nur erst schwache Spuren eines Eingehens zu christlicher Erkenntnis. Ich habe sie freilich nie damit geplagt, teils weil's mir selber daran fehlte, teils weil ich dachte, man dürfe an das Heiligtum des Inneren nicht zu viel rühren. Und wenn sich bei ihnen hier und da ein leichter Widerwille gegen den öffentlichen Gottesdienst zeigt, so darf ich gar nichts

[1] Die seit dem 23. Okt. 1857 bestehende verfassungswidrige Stellvertretung des Prinzen von Preußen, späteren Königs und Kaisers Wilhelm I., für den kranken König Friedrich Wilhelm IV., die erst im Okt. 1858 durch die Regentschaft ersetzt wurde.

dazu sagen, weil es mir selber, außer in Herrnhut, immer ebenso gegangen ist. Unsere Eltern waren äußerlich nicht kirchlich, und bei Roller dauerte die Sache immer volle drei Stunden, daher mag es gekommen sein.

Couvert. Ich arbeite jetzt wieder viel an meiner Biographie, was einen schrecklich aussaugt.

*

Ballenstädt, am 12. Aug. 1858. In großer Hetze möchte ich Dir vor meiner Abreise ins Seebad wenigstens noch ein paar Worte schreiben. Ich konnte in diesem Jahre dem Zureden der Meinigen und namentlich der Herzogin nicht widerstehen und habe mich zu einer Kur entschlossen. Mein Arzt bestand auf Molkenkur und darauffolgendem Seebad. Erstere habe ich schon hinter mir, fünf Wochen lang, sie ist mir indessen herzlich schlecht bekommen; nach meines Schneiders Maß bin ich im Leibe gerade um 3 Zoll dünner geworden, im Geiste leider ebenso. Es fehlte die zur Kur nötige Ruhe. Die Herzogin hatte mich zwar von allem Dienst (auch in Hoym) entbunden, nahm mich aber doch fortwährend in Anspruch, und obendrein plagte mich die Aussicht, daß ich sie Ende August nach Döbernitz, von da nach Hermannsburg zu Pastor Harms und dann nach Itzehoe begleiten sollte. Ich tröstete mich mit dem Gedanken: bin ich nur erst im Seebade, so bin ich frei, liege im Wasser und im Sande und ahne nichts von Hofluft.

Für diesen Gedanken bin ich nun rücksichtslos bestraft worden. Denke Dir meine Gefühle, als mir die Herzogin gestern sagen ließ, sie habe sich entschlossen, auch in ein Seebad zu gehen, und ich sollte mich fertig machen, sie dahin zu begleiten. Dadurch komme ich in einen Zwang, der meinen gewöhnlichen Dienst hundertfach überbietet, und werde selbst wohl keinen Erfolg vom Seebad haben. Nun könnte ich ja sagen, meine Kur verlange Ausspannung, aber man würde das weder begreifen noch verzeihen, wollte ich so meinen Dienst als Joch bezeichnen. Ich muß daher so klug sein, die Sache für ein Glück zu erkennen, was sie, wenn ich davon absehe, daß ich kuriert werden soll, ja auch ist. Wir gehen in einigen Tagen nach der Insel Föhr und werden erst Anfang October zurückkehren. —

Neulich starb hier in dem benachbarten Badeort Suderode die Präsidentin von Gerlach, die Gemahlin des alten Prachtmannes Gerlach, des Führers der Kreuzzeitungspartei. Ich erhielt den Auftrag, mich im Namen der Herzogin hinzubegeben und dem Leichenzug in voller Gala zu folgen. Es hat etwas unbeschreiblich Widerwärtiges, unter tiefgebeugten Leidtragenden wie ein aufgeputzter Pfau einherzuschreiten. Doch war es auch wieder recht erbaulich, den Mann Gerlach dabei zu sehen. Als fürstlicher Gesandter schritt ich neben ihm dicht hinter dem Sarge her. Als sich der Zug in Bewegung setzte, stimmte die vorangehende Schule das Lied „Jesus, meine Zuversicht" an. Da sah ich, daß Gerlach mit zitternden Lippen doch seinen Mund auftat und laut mitsang, und ich ließ mich auch nicht lumpen, tat den meinigen auch auf und sang auch drei Verse mit lauter Stimme mit. Dann wußte ich's nicht weiter, und der Atem war

auch alle, aber Gerlach, der alle zwölf Verse auswendig wußte, schnarrte den Sang allein ab, außer daß man ganz im Hintergrunde noch Nathusius mit seiner penetranten Stimme einfallen hörte. Am Grabe standen wir so lange, daß ich fast auch mit hineingefallen wäre. Nun sind es etwa acht Tage her, aber ich sehe immer noch den Mann, wie er finster hinter dem Sarge des Liebsten, was er auf Erden besessen (Kinder hat er nie gehabt), so tapfer hersang. Wenn ich armes Schneiderlein mir gegenwärtig nur als halber und schier gemütskranker Mensch voll Hypochondrie und allerlei Befürchtungen vorkomme, dann wünsche ich manchmal, ich wäre Gerlach, hätte so einen dicken Bauch und so ein festes Felsenantlitz und so ein glaubensstarkes Gemüt. Doch es muß auch schwache Käuze geben.

Mein Adolph ist jetzt wohlbestallter Auskultator beim Kreisgericht in Quedlinburg. Gerhard hat sein schweres Kriegsschuleneramen bestanden und tritt zu Michaelis auf drei Jahre in die Kriegsschule in Berlin, wo die fähigsten Offiziere der Armee zusammengestellt werden. Da die Kriegsschüler zu Generalstabsoffizieren ausgebildet werden und deshalb alle Waffen praktisch kennenlernen sollen, wird Gerhard während der Sommermonate Dienst bei irgendeinem Cavallerie-, Artillerie- oder Pioniercorps tun. Für den nächsten Sommer hat er, um uns nahe zu sein, die Kürassiere in Quedlinburg gewählt. Benno verläßt jetzt Halle, wo er in seinem Corps Fuchsmajor ist, und soll Michaelis nach Erlangen, damit er nun ordentlich an die Theologie kommt.

*

Coswig, am 7. Oct. 1858. Mein lieber Bruder Syzyge! Dieses liebe griechische Wort bedeutet einen, der mit einem anderen an einem Joche zieht, etwa des Berufs, des Lebens usw. Nun ziehen wir zwar eigentlich nicht an *einem* Joche, aber das tut nichts, da jeder doch durch das seinige wund gerieben ist. Wie Du siehst, bin ich in Coswig, und zugleich entnimmst Du daraus, daß kein Ort in der Welt zu entlegen ist, um Deiner zu gedenken. Ich soll hier die alten Familienbilder, deren ich über dreihundert gefunden und die wie Kraut und Rüben in Rumpelkammern übereinanderliegen, zensieren, sortieren, katalogisieren und darüber berichten. Meine Frau hat mich zu meinem Troste begleitet. Sie sitzt mir gegenüber mit ihrem Strickstrumpf und blickt zuweilen in die Ecken, weil es ihr etwas unheimlich ist in dem alten Schloß, dessen einzige Bewohner wir beide sind. Wie schön ist doch diese alte ehrwürdige Burg! Aber sie ist gänzlich vernachlässigt und soll jetzt an den Staat abgegeben werden.

Meine Badereise verlief auf das abgeschmackteste, wie ich's vorhergesehen hatte, und mein Arzt ist ein beinerner Esel, daß er's nicht hinderte, was er herrlich gekonnt hätte, da die Herzogin ihm zuerst von ihrem Plan gesagt hatte. Die Seebäder haben nachteilig auf mich gewirkt, da die gleichzeitige Anstrengung des Dienstes zu groß war. Mit der Sorge, daß nichts vergessen und verfehlt wird, geht man zu Bett und steht man wieder auf, ist den ganzen Tag auf den Beinen, knausert, jüdelt, zankt mit Wirten, Kutschern, Schiffern, Handwerkern, da jedermann darauf ausgeht, die

Herrschaften zu prellen, man empfängt Besuche, erwidert sie, hat täglich neue Fratzen vorzustellen usw. Die Rechnung in Ordnung zu bringen, war allein schon eine fürchterliche Arbeit, da die Ausgaben auf der Reise in Gold, preuß. Courant, Conventionsgeld, Hamburger Courant und in dänischer Reichsbankmünze geschahen. Das Allerschlimmste aber sind die Partien, bei denen Regen, Sturm, Kälte, Hitze und alle Teufel täglich auszuhalten sind, ohne daß man doch dabei etwas anderes zu sehen bekommt als Himmel und Erde, Wasser und ein paar Häuser.

Meine Erscheinung hat denn in der Tat auch Mitleiden erweckt. Ein älterer Herr trat auf der Promenade an mich heran. Meinem Bande nach müßte ich wohl der Kammerherr der Herzogin von Bernburg sein; er hätte mir schon längst seinen Besuch machen wollen usw., und (indem er meine Hand nahm) er müsse es mir doch sagen, wenn er mich so gehen sähe, so täte ich ihm immer von Herzen leid. Er habe auch dreißig Jahre lang seinen unvergeßlichen Großherzog in die Bäder und sonst auf Reisen begleitet, und wahrhaftig, er wisse, was es heiße, und wenn er mich so herumgehen sehe, dann fiele ihm immer alles wieder ein. Ich frug, wer er denn eigentlich wäre. Da war's ein Weimarischer Edelmann, der Oberjägermeister von Hopffgarten[1], Exzellenz. Es käme alles auf die Persönlichkeiten an, sagte ich, und meine Herzogin wäre die Güte selbst. „Nun ja", erwiderte er, „vollends mit Damen!" Ich sagte: „Hol' der Henker Ew. Exzellenz, Sie wollen mich versuchen!" Da umarmte er mich und versicherte, er sei mir herzlich gut, gleiches Schicksal verbände, und er bäte mich daher herzlich, ich möge wenigstens nicht baden, da man nicht zween Herren dienen könne. Anderntags besuchte er mich und war von nun an unzertrennlich. Er hatte einen Bruder Syzygos in mir erkannt; wenn er mich gehen sah, „fiel ihm alles wieder ein".

Außerdem machte ich noch eine Bekanntschaft, die mir höchst wertvoll war, nämlich die des Oberhofpredigers Liebner[2] aus Dresden; ein lieber, trefflicher, geistvoller, gelehrter, frommer und milder Mann. Das war einmal ein Theologe, der nichts Verdammliches gegen Andere hatte, dessen geistvolle Konversation daher für mich sehr anziehend war. Noch ein anderer, Konsistorialrat Carus aus Posen, schloß sich mir an, der etwas schärfer lutherisch, sonst aber ein ganz trefflicher Gesellschafter war. Viele andere lernte ich noch kennen, obgleich ich niemand suchte; aber alles, was sich der Herzogin vorstellen lassen wollte, mußte natürlich zu mir kommen. Alles, was von Edelleuten da war, tat dies auch, mit Ausnahme des Grafen Schönburg-Glauchau, der sich zu vornehm dünkte, mir den ersten Besuch zu machen, und darüber in der Gesellschaft in eine so schiefe Lage kam, daß er bald abreiste.

---

[1] Ludwig Ernst v. Hopffgarten auf Laucha u. Mülverstedt (1792—1873), weimarischer Kammerherr und Ober-Landesjägermeister.

[2] Karl Theod. Alb. Liebner (1806—71), Schüler Schleiermachers, Professor in Kiel und Leipzig, seit 1855 Oberhofprediger und Vizepräsident des Konsistoriums in Dresden.

Die nordfriesische Inselwelt entzückte mich durch ihre beispiellose Ödigkeit. Auf dem Kriegskutter des Kapitäns Hammer, der die dortige Seestation kommandiert, segelten wir nach verschiedenen Inseln und Halligen. Am interessantesten war das wüste Sylt mit seinem herrlichen Leuchtturm und den großartigen, fürchterlichen Dünen, welche den prachtvollsten Blick auf die majestätische Nordsee gewähren, die hier mit einer Wucht anbrandet wie vielleicht nirgends sonst. Diesen Blick vergesse ich nie, es war das Schönste und Größte, was mir die Reise bot. Sehr interessant war mir auch die Hallig Oland, wo die Natur nichts tut, als etwas Gras zur Schafweide wachsen lassen, wo die Menschen in steter Todesgefahr leben, weil die Fluten zuweilen über die ganze Pastete hinbrausen, und wo sie sich doch so glücklich fühlen, daß sie nicht wegzubringen sind und die, die durch Schiffahrt wohlhabend geworden, dort auch ihr Leben beschließen. Die Nordfriesen haben mir besser gefallen als irgendein anderer deutscher Stamm: ruhige, stille, besonnene und schöne Menschen. Ungefähr neun Zehntel des Landes hat die See gefressen, nur einige Inseln sind übrig, und von diesen geht nach und nach alles unter, was Hallig heißt. Solche dem sicheren Untergange geweihte Land und Leute zu sehen, hat einen elegischen Reiz.

Nachdem ich meine Herzogin bis Schleswig begleitet, wo ihr Bruder sie in Empfang nahm, den sie auf längere Zeit besuchte, reiste ich allein weiter, und zwar ganz langsam, um meiner Frau kein Leichengesicht nach Hause zu bringen. In Hamburg besuchte ich meine alte Pflegetochter Line auf ihrem fast fürstlichen Landsitz. Da war's gar herrlich. Hoch auf dem Berge liegt das Schlößchen, eine kleine Burg mit phantastischen Erkern, Treppen und Zinnen, umgeben von den geschmackvollsten Gartenanlagen, hart über der Elbe, mit einem zauberhaft schönen Blick auf den herrlichen Strom und das ferne majestätische Hamburg. Große Seeschiffe segelten fortwährend vorüber. Zwölf solche gehören Schiller, und ein ihm gehöriges Dampfschiff salutierte mit drei Kanonenschüssen. Schiller führte mich in seine Treibhäuser, in denen er die herrlichsten Orchideen zieht, von denen ihm seine Capitaine immer neue Arten aus den tropischen Urwäldern mitbringen. Line hat drei reizende Kinder, die sehr zutraulich waren. Sie ist noch ganz das liebe sanfte Wesen, das sie immer war. Schiller wollte mich gar nicht weglassen, ich sollte länger bleiben und mich recht auskurieren, er wollte den Bürgermeister und alle Celebritäten zu mir einladen, doch fürchtete ich mich vor der großen Geselligkeit. Hamburg ist seit dem Brande die majestätischste Stadt in Deutschland, und gerne wäre ich einen Tag für mich dageblieben. Nun werde ich wohl nie wieder hinkommen.

Hoym, 15. Oct. 1858. Der Herzog empfing mich hier sehr freundlich. Da ich ein Vierteljahr lang gefehlt, hatte er sich eingebildet, die Geister hätten mich vertrieben. Er redete mir daher sehr tröstlich zu, ich solle mich vor ihnen nicht fürchten, sie dürften mir gar nichts tun; er hätte sie jetzt so ziemlich auf der Flucht, und sollten sie sich dennoch zeigen (denn etwas

frech wären sie freilich noch), so gäbe er sie mir vollständig preis, dann sollte ich nur getrost darunterfegen. Er kommt nun täglich des Morgens zu mir und sucht mich zu beruhigen.

Die Herzogin war auch schon hier. Ich habe ihr eine kleine Zeichnung der Aussicht aus ihrem Fenster in Föhr gemacht, die sie mit überströmendem Danke entgegennahm; sie war auch auf der ganzen Reise gar gut und freundlich. Übermorgen wird zu Ehren ihrer Rückkehr im Ballenstädter Theater Schillers Glocke aufgeführt, zu Anfang und in den Pausen werden Tableaux gestellt. Ich werde leider auch mit in der herzoglichen Loge stehen müssen. Am liebsten bliebe ich noch acht Tage in Hoym, um mich erst gründlich auszuruhen, ehe ich wieder ins Weltgetümmel muß. Hätte ich das Seebad allein und mit bequemer Ruhe brauchen können, so würde ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt ganz wohl befinden, denn die Bäder an sich bekamen mir herrlich, nur daß ich immer gleich wieder ins Geschirr mußte, wenn ich auch noch so müde war. Ich bin eben ein altes totes Wrack, dergleichen ich zerscheitert mehrere am Strande gefunden, doch bin ich dabei ganz zufrieden und habe auch noch ein Herz, das seiner Freunde mit warmer Liebe gedenkt und bei solchem Denken vom Danke überfließt.

* * *

Ballenstädt, am 3. Dec. 1858. Dein überaus reicher Geburtstagsbrief hat mich über die Maßen erquickt. Aber was spendest Du mir für Lob! Das könnte die Eitelkeit anschwellen wie einen Frosch oder Mönch, tut's aber doch nicht, sondern es zeigt mir Deine Liebe und Dein brüderliches Herz, die mir so wohltun. Vielleicht, daß wir deswegen so weit auseinander wohnen, um die Schatten nicht zu sehen, die auf uns liegen, damit wir unserer so recht von Herzen froh werden. Es ist ein Unterschied, bei Anderen die Sünde bloß anzunehmen oder sie mit leibhaftigen Augen hervortreten zu sehen.

Das Beste an meinem Geburtstage war diesmal ein Gefühl der Dankbarkeit für Alles. Mit meiner Gesundheit geht es besser, sodaß ich doch z. B. wieder eine Predigt vorlesen kann; der böse Einfluß der Kuren ist so ziemlich verschwunden. Benno schrieb zum ersten Male mit wirklichem Interesse von seinen Studien; er ist sehr befriedigt von seinen Lehrern und mag er denn lutherisch werden, soviel er will, wenn er nur ein lebendiger Christ wird, so bleibt die theologische Ansicht Nebensache. Eine rechte Freude hat mir Gerhard gemacht. Er ist am 11. November, ohne sich zu besinnen, in die eiskalte Spree gesprungen und hat mit eigener Lebensgefahr ein ertrinkendes Mädchen herausgeholt. Er selbst schreibt kein Wort davon, aber sein Stubenkamerad, der Leutnant v. Rettberg, hat es uns mit großer begeisterter Freundschaft unter dem Siegel der Verschwiegenheit verraten.

An dem Verkehr mit Deinem Otto scheint Gerhard viel Vergnügen zu finden, er wird ihn uns zu Weihnachten mitbringen, den lieben langen Pessimisten, der alles so schwarz sieht und dabei die beste aufopferndste

Seele von der Welt ist. Sehr gestört in seinen Studien soll der Arme durch seine massenhaften nichtsnutzigen Landsleute sein, die eigentlich nur studieren, um andere daran zu hindern, und dazu noch gewöhnlich den gedankenlosesten Liberalismus zur Schau tragen. Es ist unter diesem Volk eine grenzenlose Plattitüde. „Gott mag wissen (schreibt Gerhard), warum diese Balten alle so liberal und gottlos sind!" Allerdings sind solche liberalen Salbadereien kaum anzuhören von Leuten, die in ihrem eigenen Lande noch kaum eine liberale Maßregel durchgelassen haben; sie sind die einzige mittelalterliche Aristokratie, die auf Gottes Erdboden noch besteht, und sprechen hier bei uns ganz wie die Nordamerikaner. Das Christentum, das sie gar nicht kennen, beklacken sie wie Fliegen. Ähnlich war die französische Aristokratie kurz vor ihrem Untergang. Sie werden sich aber wundern, wenn einmal auch nur die gerechtfertigsten und zeitgemäßesten Prinzipien des Liberalismus bei ihnen durchdringen.

Die Gräfin Schlieffen (Augustchen Schönberg) hat mir zum Andenken an die Gräfin Dohna ein prächtiges Buch aus deren Nachlaß mit vielen angestrichenen Stellen übersandt; „Ordinarii fratrum[1] öffentliche Reden bei der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Philadelphia in Pennsylvanien, 1742", so heißt's. Ich vertiefte mich gleich in die erste Rede so, daß ich nicht ablassen konnte, bis ich sie zu Ende gelesen, und überzeugte mich bald, daß diese Rede von niemand anders als von Zinzendorf sein konnte, denn wer sonst noch hätte damals aus einer solchen Geistesfülle reden können. Predigten und Symphonien sind ihrer Konstruktion nach langweilig, weil sie einen einfachen Gedanken, der an sich selbst genug ist, langsam zu Tode quälen. Doch hat Beethoven gezeigt, daß auch Symphonien erwärmen und entzücken können, und so weiß auch Zinzendorf durch seine Predigt das volle Interesse zu fesseln. Ich hatte bisher von ihm noch nichts gelesen und begreife es nun, wie unsere selige Mutter sich so sehr in seine Predigten vertiefen konnte. Reguläre Predigten sind es kaum, sondern wie ein Hausvater bei Tisch den Braten zerlegt und einem jeden sein Teil gibt, sodaß ihm in diesem Teil der ganze Braten begreiflich wird und aufhört, ein Schaugericht zu sein, so legt jener ein Schriftwort auseinander. Er füttert die Gemeinde mit Gotteswort, und zwar ex tempore in unstudierter Rede aus seinem inneren Glaubensschatz heraus. Seine Auffassung des Evangeliums ist zwar etwas einseitig, aber man lernt es doch von dieser und zwar gerade von der beseligendsten Seite ordentlich kennen und verstehen. In diesen Predigten ist ein Talent, eine Einfalt, Gedankenfülle, Schriftkenntnis und Glaubenskraft, daß ich Ähnliches nicht kenne. Daß dieser Mann eine so blühende Kirche baute, ist mir nun ganz begreiflich.

Ich habe jetzt auch die Confessions von Rousseau gelesen, eins der merkwürdigsten Bücher, die geschrieben sind. Es ist eine Sauerei, von der

[1] Ordinarius fratrum (Bischof der Brüdergemeine) war der Amtstitel Zinzendorfs. Auf seiner Missionsreise nach Amerika 1741/43 hat Z. zeitweilig die deutsche lutherische Gemeinde in Philadelphia, die damals ohne Geistlichen war, pastoriert.

man sich gar keinen Begriff machen kann, ein Charakter, den man immerfort prügeln möchte, ja alle Personen, die vorkommen, möchte man prügeln; doch dauert einen der arme Held auch wieder, und man fragt sich, wie er anders hätte sein können bei seiner Natur und Lebensführung. Mit mir selber hat Rousseau die schlagendste Ähnlichkeit, ja ich bin es ganz und gar, nur daß Gott mir andere Eltern, andere Geschwister, andere Lehrer und Freunde gegeben hat. Ich habe deshalb von dieser Lektüre nicht lassen können, bis ich sie zu Ende hatte, und obgleich ich der Meinung bin, daß sie für junge Leute gefährlich sein müsse, so habe ich doch Segen davon gehabt.

*

Hoym, am 2. April 1859. Deinen Brief mit dem Wechsel erhielt ich vor einigen Tagen. Nun danke ich Dir recht herzlich für die lange, dreißigjährige treue Besorgung meiner Geldgeschäfte. Daß ich das Geld von Rußland wegnahm, dafür schien die Vernunft zu sprechen. Wenn ich aber daran denke, daß unser Geldverkehr nun zu Ende ist, so wird mir's ganz wehmütig ums Herz, da es mir vorkommt, als wäre ein Band zwischen uns durchschnitten. Es war mir so lieb, Dir immer etwas zu danken zu haben, und ich fühlte mich unter Deiner Sorge so wohlgeborgen. Jetzt habe ich das erkältende Gefühl eines Jünglings, der majorenn und dispositionsfähig geworden ist. Für Dich ist's mir freilich lieb, daß Du die Sorge los bist, da fremdes Geld noch weit fataler zu überwachen ist als eigenes. Gott lohne es Dir, mein alter Dicker!

Unter den gegenwärtigen kriegerischen Aussichten[1] haben wir am 24. März ein sehr friedliches Fest gefeiert, nämlich das 25jährige Regierungsjubiläum unseres Herzogs. Das Land schenkte ihm vier schöne Trakehner Kutschpferde mit silbernen Geschirren, die Beamten dazu einen kostbaren Wagen. In allen Kirchen war Gottesdienst, abends Illumination in allen Städten, Bälle, Festessen u. dgl. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Fest das Volk den Herrschaften und umgekehrt nähergebracht hat. Es war wie eine alte Schuld, die das Land von Anno 48 her abgetragen hat, und ist eine Versöhnung zustande gekommen, die sich wenigstens in Phrasen kundgegeben hat. Der Herzog schenkte dem Lande eine Summe von 6000 Thalern als Fond zur Unterstützung hilfsbedürftiger Blinder und schlug die alten Prozesse von 48 mit den rückständigen Strafgeldern nieder; auch wurden allerlei sonstige Gnaden ausgestrahlt – ich z. B. wurde Ritter des Bärenordens erster Klasse.

Die Illumination in Ballenstädt war für einen so kleinen Ort großartig genug, doch fehlte es auch nicht an kleinen liebenswürdigen Nippes. Einer hatte z. B. mit Tinte auf einen Bogen Papier geschrieben: „Der Handschuhmacher Fuchs wünscht Heil und Segen dem vielgeliebten Dux", dahinter war ein Licht gestellt. Ein anderer hatte sich selbst in Person illuminiert, er stand an einer Straßenecke und hatte auf der Brust ein

[1] Im April 1859 brach der Krieg Italiens gegen Österreich aus.

großes Transparent mit den Worten: „Ich habe mich hier aufgestellt, daß niemand in die Gosse fällt." Eine alte arme Witwe hatte an ihrem kleinen Fenster die Worte transpariert: „Ich heiße Gille und lebe in der Stille. Ich bin so alleine, der Herzog ist in Haime." Meine Frau und Töchter amüsierten sich ungemein, so daß ich mit ihnen zwei Stunden lang im größten Drang und Dreck herumbuttern mußte, bis uns die Schienbeine wehtaten. Der Herzog ist in seinem „Haime" außerordentlich zufrieden und vergnügt gewesen, bei Ständchen, Gratulationen, großer Tafel, Schloß- und Gartenillumination, Feuerwerk u. dgl. Er sagte hernach, das Wetter wäre freilich sehr schlecht gewesen, aber innerlich gut. Dann, als er mir die neuen Pferde zeigte, sagte er, das wäre zu viel, das Land verdiene auf den Kopf gestellt zu werden — woraus doch eine Würdigung des Geschenkes hervorgeht.

Welch ein Jammerbild bietet doch jetzt das preußische Abgeordnetenhaus! Die Kapazitäten fehlen so, daß selbst die liberalen Blätter ein Grausen anwandelt. Mit wenig Witz und viel Behagen macht man sich daran, die Organismen des Staats aufzulösen, und die Regierung geht am Gängelbande der blindesten Majoritäten und rühmt sich, wie wohl sie sich dabei befinde. Was es mit solchen Majoritäten auf sich hat, magst Du aus folgendem ermessen. Vor sechs Wochen gingen von Cöln und Elberfeld aus jeder Stadt zwei Petitionen ein, die eine gegen, die andere für die bisherigen Sonntagsmandate. Die Kammer befand sich noch in ihrer Völkerfrühlingslaune, und da jemand bemerkte, die Petitionen höben sich einander auf und man habe sich doch bis dahin bei der Sonntagsfeier ganz wohl befunden, so ging man nach einer kurzen Debatte zur Tagesordnung über. Vor einigen Tagen geht wieder eine Petition um Aufhebung des Sonntags ein, die Kammer fängt Feuer, es werden große Reden gehalten, und die Kammer ist eben daran, den Feiertag zu streichen, als eine einzelne Stimme darauf aufmerksam macht, sie würden zum Spott und Gelächter werden, wenn sie heute anders entschieden als vor sechs Wochen. Das zieht, und der Sonntag ist noch einmal gerettet. Natürlich werden die Sonntagsfeinde dieses Schwanken verstehen, sie werden wiederkommen und vielleicht schon binnen Jahresfrist einen schwachen unbewachten Augenblick erspähen, der ihnen zum Siege verhilft. Destruktive Anträge haben jetzt immer Aussicht, konstruktive nie. Den Tempel der Diana einzuäschern, ist eine lustigere Aufgabe, als ihn aufzubauen. Gewisse Dinge, welche die Geschichte alle Tage bringt, würde man in Romanen als zu unnatürlich gar nicht gelten lassen.

Du mußt übrigens nicht denken, daß ich Gift und Galle wäre. Ich bedauere zwar herzlich die bornierten Eigenschaften des geistlosen Zeitgeistes, aber ich sehe doch auch ein, daß sehr alte Dinge endlich wegfaulen müssen, und daß der Liberalismus auch seine Stelle im Staatsleben haben soll, von wo aus er segensreich wirken kann. Ich bin doch auch durch das liberale Lager hindurchgegangen, vor 1848 war ich durchaus liberal, wie meine Briefe bezeugen. Jetzt aber imponieren mir die alten Phrasen und

Salbadereien nicht mehr, und ich blicke mit Sorgen auf die neue liberale Ära[1]. Die Geschichte wandelt mit ihren großen Füßen anscheinend planlos wie ein Trunkenbold durch die Welt, viel Herrliches und Schönes niedertretend, aber dennoch geht sie am Zügel einer höheren Weisheit, in deren Plänen es freilich nicht zu liegen scheint, daß es dem Menschengewürme zu wohl werde. Was mich am meisten schmerzt, ist die Sprachverwirrung, die es ganz unmöglich macht, sich gegenseitig zu verständigen. Mit Liberalen kann man nicht von Politik, mit Rationalisten nicht vom Christentum reden. Merkwürdigerweise verstehen sich die absoluten Gegensätze immer noch besser: mit Demokraten und Atheisten komme ich viel leichter fort; es sind wenigstens keine Mißverständnisse zwischen uns.

*

Hoym, am 26. Mai 1859. Anstatt einen Brief von mir zu empfangen, wie sich's gehört hätte, schreibst Du mir an Deinem Geburtstage. Dafür sollst Du dreidoppelten Dank haben. Ich saß an jenem rührenden Maitage hier in Hoym und gedachte Deiner unablässig. Es traf sich, daß wir gerade etwas Sonnenschein hatten, viel Nachtigallen und sehr viel Blüten, auch ein treffliches Diner bei geheiztem Ofen. Unter all dies Liebliche und Leibliche mischte sich indessen auch der Klang einer gewissen Zeitsaite. Wir leben hier jetzt wieder einmal in einer Schwüle wie vor Ausbruch eines teuflischen Gewitters. Schätzell meldete mir heute allerlei auf die politische Lage Bezügliches, was in den Zeitungen nicht steht, und schloß seinen Brief folgendermaßen: „Für uns gilt es, beten und feststehen auf dem Punkte, wo Gott uns hingestellt hat. Am liebsten möchte ich mir einen Helm aufsetzen, um einen ehrlichen Reitertod zu sterben. So gut soll es uns Alten aber wohl nicht werden; wir sollen an die Laterne, und ich habe mir die meinige auf dem Schloßplatz bereits ausgesucht". Eine ähnliche Ahnung hast auch Du, wenn Du schreibst: „Ich denke mir, daß das Resultat dieses Kampfes das Tier oder die Revolution zur Herrschaft bringen wird". Es sind jetzt nicht die Völker, sondern der Liberalismus von Oben ist es, der diese Herrschaft vorbereitet. Dagegen ist gar nichts zu machen, und wenn Gott nicht Wunder wirkt, so wird es kommen, wie Du und Schätzell es weissagt. Aber es ist ein Jammer, daß „das Tier" gerade von den Händen auf den Thron gehoben wird, die es berufsmäßig niederhalten sollten. Leute wie ich können zwar den Gang der Geschichte durch Unzufriedenheit mit ihr nicht abändern, aber sich die Augen ausstechen, um die Dummheit nicht zu sehen, geht doch auch nicht.

Wenn ich Dir jetzt so viel von Politik schreibe, so magst Du Dir das damit erklären, daß sich eben alle meine Gedanken darum drehen, befindet

[1] Nachdem der seit Okt. 1857 mit der Stellvertretung des kranken Königs beauftragte Prinz von Preußen am 7. Okt. 1858 eigentlicher Regent geworden, berief er statt des konservativen Ministeriums Manteuffel das liberale Ministerium der „neuen Ära", an dessen Spitze der Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen stand, und das durch seine wenig feste Haltung gegenüber dem Italienischen Krieg, der Bundesreform und dem Parlament (Armee-Reorganisation) den Staat in Schwierigkeiten verwickelte.

sich Europa doch auf dem Wendepunkt einer großen politischen Schwenkung. Es wäre mir dermalen unmöglich, mich mit Winckelmann in die Schönheit des Apollo zu vertiefen oder mit Storch die Staubfäden der Gräser zu zählen, jetzt wo alle Grundlagen des Staates und der Kirche in Frage stehen.

Die politische Situation ist ganz außerordentlich interessant. Der größte Despot des Erdteils predigt laut die Revolution. Ohne alle Veranlassung streckt er die Hand aus[1] nach dem wohlverbrieften, von ihm selbst garantierten Besitz einer fremden Macht, die meine Sympathien schon deshalb hat, weil sie eine deutsche ist. Durch rechtzeitige Erklärung der Großmächte wäre er davon abgehalten worden. Warum blieben solche Erklärungen aus? Indirekt ist zwar manches geredet worden: die Königin von England versicherte bei Eröffnung des Parlaments, sie werde die Traktate aufrecht erhalten, und der Prinz von Preußen sagte drohend bei Übernahme der Regierung die stolzen Worte: „Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht beschützen wird!" Die Welt hat beides gehört, und Louis Napoleon hat's auch gehört, aber (wie man in Dresden sagt) er schiert sich nicht darum. Warum sollte er auch nicht nehmen, was er kriegen kann, es ist ja doch sein Metier so. Aber Deutschland oder eigentlich Preußen sollte sich was schämen, dabei zuzusehen. Denn Deutschland ist wirklich einmal ganz einig — nur Preußen, Preußen ganz allein widerstrebt und scheint seine Politik von 1796—1813 wiederholen zu wollen. Es mag freilich schwer fallen, dieselben Interessen, die die Regierung zu Hause nährt, in Italien zu bekämpfen; hierin mag der Schlüssel zu ihrem ganzen Verhalten liegen. Um historisches Recht kümmert sich Napoleon nicht; er predigt das nagelneue Recht der Nationalitäten. Er denkt aber anders, als er spricht. Das, was er denkt und will, ist einfach: die populärste Idee in Frankreich, die Rheingrenze, zu realisieren. Mit der Rheingrenze würde Napoleon alle Popularität gewinnen, die er braucht. Dazu ist erst Rußland gedemütigt worden und England mit in die Sünde gezogen; nun soll Österreich dran kommen, und dann endlich kommt Deutschland an die Reihe, das ohne Österreichs Hilfe sein jenseitiges Ufer kaum halten kann.

Hoym, 27. Mai 1859. Heute ist meines Gerhard Geburtstag. Daß er die Rettungsmedaille erhalten, zugleich mit 14 Tagen Arrest, weil er die Rettung in Civil vollbracht hatte, wirst Du schon durch Otto wissen. Ich habe mich über diese Auszeichnung sehr gefreut, weil sie in Preußen nur denen zuteil wird, die ihr Leben dran gesetzt haben.

Ich wohne hier jetzt in der oberen Etage des Schlosses, in den Zimmern, die einst Eugen Beauharnais vor der Schlacht von Lützen vier Wochen lang bewohnt hat; damals lagen 40000 Mann Franzosen hier und in Ballenstädt. Es ist prächtig hier oben, die vielen alten Bilder, die ich einst restaurierte und aufhängte, sind meine liebe Gesellschaft. Herrliche

[1] Napoleons Unterstützung des italienischen Begehrens nach den österreichischen Provinzen.

dürre Männer mit gespreizten roten Beinen, auch Biergestalten mit Pluderhosen und Falstaffgesichtern, gespenstisch vermummte Weiber mit dem Ausdruck des Sodbrennens. Ich liebe sie alle.

*

Hoym, am 5. Sept. 1859. Was ist nicht alles geschehen, seitdem wir uns zuletzt schrieben! Dein Otto fort und die Lombardei fort, und so vieles anderes. Ottos Abschied war uns schmerzlich, denn er gehörte recht eigentlich zu uns und wurzelt in unseren Herzen mit Pfahl- und anderen Wurzeln. Möchte es dem lieben aufrichtigen Jungen, der mir wie ein Sohn ist, wohlgehen in seinem Vaterlande!

Was den Frieden anbelangt, so erfüllt es mich mit Erstaunen, daß die Mächte so gutwillig einen Schritt weiter unter das französische Joch getan, denn etwas anderes ist doch der Friede von Villafranca[1] nicht. Eine einzelne Macht untersteht sich, ohne sich auch nur Höflichkeits halber die Mühe zu nehmen, irgendeinen Grund anzugeben, einer anderen, die im tiefsten Frieden mit ihr lebte, nicht allein ins Gesicht zu schlagen, sondern ihr auch ein gut Stück Fleisch aus dem Leib zu reißen, um dies einer dritten ganz unberechtigten ins Maul zu stecken. Die übrigen aber verbeugen sich ganz gehorsamst und finden, daß sie, obschon sie Garanten des gebrochenen Rechtes waren, die Sache gar nichts angeht. Das lächerlichste Ding bei der ganzen Geschichte ist England mit seiner gepriesenen Erbweisheit. Diese Todesangst vor dem, was kommen könnte, und dies stete Vorbeischießen bei dem Rettungsmittel waren wahrhaft komisch. Sie wollen den Feind erst ganz erstarken lassen, um dann mit weniger Anstrengung sich totschlagen zu lassen. Fürs erste wird nun das wohlgezogene Preußen von Napoleon abgefaßt werden. —

Meine freie Woche in Ballenstädt war diesmal reich. Ich hatte Gelegenheit, mehreren bedeutenden Männern nahezutreten, und der Verkehr mit ihnen hat es mir wieder einmal recht anschaulich gemacht, in welcher geistigen Öde ich für gewöhnlich lebe. Ich lernte den mir sehr liebgewordenen Appuhn[2] aus Magdeburg kennen, denselben, der vor etwa 25 Jahren das vielgelesene Leben Möwes' schrieb. Dann besuchte mich der Konsistorialrat Carus aus Posen, den ich schon in Föhr kennengelernt hatte. Endlich kam der Pastor Ahrendts aus Brumby bei Barby auf längere Zeit, ein noch junger Mann, der die Seele der lutherischen Bewegung in der Provinz Sachsen ist, ein wahrer Leviathan an Geist, Witz und Kenntnissen. Gegenfüßler in vieler Hinsicht fühlten wir uns doch wieder so nahe verwandt und verstanden uns auch in unserem Widerspruch so gut, daß wir uns sehr nahegetreten sind. Sein drastischer Witz weckte auch mein bißchen, denn er hat die Ähnlichkeit mit Falstaff, daß er nicht allein selbst

[1] 11. Juli 1859 Präliminarfriede zwischen Napoleon und Österreich; dieses trat die Lombardei an Napoleon ab, der sie Sardinien überließ.

[2] Aug. Wilh. Appuhn, Domprediger in Magdeburg, veröffentlichte Gedichte mit Lebensabriß (Magdeburg 1836) des geistlichen Schriftstellers und Dichters Heinrich Möwes (1793—1834).

witzig ist, sondern auch bewirkt, daß andere witzig werden. Wenn wir zu scharf aneinander gerieten, versöhnte uns immer wieder das Lachen. Es ist was Herrliches um einen Menschen, den man auch in der ernstesten Affäre zum Lachen bringen kann.

Ich muß indes gestehen, daß es doch mehr mein alter Mensch war, als der noch in den Windeln liegende neue, der ein so großes Wohlgefallen an Ahrendts hatte. Der neue hatte wieder mehr an einem gewissen Pastor Bastian aus Boppard. Dieser, auch noch ein junger Mann, machte mir einen Eindruck wie festes Eisen und linde Daunfedern, beides zugleich. Bastian war gekommen, sich die Gelegenheit bei uns anzusehen, da Schätzell ihm eine erledigte Stelle im Konsistorio angeboten hat. Ob er bleiben wird, weiß ich nicht. Es ist hier Alles gegen ihn, weil er Ausländer, Lutheraner und Christ ist, und namentlich schäumt die Klerisei, die durchaus keines Sukkurses zu bedürfen glaubt. Er ist freilich durch das Konsistorium selbst berufen, aber dieses erleuchtete Konsistorium hat die Eigenschaft, alles, was Schätzell vorschlägt, bestens zu akzeptieren, nachher aber über Gewalt zu schreien und die ganze Klerisei in Harnisch zu jagen.

Vor einigen Tagen war Schätzell hier. Er kam gegen Abend von Bernburg und blieb gleich bis nach Mitternacht auf meinem Zimmer. Es wurde geschrien und gestritten, daß ich nachher nicht schlafen konnte; am anderen Tag setzte der Lärm sich fort. Wir besprachen die kirchlichen Zustände unseres Landes, welche aus verkommenem Calvinismus, aus Nihilismus und liederlicher Zerfahrenheit durch Schätzell in lutherische Formen zurückgegossen werden[1]. Auf die Augsburgische Konfession werden bereits alle Geistlichen verpflichtet, der lutherische Katechismus ist in allen Schulen eingeführt, ein neues Gesangbuch ist ausgearbeitet und soll Weihnachten in Gebrauch kommen, und dem wird nun noch eine lutherische Agende folgen. Lutherische Altäre mit Kruzifix und Lichtern sind schon durch die Union in einige Kirchen gekommen, jetzt werden sie für alle anbefohlen.

Alle diese Neuerungen sind nicht durch Machtspruch der Regierung, sondern durch rechtskräftige Konsistorialbeschlüsse ins Leben gerufen worden; auch hat die Landesgeistlichkeit ihr Votum bis dahin immer beipflichtend abgegeben. Konsistorium, Geistlichkeit und Gemeinden waren bisher gänzlich indifferent; sie würden auch friedlich so fortgeschlummert haben und im Schlafe lutherisch geworden sein, wäre nicht im benachbarten Preußen der Umschlag erfolgt. Seitdem aber der Prinz von Preußen vom Throne herab von „Heuchlern" gesprochen hat, sind den Schläfern die Augen aufgesprungen. Jetzt machen sie ein gewaltiges Geschrei, durch Cabinetsbefehl wolle man ein reformiertes Land lutherisch machen.

Schätzell macht sich nichts daraus, weil er überzeugt ist, nicht allein in seinem Recht zu sein, sondern auch den richtigen Weg zum Besten des

[1] In dem ursprünglich lutherischen Anhalt führte 1596 Johann Georg den reformierten Typus ein. Seit 1820 bestand in Bernburg die Union.

Landes eingeschlagen zu haben. Das erstere ist richtig, letzteres hingegen mir sehr zweifelhaft. Das kirchliche Institut bei uns ist freilich formlos und vielfach aus dem Leim, dadurch aber, daß man es formt und einrenkt, werden die Gemeinden noch nicht gläubig. Der Schaden Jakobs wird durch Äußerlichkeiten nicht gebessert, ja, wenn diese Trotz und Bosheit erregen, so wird er nur verschlimmert. Ich konnte aber den vortrefflichen Freund nicht überzeugen, schon deswegen nicht, weil seine eminente Suade mir alle Gedanken aus dem Gehirn wandte. Es gibt Menschen, die sich in der Diskussion dadurch siegreich erhalten, daß sie niemand zu Worte kommen lassen.

Ballenstädt, 6. Sept. 1859. Unsere Herzogin hat sich lebensgroß malen lassen von August Richter aus Berlin und 2500 Thaler dafür gezahlt. Das Bild ist, wenn auch nicht gerade sehr ähnlich, doch sonst sehr ausgezeichnet gelungen; aber kaum stand es da, so fand sich auch ein Loch darin, so groß, daß man den Kopf durchstecken kann. Gewesen ist's natürlich niemand. Die gute Herzogin hat jetzt überhaupt allerlei Pech. Vor kurzem wollte sie ihren Pantoffel anziehen, so mußte auch gleich eine Hornisse darin stecken und ihr den giftigen Dolch in den kleinen Zeh stoßen. Der weise Homöopath verordnete Klapperschlangengift innerlich, aber demohneracht schwoll der ganze Fuß zu einem glänzenden Pustkuchen an und die arme Herzogin konnte ihn bei zehn Tage nicht gebrauchen.

Unser Schloßgarten wird jetzt beträchtlich erweitert und ganz neu angelegt. Die große Terrasse ist mit Pavillons verziert, die durch einen bedeckten Gang miteinander verbunden sind. Mitten auf der Terrasse ist ein schön geformtes Bassin entstanden mit einer Hebe, welche das Wasser aus einem Kruge in die Trinkschale gießt, aus der es dann ins Bassin strömt. Etwa 100 Fuß tiefer speit ein gigantisches Ungeheuer einen starken Wasserstrahl aus, der bis 80 Fuß Höhe aufsteigt und wieder in ein weites Bassin fällt; von hier aus stürzt ein schöner Wasserfall in die Tiefe und führt das Wasser in ein drittes Bassin, das jetzt noch mitten im Gemüsegarten liegt, der aber im nächsten Jahre verschwinden und freien englischen Anlagen Platz machen wird.

Die Neugestaltung wird drei Jahre dauern und kostet ein Heidengeld, das die Herzogin ebensogut in ihrer Tasche behalten könnte. Das Bestreben geht aber überall dahin, dauernde Denkmale an den letzten Herzog zu hinterlassen. Das Land überzieht sich mit den herrlichsten Chausseen, die Elbniederungen werden durch solide Deiche geschützt, Krankenhäuser und wohltätige Anstalten aller Art werden gegründet, prächtige Gebäude, von denen wir früher keine Ahnung hatten, wachsen aus der Erde, alte schöne Kirchen werden restauriert (die Gernröder Stiftskirche für 100000 Thaler). Die Geldeinnahmen haben sich um etwa das Dreifache vermehrt; jetzt ist nun noch von Staats wegen eine Steinsalzgrube eröffnet, die so ergiebig ist, daß Schätzell die direkten Steuern ganz streichen zu können hofft. Dazu ist eine Verfassung gegeben und von Dessau anerkannt, welche unser günstiges Finanzwesen für alle Zukunft, d. h. auf solange, als

Napoleon uns nicht „zu Hilfe" kommt, sicherstellt. Es ist in diesen letzten Jahren durch Schätzell unendlich viel für das Land geschehen, und dennoch ist wohl nie ein Minister verhaßter gewesen. Käme jetzt ein Fremder auf einer Harzreise nach Bernburg und spräche mit gebildeten Bernburgern über unsere Regierung, so würde er den Eindruck erhalten, daß hier die schmählichste Tyrannei mit eisernem Zepter herrsche.

*

Hoym, am 28. Oct. 1859. Von mir ist vorerst zu melden, daß Seine Dunkelheit der Teufel mir wieder eine neue Klaue eingehauen hat, und zwar in die Nase. Zu den fünf bis sieben Grundübeln, die ich bereits, wahrscheinlich als unveräußerliches Eigentum besitze, hat sich — und das ist die neuste Klaue — ein Nasenpolyp gesellt, der mich sehr am Atmen, Sprechen, Schlafen hindert. Die Kur, welche mein Arzt gegen besagten Schmarotzer anwendet, besteht darin, daß ich jeden Morgen tief in die Nase mit Höllenstein gebrannt werde. Eine solche Prise gehört auch nicht gerade zu den Agrements, hoffentlich wird mir aber dadurch die Operation erspart.

Namentlich jetzt inkommodiert mich dies Übel recht sehr, weil ich hier nicht wie sonst allein bin, sondern mit mir auch meine gnädigste Gebieterin mit mehreren Damen herausgekommen ist, um acht Tage bei ihrem Gemahl zu bleiben und Höchstihre Silberne Hochzeit mit diesem zu feiern. Da gibt es denn mancherlei Trubel. Besonders anregend sind die Abende. Unter den wütendsten Allegros und Fortissimos festlich aufgeregter Quartette von Rubinstein und anderen ungezügelten neueren Komponisten, gegen welche Beethoven die blanke Schlafmütze ist, findet die Konversation statt, und unter dem angelegentlichsten Durcheinander lauter Rede und Widerrede spielt die Herzogin mit mir Armen noch obendrein ein paar Partien Schach. Da ist's denn freilich vorgekommen, daß ich eine Zeitlang ohne König spielte, weil meine erlauchte Feindin, die ihn für einen Läufer gehalten, mir Allerhöchstdenselben weggeschlagen hatte. Nach dem Souper, wenn der Herzog sich zurückgezogen, muß ich dann noch mit hinauf in die Gemächer der Herzogin, um mit meiner verstopften Nase weitere anderthalb Stündchen Konversation zu machen. Das stille Hoym ist nicht wieder zu erkennen: Pferde, Dienerschaft, Damen, Herrschaften, täglich Besuch aus Ballenstädt, es ist ein heilloses Gedrissel. Wenn ich nicht so schwach wäre, daß ich mich nur mit Mühe aufrecht erhalten kann, wäre es ja ganz hübsch, denn die kleine Herzogin ist so vergnügt wie ein Ohrwürmchen und in der allerbesten Laune. Sie gefällt sich hier ganz ungemein, und ich sehe voraus, daß sich von nun an solche Besuche häufiger wiederholen werden.

Hoym, 31. Oct. 1859. Gestern war nun der lange erwartete, fast gefürchtete Jubeltag einer Ehe, die doch keine ist. Alle Kundgebungen der Teilnahme von seiten des Landes und der Freunde waren verbeten, wodurch ein wahres Anstürmen der Gemeinden mit allerlei Anerbietungen entstand; sie waren ja sicher. Die Herzogin hatte sich nach Hoym geflüchtet

wie in eine feste Burg, doch hatte ich auch hier noch genugsam abzuwehren. Der schlimme Tag ging aber außerordentlich gut vorüber, obschon ich für meine Person etwa die Hefen davon zu verschmausen hatte.

Um ½8 Uhr war ich schon in weißer Halsbinde und meinem ganzen Staat, überlaufen von allerlei Menschen, die sich noch Rats holen wollten. Um 8 Uhr ließ ich das Streichquartett vor dem Schlafzimmer der Herzogin die Melodie des Liedes: „Ach bleib mit deiner Gnade" spielen. Beim ersten Vers versammelten sich die Lakaien, Kammerfrauen und Jungfern, auch die Damen kamen aus ihren Höhlen, es wurden rasch Gesangbücher verteilt, und nun fielen sie alle in vollem Chor mit ein. Nach Beendigung des Liedes rief die Herzogin laut aus ihrem Bett: „Ich danke! Ich danke!" Darauf wurde beim Herzog gespielt, zu welchem ich dann hineinging und ihm gratulierte, indem ich ihm mehrere Musikstücke überreichte, die verschiedene seiner Capellisten für ihn komponiert hatten. Das ist fast die beste Freude, die man ihm machen kann.

Alsdann ging ich mit einem ungeheuren Bouquet zur Herzogin. Alle Gratulation war zwar streng verboten, aber ich kannte das Herz meiner Gebieterin. Ich sagte ihr, ich wolle den Vorzug, den ich heute vor meinen Collegen genösse, nicht mißbrauchen, ich wolle ganz still sein, aber ins Sträußchen wären die besten Wünsche gebunden. Die Herzogin war überaus weich und herzlich und bat mich, an ihrer Morgenandacht teilzunehmen. Es wurde nun die ganze Dienerschaft hereingerufen. Die Herzogin betete stehend und laut das Vaterunser; bei den Worten „Dein Wille geschehe" brach ihr die Stimme, und sie konnte kaum zu Ende kommen. Dann setzte man sich, es wurde noch ein Lied und eine Andacht gelesen und mit einem Psalm geschlossen.

Kaum war ich wieder in meinem Zimmer, so ging das Leutekommen an. Deputationen von verschiedenen Magisträten kamen mit Gratulationsschreiben, auch Patchens der Herzogin aus verschiedenen Ecken des Landes mit Kränzen und Sträußen. Dergleichen Gratulanten mochte ich doch nicht abweisen. Um 10 Uhr erschien der Oberhofprediger aus Ballenstädt und hielt einen Gottesdienst vor den Herrschaften und der ganzen Hausgemeinde. Dann fuhr zu meiner großen Freude die Herzogin mit dem Herzoge spazieren, aber Vorster und der Oberhofprediger blieben mir auf dem Halse und nötigten mich mit meinem Skorpion in der Nase immerfort zum Sprechen, bis wir um 1 Uhr zur Tafel gingen. Der Oberhofprediger war der einzige Gast, doch hatten wir 13 Gänge zu vernichten, was zwei und eine halbe Stunde in Anspruch nahm.

Nach Tafel große Promenade mit dem Herzog und darauf ein Wagen nach dem andern mit Gratulanten. Einige behielt man hier, sodaß wir zum Tee und Souper zehn Personen waren. Endlich um neun war alles vorbei, und nun, dachte ich, kommt Ausspann, Schlafrock und die Pfeife. Aber mit nichten. Die Herzogin nahm uns alle noch mit hinauf in ihre Gemächer und kam auf den Einfall, daß Choräle gesungen werden sollten. Mein Schreck war kolossal. Man muß mit der Musik keine Allotria treiben,

und es kann Gott kein Dienst damit geschehen, wenn man ihn anheult. Keiner der Anwesenden war imstande, auch nur einen einzigen reinen Ton zu singen. Die Herzogin selbst sowie ihre Mutter und Schwester singen alle Melodien nur mit einem einzigen Ton, ich glaube mit Fis. Dabei machte sich die Herzogin noch ein Vergnügen daraus, zu akkompagnieren, und zwar so ohne allen Takt, daß Gesang und Begleitung oft meilenweit auseinander waren. Es ist doch merkwürdig, was unmusikalische Naturen bisweilen für eine Wut aufs Singen haben!

Ich sollte durchaus mitsingen. Ich sagte, ich sei 58 Jahre alt. „Und ich bin 48", erwiderte die Herzogin, „und singe doch. Singen Sie nur mit!" Ich erwiderte, der Schluß wäre mir nicht ganz verständlich, überdem hätte ich eine Schwarzotter im Halse. So sollte ich die Lakaien hereinrufen, die hätten keine Ottern und würden wohl singen. Ich rief die armen Kerls herein, was der Gesellschaft ein etwas schiefes Ansehen gab, und stellte mich hinter den Ofen. Himmel, welche Musik! Die Herzogin spielte mit Emphase und Begeisterung, und Vorster sang sein dreigestrichenes Fis mit wahrem Hochgenuß.

Da trat Madame Veit zu mir hinter den Ofen. Auf sie macht alle und jede Musik den Eindruck eines ungeschmierten Wagenrades, und sie macht daraus durchaus kein Hehl. Nun hatte sie den ganzen Tag von früh 8 Uhr an Musik hören müssen und versicherte, sie könnte kaum noch leben. Ich riet ihr, sie solle sich auf einen Stuhl setzen und an die Schweiz denken oder an Pommern. Das tat sie. Endlich um 10 Uhr entließ uns die Herzogin; aber indem alles zur Tür hinausdrängte, rief sie noch der Veit zu: „Sie, gute Veit, bleiben wohl noch bei mir!" Da hielt diese beide Hände vor, schluchzte unter hervorbrechenden Tränen: „Die Musik! Die viele Musik!" und stürzte aus der Tür. Die Herzogin gebot mir zu bleiben, und als wir allein waren, frug sie mich: „Was um Gottes willen war das mit der Veit?" Ich sagte: Ohrfeigen wären ihr Torte gegen Musik, sie sei daher den ganzen Tag geohrfeigt worden und nun so nervös, daß sie zu Bett müßte. Die arme Herzogin, die wie ein Kind so vergnügt gewesen war, war davon sehr betroffen. Dies war für sie der einzige Tropfen Wermut in den Freudenbecher des Festes, sonst ging alles nach Wunsch und besser (auch mit dem Herzoge), als ich erwartet hatte. Am anderen Tage sprach ich mit der Herzogin über solche Musiken, und ich glaube, es wird in dieser Weise nicht mehr musiziert werden.

Ballenstädt, 1. Nov. 1859. O, wie wohl ist mir wieder in meinem Hause! In Hoym habe ich es zwar höchst prinzlich, aber nichts in der Welt kann einem doch das Gefühl der Freiheit ersetzen. Ruhen zu können, wenn man will, das allein schon ist Goldes wert.

Daß Du den Timo vermissest, glaube ich gern. Er ist uns ein Jugendfreund, und überdies ist die Unterhaltung mit ihm sehr angenehm, wenigstens so lange, als sie nicht theoretisch wird. Über religiöse, politische und philosophische Materien habe ich mich allerdings nie mit ihm verständigen können. So geistvolle Menschen sind mit ihrem Urteil leicht

viel früher fertig, als sie wissen, wovon die Rede ist. Exakte Kenntnisse ersetzen sie durch Eingebungen des Genies. Die Franzosen schreiben sogar auf diese Weise Geschichte.

Jetzt geht plötzlich eine Begeisterung für Schiller durch alle deutschen Gaue, wie ich etwas Ähnliches noch nicht erlebt habe. Allerorten soll sein hundertjähriger Geburtstag mit einer Pracht gefeiert werden, gegen welche das Fest der heiligen Rosalie in Palermo nur ein Werkeltag ist. Ist das etwa Verständnis und wahre Liebe für den großen Dichter? Durchaus nicht! Sondern nur, weil Schiller der Vater der liberalen Phrase ist, weil er den Marquis Posa sagen läßt: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" — daher der ganze Jubel. Das ganze Fest hat einen überwiegend politischen Charakter. Und sind denn wirklich die Gedanken so unterdrückt? Gedankenfreiheit hat stattgefunden, solange die Welt steht, und heutzutage kann sogar der völlig Gedankenlose seine Einfälle so laut ins Volk posaunen, wie er will und wo er will. Der Liberalismus hat das Heft in Händen, aber das Volk zittert vor etwa zwanzig Edelleuten, die in der preußischen Kammer sitzen und gar keinen Einfluß haben. Und wer ist denn das Volk? Bauern und Edelleute schwärmen nicht für Schiller. Es sind die Städter allein, von denen hier wie in Italien alle Unruhe kommt.

Die Blindschleiche in meiner Nase scheint sich zu arten, sagte mir heute der Doktor. Er hat mir Hoffnung gemacht, daß sie durch den Gebrauch des Höllensteins verkümmern werde, worüber ich mich herzlich freue, obgleich mir das arme Ding eigentlich leid tut. Denke doch: „Verkümmern"!

Deine Vorliebe für Waldbäume und alles, was von selbst wächst, teile ich, und den Wald von jungen Deutschen, der unter Eurer Pflege wächst, liebe ich erst recht. Wie dankbar bin ich Euch, daß Ihr keine odiösen Kinder habt.

*

Hoym, am Sonntage Estomihi 1860. Ich bin noch ganz erschüttert durch Deine Kunde von dem furchtbaren Verlust unseres armen Leo. Wenn ich denke, wie der Tod meiner Bertha mich zermalmte, so kann ich mir nicht vorstellen, wie ich drei Kinder und die Frau verlieren und dann noch leben sollte. Aus den mir mitgeteilten Worten Leos geht aber doch hervor, daß er das Jenseits nicht eigentlich leugnen will, sondern nur die Erkenntnis davon. Das ist die echte Naturforscherstellung, die nur einerlei Erkennen kennt, nämlich das wissenschaftliche, und alles beiseite schiebt, was nicht sinnlich wahrzunehmen ist. Im Felde der Naturwissenschaft ist das richtig, aber diese bleibt doch immer das niedrigste Gebiet für unser Erkennen. Die Natur ist nur ein Schein, von den uralten klugen indischen Philosophen Maya genannt, d. i. Trugbild. Wir haben eigentlich keine Realität daran. Die Realitäten verstecken sich hinter jenem Schein und sind im Glauben zu erfassen.

Die Glaubenswahrheiten haben aber auch ihre sicheren Kriterien, und die Glaubenserkenntnis steht ebensowenig im Belieben als die wissenschaftliche. Auf sinnliche Weise können wir hier freilich nicht an das Objekt

heran. Aber in seiner praktischen Anwendbarkeit zeigt sich die Wahrheit unseres Glaubens. Der Weg, der zum Ziele führt, ist der richtige. Der nächste, ja der alleinige Zweck aller Religion ist ein moralischer. Was mich geistig aufbaut, stärkt, reinigt und beglückt, ist immer wahr, es mag aussehen, wie es will; ja es ist wahr, auch wenn es objektive Wahrheit gar nicht hätte, ebenso wie die Natur wahr ist, obgleich sie auch keine objektive Wahrheit hat. Wir kommen aber zum Wasser nur durch Durst und zur Speise nur durch Hunger. Der Satte weiß mit der Speise nichts zu beginnen, auch der Kranke nicht. Daß Manche daher mit ihrem Christentum nichts effektuieren, irrt mich wenig. Dasselbe ist nicht immer dasselbe. Dasselbe Messer, mit dem Michelangelo ein Meisterwerk gestaltet, ist einem anderen unnütz, weil er's nicht richtig anfaßt. Es kommt darauf an, auf welche Weise wir den christlichen Glauben anfassen: heilsbedürftig oder vorwitzig, zur Erleuchtung des Kopfes oder des Herzens, zur Verurteilung Anderer oder unserer selbst usw. Man muß eine Sache dazu gebrauchen, wozu sie da ist, und wenn einer aus seinem Brot ein Männchen knetet anstatt es zu essen, so ist es kein Wunder, wenn sein Hunger nicht gestillt wird. —

Mein gespaltenes Leben magst Du mit Recht sonderbar finden. Ich bin dadurch gewissermaßen entzwei gegangen oder zwei geworden. Fast gleiche ich jenem Sonderling, der in München einsam und ohne Wandel in seinem Dachstübchen lebte. Dort tat er weiter nichts als rauchen und sich auf die Nacht freuen. Er träumte nämlich seit Jahren ein und denselben schmeichelhaften Traum, und zwar ganz folgerecht immer weiter: daß er irgendwo im Indischen Archipel mit einer wunderschönen und engelsguten malayischen Prinzessin vermählt sei; der Schwiegervater hatte ihn zum Thronerben angenommen, tafelte mit ihm von goldenen Schüsseln, und er nahm mit ihm als Held an glorreichen Kriegszügen teil; die geliebte Prinzessin aber, mit der er abends unter Palmen ruhte, schenkte ihm alle Jahre ein Kind, eins immer niedlicher als das andere; schlief er des Abends an ihrer Seite ein, so träumte er, daß er zu München im Dachstübchen hockte und sich aufs Einschlafen freue. Dieses Träumen war sein eigentliches Wachen. Plötzlich siechte er zum Schrecken seiner alten Haushälterin hin und starb an gebrochenem Herzen; er hatte nämlich geträumt, sein Schwiegervater wäre von einem feindlichen Könige überrumpelt, die Prinzessin entehrt und ermordet worden. Ebensowenig wie jener weiß ich recht, was eigentlich der Traum und was das Wachen ist, mein Ballenstädter Familienleben oder meine hiesige Staatsgefangenschaft. Wenn letztere der Traum ist, so werde ich allerdings nicht an gebrochenem Herzen sterben, wenn er mir einmal zerrinnen sollte.

Doch ganz ohne Agrements ist auch dieser Traum nicht. Die großen hohen Räumlichkeiten und die Stille, die mich umgibt, tun mir wohl. Besonders angenehm sind mir die ersten Morgenstunden, in denen ich mich wie ein Junge mit Schularbeiten beschäftige; ich teile diese ruhige Zeit gegenwärtig zwischen Geschichte und Französisch. Letzteres habe ich

wieder einmal hervorgelangt, weil ich so ziemlich überzeugt bin, daß wir aus lauter Liebe und Teilnahme für die Italiener über kurz oder lang selbst die Ehre eines französischen Besuches erleben werden. Die preußische Armee ist zwar vortrefflich und soll durch die neue Militärvorlage (statt der bisherigen 26 sollen künftig 40 Prozent der Dienstpflichtigen eingestellt werden) noch vortrefflicher werden. aber was helfen die besten Schachsteine, wenn man kein Spieler ist! Ein paar falsche Züge, und man ist matt, auch mit den knöchernsten Figuren. Erst den Feind großhätscheln, um ihn dann zu schlagen, das ist doch zu ritterlich. Denn die Rüstungen gelten doch bloß Frankreich, ebenso wie die in England trotz der entente cordiale. Indessen hilft jetzt alles Räsonnieren nicht, man muß vielmehr Französisch lernen, was ich auch tue. Fürs erste wird es im Frühjahr wieder in Italien losgehen: Venedig wird piemontesisch, Savoyen französisch werden. Du wirst ja sehen, ob ich richtig prophezeie.

Ballenstädt, 20. Febr. 1860. Hier wird jetzt viel getanzt, nicht nur bei Hof und auf Privatbällen, sondern die tanzlustigen Husaren und Kürassiere in Aschersleben und Halberstadt scheuen auch kein Opfer, um in unserem Großen Gasthofe Bälle zu arrangieren. Beide Offiziercorps, besonders die Husaren, sind sehr vornehme, etwas lockere, aber brillant liebenswürdige und amüsante junge Leute aus den besten preußischen Familien. Es steckt in ihnen eine Munterkeit, Artigkeit und Feinheit des Benehmens, die jungen Mädchen wohl den Kopf verdrehen kann. Meine Tochter Elisabeth, eine beliebte Tänzerin, ist sehr hingerissen von ihnen, aber glücklicherweise ist sie nicht eine so weiche, hochpoetische Natur wie Anna, sondern sie ist eine stolze, herbe, witzig abweisende Natur, die sich an Personen und Dingen höchlich zu amüsieren, aber immer in vollkommenem Respekt zu halten weiß. Merkwürdig, wie die Kinder sich gestalten. Elisabeth hat eine Sicherheit des Benehmens mit der Welt, wie ich sie nie erlangen werde. Sie wird nirgends einen Anstoß geben oder eine bévue machen, nie in die geringste Verlegenheit geraten oder zu bringen sein. Mit der Herzogin geht sie natürlich und vertraulich um, ganz unbefangen wie mit einer Tante, ohne doch je den Respekt zu vergessen, den sie ihr schuldet, daher sie sich auch ihrer ganz besonderen Gunst erfreut.

Neulich veranstalteten die Husaren auch eine Schlittenpartie. Ich hatte zunächst Elisabeth die Teilnahme verboten und deshalb Befehl gegeben, daß etwaiger Offiziersbesuch zu mir gewiesen würde. Statt dessen kam ein Brief durch exprессen Boten, in dem sich der Briefsteller, ein Herr v. Heister, entschuldigt, daß er, durch Dienst verhindert, nicht selbst erscheine, und dann fortfährt: „So muß ich denn Euer Hochwohlgeboren untertänig ersuchen, die Gewogenheit zu haben, dero gnädiges Fräulein Tochter gefälligst bewegen zu wollen, sich von mir fahren zu lassen" – um aus der Haut zu fahren, nun sollte ich sie noch selbst bewegen! Schlug ich's ab, so konnte der arme Kerl die Partie nicht mitmachen, da er nicht hier war, um ein anderes gnädiges Fräulein zu bewegen; zudem war er

vielleicht ein Verwandter, Heister hieß auch einer unserer Urahnen. Die ganze Familie, Frau und beide Töchter, hatte ich auf dem Halse; Elisabeth versicherte, gerade Heister sei der achtungswerteste, man dürfe ihn nicht kränken. Da entschloß ich mich denn, so weh das meiner Kasse tat, selbst mitzufahren, engagierte eine Mutter und bewog einen Bekannten, daß er meine Frau fuhr. Wir waren auf diese Weise zwei volle Elternpaare unter all dem jungen Volk.

Als ich nun anderen Tages mit gemieteten Bauernpferden (in Ballenstädt waren keine zu haben) abzottelte, begegnete mir Heister, der pleine carrière mit einem wütenden, durchgegangenen Pferde die Straße herunterfegte. Als einzige Rettung riß er das Tier gegen eine Hauswand, wobei er einen Fensterladen abrannte. Ich dachte, das schwere Brett würde ihn totschlagen, womit alle Not zu Ende gewesen wäre; es traf aber das Pferd, das dadurch zur Besinnung kam, und zerbrach die Gabel. Es war prächtig, wie der junge schlanke Mann, der auf der Küfe stand, nicht mit den Augen zuckte und nicht von den Füßen kam.

Nachdem dann der Schlitten schnell repariert war und Elisabeth endlich mit ihrem Cavalier auf dem Sammelplatz erschien, ging es fort durch den Wald nach Alexisbad, 21 Schlitten hintereinander mit lautem Schellen- und Peitschenklang. Aber nun zeigte sich auch, wie schlimm ich mit meinen Bauernpferden dran war, die nicht auf den Zügel, sondern auf die Zuppleine eingefahren waren. Nahm ich Fühlung, so standen sie, ließ ich den Zügel hängen, so hundetrabten sie aufs ärgerlichste, sodaß ein Schlitten nach dem anderen unter Entschuldigungen an mir vorbeiflog. Die Peitsche verwirrte die jungen Tiere nur, sie hielten sich für bestraft, bäumten, feuerten aus und wußten nicht, was sie sollten; wahrscheinlich dachten sie, daß sie pflügten — Gott weiß es. Zudem war der Schlitten zu eng und meine Dame zu dick, sodaß ich höllisch unbequem und schneidend auf der Lehne saß. Hätte sie nur einen einzigen Scherz gemacht oder wenigstens auf meine Witze geachtet! So aber sah sie alles schwarz und malte sich die niederträchtigsten Unbequemlichkeiten aus, während sie auf meine Unkosten recht bequem situiert war. Schon waren die anderen Schlitten unserem Blick entschwunden, da entdeckte ich durch Zufall, daß dasselbe Mittel, wodurch man durchgehende Pferde zum Stehen bringt, die meinigen zur Eile trieb. Man mußte fortwährend sägen und zuppen, so liefen sie wie die Teufel. Ich sägte und zuppte also schonungslos, und meine Pferde griffen nun so scharf aus, daß ich noch vor dem Mägdesprung den Zug erreichte.

In Alexisbad war Kaffee und große Heiterkeit, als auf einmal unter den jungen Leuten der stürmische Wunsch entstand, bei der Zurückkunft im Großen Gasthof noch zu tanzen. Wir Eltern wurden um die Erlaubnis förmlich berannt, die wir, soweit wir eine Stimme dabei hatten, auch gaben unter der Bedingung, daß nur bis 10 Uhr getanzt würde. Sogleich ging ein gemieteter Schlitten ab mit dem Befehl an den Wirt, zu heizen, zu erleuchten, Musik zu beschaffen und ein Souper bereitzuhalten.

Es wurde der lustigste Ball, den ich je gesehen habe. Die Husaren waren so vergnügt, daß sie wie Böcke übereinander wegsprangen. Namentlich war ein Herr v. Kleist, der die Honneurs machte und deshalb viel zu laufen hatte, ein fabelhafter Springer. Mit der graziösesten Leichtigkeit flog er wie ein Federball ohne Anlauf und ohne Aufstützen der Hände über seine Kameraden weg, die so daran gewöhnt schienen, daß sie sich weder nach ihm umsahen noch sich im geringsten in der Unterhaltung mit ihren Damen stören ließen. Er ist eine schöne gedrungene Husarengestalt und ein Kerl wie aus Eisen; im Nebenzimmer ließ er sich ganz gerade mit angelegten Armen, wie ein Scheit Holz, aufs Gesicht fallen. Punkt 10 Uhr zogen die Musikanten ab (die Bedingung ward mit militärischer Genauigkeit eingehalten), die Tafel wurde aufgeschlagen, und um 12 Uhr war alles zu Ende. Als ich mich beim Weggehen noch einmal in der Tür umdrehte, bemerkte ich, wie Kleist über alles, Kameraden und Notenpulte und kreuzweis über die Tafel hinwegsprang.

Ich weiß nicht mehr, der wievielste Ball das in diesem Winter war und wie viele noch in Aussicht stehen. In solche kostspielige Sachen kann man verwickelt werden, wenn man eine tanzbare Tochter hat. Anna ist wohlfeiler. Sie denkt gar nicht an dergleichen Vergnügungen, ist das Aschenbrödel, das seine Schwester anputzt, und dabei ist sie innerlich doch die vergnügteste von allen. An dem tollen Treiben dieses Winters sind die Husaren schuld, hoffentlich werden sie bei der bevorstehenden Reorganisation nach Stendal verlegt. —

Ich lese jetzt mit außerordentlichem Interesse eine von Varnhagen veranstaltete Sammlung von Aufsätzen über seine verstorbene Frau. Es sind Erzählungen der Freunde vom ersten Bekanntwerden mit ihr, Beschreibungen ihres Cirkels, ihrer Person, ihres Wesens, Auszüge aus ihren Briefen über bestimmte Gegenstände. Ich schäme mich fast, daß ich erst jetzt die Bekanntschaft dieser berühmten Rahel mache. Bis jetzt hatte mich eine Art pharisäischen Hochmuts davon abgehalten; ich dachte, es wäre ein verdrehter jüdischer Blaustrumpf gewesen, die Autorität ihrer Verehrer war keine für mich. Aber welch einen Schatz von Menschenkind habe ich da gefunden, welch wunderbar herrlich ausgestattete Menschenseele von reinstem Adel! Was wir eine Christin nennen, war sie zwar nicht, aber sie scheint eine Frömmigkeit gehabt zu haben, die viele Christen beschämen könnte, ein wunderbares Bewußtsein von der Gegenwart Gottes und der Zusammengehörigkeit mit ihm, ein Gefühl der Abhängigkeit und des bewußten, einwilligenden Gehorsams, aus dem sie immerfort Trost, Hoffnung und Stärke schöpfte. Von ihrer Bedeutung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ein kleines, kurzhalsiges, mageres, nichts weniger als hübsches Judenfrätzchen die Macht hatte, allabendlich die bedeutendsten Personen aller Stände, die Berlin aufzuweisen hatte, um sich zu versammeln. Ich nenne nur Schleiermacher, Gentz, Gans, v. Brinkmann, Prinz Louis, Fürst Pückler, Bettina, Fr. v. Schlegel, die Humboldts, Prinz und Prinzessin Radziwill, die Staël. Alle diese waren

ihre warmen Freunde, ja ihre Schüler, lauschend den wunderbaren Offenbarungen und Weisſagungen, die von ihren Lippen ſtrömten, ſich Troſt und Belehrung von ihr erbittend. Goethe und Jean Paul ſind voll von Bewunderung und Verehrung für ſie. Als Varnhagen von Enſe ſie heiratete, war ſie ſchon zweiundvierzig Jahre alt und er erſt dreißig. Es iſt etwas ganz Beſonderes geweſen, und viel lerne ich aus dieſer Lektüre, die mich ebenſo feſſelt wie erbaut. —

Mein Adolph ſteckt im ſchriftlichen Examen. Mir iſt etwas bange davor, da er ſeine Arbeit dann mündlich verteidigen muß und ſeine Opponenten alte ſchlaue Räte ſind. Da kommt es vor allem auf ein raſches Judizium an, ein ſchnelles Auffaſſen und augenblicklich treffendes Urteil, und das iſt etwas, was ihm wie mir abgeht. Wir ſind beide immer erſt hinterher klug.

*

Hoym, am 11. Mai 1860. Deine Geburtstagsſonne iſt prächtig aufgeſtiegen, 21 Grad Wärme, die Bäume im ſchönſten Blütenſchmuck, über den grünen Saatfeldern ſteht das Gebirge dunkelblau, der Brocken mit weißer Haube, die Nachtigallen ſchlagen in den Büſchen, und die Menſchen, die bei mir ab und zu gehen, haben rote erhitzte Köpfe — alles Dir zu Ehren; denn geſtern heizte mein Ofen noch den ganzen Tag und man ging mit Überziehern aus. Ich ſtand ſehr früh auf, pfiff Dir meinen Frühlingschoral „Aus tiefer Not“ und wünſchte Dich ungemein herbei, mein fürſtliches Frühſtück und den großen Augenblick mit mir zu teilen, da der Menſch ſich die erſte Pfeife anzündet.

Vorgeſtern, an Adolphs Geburtstag, brachte mir die Hofdame Fräulein v. Maſſow ihn ſamt Julchen und Eliſabeth heraus, ſogar das Hündchen Poll war nicht vergeſſen und gab vor Freude faſt den Geiſt auf, mich ganz unerwartet hier in der Fremde vorzufinden. Dazu flatterte noch ein niedliches Kanarienvögelchen zum Fenſter herein, ließ ſich von Eliſabeth greifen und in ein ſchnell entlehntes Bäuerchen ſtecken, in welchem es mit nach Ballenſtädt gewandert iſt. Adolph war, ganz ohne eine Ahnung von ſeinem Geburtstage, nach Ballenſtädt gekommen, um mir zu verkündigen, daß er durchs Examen ſei. Da war denn über dieſe (wie Du es nennſt) glückliche Niederkunft ſehr große Freude, und der mitgebrachte Kuchen ging leichtlich ein.

Das gute Fräulein v. Maſſow, früher als Novellendichterin in Wiener Almanachs als „Martha von der Höhe“ etwas bekannt, werden wir nun verlieren. Sie iſt ein unbeſchreiblich gutes und ſanftes Weſen, ganz in der Art der ſeligen Dora Heynitz, auch eine etwas winſelnde Natur wie dieſe, und weil ſie niemand etwas zuleide tut, von der ganzen Ballenſtädter Geſellſchaft auf Händen getragen. Der Herzogin aber genügt ſie nicht, weil ſie zu wenig auftritt, nicht genug dame de prétension iſt. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt keine abhängigere und ſchwierigere Stellung gibt als die einer einzelnen Hofdame, die folglich immer de jour iſt. —

Du mußt nicht fürchten, lieber alter Bruder, daß ich Deine politiſche Anſicht nicht verſtände. Es ſtecken aber wohl zwei Geiſter in Dir. Eigentlich

Wilhelm von Kügelgens Zimmer in Schloß Hoym.

Nach einem Aquarell von Wilhelm v. Kügelgen.

„Es ist prächtig hier oben; die vielen alten Bilder, die ich einst restaurierte und aufhängte, sind meine liebe Gesellschaft. Herrliche dürre Männer mit gespreizten roten Beinen, auch Biergestalten mit Pluderhosen und Falstaffgesichtern, gespenstisch vermummte Weiber mit dem Ausdruck des Sodbrennens. Ich liebe sie alle." 27. Mai 1859.

Ludwig Richter: Schloß Ballenstedt.

Ludwig Richter: Schloß Falkenstein.

„Wir gingen beim herrlichsten Wetter zusammen mit Ludwig Richter auf den Falkenstein. O wie war ich selig mit den Genossen der Jugend! ... Dann ging das Zeichnen los." 26. Sept. 1842.

bist Du ganz einfach liberal und redest gerade so wie meine hiesigen liberalen Bekannten, mit denen Du Dich jedoch keinen Augenblick vertragen würdest. Denn anderseits erblickst Du ganz offenbar in den liberalen Forderungen (deren wesentlichste die Volkssouveränität oder mit anderen Worten die Herrschaft der gezählten, nicht gewogenen Majorität, daher Verachtung des historischen Rechtes ist) doch durchaus kein Heil, sondern Schaden. Aber trotzdem schlägst Du Dich nicht auf die konservative Seite, die jenen Schaden klar erkennt und ihn mit rechtlichen Mitteln bekämpft — vielmehr meinst Du, man müßte das Ding laufen lassen, wie es läuft, da es Knabenwerk sei, sich einer Zeitströmung entgegenzustemmen. Ich hingegen halte es für Pflicht, einer verderblichen Zeitströmung sich entgegenzustemmen. Ich habe nichts einzuwenden gegen einen tollen Hund, aber sehr viel gegen die, die ihn nicht totschlagen.

Bei Deinem Räsonnement übersiehst Du, daß das konservative Manteuffelsche Ministerium doch durch ganze zehn Jahre hindurch das populärste gewesen ist, das Preußen je gehabt hat, bis sich dann die Regierung, ganz ohne irgendwelche Nötigung, plötzlich selbst herumwarf. Wenn aber die Regierung selbst das liberale Banner entfaltet, dann ist es kein Wunder, wenn die Wasser, die zu jeder Zeit nach unten streben, wieder frisch dahin strömen, nämlich zur Tiefe. In solchen Zeiten hat der Konservativismus freilich keine andere Bedeutung, als Zeugnis abzulegen gegen Unrecht und Unsinn, um wenigstens allzu heftiger Überstürzung entgegenzuwirken, und dieser Pflicht unterzieht er sich, obgleich von hoher Ungnade getroffen, seit zwei Jahren mit Eifer und in Ehren. Man muß die alte Lehre nicht vergessen, daß das schlimmste Unglück, das einen Staat treffen kann, die Revolution, niemals die Folge einer konservativen Regierung gewesen ist, sondern immer aus liberalen Konzessionen oder offenbaren Rechtsbrüchen hervorgegangen ist (die Worte „liberal" und „konservativ" gebrauche ich natürlich im neuesten Sinne).

Wenn Du Dich damit tröstest, daß doch alles gehen und kommen werde, wie es solle, so nimmst Du, lieber Gerhard, einen Standpunkt ein, der wissenschaftlich nicht zu alterieren und der praktisch vorteilhaft ist, weil er einem über den Ärger hilft; auch ich flüchte mich oft in diese Festung und freue mich, daß die Wahrheit zwei Seiten hat — wird mir die eine ungemütlich, so besehe ich mir die andere. Die Geschichte gleicht in der Tat einem Naturprozeß, sie entwickelt sich wie ein Baum, der an sich nichts ändern kann; obgleich er sich frei aus sich gestaltet, so liegt sein Wachstum, Gedeihen und Faulwerden doch nicht in seiner Willkür. Unter diesem Gesichtspunkt meinst Du, die Menschen wollen nicht, sondern werden gewollt, Weisheit oder Dummheit der Regierungen kann weder schaden noch helfen, und das Recht ist nur ein Traum, den die Tatsachen, das wirkliche Leben rasch zerstören.

Auf ganz verschiedenen Wegen kommen Philosophie und Theologie zu dieser nämlichen Ansicht. Die erstere durch die allgemeine Ursachlichkeit, die zweite durch die Allein-Ursachlichkeit Gottes. Der Prädestinatianer

sagt: Gott gibt das Gebot nicht, daß wir's halten sollen, was unmöglich ist, sondern daß wir daran unser Unvermögen, es zu halten, erkennen. Spinoza findet keinen sittlichen Unterschied zwischen Gerechten und Ungerechten oder Galgenschwengeln, obgleich er dafür ist, daß diese erlegt werden wie tolle Hunde, aus gemeinnützigen Gründen. Und der Grieche Demonax behauptet, alle Gesetze seien unnütz, denn die Guten brauchten sie nicht und die Bösen hielten sie nicht.

Ich teile alle diese Ansichten, es ist Wahrheit darin, aber einseitige. Bin ich Leib oder Seele? Ich bin beides ganz, nicht eines von beiden. Bin ich frei oder bestimmt? Ich bin beides, und zwar nicht je nachdem, sondern ich bin beides ganz und immerdar. Ob diese Ansicht schon irgendwo ausgesprochen ist, weiß ich nicht; ich habe sie vor langen Jahren bei einem einsamen Spaziergange nach Alexisbad gefunden und mich seit der Zeit dabei beruhigt. Dunkel und schwebend ist sie freilich, nur eine Ahnung der Wahrheit. Aber dunkel ist der ganze interessante Gegenstand, der weit über unsere Fassungskraft geht; transzendent, also über das Gebiet des wissenschaftlichen Denkens hinaus liegend nennt ihn Kant. Ob schulgerechte Philosophie meine Auffassung gelten lassen würde, weiß ich nicht. Für mich habe ich solange einen Schatz daran, als mir ihn niemand raubt. Praktisch aber folgt für mich daraus, daß ich handeln muß, als wäre ich frei.

Hoym, 12. Mai 1860. Mein lieber dicker, jüngerer, aber vernünftigerer Bruder! Da wir bisweilen nicht ganz strikte harmonieren, so freue ich mich doppelt über jedes Gefühl und jede Ansicht, in denen wir einander begegnen, z. B. Deine Liebe zur Brüdergemeine. Auch mir erscheint ihre Auffassung des Christentums ebenso liebenswürdig wie ihre Gemeindeverfassung bewunderungswürdig. Wenn Du aber lobst, daß sie Staat und Kirche weise auseinanderhalten, so weiß ich nicht, ob Du damit recht hast, mir scheint vielmehr hier ein ganz besonderer, höchst interessanter Typus des Verhältnisses von Staat und Kirche vorzuliegen.

Die Herrnhuter sind nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine bürgerliche Gemeinde, und so eng ist der politische Gemeindeverband mit dem kirchlichen zusammengeschlossen, daß man (außer in der Diaspora) weder zur kirchlichen Gemeinde treten kann, ohne an einem Gemeindeort zu wohnen, noch mit Genuß des Bürgerrechts an einem Gemeindeort wohnen, ohne in die kirchliche Gemeinschaft einzutreten. So ist die kirchliche Berechtigung von der bürgerlichen, die bürgerliche von der kirchlichen abhängig. Als Herrnhutsches Kind taufen, konfirmieren und erziehen sie Dich in ihren Anstalten, und bist Du mündig und erklärst Dich gegen den Glauben, schließest Dich vom Gottesdienst aus oder bequemst Dich nicht der sehr strengen Sittenpolizei, so verbrennen sie Dich zwar nicht, auch zerreißen sie Dich nicht, wohl aber Deinen Bürgerbrief, und fort mußt Du ohne Gnade.

An das Königreich Sachsen werden Steuern gezahlt und Soldaten gestellt, im übrigen aber ist die Commune so selbständig, daß sogar die Justizbeamten (welche freilich die Befähigung zu sächsischen Richtern haben müssen) von der Gemeinde angestellt werden und Herrnhuter sind. Denkt

man sich nun den Fall, daß ein solches Gemeindewesen sich über ganz Sachsen verbreitete, so würde der König eine bloße Figur werden, die den Besitztitel trägt, wie jetzt die Gräfin Einsiedel (die von seiten des Staats als Besitzerin aller Herrnhutschen Grundliegenschaften angesehen wird, von seiten der Gemeinde aber nur Vertrauensperson ist), an des Königs Stelle aber würde der Oberälteste der Gemeinde (Christus) treten und alle letzten Entscheidungen durch das Los geben. Von einer Scheidung zwischen Kirche und Staat wäre keine Rede mehr, da der letztere komplett in der Kirche aufginge, und optima forma wäre eine Theokratie entstanden wie der ursprüngliche Judenstaat. Die jetzige Scheidung zwischen Kirche und Staat bezieht sich also keineswegs auf die inneren Verhältnisse der Commune, sondern nur auf den Schutzstaat. Der König von Sachsen bekümmert sich nicht um die Herrnhutsche Kirche und Schule; beide sind ausschließlich in der Hand der Herrnhutschen Gemeinde.

Interessant ist es nun zu bemerken, daß die Herrnhutschen Verhältnisse gerade die umgekehrten der lutherischen sind, welche die Kirche, indem diese wie das Postwesen ein Verwaltungszweig des Staates ist, gänzlich im Staate aufgehen lassen. Die dritte Form des christlichen Staates ist die katholischer Staaten, wo beides ganz selbständig nebeneinander besteht: der Idee nach das beste. Du bist für alles dieses nicht, sondern für den amerikanischen Indifferentismus, wo beide Potenzen sich gar nicht um einander bekümmern, und Du bist insofern gut dran mit Deinem Geschmack, als wir augenscheinlich in Europa diesen Zuständen entgegengehen.

Hoym, 13. Mai 1860. Bei dem Lewesschen Goethewerk hatte ich die Empfindung, als läse ich in irgendeiner Mythologie die Galanterien des Jupiter. Ich weiß nicht, warum es interessant sein soll, alle diese abwechselnden Liebschaften mit Dienstmädchen und Gräfinnen so detailliert zu besehen. Es muß scheußlich sein, sich in allen tierischen Regungen so von aller Welt beschauen zu lassen. Von der anderen Seite ist Goethe der erste Dichter der Welt, ich stelle ihn sogar noch über Shakespeare, wenigstens unbedingt in lyrischer Beziehung. Über den Dichter aber scheint mir das Urteil des Engländers zu flach, wie es denn wohl auch nicht möglich ist, daß ein Ausländer die deutsche Sprache, die Goethe nach Luther gewissermaßen neu geschaffen, in ihrer wunderbaren Tiefe ganz verstehen könne. Mit großer Klarheit behandelt Lewes allerdings seinen Gegenstand, aber die klare Darstellung der Oberfläche einer Sache ist keine Hexerei, wenn man von der mystischen Tiefe keine Ahnung hat.

Couvert. Daß Du meine politischen Exkursionen Deinen Damen verschweigst, gefällt mir; ich mache es mit den Deinigen auch so. Als Theoretiker sind Frauen immer unerträglich; erträglich übrigens auch nur sehr wenige Männer. Die Frauen können straffe Patrioten sein, als Politiker sind sie nicht aufzuklären.

*

Hoym, am 5. Juli 1860. Was ich heute zu erzählen habe, wird Dich sicher interessieren. Ich bin nämlich all wieder einmal in Sachsen gewesen,

habe gelbe Briefträger gesehen und „Ach Herr Chemersch“ und „Ich bitte Ihnen mei Gutester“ und dergleichen heimische Musik gehört. Still bescheiden blühte ich zu Hoym im Verborgenen wie ein Veilchen, als die Herzogin es sich plötzlich einfallen ließ, mich abzupflücken und wieder einmal als Reisemarschall vorzustecken. Die Reise sollte nach Döbernitz bei Delitzsch gehen, Rollers erster Pfarre, von welcher er fast täglich erzählte, oder, wenn er es unterließ, so taten es die Schwestern. Aber nicht deswegen sollte hingereist werden, sondern um Graf Hohenthals zu besuchen, die dort hausen, seit Königsbrück verkauft ist. Da ich mir seit einiger Zeit bewußt bin, unter dem wechselnden Mond nicht mehr sonderlich in Gnaden zu stehen, so war ich sehr überrascht, zugleich auch erschrocken. Ich ging nämlich wie in den Krieg, wo einer bleiben kann, denn mein Naturell wie meine körperlichen Schwächen machen es mir fast unmöglich, in jedem Augenblick an alle Bedürfnisse zu denken, die meine erlauchte Gebieterin nebst ihrem Schweif von elf Personen nicht allein für diesen Moment, sondern auch für alle Momente des morgenden und übermorgenden Tages etwa haben könnte. Ich wünschte, ich könnte Dich in alle Details und ihre Schrecken führen, aber das geht nur mündlich mit der Pfeife, und auch da wird es nicht begreiflich, man muß es erlebt haben. Man stellt sich übrigens auch nicht gern selbst als Krüppel dar.

Ich verließ mich also auf Gott, der sich denn auch an mir mit Wundern und Zeichen bezeugte. Denn natürlich ist es nicht zu erklären, daß von dem Augenblick der Abreise an meine Übel weg waren und daß mir das Notwendige immer rechtzeitig einfiel oder auch eingefallen wurde. Als wir z. B. am letzten Abend in Döbernitz im Garten saßen, erwähnte die Herzogin zufällig gegen ihre Schwester Hohenthal, daß sie am anderen Tage in Bernburg beim Diner an etwas denken werde. An dieses Diner hatte ich aber gar nicht gedacht; Pferde, Wagen und Leute hatte ich an den Bernburger Bahnhof bestellt, daß aber die arme Herzogin auch essen müßte, war mir gar nicht eingefallen; denn ein Cavalier ist immer satt, während die Herrschaften immer Appetit haben. Jene Bemerkung traf mich daher wie ein Blitz. Unter dem Vorwande eines Spazierganges eilte ich nach dem Bahnhofe des etwa eine Viertelstunde entfernten Städtchens Delitzsch, wo es sich so glücklich traf, daß eben der letzte Zug abging und ich einen Bahnhofsbeamten zu bewegen vermochte, nach Leipzig zu fahren und dort eine telegraphische Depesche für Bernburg abzugeben. Wenn ich eine Viertelstunde später kam, war der Zug weg und eine rechtzeitige Nachricht nach Bernburg unmöglich; beim Diner hätte die gnädigste Frau wohl an etwas denken, keineswegs aber etwas essen können.

Der arme Hohenthal ist krank an der Herzbeutelwassersucht, konnte nicht mehr gehen und wurde in einem Rollstuhl herumgefahren; doch war er gesellig, zeigte Freude, mich zu sehen, und hatte mich um sich, soviel die Umstände es erlaubten. Gewöhnlich ließ er mich schon morgens ½8 Uhr zu sich bitten. Dann saßen wir in dem herrlichen Park im duftigen Schatten einer uralten Linde und rauchten echt holländischen Mandelkern aus

schön geschnittenen Meerschaumpfeifen. Um 9 Uhr kam dann auch die alte Gräfin, seine Mutter, eine wunderschöne Dame von über achtzig Jahren, die mit der Würde ihres Alters und Standes die liebenswürdigste Herzensfreundlichkeit verbindet. Sie hat unsere Eltern sehr gut gekannt. Auch fiel mir ein, daß unsere Mutter in ganz alten Zeiten gelegentlich klagte, daß diese Frau sich ihr zu nahen trachte; sie mochte der guten Mutter zu reich und vornehm sein. Mir wäre ihre Bekanntschaft allein schon ein Äquivalent für alle Drangsale der Reise gewesen. Es war lieblich unter der Linde mit diesem todwunden Ritter, der ganz in Gott ergeben schien, und seiner alten Mutter, die den einzigen Sohn über alles liebt und ihn nun hinsterben sieht. Es wehte mich etwas an von den Kräften der zukünftigen Welt.

Wir saßen da, bis sich gegen 11 Uhr auch die Herzogin mit ihrer Schwester und den übrigen Damen einstellte. Dann drückte ich mich ab und ging meine eignen Wege durch Wiesen und Erlen, Wege, die einst der junge Roller ging, voll kleiner Bauernkinder an seinen Rockschößen, mit denen er sich auch gelegentlich im Grase wälzte, ihnen zeigend, wieviel Beine die Käfer haben und wie sie unter ihren Flügeldecken die durchsichtigen, zusammengefalteten Flügel bergen. Dies erzählte mir eine alte Bauernfrau, die aufleuchtete, als ich sie nach Roller fragte, und die als Kind dergleichen Genüsse geteilt hatte. Sie sprach viel und mit vollem Herzen von unserem Lehrer, sodaß es mir wohltat. Es war damals auch Rollers glänzendste Periode. Einen kolossalen Walnußbaum zeigte mir der Pastor im Pfarrgarten, den Roller noch gepflanzt, auch waren noch Überreste eines kleinen Fischteiches da und die Stelle, wo er einen Springbrunnen angelegt hatte.

Als Prinzeß Louise, die mit uns war, früher zurückreiste, begleitete ich sie bis Leipzig. Hier besuchte ich Gerhard Zezschwitz, der da Professor und Universitätsprediger ist. Der liebe Gerhard empfing mich wie einen leiblichen Onkel, machte sich frei und fuhr mich ins Rosental, den Himmel der Leipziger, allerdings ein herrlicher ausgedehnter Wald mit reizenden Kaffeegärten. Hier trafen wir den Professor Fechner, Clara Volkmanns Mann. Wir setzten uns zusammen und wurden miteinander jung, Gerhard hingegen alt unter uns gewiegten Männern.

Viel war die Rede von einem Vorfall, der an demselben Tage stattgefunden hatte. Der Sohn des alten Lindner, ebenfalls Professor der Theologie[1], war nämlich am Morgen auf sechs Jahre nach dem Zwickauer Zuchthause abgeführt worden, zur größten Satisfaktion der Ungläubigen und zum größten Schmerz der gläubigen Welt, zu der er sich gehalten. Er hat sich nämlich seit Jahren, das Vertrauen der Inspektoren täuschend, heimlich aus allen wertvollen Handschriften der Universitätsbibliothek mit der Schere Initialen und Miniaturen ausgeschnitten, während er gleichzeitig als Professor über Moral und Eigentumsrecht las. Mit den

[1] Bruno Lindner, geb. 1814, seit 1846 Professor der Theologie, Verfasser eines „Lehrbuchs der Kirchengeschichte" (1848). Er wurde 1863 begnadigt.

annektierten Bildern konnte er nichts anfangen, er durfte sie weder jemand zu zeigen noch zu verkaufen wagen, nur in stiller Nacht konnte er sich allein daran erquicken. Zezschwitz, der ihm befreundet war, nannte dies Laster Ikonomanie, Fechner Spitzbüberei. Merkwürdig ist es, daß der höchst verblendete Ikonomane oder Spitzbube, der sonst für einen Ehrenmann gegolten, seinem Beichtvater Ahlfeld gestanden hat, daß er während seines langjährigen langfingrigen Gebarens nie die geringsten Gewissensbisse gehabt. Der würdige alte Vater, eine treffliche Frau und liebe Kinder weinen ihm nun nach. Gott bewahre doch einen jeden Christenmenschen vor Ikono- und anderen Manien! Das Christentum hat das Üble, daß es die zehn Gebote Gottes im Leibe hat, daher ein stehlender Christ zehnmal schlimmer ist als jeder andere Dieb, und solche Leute tun der Kirche mehr Schaden als die langweiligsten Prediger.

Zezschwitz brachte mich noch zu Professor Jäger[1], einem bekannten Maler, der mich mit offenen Armen wie einen alten Freund empfing, weil er mich für Constantin hielt, den er in München gekannt. Ich sah da herrliche Bilder, wie sie nur aus einer Christenseele kommen können, und es wurde mir ganz wehmütig in der Terpentin- und Firnisatmosphäre. Auch den Professor Kahnis lernte ich noch kennen und kehrte mit seinem trefflichen Buche „Der innere Gang des deutschen Protestantismus" beschenkt nach Döbernitz zu den vornehmen Leuten zurück.

Ein paar Tage darauf fuhr ich zu meinem Vergnügen noch einmal nach dem nur vier Meilen entfernten Leipzig, vorbei an dem alten Volkmannschen Gute Zschortau, dessen Anblick eine Menge Kindererinnerungen wachrief. In Leipzig brachte ich mehrere Stunden in dem neuen Museum zu, welches die Stadt, veranlaßt durch Erbschaft einer Privatgalerie, mit Geschmack und Luxus erbaut hat. Man sieht hier wundervolle Bilder neuerer Meister, meist Franzosen, deren Staffeleimalerei die unsrige allerdings übertrifft. De la Roche, Biard, Gudin und Calame sind die Könige der Sammlung. Es ist eine Perle von einer kleinen Galerie, auch hinsichtlich der architektonischen Anlage. Danach hatte ich Fechners in das Rosental veranlaßt und sah dabei auch Clärchen wieder, ein kleines altes Mütterchen mit eisgrauen Haaren und einem Kleiderschnitt, wie er etwa vor dreißig Jahren getragen ward. Sie war aber ganz unbefangen, das liebe Clärchen, erzählte ungeheuer viel von ihrer Familie und brach fast den Hals vor Lachen über meine schlechten Witze.

Hohenthal, der sich in Freigebigkeit selbst übertreffen würde, wenn das möglich wäre, schenkte mir beim Abschiede eine Brillantnadel, nämlich eine goldene Fliege mit brillantenen Flügeln, und einen unerhört geschmackvollen Spazierstock mit hohem gebogenen Elfenbeingriff. Mehr noch — als wir in Ballenstädt zurück waren, überbrachte mir einer der mitgewesenen Lakaien noch ein Pfund Mandelkern in einer Blechkapsel, das

[1] Gustav Jaeger (1808—71), Schüler von Schnorr von Carolsfeld, malte historische und biblische Stoffe.

ihm der Graf für mich zugesteckt hatte mit der Weisung, es mir erst zu Hause zu übergeben. Roller hätte gesagt: „Dergleichen! Dergleichen!"

Auf der Rückreise blieben wir einen Tag in Bernburg. Hier besuchten wir das neue Johannishospital, ein Krankenhaus, welches nach Art des Berliner Bethanien trotz großer Hindernisse durch Schätzells eiserne Beharrlichkeit zustande gekommen ist. Die Oberin, eine Diakonisse, die uns Bethanien abgelassen, ist von einer wunderbaren Schönheit, welche durch die einfache Ordenstracht noch beträchtlich gehoben wird. Ich glaube, Gott hat den Frauen die Putzsucht anerschaffen, damit sie uns weniger gefährlich werden sollen. Wie reizend sah diese Schwester Louise aus unter all den aufgedonnerten und aufgeputzten Damen, in deren Gesellschaft ich das Krankenhaus besuchte. Die Oberin machte die Honneurs mit der Anmut und Würde einer Fürstin und der freundlichen Unbefangenheit eines Kindes. Sie führte uns durch Garten, Küche, Keller und alle Räume. Alles war zum Ablecken reinlich, und so ist's zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht. Es waren dreißig Kranke da, alle in reiner Wäsche, reinen Betten, reiner Luft, und alle genießen sie die Pflege und den Zuspruch eines so engelhaften Wesens, wie die Schwester Louise ist. Aber diese tröstet nicht nur ihre Patienten, betet nicht nur mit ihnen und überwacht ihre Pflege, sondern sie greift auch zu, hebt und trägt sie, macht ihre Betten, scheuert, kehrt, kocht, regiert das ganze Haus wie ein Adler und führt die künstlichste Rechnung wie ein Steuerbeamter. Ich habe grenzenlosen Respekt vor dieser Person wie auch vor der anderen unter ihr stehenden Schwester. Zu ihrer Hilfe haben diese beiden nur eine Magd und einen Hausknecht, und dieses kleine Personal reicht aus für Haus und Garten, der ebenfalls in bester Ordnung war. Die Bernburger schwärmen jetzt für diese Anstalt, die sie anfangs zu hindern suchten, weil sie dieselbe für einen Herd des um sich greifenden Pietismus hielten – was sie denn ja auch ist, denn was an dieser Stelle ein paar christliche Mädchen wirken können, ist nicht zu glauben.

Schätzell zu danken ist man freilich weit entfernt, da er als Kreuzzeitungsmann ja doch nur selbstsüchtige Zwecke verfolgen kann. Was er dem Lande gewesen, wird man erst erkennen, wenn er einmal nicht mehr da ist. Die Feinde werden ihm geboren wie der Tau aus der Morgenröte. Aber er steht tapfer fest als ein Ritter und ein Christ. Er ist ein Mann von der höchsten staatsmännischen Begabung und ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe. Doch ist er vielleicht etwas zu heftig und hat eine preußische, etwas maliziöse und sarkastische Ader, wodurch er Viele vor den Kopf stößt und sie sich zum Feinde macht. Zu mir hat er eine rührende brüderliche Liebe, die schwer zu begreifen, da er ein sanguinischer Choleriker ist, ich aber melancholisch-phlegmatisch.

*

Hoym, am 22. Dec. 1860. Das war nach langer Zeit doch wieder einmal ein echter lieber Gerhards-Brief; wenn er auch nicht gerade am Dato einlief, so doch als höchst brillante Nachfeier meines Geburtstages. Habe Dank, mein Alter! Wenn mir nicht die Briefe sagten, daß meine Lieben

an diesem Tage meiner gedenken, so würde ich den Geburtstag für die blanke Narrenposse halten und wünschen, am Schalttage geboren zu sein, wie der alte Kriegel [Jug.-Er. IV, 4]. Der alte Kriegel! O tempora! Als wir ihn so nannten, war er wahrscheinlich jünger als wir jetzt.

Mit meiner Gesundheit geht es nicht besonders, meine Brustbeschwerden haben arg zugenommen. Jetzt hat sich Julchen meiner erbarmt und mich in die Kur genommen. Sie hat nämlich einen medizinischen Instinkt, vermöge dessen sie mich (wenn ich in Ballenstädt bin) jeden Morgen mit Speck einreibt, was mir wirklich gut zu tun scheint. Es ist rührend, mit welcher Treue und Freundlichkeit sie sich regelmäßig mit ihrer Schwarte einstellt, ihren Samariterdienst zu versehen. Du hast recht, so wie damals vor dem Schwarzen Tore [in Dresden-Neustadt] wird es nicht wieder, aber ich wünschte doch, daß ich, wenn ich einmal leben bleiben soll, wenigstens wieder soweit käme, meinen Dienst verrichten zu können. Hier in Hoym geht es zwar, aber der Reisedienst geht nicht, und wenn ich in Ballenstädt aufs Schloß oder ins Theater oder gar zu Ball befohlen werde, so habe ich Hinrichtungsgefühle. Die Herzogin hat wiederholt geäußert, sie habe auf der Reise niemand lieber bei sich als Deinen Bruder, daher es mir ein drückendes Gefühl ist, zu diesem einzigen Geschäft, zu dem ich etwa taugen möchte, untauglich zu sein, weil ich die Strapazen nicht vertrage. Nach der Schweiz konnte ich nicht mit, jetzt wieder zweimal nicht nach Döbernitz, wo der arme Hohenthal nun seinem Leiden erlegen ist.

Unser alter Schubert ist auch gestorben, schon im Juli, einundachtzig Jahre alt, der letzte Freund aus dem elterlichen Hause! Und Ernst Heynitz ist vom Schlage gerührt, hoffnungslos gelähmt, auch geistig. Wenn ich an diesen herrlichen Menschen denke, dem ich befreundet war wie wenigen, blutet mir das Herz. Es wird immer öder und einsamer um uns. Der heilige Chrysostomus dankte freilich Gott täglich für alles, wie es war. Das sollten wir auch recht lernen! Aber es ist schwer, das Herz dahin zu stimmen, ja unmöglich, wenn nicht Gott der Herr selbst den Stimmhammer ansetzt.

Am wenigsten gelingt mir diese Gottergebung gegenüber dem politischen Geschehen. Zwar ärgere ich mich nicht gerade über den Unsinn und die mannigfaltige Verkehrtheit, aber es betrübt und ängstigt mich, wenn ich sehe, wie der deutsche Janhagel jedesmal in allen seinen Blättern jubelt, wenn ausländische Freiheitslust der deutschen Ordnung irgendwo einen Fußtritt gegeben hat, und wie alles, was sich nur die Devise „Freiheit" ansteckt, und wär's ein räudiger Hund, zum goldenen Kalbe wird. Gott zu danken für die Verblendung, mit der er mein Volk schlägt, das kann ich nicht, obgleich, wenn man ans Ende der Dinge schauen könnte, man vielleicht sehen würde, daß sich aus allen diesen Gottlosigkeiten ein neuer Himmel und eine neue Erde auferbaut. Ich tröste mich damit: Es gehört viel Mist zum Gedeihen der Zuckerrüben.

Mit den Meinigen habe ich in diesem Winter in Ballenstädt sehr trauliche Abende verlebt. Ich habe eine Manier in Deckfarben erfunden, in

welcher ich kleine Köpfe malte, z. B. wiederholt den Herzog (zum Verschenken), auch niedliche Frauengesichter nach eigener Phantasie. Diese Malerei macht einen allerliebsten Effekt. Während ich pinselte, lasen die Töchter vor und Julchen strickte. Wir lasen den höchst albernen Roman von Hackländer „Der neue Don Quixote", kein Meisterwerk, aber unter so behaglichen Verhältnissen ganz unterhaltend, und dann „Meine Novelle" von Bulwer, bei großen Mängeln doch ein Meisterwerk. Es war so heimisch dieses Lesen und Zeichnen, zurückversetzend in alte strebsame Zeiten. Daß ich's aber werde fortsetzen können, glaube ich kaum, da ich nur noch durch Brillen und Brenngläser arbeiten kann, was namentlich bei Licht das Auge kränkt.

*

Hoym, am 18. Jan. 1861. Dein eben eingetroffener Brief ist mir eine große Freude. Ja, mein alter Dicker, wir verstehen uns in Schmerzen wie in Freuden, nur in einem Punkt bleibst Du mir dunkel und verstehen wir uns nicht, nämlich in der Politik. Das mag aber wohl auch mit daran liegen, daß ich leichtlich alles etwas auf die Spitze treibe. So muß ich mich unklar ausgedrückt haben, wenn Du verstandest, daß ich die Revolution an sich verdamme. Ich lobe sie nicht und ich tadele sie nicht, ebensowenig wie ich kochendes Wasser oder die Sturmfluten der Nordsee lobe oder tadele. Ich nehme aber einen Unterschied an hinsichtlich der Motive der Revolution. Es ist ein Unterschied, ob ein in sich selbst, d. h. in allen seinen Schichten einiges Volk sein gutes Recht gegen Usurpation verteidigt, wie dies in den Niederlanden unter Philipp II., in England unter Jakob II. und in neuester Zeit in Schleswig-Holstein geschah, oder ob umgekehrt einzelne Schichten des Volkes die Rechte der anderen gewaltsam zu berupfen ein Gelüste tragen, was freilich nur unter sehr schwachen Regierungen und unter deren Mitschuld vorkommen kann. Unsere moderne Revolution, soweit sie sozial und nicht national ist, ist von der letzteren Art. Sie wendet sich von vornherein gegen alle und jede Autorität in Staat und Kirche, sie möge Namen haben, welche sie wolle, um eine neue, nie dagewesene, sich in sich selbst widersprechende Autorität zu schaffen, die Autorität der Revolution oder mit anderen Worten die Volkssouveränität. Das ist der Geist der radikalsten Ungebundenheit, der in der Luft herrscht, und der, eben weil er radikal ist, erfahrungsmäßig durch keine Konzessionen zufriedengestellt, sondern nur gefräßiger wird, bis er endlich alles abgewürgt hat und dann mit der Despotie niederkommt.

Diesem Radikalismus stehen in Preußen zwei Parteien gegenüber, die liberale und die konservative. Die Liberalen wollen, was Du willst, nämlich die empörten Kräfte mit Weisheit zum Besten des Ganzen leiten. Dies geschieht durch Konzessionen. Das Meer ist empört, also öffnet man die Schleusen, damit die Deiche nicht eingerissen werden. Man gebe dem Affen einen Finger, damit er nicht die ganze Hand ergreift. Es ist dies die Geschichte von der Mutter, die, von Wölfen verfolgt, ein Kind nach

dem anderen aus dem Schlitten wirft, um die übrigen zu retten. Dies Experiment ist, solange es Liberale gibt (nämlich im modernen Sinne), von den achtziger Jahren an überall wiederholt worden und hat überall Fiasko gemacht, auch hier in Anhalt wie in Preußen.

Ich lebte in derselben Täuschung, und es erschien mir weise, als Anno 48 im Frühjahr, da rund um uns die Revolution tobte, der Herzog ein Manifest erließ, worin er seinem Volke dankte, daß es sich bis dahin ruhig verhalten habe, und zur Belohnung es aufforderte, seine etwaigen Beschwerden auf ordnungsmäßigem Wege einzubringen, nebenbei aber sich zu bewaffnen, um etwaige Ruhestörungen einzelner Verblendeter zurückzuweisen. Der Herzog lieferte selbst die Waffen. Die Folge war der brutalste Aufstand, der Herzog mußte flüchten und sehr zweideutigen Schutz annehmen von der revolutionären Reichsgewalt. Schließlich wurden wir gerettet, in Preußen wie in Anhalt, nicht durch liberales, sondern durch konservatives Regiment. Daß dieses, welches in Preußen mit nie dagewesener Popularität regierte, schließlich unterlag, war nicht seine Schuld, sondern die der Krone, die Gespenster sah und eine Schwenkung machte; und damit ist ein Unglück geschehen, das nur die Allmacht Gottes, aber keine Menschenweisheit wieder gut machen kann.

Jetzt fangen bereits die Resultate der seit der neuen Ära beliebten Konzessionspolitik an, wieder zutage zu treten. Die Aufregung ist viel größer als zu Manteuffels Zeiten und noch im Wachsen. Nach einem zweijährigen Regiment ist der Liberalismus abermals drum und dran, Fiasko zu machen. Er hat wieder einmal den Brand mit Öl zu löschen versucht und wird nun ängstlich vor den Folgen. Es ist leicht möglich, daß bald nichts anderes übrigbleiben wird, als wieder ein konservatives Ministerium. Ob aber die Konservativen jetzt noch (wie vor zwölf Jahren) einen Effekt hervorbringen würden, ist eine andere Frage. Zwar fehlt es nicht an treuen Elementen im Volk, sie finden sich im Adel, in der Armee, dem Handwerker- und eigentlichen Bauernstande, sie sind aber nicht so leicht zum klaren Selbstbewußtsein zu bringen, weil auch sie vernebelt sind; und gegen sie steht selbstbewußt das ganze Heer verhungerter Literaten mit einer mächtig influierenden Tagespresse, geängstigte Industrielle und Geldmänner und ein unzähliger Pöbel. Durch Überzeugung ist nichts auszurichten, nur durch wiederhergestellten Respekt; doch wird auch der erstere Weg fleißig versucht, und die konservativen Blätter sind immer noch in der Vermehrung.

Nun aber, was wollen denn diese Konservativen, diese neue Sorte von Staatsmännern, die erst von 1848 datieren? Wollen sie die alte fürstliche Allgewalt mit Censur und Allem, was daran hängt? Sie wollen Freiheit, sogar für die Presse, aber nicht ohne gesetzliche Beschränkung, und sie wollen diese Freiheit garantiert wissen durch eine kräftige Volksvertretung. Frauenzimmer können daher nie begreifen, worin sie sich eigentlich von den Liberalen unterscheiden. Man könnte diesen Unterschied vielleicht erklären, wenn man sagte: sie wollen sogar einen freien

König; daher betonen sie das „von Gottes Gnaden". Sie wollen königliche, adelige, bürgerliche, bäuerliche Freiheit und möglichstes Selbstregiment, freilich nicht durch blinde Majoritäten, sondern durch sehende Genossen. Nicht Majorität, sondern Autorität, und ebenfalls nicht Bureaukratie, sondern Autokratie. In letzterem ist wieder eine Ähnlichkeit mit dem Verlangen der Demokratie, nur mit dem Unterschiede, daß die Demokratie keine Gliederung, keinen Organismus des Volkes anerkennt und nach absoluter Gleichheit Aller verlangt, sodaß z. B. auf Deinem Gute Dein Nachtwächter Dein politisch Vorgesetzter werden und dabei Dein Nachtwächter bleiben könnte! Aber der Stoff ist zu gewaltig, um ihn brieflich auszuführen.

Was wirst Du, lieber Bruder, von diesem Briefe denken?! Aber erwäge: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ich lebe mitten in den Wehen einer kreißenden Zeit. Ob ein Kind oder ein Mondkalb herauskommen wird, weiß kein Mensch. Daß es immer besser werden müßte in Deutschland, steht nirgends geschrieben. Die Griechen wurden Wilde, die Römer Knechte. Man muß immer dem Schlimmsten ins Auge blicken und nie den Mut verlieren, das Beste anzustreben, wie es der alte eisenfeste Gerlach tut.

*

Ballenstädt, am 1. März 1861. Du hast Deine Feder gegen mich ergossen; in bezug auf Deine Stellung — Dein Herz. Du Armer! Soweit einer den andern verstehen kann in diesem Babel, fühle ich Dir's nach. Der Teufel wollte Menschen machen, und es gelang ihm der Affe; er wollte die christliche Liberalität nachahmen, und der Liberalismus war das Resultat, der Liberalismus, der vielleicht die Bestimmung hat, die Welt in denselben Urbrei aufzulösen, aus dem sie entstanden ist.

Ich sage wahrlich nichts gegen liberale Ideen, aber die müssen sauerteigartig wirken, wenn sie von Segen sein sollen. Daß aber die preußische Regierung in ihrer Verblendung gemeinschaftliche Sache mit dem Parteiliberalismus macht, ist ein abnormer Zustand. Es ist doch zu beachten, daß in früheren Zeiten gerade die einsichtsvollsten und besten Leute liberal waren, heute aber dieselben Leute konservativ sind. Unsere heutigen Liberalen sind hohle und unpraktische Theoretiker, die einzig von der Phrase beherrscht werden. Du mußt doch auch das Unpraktische und Chimärische des modernen Konstitutionalismus einsehen, der seit siebzig Jahren überall Fiasko macht. Theorien, die sich praktisch nicht bewähren, sind niemals richtig. Wohin aber der Liberalismus praktisch führt, hast Du 1848 und jetzt wieder in der liberalen Ära gesehen. Daß Preußen in den letzten drei Jahren nicht gänzlich aus dem Leim gegangen ist, das verdankt es wahrhaftig nur der zähen Opposition des Herrenhauses und der konservativen Minorität. Nur ihr ist es zu danken, daß die ganze Pastete weniger rasch den Berg herabgerutscht ist und daß die Regierung überhaupt noch besteht, welche sonst an ihrem eigenen Liberalismus längst zugrunde gegangen wäre. Eines nach dem andern der unter Manteuffel zustande

gebrachten Schutzgesetze der Krone fällt jetzt wieder, die demokratische Opposition im Unterhause erhebt sich von neuem mit cynischer Frechheit, und selbst der liebe Straßenpöbel erfreut sich wieder an den herrlichen Krawallen, ganz wie 48. Der Liberalismus hat nie zu etwas anderem gedient, als der Demokratie die Wege zu bahnen.

Du meinst, daß nach Auflösung des Feudalstaates nicht mehr mit einer ständischen Verfassung regiert werden könne. Wenn Du unter „ständisch" feudal verstehst, so liegt es auf der Hand, daß Du recht hast. Die alte Feudalverfassung war nicht gemacht, sondern geworden, ist auch nicht abgeschafft, sondern gestorben — und Totes kann kein Mensch erwecken. So würde auch die ständische Verfassung, die Friedrich Wilhelm IV. erstrebte, wenn er in Kraft und Leben geblieben wäre, nicht eigentlich gemacht worden, sondern aus wirklichen altberechtigten Mächten und Kräften des Volkes, denen man nur den bureaukratischen Kappzaum abzunehmen brauchte, hervorgewachsen sein. Um das Heranwachsen einer konservativen Konstitution zu ermöglichen, muß der Staat sich auf die noch vorhandenen organischen Kräfte (Stände) im Volke besinnen und sie beleben. Dies kann dadurch geschehen, daß er nicht allein den Gemeinden, Kreisen und Provinzen (selbst auf die Gefahr anfänglichen Mißbrauchs hin) die möglichste Selbstregierung gewährt, sondern daß er auch den einzelnen Ständen oder richtiger Klassen des Volkes in ihren eigenen Angelegenheiten weit größere Kompetenzen einräumt, als sie jetzt besitzen. Aus solcher Organisation (die schon da ist und nur zu beleben wäre) würde dann ein Unterhaus zu beschicken sein, das, weil aus wirklichen Mächten hervorgehend, auch eine Macht sein würde, die auf sich selbst beruht und nicht auf dem gebrechlichen Gestell der Eide.

Der Adel ist natürlich zu seiner alten Glorie nicht zurückzuführen; was er aber davon noch besitzt, wäre ihm zu erhalten, d. h. nicht ungesetzlich und willkürlich zu nehmen. Für die Klassen der Gutsbesitzer, der Kaufleute und Industriellen, der Bauern, Handwerker und Arbeiter usw. aber wäre korporative Zusammengehörigkeit und größere Autonomie zu erstreben. Auf diese Weise wäre eine besser fundierte Freiheit geschaffen als durch eine französische Charte, die, das ganze Volk in einen Brei werfend, nur dem Geldbeutel einige Vorzüge gewährt und die Armut ganz ohne Vertretung läßt. Das wäre so ungefähr das, was heutzutage unter ständischer Verfassung verstanden werden muß, und was auch wenigstens für Preußen in größter Ruhe und Frieden ohne jeden gewaltsamen Eingriff gekommen wäre, wenn nicht die neue liberale Ära, die alle revolutionären Elemente wieder aufgerührt hat, von oben her dazwischengefahren wäre.

Ballenstädt, 2. März 1861. (Geburtstag Serenissimi). Amseln, Drosseln und Finken pfeifen, Leucojum, Galanthus nivalis, Crocus blühen, und vom Ziegenberg kracht die überladene Kanone der Schützenbrüder, anzuzeigen, daß der Herzog noch am Leben. Die Liedertafel ist schon hinausgefahren nach Hoym, um Seiner Hoheit ein Ständchen zu bringen,

und bald wird eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten mit einer von meinem Nachbarn Trobitius abgefaßten Loyalitätsadresse folgen. Als Neues wäre von hier zu berichten, daß jetzt noch ein dritter Kammerherr für Hoym angestellt ist, nämlich mein College v. Cramer. Ich bin also von jetzt an nicht mehr die halbe, sondern nur noch ein Drittel Lebenszeit von den Meinigen verbannt, welches die blanke Wonne wäre, wenn es mich nicht auch ein Drittel meiner Diäten kostete. Hingegen haben die modernen Teilungsgelüste auch mich bereichert. Durch die gottlose Separation der Gemeindeanger habe ich nämlich auch ein Stück Feld erhalten, welches ich selbst zu düngen für keinen Raub halte. Im vorigen Jahre habe ich darauf meinen ganzen Kartoffelvorrat erzeugt und nach Abzug der Bearbeitungskosten doch einen kleinen Vorteil von einigen Thalern gehabt. Gern würde ich's verpachten, aber das geht nur an arme Leute, die den Pacht bis zum Jüngsten Tage schuldig bleiben. Ich werde daher in diesem Jahre Kohl bauen müssen, ein Gedanke, der mich unbeschreiblich ängstigt. Denke Dir all den Kohl!

*

Ballenstädt, am 1. Juni 1861. Mein lieber Bruder Streithengst! Ich muß aber doch dabei bleiben, daß Konzessionspolitik immer mit Verachtung der Regierung endet, wovon Ihr ja in Warschau ein hübsches Pröbchen gesehen habt und Ungarn ein schlagendes Beispiel liefert. Meine geschichtlichen Studien und meine persönliche Erfahrung belehren mich anders als Dich die Deinen. Wenn ein Vater seinen heranwachsenden Kindern mehr und mehr Freiheiten einräumt, so sind das nicht Konzessionen in unserem Sinne. Wenn er solche aber den Widerspenstigen macht, so wird er nichts ernten, als den Verlust seiner Autorität. Das sind ganz alte Sachen, die jeder Schulmeister weiß, nur der Liberalismus weiß es nicht. Freilich kann ein Hausvater die Seinigen durch Ungerechtigkeit auch zur Wut reizen; dann werden sie sich seiner Macht entziehen, ja sie werden möglicherweise zu Vatermördern werden, aber den Vaterstand abzuschaffen, wird ihnen schwerlich einfallen. Ersteres wäre Insurrektion, letzteres Revolution nach der gewöhnlichen Unterscheidung.

Wem werden denn eigentlich die Konzessionen gemacht? Doch nur der durch Literaten und Publizisten aufgehetzten öffentlichen Meinung. Diese, d. h. die Meinung derer, die nichts zu verlieren haben, die Meinung der verkannten Genies, das Geschrei der losgebundenen Zeitungen und der Schuljugend sind ja jetzt die maßgebende Macht im Lande, und auch den unvernünftigsten Forderungen dieser Meinung wird nachgegeben. Dann muß man aber auch nicht mehr vom König, von einer Macht der Krone, überhaupt nicht von Staat, Zivilisation, Ordnung und Freiheit reden. Das ist die Unvernunft der liberalen Regierung, daß sie die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt und sie dann antreibt.

Es bedarf keiner Konzessionen, denn das Abgestorbene fällt von selbst. Das wirklich Abgestorbene ist gewöhnlich schon weggewesen, ehe das Gesetz seinen Strich durchmachte. Ich erinnere an die Leibeigenschaft der

Bauern, die wenigstens in Sachsen nie als solche abgeschafft worden, sondern der nach und nach durch die Macht neuer Verhältnisse die Adern unterbunden wurden; ich erinnere an die Folter, an die empörenden Kirchenbußen des Mittelalters und derlei Dinge, die längst außer Gebrauch waren, ehe sie gänzlich aufgehoben wurden. Ja selbst bei dem heiligen römischen Reiche war es ebenso. Aber jedem Knurren der öffentlichen Meinung gleich nachzugeben, ist Torheit. Einem verständigen Hunde gewährt sein Herr Freiheit, den bissigen legt man an die Kette, den tollen schlägt man tot.

Du meinst, daß es jetzt doch aber besser geworden sei. Nun ja! Allerdings werden die Leute nicht mehr gesäckt und wie Katzen ersäuft, sondern sie ersäufen sich jetzt selber aus Verzweiflung. Auch geht der Fürst nicht mehr mit der Hetzpeitsche herum und haut den Bürgern über die Köpfe, wenn er Unordnungen bemerkt, sondern sie vielmehr ihm. Die Vornehmeren spucken den geringen Leuten nicht mehr ins Gesicht, sondern die Geringen den Vornehmen. Man wird nicht mehr de jure geprügelt, aber man prügelt sich untereinander um so kräftiger. Kurz, es geht „human" und menschlich her, und diese allgemeine „Humanität" kostet ein so rasendes Geld, daß die Staaten bankerott werden. Das Mittelalter tappte in gräulicher Finsternis, wir aber sind blind von übermäßigem Licht, und mit dieser Blindheit werden wir noch in die französischen Greuel der neunziger oder in die italienischen der sechziger Jahre fallen. Gestehe, daß Wahrheit ist in dieser Raserei!

In Anhalt-Bernburg sind die Regierungsprinzipien ganz das Gegenteil von dem, was der sogenannte Zeitgeist anpreist, aber das Volk ist ruhig und zufrieden und hängt an seinem Herzog, ganz wie es in Preußen zu Manteuffels Zeiten war, während dort jetzt die Verstimmung von Tag zu Tag wächst und scheußliche Gärung aufkocht. Wie wurde bei uns die Regierung von liberaler Seite angegriffen! Aber die Herzogin blieb fest. Jetzt machte sie einen Besuch in Coswig und wurde von der Bevölkerung nicht wie ein menschliches Wesen, sondern wie eine Göttin empfangen. Vor jedem Hause war eine hohe grüne Tanne eingerammt, und von Tanne zu Tanne zogen sich Guirlanden, sodaß sie den ganzen langen Weg durch die Stadt unter einem Blumendache fuhr. Mit klingendem Spiel zogen die Bürgerschützen vor dem Wagen her und stellten Ehrenwachen vors Schloß. Stadt- und Landvolk umdrängten den Wagen, und die Glocken läuteten. Da das Coswiger Schloß ganz öde ist, weil alle Meubles nach Hoym geschafft wurden, hatten die Bürger das große Schloß mit ihren besten Meubles, Gardinen und Teppichen wohnlich ausgestattet. An alledem hatten die Behörden gar keinen Anteil, die Bürgerschaft hatte alles aus eigenem Antriebe gemacht. So ist das Volk jetzt, während die Zeitungsleser in Preußen sich einbilden, es sei ein kochender Vulkan, aufs äußerste erbittert gegen tyrannisches Regiment. Man muß nur ein Herz fürs Volk haben, man muß ihm aufhelfen mit aller Kraft, man muß seinen Notabeln das Wort gönnen, aber man muß ihm nicht gestatten, seine Regenten selbst zu wählen, wie das der Liberalismus will, denn das kann es nicht.

Nun, mein lieber Bruder, zweifle an meinem Verstand, aber nicht an meinem Herzen, das warm für Dich hämmert. Lebe wohl, Du entsetzlich Ferner, und behalte lieb Deinen alten, allerdings etwas eigentümlichen

Frater.

*

Ballenstädt, am 5. Oct. 1861. Du lieber treuer Korrespondent hast mir zwei herrliche Briefe geschrieben, wenn auch die Generalfärbung besonders des ersten mich recht wehmütig stimmen könnte, dächte ich nicht an die alte Wahrheit, daß man oft am fidelsten ist, wenn man so düster schreibt. Bei mir wenigstens kannst Du in der Regel das österreichische Erbübel annehmen – nämlich Kümmernis –, wenn ich vergnügt bin. Das ist die Freude am Incognito.

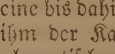
Du willst also nichts mehr von Politik hören. Gut! Lassen wir einen Grind über sie wachsen. Erfreulich ist sie sowieso nicht. Eine vornehme Dame zu Rousseaus Zeiten sagte: „Was mich an der Geschichte degoutiert, ist, daß das, was ich sehe, einmal Geschichte sein wird". Sie hätte auch sagen können: Was mich an der Gegenwart degoutiert, ist, daß die Geschichte auch einmal Gegenwart war. Man kann ja allerdings die Augen schließen und mit der Schnecke sprechen: „In meinem Häuschen ist mir wohl, die Welt ist aller Schalkheit voll". Wer indes sein Häuschen recht kennt, mag auch wiederum sagen: Was mich an der Welt degoutiert, ist, daß sie aus lauter Schneckenhäuschen, d. h. meinesgleichen besteht. Es ist eben ein Jammertal. Mach ich die Augen auf, so seh ich den Jammer draußen, mach ich sie zu – den drinnen.

Als Dein erster Brief anlangte, saßen wir gerade bei Tisch, ich zwischen Adelheid und Julius. Geschwisterliche Liebe hatte sie getrieben, uns zu besuchen, der mancherlei Unbequemlichkeit der Reise und der Engigkeit meines kleinen Hauses ungeachtet. Zum Dessert gab ich seine Zigarren und Deinen Brief. Adelheid und Julius haben eine wahre Briefmanie, sie verschlangen und genossen jedes Deiner Worte. Diese beiden Menschen jetzt miteinander zu sehen, ist rührend, sie waren wie zwei Inséparables, eins immer hinter dem andern her voll Sorgsamkeit für einander. Auf Partien führte der ergraute Julius stets seine alternde, etwas schwankende Frau; waren sie allein in ihrer Stube, so las er ihr vor, und zwar aus Jakob Böhme, wovon sie kein Wort verstand. Julius zeichnet sich vor seinen Brüdern durch „niederträchtige" Gesinnung aus, denn er sucht nicht das Hohe, sondern das Niedrige. Wenn die Anderen vor allem nach der Herzogin trachteten und Besuche in den vornehmsten Häusern machten, suchte Julius nur die Pickels, die Kammerjungfer der Bernstorff, auf, von deren wunderbaren Bekehrung durch Harms ich ihm geschrieben hatte, und brachte oft drei Stunden en suite in ihrem Kämmerlein zu, sich an ihrer Aussprache erbauend, obgleich sie übermäßig lutherisch, er calvinisch ist.

Die drei Wochen unseres Zusammenseins wurden dadurch gestört, daß ich mit meiner Gebieterin nach Döbernitz reisen mußte. Wir fanden Prinzeß Marie noch in tiefer Trauer um ihren Gemahl, dem sie ein schönes

Mausoleum an der Kirchenwand erbaut hat. Sie führte mich dahin unter Vergießung vieler Tränen, besucht täglich den Sarg, ihn mit frischen Kränzen schmückend. Nach meinem Geschmack ist solcher Totenkultus nicht; es würde mich aufreiben, sollte ich täglich den Sarg meiner Bertha bekränzen. Ich vermißte übrigens unter den sieben Damen, mit denen ich in Döbernitz vergesellschaftet war, den Grafen gar sehr, mit dem ich noch im vergangenen Jahr unzählige Pfeifen geraucht hatte. Der Lichtpunkt meines dortigen Aufenthaltes war ein kleiner Abstecher nach Leipzig. Meine dortigen Freunde waren zwar verreist, allein ich erfreute mich vier Stunden lang an den Bildern in dem prächtigen Museum, von dem ich Dir schon im vorigen Jahre schrieb; auch war es für mich Harzer schon ein Genuß, mich in den Straßen einer so opulenten Stadt herumzutreiben. Den eigentlichen Zweck meines Abstechers erreichte ich in Acquisition zweier vortrefflicher, sehr lichtheller Brillen für mich und Julchen.

Die Ballenstädter Geselligkeit hatte sich unterdessen bis zum Wändeplatzen vermehrt. Julius und Adelheid, Benno, Gerhard, Adelheid Natorp, dazu Alfred Volkmann, der mit sieben Personen seinen Aufenthalt in Suderode hatte und fast täglicher Gast war, endlich kam auch einmal noch Nathusius mit seinem ganzen Hausstande von zehn Personen dazu. Dabei Regen und winterliche Kälte und Schmalhans Küchenmeister.

Alfred wandelte als Großvater einher. Seine jüngste Tochter Fanny hat einen Professor Heidenheim in Breslau geheiratet, und diese beiden haben ein ungeheures Kind erzeugt, das sie „Lothar" nennen. Lothar war mit in Suderode und machte viel Angst, weil er zahnte. Trotz ungünstigem Wetter und häuslicher Überfüllung habe ich den alten Freund doch sehr genossen. Er war äußerst fidel und wissenschaftlich mitteilsam. Unmäßig konnte er über das neueste französische archäologische Werk „Livre des sauvages" lachen. Ein französischer Gelehrter hat nämlich eine bis dahin unbeachtete Handschrift gefunden, zu deren Veröffentlichung ihm der Kaiser 20000 Francs bewilligte. Das Werk erschien mit diplomatischer Genauigkeit in lauter Facsimiles abgedruckt und herrlich ausgestattet. Es enthält meist Federzeichnungen mit kurzen, in rätselhafter Sprache abgefaßten Texten. Die letzteren sind von einem gelehrten Abbé dechiffriert und weitläufig kommentiert. Es sollen nämlich Originalzeichnungen eines indianischen Priesters in Mexiko aus der vorkolumbischen Zeit sein, religiösen Inhaltes. Rezensionen machten das neu erschienene Werk bekannt, daher ein Deutscher, der nach Paris kam, es sich auf der Kaiserlichen Bibliothek zur Ansicht vorlegen ließ. Er fand — das Schmierheft eines deutschen Schuljungen voll Unfläterein. Zum Beispiel  mit der einfachen Unterschrift „pastenbrötzel"; der Abbé hatte dieses Bild als Repräsentation von Donner und Blitz erklärt. Ein anderes Bild mit der Unterschrift „worsd" hatte eine lange, sehr gelehrte Abhandlung, wenn ich nicht irre, von den Endausläufen der Ewigkeit in die Endlichkeit veranlaßt. Alfred hat das Werk bereits verschrieben, um es der Universitätsbibliothek in Halle zum

Die Tochter Bertha.

„Bertha hat eine wirklich unbeschreibliche Lieblichkeit und Grazie in ihrem Wesen; sie ist immer ernst und gehalten, hat dabei aber einen trockenen, sehr ergötzlichen Witz."
31. August 1851.

Die Tochter Elisabeth.

„Elisabeth ist eine stolze, herbe, witzig abweisende Natur. Sie hat eine Sicherheit des Benehmens mit der Welt, wie ich sie nie erlangen werde. Mit der Herzogin geht sie natürlich und vertraulich um, ganz unbefangen wie mit einer Tante, ohne doch je den Respekt zu vergessen." 20. Februar 1860.

Die Schloßterrasse in Ballenstedt.

Nach einem Aquarell von Anna v. Kügelgen.

„Unser Schloßgarten wird jetzt ganz neu angelegt. Die große Terrasse ist mit Pavillons verziert, die durch einen bedeckten Gang miteinander verbunden sind. Mitten auf der Terrasse ist ein schön geformtes Bassin entstanden mit einer Hebe, welche das Wasser aus einem Kruge in die Trinkschale gießt, aus der es dann ins Bassin strömt.“ 6. Sept. 1859.

Geschenk zu machen. Ich wollte doch nicht versäumen, Dich auf diese Novität aufmerksam zu machen.

*

Hoym, am 7. Nov. 1861. Ich wünschte, ich könnte Dir jetzt die alte vom Markgrafen Gero im 9. Jahrhundert erbaute romanische Abteikirche in Gernrode zeigen, die eben ganz so, wie sie war, auf herzogliche Kosten wiederhergestellt wird. Es ist unbegreiflich, wie diese Alten, denen wir so wenig Kenntnisse zuzutrauen geneigt sind, doch einen so überaus sublimen Geschmack haben konnten; dabei handelt es sich hier nur erst um die Vorläufer der vollendeten Gothik des 13. Jahrhunderts. Diese alten Kirchen sind versteinerte Psalmen. Von der Reformationszeit an hat man nicht mehr bauen können, auch die Katholiken nicht. Der Geist der alten Kirche war verraucht. Das Christentum war früher Tat und Leben und Genuß, dann wurde es Lehre und Wissenschaft und Begriff. In einer Kirche wie der Gernroder kann die Predigt zur Not wegfallen, weil die Steine predigen. Das Herz wird himmelan gerissen. Wir haben noch so eine Kirche, in Frohse, auch von Gero gebaut und von gleicher Schönheit. Aber der Protestantismus hat soviel Buden und Emporen hineingebaut, daß nicht mehr viel von den Säulen und Seitenschiffen zu sehen ist. Behalten wir Frieden und Ruhe, so soll auch dieses Juwel restauriert werden.

Wir haben herrliche Herbsttage gehabt. Einer der schönsten war der 23. October, Julchens Geburtstag. Um Gratulationen zu entgehen, pflegen wir an diesem Tage Landpartien zu machen. So zogen wir schon früh am Morgen aus nach dem Mägdesprung, unterwegs Steinpilze suchend. Draußen ward die Tafel im Freien gedeckt, dekoriert von den Waldbergen im buntesten Schmuck des Herbstes, dazu eine süße Bowle von jungem Moselwein und als Tafelmusik die Schläge der Eisenhämmer. Ein zahmer Rabe umhüpfte uns, und Julchen amüsierte sich königlich, wenn es ihm gelang, etwas zu stehlen; sie suchte es ihm sogar zu erleichtern. Was er erwischte, versteckte er in Erdlöcher, die er mit dem Schnabel aufwarf und mit Laub überdeckte. Endlich erhaschte er sogar meine Zigarrendose, und Benno und ich hatten uns fünf Minuten mit ihm herumzujagen, ehe wir sie zurückerlangten. Vom Mägdesprung pilgerten wir gemächlich durch den romantischsten Teil des Selketales bis auf den Meisenberg. Es war ein herrlicher Wechsel von Felsen und buntfarbigem Laube, von nächtlichen Schatten und grellstem Licht in den Bergen. Die Selke brauste und kochte an unserer Seite und die Wiesengründe leuchteten wie Smaragden. Seelenvergnügt waren auch die Hunde. Der arme Poll, jetzt stockblind, blieb zwar immer auf meinen Fersen, sprang mich aber doch bisweilen wedelnd an, seine Zufriedenheit bezeugend; seine Tochter aber, die kleine Ute, halb Dachs, halb Windspiel mit ungeheuren Fledermausohren, umjagte uns bellend in großen Kreisen, rollte sich vor Lust zu unseren Füßen und überschlug sich in freudiger Ekstase. Auf dem Meisenberg tranken wir den Kaffee im schönen Fürstensaale und sahen die Sonne

hinter dem Ramberg versinken, das Tal sich in Nacht kleiden. Der Mond leuchtete uns heim. Zu Hause wurden dann die Pilze verzehrt.

Hoym, 10. Nov. 1861. Vorgestern war ich nach Ballenstädt zum Hofball befohlen. Um 4 Uhr fuhr ich hier weg, und erst am anderen Morgen ½6 kam ich zurück. Solche Sachen werden mir jetzt schwer, obgleich ich keine Funktionen mehr dabei habe; aber über acht Stunden in der Nacht herumzustehen, von 7 abends bis ¼4 morgens, ist für einen alten Mann kein Vergnügen. Elisabeth freilich sah die Sache anders an und schwelgte in ungetrübtem Behagen. Das Beste bei solchen Hoffesten ist, daß man wenigstens seine Bekannten aus der Umgegend sieht und zwischen den Pausen des Orchesters eine Strophe mit ihnen plaudern kann. Graf Asseburg kam von der Krönung[1] und dem Berliner Einzug und konnte viel erzählen. Er sah mit seinem wilden Gesicht und seiner preußischen Oberhofjägermeister-Uniform, die dem Mittelalter entlehnt scheint, wie der gespenstische Graf von Hackelberg aus. Die preußischen Hof-Staats- und Militäruniformen sind unter dem vorigen Könige überaus glänzend geworden – vielleicht das letzte Aufflackern erbköniglichen Selbstgefühls und vornehmer Repräsentation.

Das alte Königsberg hat wohl eine prächtige Krönungsfeier gesehen. Aber der exzessive Jubel und die tiefe Rührung dabei sind schwer zu verstehen, da sich eigentlich nichts geändert hat. Das Ganze geschah, um der althergebrachten Huldigung der Stände zu entgehen, und der König sprach selbstherrliche Worte, worauf wahrscheinlich demokratische Wahlen antworten werden. Trotz aller mannhaften Reden geht es rasch bergunter. Doch Du willst ja nichts mehr von Politik hören, auch werde ich gleich zum Souper gerufen werden, um meinem armen Herrn Gesellschaft zu leisten. Er hat jetzt eine Angstperiode, fürchtet durch die Dielen zu brechen oder von den einstürzenden Wänden, die er schwanken zu sehen meint, erschlagen zu werden. Auch glaubt er sich von Feinden, namentlich von seinem Doktor, verfolgt, und so gibt es immer zu trösten und zu beruhigen. Es ist dies ein ganz neuer Zustand, der mich sehr besorgt macht.

Ballenstädt, 12. Nov. 1861. Da sitze ich wieder in meinem eigenen Hause, und Hoym ist überwunden. Der Mensch ist doch ein wunderlicher Geselle. Früher schien es mir wünschenswert, in einem Schlosse zu wohnen, an fürstlichen Tafeln von Silber zu speisen und in offener Kalesche mit vier Pferden einherzubrausen. Jetzt habe ich das alles in Hoym, und zwar als Herr und Gebieter, denn ich bevormunde meinen Herrn und leite die ganze Geschichte. Dennoch erscheint mir das alles nun ein Quark, ich verwünsche die Leckerbissen und Weine der Tafel, die Fahrten langweilen mich tödlich, und das große Schloß ödet mich an. Mit Wonne hingegen werde ich mich heute mit den Meinigen an meinen eigenen mageren Tisch setzen, und jeder Bissen wird mir herrlich munden.

Auf meinem Tische liegen zwei Bücher, auf die ich Dich aufmerksam machen möchte. Das erste: „Die Juden und der deutsche Staat. Berlin

[1] König Wilhelms in Königsberg am 18. Oktober 1861.

und Posen 1861" mit dem Motto: „Denn weil du dringst auf Recht, so sei gewiß, Recht soll dir werden, mehr als du verlangst", sehr geistreich und witzig, mit durchdringender Sachkenntnis, aber vom Standpunkt absoluten Unglaubens geschrieben. Die Kreuzzeitung erklärte, daß der Verfasser zu ihren Freunden nicht gehöre, und daß sie, obgleich er in ihrem politischen Interesse schreibe, sein Buch doch desavouiere. Die liberalen und Judenblätter suchen es totzuschweigen, doch wird es von jedermann verschlungen. Das andere: „Funken vom himmlischen Leuchter, von C. H. Spurgeon, übersetzt von Rehfuß. Ludwigsburg bei Riem" sind machtvolle, interessante Predigten, die ich nicht wieder aus der Hand legen möchte, was bei Predigten und mir viel sagen will. Der Verfasser, ein ganz junger, ungeschulter und unstudierter Mensch, ist der berühmteste Redner in England, der jeden Sonntag ein Publikum von 10—12000 Menschen in Londons größtem Konzertsaal (Kirchen reichen nicht aus) um sich versammelt. Mit achtzehn Jahren hat ihn die Londoner Baptistengemeinde schon zu ihrem Prediger gewählt. Er ist Demokrat vom reinsten Wasser, theologisch völlig roh und ungebildet, aber angehaucht von einem mächtigen Geiste. Daß diese Reden in England, wo wenig geistliche Bildung herrscht, den tiefsten Eindruck machen und die Leute sich massenhaft bekehren, begreift man, wenn man sie liest.

*

Hoym, am 1. April 1862. Daß ich auf Eure Briefe so lange nicht geantwortet habe, wuchtet auf dem Gewissen. Ich hätte Dir so gern auch einen guten schreiben mögen — aber, aber das Mögen macht es nicht. Ich bin schwach und so arm an Gedanken und Erlebnissen wie ein alter Mann, der ich ja auch bin, denn ich werde in diesem Jahre sechzig. Hätte es nicht gedacht, daß ich es bei meiner schwachen Leibesbeschaffenheit soweit bringen würde. Heute ist nun ein so sehnsüchtig schöner Morgen mit klarem Sonnenschein und Vogelkonzert, die Corneliuskirschen blühen unter meinem Fenster in derselben Vollkommenheit, wie wir sie im Gärtchen des Narrenhäuschens blühen sahen am Ende der Elbbrücke, wenn wir aus der Schule kamen. Da will ich, alter Zeiten gedenkend, mich aufraffen und Dir wenigstens kurz wieder einmal berichten.

Der Winter war gar schlecht — von Weihnachten an bin ich sehr elend gewesen und erst seit kurzem, bei der wärmeren Luft fange ich an, mich etwas zu erholen. Doch habe ich immer noch Pfeffer in der Kehle, wenig Stimme, wenig Atem und bin sehr matt. Ich werde in diesem Sommer etwas Ernstliches für meine Gesundheit tun müssen.

Ich habe jetzt viel gelesen, zuletzt Steins Leben. Es ist toll, daß unsere Liberalen sich immer auf ihn beziehen, mit denen er doch nichts gemein hatte, als daß ihm das Maul unter der Nase saß. Stein war ein alter Ritter und ein Christ. Es ist aber merkwürdig, daß die Monarchen zu solchen Charaktern nie Vertrauen fassen. Sie umgeben sich immer mit Mittelmännern und Schwätzern, die nach allen Seiten hin verderben. — Du Glücklicher, daß Du es vermagst, keine Zeitung zu lesen! Mir ist die

Verwicklung, in der wir verstrickt sind, so interessant, daß ich Notiz davon nehmen muß, namentlich was Preußen anbelangt, das doch der eigentliche Quirl für Deutschland ist.

Zu dem Besten, was ich je gelesen, gehört die deutsche Kaisergeschichte von Giesebrecht. Da sieht man, wie überall die Mission dem Staate vorausschreitet, und wie auf den Schultern kirchlicher Ordnung die staatliche Platz greift. Für mich ist dieses Werk auch deshalb von besonderem Interesse, weil die mächtigen und großartigen Gestalten der sächsischen und salischen Kaiser wesentlich hier in unserer Gegend fußten und beinahe alles, was sie taten, durch das Sachsenvolk bewirkten. Ich wollte, Du könntest Dir das Buch verschaffen. Es ist nicht tendenziös, nicht aus gewissen Gesichtspunkten geschrieben, sondern rein die Sache anschauend, wie eine naturgeschichtliche Arbeit.

Dann habe ich noch ein ganz reizendes Buch gelesen, das ich in dieser Zeit der Konfusion unter den Gläubigen nicht genug empfehlen kann: „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen". Es ist von dem Prediger Büchsel [dem späteren Generalsuperintendenten] in Berlin, der es jedoch anonym herausgegeben hat. Zu meiner Freude schwärmt mein Sohn Benno, soweit ein Melancholiko-Phlegmatikus schwärmen kann, für die in diesem Buche ausgesprochene Richtung. Benno steckt jetzt in seinen schriftlichen Arbeiten fürs Examen und wird am 1. Mai bei Nathusius in Neinstedt eine Hauslehrerstelle antreten. An die Examina der zukünftigen Söhne haben wir gar nicht gedacht, als wir heirateten, weil wir selbst damit verschont waren. Sonst wären wir beide, glaube ich, wie München sagte, „ehelitzig" geblieben. Auf so einem Jungen lasten wenigstens nur seine eigenen Examina, auf uns Alten aber die aller Söhne, was kaum erträglich ist. Gottlob, daß Gerhard wenigstens nun darüber hinweg ist!

*

Finn, am 11. Mai 1862[1]. Daß ich im Geiste bei Dir bin, mein alter lieber Bruder, siehst Du aus dem Datum. Möchte es nicht gelogen sein und mein Geburtstagsgruß am richtigen Tage eintreffen! Wo nicht, so nehme ich an, daß Du einen von den alten Briefen vorlangst, mit deren Wiederkäuen Du rührenderweise Deine Zeit verdirbst. Wunderlich, daß wir wohl Briefe an uns, aber nicht von uns wiederlesen mögen! Es gibt keinen größeren Schreck, als alte Briefe von sich selbst wieder zu Gesicht zu kriegen. Man lernt daraus, wie entschieden man sich haßt, wenn man sich selbst einmal als ein Anderer entgegentritt. Die Kirche stellt den Menschen als eine durch den Teufel verpfuschte göttliche Schöpfung dar; dabei steht einem der Verstand still. Wenn man aber ordentlich zusieht, so liegen allerdings solche Ungereimtheiten in uns zutage, daß der Verstand wieder flüssig wird. Es ist nur zu wahr, daß wir uns selbst über alles lieben, und ebenso wahr, daß wir uns selbst über alles hassen, so sehr, daß die uns

[1] Der Brief ist offenbar am 1. Mai in Hoym geschrieben und im Scherz nach Ort und Tag seines beabsichtigten Eintreffens datiert.

unerträglichsten Menschen gerade solche sind, in denen wir uns selbst wiedererkennen. Man kann keinen Vers daraus machen, und es reimt sich auch nichts auf Mensch.

Eben komme ich von der Ausfahrt mit dem Herzog zurück; ich kann mich nicht erinnern, die Felder im Frühjahr je so üppig und dicht bestaudet gesehen zu haben, obwohl alles mit der Säemaschine, also so sparsam wie möglich, gesät ist. Der Oberamtmann Behm versichert mir, daß er mit der Maschine die Hälfte der Aussaat spart. Es wird alles in Furchen gesät, sodaß man, wenn man will, dazwischen hacken kann. So findet man auf diesen Feldern kein Unkraut, keine Korn- und Radeblumen. Mir mißfällt das. Kein Sämann mehr, der mit seinem weißen Sack taktmäßig dahinschreitet, keine Kornblume mehr, die das Feld verschönt — die Pächter füllen ihre Taschen, aber der poetische Reiz schwindet.

Mein Aufenthalt in Hoym ist diesmal etwas trübselig, nicht nur, weil er sich durch die Krankheit eines Collegen aufs Doppelte verlängert (ich bin nun bald 14 Tage hier), sondern vornehmlich, weil mich eine Krankheit meines kleinen Hündchens Ute fast kindisch gemacht hat. Es hatte schon seit Wochen eine Wunde auf der Stirn, die immer größer ward. So nahm ich es von Ballenstädt mit heraus, um es vom hiesigen berühmten Tierarzt behandeln zu lassen. Aber die Wunde wurde trotz seiner Behandlung immer schlimmer. Nun denke Dir so einen kranken Hund im Zimmer, der, sich hier fremd fühlend, mir nicht von der Seite, kaum vom Schoße weichen wollte, natürlich ohne mich auch nicht ins Freie zu bringen war. Mußte ich das Zimmer verlassen, so ging es nicht anders, als daß ich ihm ein altes Kleidungsstück preisgab, auf dem er sich solange tröstete. Wenn ich das Tierchen früh um fünf in den Garten brachte und es sich dann sein blutiges Krönchen ganz still am tauigen Gras abwischte, oder auch, wenn es des Nachts in meinem Bette Trost suchen wollte und ich's hart anschnauzen mußte, damit es die Bettwäsche nicht blutig machte, dann waren mir oft die Tränen nahe. Die ganze Dienerschaft nahm teil an meiner Sorge, und jeder wußte Mittel, die alle der Reihe nach durchprobiert wurden, aber das Übel blieb im Wachsen. So faßte ich gestern den bitteren Entschluß, mein liebes Tierchen durch den Schäfer totschlagen zu lassen (die süßeste Todesart, wie man sagt), und wandte mich deshalb an den Oberamtmann Behm. Der muß ein Menschenkenner sein und, so gefühllos ich mich auch stellte, mich durchschaut haben, denn er gab sich den Anschein, als interessiere ihn der Fall aufs höchste, nahm mir den Hund weg und versprach, ihn selbst zu behandeln und womöglich zu heilen. Ich stahl mich fort und freute mich, nun wieder schlafen zu können. Aber siehe da, in der Nacht winselte ein Hündchen unter meinem Fenster; ich glaubte die Stimme zu erkennen und ging hinaus, um den braven Kleinen mit tausend Freuden wieder aufzunehmen; aber mit dem Lichtanzünden und Anziehen war viel Zeit vergangen, und als ich hinauskam, war der Hund verschwunden. Das peinigt mich nun vollends, und das Tierchen fehlt mir so sehr, daß ich ganz verödet bin.

Hoym, 2. Mai 1862. Als ich gestern nachmittag die übliche Promenade mit dem Herzoge durch den Park machte, sprang mich von hinten etwas an. Ich dachte, es wäre der Hund des Herzogs, der immer mitgeht, und sah mich gar nicht um. Bald aber erkannte ich meine kleine Ute, der Gefangenschaft entsprungen und außer sich vor Freude — und ich konnte mich des Tierchens nicht annehmen, denn ich war mit dem Herzog Arm in Arm zusammengekettet, und Seine Hoheit interessierte sich nicht im geringsten für den Fall. Nach beendigter Promenade sollte der Willkommen losgehen — aber das Hündchen war wieder spurlos verschwunden. Ich schickte nun zu Behm und erfuhr, daß dieser es auf einem Wirtschaftsgange hatte mitnehmen wollen, aber der Kleine war im Vorübergehen in den Schloßgarten entwischt und auch so glücklich gewesen, mich gleich anzutreffen. Behm war nachgeschlichen, und (wer weiß, wie er es angefangen) es war ihm geglückt, das Hündchen wieder wegzulocken; er ließ mir sagen, er habe es in sicherem Gewahrsam. Für mich war es eine bloße Geistererscheinung gewesen[1].

Heute früh ist mein Benno zum erstenmal in Reinstedt erwacht. Auch das macht mich weich, daß er sich nun vom Vaterhause gelöst hat, um in der Fremde das erste eigene Brot zu essen. Reinstedt liegt fast in Estland, da die Stecklenburg, zu der es gehörte, ein paar hundert Jahre im Besitz einer estländischen Familie von Oettingen gewesen ist. Ein Herr v. Oettingen, Rittmeister in schwedischen Diensten, hatte sich im Dreißigjährigen Kriege hier verheiratet. Sein, seiner Söhne und Töchter Bildnisse stehn noch in Holz geschnitzt in der Kirche, die Familie scheint sich aber weniger durch Schönheit als durch große Nasen ausgezeichnet zu haben. Die Stecklenburg liegt jetzt in Trümmern, obgleich sie in unserer Jugend wenigstens in den äußeren Umrissen noch dastand, der Turm sogar noch Knopf und Bedachung hatte. So schnell reitet der Tod. Das Studierzimmer des Pastors in Reinstedt ist noch mit in Gold gepreßten Ledertapeten bekleidet, die seine Vorgänger sich aus dem verlassenen Schlosse angeeignet haben. Benno hat dort herrliche Hilfsmittel, etwas zu lernen. Einen gelehrten Prinzipal, einen tüchtigen Pastor loci, eine immense Bibliothek und die große Anstalt für Verwahrloste; auch kann er reiten und fahren lernen, da Nathusius zwei Kutschpferde und zwei Ponys hält, welch letztere urkräftige Teufel sind und für den kleinen Benno gerade die rechte Größe haben.

Ich empfehle Dir noch Walter Scotts Leben von Ebert als interessantes Buch zum Zusammenlesen. Die Art der persönlichen Liebenswürdigkeit Scotts muß mit der unseres Vaters die größte Ähnlichkeit gehabt haben. Im übrigen ist er nicht mein Mann, weil ihm alle Gedankentiefe abgeht, kein meditatives Element in ihm ist, wie in Goethe, der ihn jedoch sehr hoch hielt wegen seiner reichhaltigen Stofferfindung.

Wenn diese Epistel keinen Schluß hat, so liegt das daran, daß man an Geburtstagen schwer auseinanderkommt. Aber damit sie doch einen

[1] Das Hündchen taucht in späteren Briefen wieder als noch lebend auf.

Schlußpunkt habe, fiel ich beim Schreiben durch eine unbegreifliche Fügung vom Reitstuhl, daher die Kleckse.

*

Ballenstädt, am 16. Sept. 1862. Dein lieber Brief liegt vor mir und sieht mich so fragend an, als wollte er sagen: willst nicht endlich bald anfangen? Ja, anfangen wollen wir, lieber Bruderbrief, aber schreiben werde ich wohl nur in Absätzen können. Ich bin krank, ein bösartiger chronischer Katarrh hindert mich an Allem, leider auch am Schlafen. Wenn er bleibend würde, müßte ich meinen Abschied nehmen, da ich schon so, wie ich vordem war, meinen Dienst kaum noch versehen konnte. Ja mein alter Gerhard, unsere Lebenswege werden immer dunkler – ich werde es lernen müssen, im Finsteren zu wandeln. Würde man wenigstens durch das liebe Kreuz innerlich reicher! Mir will es jedoch scheinen: wenn es einem im Äußeren wohlgeht, hält man sich auch innerlich für wohlhabend, wenn aber die äußeren Stützen brechen, dann zeigt sich's, daß man arm und nackt ist. Doch da hilft kein Heulen.

An unserem Hofe sieht es jetzt folgendermaßen aus: die Hofdame hat Tag und Nacht Gesichtsschmerzen und ist wenig zu brauchen, der Hofmarschall Kutteroff leidet an einem bösartigen Blasenübel, das ihn ab und zu auf vier bis sechs Wochen umschmeißt, der College Hellfeld liegt fest darnieder an Podagra, Cramer ist stockraub, und ich ohne Atem und immer erkältet. Du wirst finden, daß mit solchem Hofstaat wenig Staat zu machen ist. Wenn die Herzogin uns alle auf einmal strangulieren ließe, so machte sie das beste Geschäft. Nur daß sie dann – sagt Julchen – mit einem schlechten Gewissen dasitzen würde. Es ist aber sehr die Frage, ob ein schlechtes Gewissen bei soviel Zerstreuung nicht leichter zu ertragen wäre als ein Heer von schlechten Kammerherren. In vier Wochen kommt nun ein neuer, ein Herr v. Welck[1] aus Sachsen, der einen tüchtigen sächsischen Stiebel spricht. Es wird ihm wohl viel Arbeit zufallen.

Ballenstädt, 28. Sept. 1862. Heute bin ich zu verschiedenen Malen von zwei Ärzten auskultiert, d. h. aufs zärtlichste behandelt worden, indem sie meine Brust fest an ihre Dickköpfe preßten. Nicht brust-wassersüchtig, sondern brust-luftsüchtig soll ich sein, d. h. an einem völlig ausgebildeten Emphysem leiden. Dagegen soll nichts zu tun sein, als Katarrhe, die lebensgefährlich werden können, zu vermeiden.

Meine Badereise hat auch gar nichts geholfen. Als Kur verunglückte sie gänzlich, da ich nicht baden, sondern mich nur erkälten durfte. Aber angenehme Zerstreuung, deren wir Menschenkinder ja auch bedürfen, brachte diese Reise in Fülle, und die Seele sättigte sich mit lieblichen und gewaltigen Bildern, an denen lange zu zehren ist. Den größten Teil meiner Nächte habe ich seitdem wachend und halbwach im Bett, auf Sophas und Stühlen zugebracht, immer umgaukelt von der Erinnerung an jene Herrlichkeiten. Das majestätische Heranrollen der gewaltigen Brandungswellen der Nordsee hat mir einen unverlöschlichen, mich immer wieder

[1] Kurt Frhr. v. Welck (1822—96).

erhebenden Eindruck hinterlassen. Leider kann man dergleichen nicht malen, weil Lebensgröße, Bewegung und Donner dazu gehören.

Hoym, 9. Oct. 1862. Ein herrlicher Herbstmorgen, helle Sonne, funkelnder Tau; langsam wirbeln in stiller Luft die Blättchen von den Akazien vor meinem Fenster, in vergangener Nacht von gelindem Frost abgebissen. Draußen wird das Portal des Schlosses bekränzt und dekoriert mit Guirlanden und Topfgewächsen, denn wir feiern den Geburtstag der Herzogin und erwarten sie hier zur Tafel. Gott erhalte sie noch lange dem Lande, das sie musterhaft regiert! Hat sie auch jetzt nur Stank für Dank wegen der revolutionären Aufregung in allen Köpfen — wenn sie einmal weg ist, wird man merken, wie großen Segen Gott durch sie gegeben. Alle humanen und wahrhaft heilsamen Forderungen der Neuzeit sind bei uns vollständig erfüllt, und wenn dies zunächst auch Schätzells richtigem Urteil und seiner Tatkraft beizumessen ist, so kann doch der tüchtigste Minister nichts effektuieren, wenn der Fürst nicht hinter ihm steht.

Ob wir noch längere Zeit so fortbestehen werden, wird nach menschlichem Ermessen davon abhängen, ob es gelingen wird, die Demokratie in Preußen zu bewältigen oder nicht. Ich wage es kaum mehr zu hoffen, da der Krebs, vier Jahre lang von der Regierung gepflegt, dort schon tief um sich gefressen hat. Kann sich das Ministerium Bismarck[1], das aus trefflichen und ehrenhaften Männern zusammengesetzt ist, nicht zu einer Art von Contrerevolution entschließen, so gebe ich alle Hoffnung auf, und dann sind auch wir verloren, weil Preußen dann (ebenso wie in Hessen) auch bei uns intervenieren, wenn nicht nach nationalvereinlichen Gelüsten uns gar verschlingen würde. Es ist aber doch merkwürdig. Vor vier Jahren trat die neue Ära ins Leben, stieß in die liberale Posaune und jagte das Ministerium Manteuffel als „zu extrem" zum Teufel — und jetzt sieht man sich genötigt, zu einem Ministerium Bismarck zu greifen, das sehr viel konservativer ist, als Manteuffel je geträumt hat. Warum? Weil die Liberalen nicht mehr vor dem Riß stehen wollen und weil demokratische Minister so lange unmöglich sind, als der König noch Lust hat, seinen Thron zu bewahren.

Couvert: Nun kommt der Winter, den ich für meinen Zustand fürchte. Aber mit ihm kommt Deine Schreibkraft, darauf freue ich mich.

*

Ballenstädt, am 14. Oct. 1862. Bitteres Leid ist über uns gekommen, seitdem ich vor wenigen Tagen, am 9., den Brief an Dich abschickte. Am selben Abend war zur Feier des Geburtstages der Herzogin Hofball, an dem auch Elisabeth und meine Frau teilnahmen. Am anderen Morgen fühlte ich in meiner Hoymer Einsamkeit das dringende Verlangen, für meine Tochter Elisabeth zu beten, und tat dies auf meinen Knien. Kaum eine Stunde darauf kam ganz überraschend College Hellfeld. Er brachte schauderhafte Kunde. Die Meinigen waren nachts 2 Uhr vom Ball nach

[1] Am 23. Sept. 1862 wurde Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt.

Hause gekommen. Elisabeth hatte meiner Frau noch etwas aus dem Staat geholfen und ging dann allein in die obere Etage, um sich dort zu entkleiden. Dabei mag sie dem Lichte zu nahe gekommen sein. Auf einmal bemerkte sie im Spiegel, daß ihr Kranz brennt. Sie reißt ihn herunter, das Kleid fängt Feuer. Sie läuft ins Schlafzimmer, um ein Kissen zu ergreifen und die Flamme auszudrücken – dies mißlingt. Sie will schreien – kann nicht. Da rennt sie nach der Treppe, und hier endlich gelingt der Schrei. Meine Frau hört dies unten, denkt an Raub und Mord und stürzt hinaus dem Kinde zu Hilfe, desgleichen Anna, die, selbst krank, im bloßen Hemde aus dem Bett gesprungen – da steht Elisabeth auf der obersten Stufe wie eine Feuersäule. Sie werfen sich beide auf sie, reißen sie zu Boden, erdrücken das Feuer und streichen es mit ihren Händen aus. Der Arzt war sogleich zur Hand samt seiner Frau. Beide blieben die ganze Nacht, und als der Tag kam, ward Hellfeld zu mir geschickt, mich abzulösen.

O welch ein Jammer, als ich nun ins Haus kam! Anna mit dick verbundenen Händen kam mir zuerst entgegen, dann meine Frau ebenfalls mit großen Brandblasen. Oben lag Elisabeth in ihrem Bett lang ausgestreckt, von Kopf bis zu Füßen in Watte gewickelt wie eine Mumie, unbeweglich, sehr kurzatmig. Obwohl sie kaum sprechen konnte, bat sie mich um Verzeihung, daß sie uns durch ihre Unvorsichtigkeit solchen Schrecken gemacht, und dankte sie Gott, daß sie wenigstens nicht so vom Balle weg vor Gottes Richterstuhl gefordert worden sei. Seitdem liegt das sonst so muntere und leicht ungeduldige Mädchen so still und geduldig wie ein Lamm da unter Höllenschmerzen, immer dankbar für jeden Dienst – ich kann nicht weiter ...

Ballenstädt, 16. Oct. 1862. Das war gestern ein rechter Angsttag. In der Nacht hatten sich bedenkliche Symptome (Schüttelfrost) eingestellt und wurde Starrkrampf befürchtet, der aber glücklicherweise nicht eintrat. Ich war wie Wachs im Glutofen und fast unfähig zu Hilfeleistungen. Dabei die unerhörte Teilnahme des ganzen Ortes, die einen doppelt ängstigt, mein Haus wie ein Jahrmarkt, durchlaufen von den höchsten Herrschaften bis zu den Schneiderinnen und Waschfrauen! Blumensendungen, Früchte, Suppen, Leinwand, Charpie von allen Seiten. Gegen Abend trat mehr Ruhe ein, und Benno kam zum Trost von Neinstedt, die Nacht zu wachen. Heute morgen, Gott sei Dank, bessere Nachricht, der Arzt (Dr. Ziegler) macht zum ersten Male Hoffnung.

So gewinnt man wieder Kraft. Ich muß gestehen, wenn ich dies Kind auf so fürchterliche Weise verlieren sollte, ich weiß nicht, wie ich's und wie meine Frau es ertragen sollten. Aber, Gott sei Dank, wir haben nun wieder Hoffnung, haben auch alle erdenkliche Hilfe im Hause, indem die Herzogin uns eine Diakonisse aus Bethanien hat kommen lassen, die wie ein guter Engel zu uns eingetreten ist. Der Arzt ist ganz vortrefflich und opfert uns fast seine ganze übrige Praxis, er ist meistens bei uns, versichernd, er habe zu Hause keine Ruhe. Der Verband allein dauert jeden Morgen vier bis fünf Stunden. Der eigentliche Angstteil ist der Rücken,

der ganz verbrannt ist und auf dem das arme Kind doch liegen muß, daher er gar nicht heilen will. Bei der unendlichen Schwierigkeit, die Kranke zu heben, kann sie nur einmal verbunden werden, und dreimal wäre es nötig, da die Eiterung schon eintritt. Um das Heben zu erleichtern, ist oben eine Maschine angebracht, durch welche Elisabeth in einer schmalen Hängematte, die ihr unter der Mitte des Leibes durchgezogen wird, in die Höhe gewunden werden kann. Elisabeth ist gänzlich unbeweglich, kann kein Glied rühren und verträgt auch keine Berührung. Beim Verbinden muß sie ja angefaßt werden, dann zuckt ihr der Schmerz durch alle Glieder, sie ist danach ein paar Stunden wie tot. Niemand kann ermessen, wie schmerzlich eine Pflege ist, die doch keine Erleichterung verschafft. Könnte man ihr einmal die Hand geben, den Kopf stützen, sie auf die andere Seite legen, so könnte man ihr doch eine kleine Liebe erweisen. So aber kann man nur die Fliegen abwehren und ihr etwas Wasser, ein bißchen Suppe einflößen oder eine Erdbeere in den Mund stecken, das ist alles.

Anna hatte sich mehrere Tage aufrecht erhalten, um zu helfen, so gut sie es konnte mit ihren dickverbundenen Händen. Endlich fiel sie ohnmächtig um. Da entdeckte die Diakonisse, daß ihr das rechte Bein vom Fuß bis zum Knie ebenfalls tief verbrannt war, was sie uns verschwiegen. Sie hat tiefere Wunden als Elisabeth und ist nur insofern besser daran, als die Brandfläche viel kleiner ist. Sie liegt jetzt ganz fest, fiebert und weint aus Angegriffenheit der Nerven immer um die Schwester. Dies Kind ist unbeschreiblich rührend in seiner Selbstvergessenheit. Auch Benno ist rührend in seiner Sorge um die Schwester. Eine um die andere Nacht findet er sich ganz still ein zur Nachtwache — und morgens in aller Frühe ist er dann wieder verschwunden, um 1¾ Meilen von uns in Reinstedt seine Zöglinge zu unterrichten.

Ballenstädt, 19. Oct. 1862. Welche Angsthölle wir durchgangen sind in den letzten Tagen, ist nicht zu sagen. Heute benutze ich einen Moment, wo wir nach einer relativ guten Nacht wieder einige Hoffnung fassen, um diesen Brief womöglich zu schließen. Von etwas anderem als unserer Lage kann ich freilich nicht schreiben. Ich habe eben keinen anderen Gedanken als meine beiden verbrannten Töchter.

Unser Haus gleicht einem Lazarett. Die ganze obere Etage ist eine einzige Krankenstube. Elisabeth haben wir gestern in das große Wohnzimmer gebracht, Anna liegt am anderen Ende im sogenannten Museum[1]. Alle Türen sind offen bis in mein Zimmer, wo die Pflaster bereitet werden und diejenige Person wacht, die der Schwester Amalie zur Hand geht. Dieser ganze Raum (sechs Zimmer) ist mit Eitergeruch erfüllt, der durch Chlor und Essig wohl für die Pfleger, weniger für die Kranken gemäßigt und erträglich gemacht wird. Meine Frau trotzt bis jetzt mit großer Tapferkeit allen Anstrengungen. Den ganzen Tag über kommen und gehen die Besuche der teilnehmenden Freunde, die uns mit Liebesgaben überschütten, leider auch mit Tränen. Jedermann will hilfreiche Dienste leisten,

[1] Vgl. die Skizze der Wohnung auf S. 388.

doch können nur diejenigen gebraucht werden, die gleich von Anfang da waren, die gute Pickels als nächtliche Pflegerin, bei Tage die Doktorin Valentiner, die zufällig bei uns zu Besuch ist, und eine alte siebzigjährige Geheimrätin v. Kersten, welche treulich jeden Morgen zum Verbinden kommt und rüstig Hand anlegt.

Unsere beste, unersetzliche Hilfe ist die Diakonisse. Sie heißt „Schwester Amalie", wer sie sonst ist, wissen wir nicht, sie kann ebensogut eine Reichsgräfin als von niederem Stande sein. Im ganzen Hause wird sie „Schwester" genannt und so, wie eine Schwester, als wenn sie zur Familie gehörte, hat sie sich von der ersten Stunde an gezeigt. Stets so reinlich wie aus dem Ei geschält, ist sie in ihrer einfachen, doch edelen, nonnenartigen Tracht mit frischer Gesichtsfarbe und schönen Zügen auch äußerlich eine überaus wohltuende Erscheinung. Sie ist unermüdlich, gänzlich anspruchslos, heiter, freundlich, behaglich, den beiden kranken Kindern unbeschreiblich angenehm. Wenn es abends, so nach 9 Uhr, still im Hause wird, betet sie sie zur Ruhe. Bei aller Liebe und Teilnahme und Hilfeleistung der Freunde, bei aller rastlosen Tätigkeit des Arztes, der uns seine ganze Zeit widmet, würden wir doch verloren sein ohne diese treue Schwester. Bethanien gibt sonst eigentlich keine Diakonissen in Privathäuser ab, nur auf die Bitte der Herzogin hin ist dies durch die Königin für uns möglich geworden. Ich habe unbeschreiblichen Respekt vor diesen Mädchen, die mit völliger Dahingabe aller Lebensbehaglichkeit und jeder Weltfreude aus Liebe zu ihrem Herrn sich entschlossen haben, alle ihre Tage und Nächte der Krankenpflege, diesem schwersten aller Berufe, hinzuopfern.

Ach, lieber Bruder, so ein armes, geliebtes Kind in solcher Qual zu sehen, übersteigt alle Begriffe. Möchte doch Gott noch einmal ein Wunder tun für mein Alter, wie er es zu verschiedenen Malen für meine Jugend getan hat! Auch im Fall glücklichen Verlaufs werden wir doch immer noch wenigstens vier Wochen zwischen Tod und Leben schweben. Betet Ihr mit uns, daß Gott unsere Herzen stille machen und — so es sein heiliger Wille zuläßt — uns unser liebes Kind erhalten wolle. Du, lieber Gerhard, laß in Deiner Antwort keine zu große Besorgnis durchblicken, was Julchen zu sehr ängstigen würde, der Gott die schwere Gefahr verschleiert zu haben scheint.

*

Ballenstädt, am 31. Oct. 1862. Heute treten wir in die vierte Woche, und noch lebt unser Kind. In dieser Woche wird es sich — nach Wilms — entscheiden, ob wir unsere Elisabeth behalten. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben, daß die Herzogin den Dr. Wilms[1], einen unserer bedeutendsten Wundärzte, von Bethanien kommen ließ. Wir haben schwere Zeiten durchlebt, Angsttage, da das Herz unablässig zu Gott schrie; aber der Herr war auch mit seinem Trost nicht fern, den er namentlich dem armen Kinde zuteil werden ließ. Ich habe wieder einmal so recht erkannt, was das Christentum zu bedeuten hat, dessen Kräfte nun auch bei unserer Elisabeth Eingang finden. Das arme Kind leidet Höllenschmerzen, doch sagte sie

[1] Der spätere Generalarzt Rob. Friedr. Wilms (1824—80).

mir neulich, als ich an ihrem Bette saß, mit ihrer schwachen atemlosen Stimme: „Wenn ich — denke — daß ich nun auch — meinen Heiland gefunden habe — so fühle ich meine Schmerzen kaum.“ Sie hat eine hohe innerliche Freude, daß Gottes Gnade, wenn auch durch Verwundung des Leibes bis zum Tode, ihre Seele geheilt hat und ihr eine Befriedigung gewährt, von der sie früher keine Ahnung hatte, und die sie deshalb auch an anderen, namentlich an ihrer Schwester, nicht recht verstehen konnte.

Abends. Soeben komme ich vom Meiseberg. Einen Tag um den anderen fährt mich jetzt entweder der junge Salmuth oder Kutteroff spazieren, weil ich wegen eines Rheumatismus im Bein nicht recht fortkommen kann und doch an die Luft soll. Salmuth ist mein politischer Freund, liest für mich die Zeitungen und teilt mir dann das Wichtigste mit. In Preußen geht es mit der Reaktion jetzt gut vorwärts und, wie es scheint, schwenkt auch die öffentliche Meinung ein. Sie ist ja gewöhnlich auf der Seite, welche Kraft und Macht entfaltet. Schon war der Landtag ein Convent geworden, und noch ein Jahr so fortgewirtschaftet, so hätte die Krone im Dreck gelegen. Jetzt kommt es vorzüglich darauf an, den Kronprinzen [den späteren Kaiser Friedrich] zu gewinnen, der sich immer noch in liberalen und nationalvereinlichen Ideen wiegt und gar nicht bemerkt hat, wie nahe ihm das Messer an der Kehle saß. Glückt dies nicht, so haben wir mit dem nächsten Regierungswechsel wieder eine „neue Ära“, vor der uns Gott in Gnaden behüten wolle. Es kostet mich übrigens jetzt einige Anstrengung, von der Politik Notiz zu nehmen, da ich nur den einen Gedanken habe: Elisabeth!

Ballenstädt, 6. Nov. 1862. Wir haben wieder schwere Tage durchlebt, starkes Fieber und andere Schrecken, doch sind Arzt und Diakonisse voll Zuversicht. Elisabeth liegt da wie eine Leiche, lang hingestreckt und völlig unbeweglich fast seit vier Wochen. Es ist ein Anblick, daß sich einem das Herz im Leibe umdreht — kein Glied rühren, den Kopf um keinen Finger breit weder heben noch wenden zu können, keinen Atem und beständige Schmerzen am ganzen Leibe. Doch leidet das gute Kind mit einer wahren Lammesgeduld, und wenn sie einmal aufschreit beim Verbinden, bittet sie den Arzt und die Diakonisse aufs rührendste um Vergebung, daß sie es ihnen erschwere. Die Diakonisse ist der gute Engel im Hause. Immer getrost und freudig, geschickt zu allem und unermüdlich pflegt sie mit warmer Liebe Leib und Seele ihrer Patientin, mit der sie sich aufs innigste befreundet hat. Wunderbar! Aus unserer verderbten, glaubenslosen Zeit schießen diese Schwesternhäuser wie Paradiesesblüten auf. Das protestantische Deutschland zählt immerhin schon 1200 barmherzige Schwestern, obgleich kaum der dritte Teil der sich Meldenden als qualifiziert aufgenommen werden kann. Die Schwestern jeder Anstalt stimmen darüber ab, ob sie eine Novize in ihren Orden aufnehmen wollen oder nicht; so kommen unlautere und ungeschickte Elemente nicht hinein. Der Zusammenhang und die Liebe aller zueinander ist wahrhaft rührend und erbaulich. An der Oberin, einer Gräfin Stolberg (Tochter des Grafen

Anton), hängen sie wie an einer leiblichen Mutter; auch kann eine solche nicht zärtlicher an eine leibliche Tochter schreiben, als diese es an unsere Schwester Amalie tut. Ich glaube, daß heutzutage solche Schwesternhäuser die größte Wohltat sind, die Fürsten ihrem Volke erweisen können.

Ballenstädt, 8. Nov. 1862. Soeben Dein und Helenens teilnehmende Briefe. Gott segne Euch für Eure Liebe! Ach mein lieber Bruder, die letzten Tage waren so schlecht, daß ich kaum noch ein Fünkchen Hoffnung habe. Ja, ich muß jetzt beten: Herr, errette oder mach ein Ende! — Eben kam Ziegler herein und bat mich, Wilms noch einmal kommen zu lassen. Ich habe gleich telegraphiert und erwarte in einer Stunde die Antwort. Daran knüpft sich wieder etwas Hoffnung. Ich kann die Buchstaben kaum erkennen durch die Tränen, und doch ist es mir tröstlich, gegen meinen besten Freund auf Erden klagen zu können. Was dieser Verlust mir wäre, kann ich gar nicht aussprechen. Auf diesen Brief wird schnell ein anderer folgen mit der Nachricht der Entscheidung.

*

Ballenstädt, am 19. Nov. 1862. Soeben las uns Adolph Eure Briefe zu meinem Geburtstage vor; ach in welchem Trauerzirkel! Geliebter Bruder! Am 17. morgens ist unsere liebliche Elisabeth heimgegangen in die Arme der ewigen Liebe. Um 1 Uhr ließ die Diakonisse mich rufen, Elisabeth habe nach mir verlangt. Als ich zu ihr kam, sah sie mich groß an. Ich setzte mich zu ihren Häupten, legte die Hand auf ihre Stirn und sagte ihr, ich würde die Nacht nicht von ihr weichen. „Herzensvaterchen!" Das war das einzige, was sie noch sprach. Sie schlief dann ein, der Atem ging immer schwerer, gegen ½5 stockte er.

Ich ging zu meiner Frau, die bis dahin der festen Zuversicht gelebt hatte, daß Gott ihre Gebete erhört habe und ihr Kind retten werde. Bis zu diesem Augenblick hatte sie all ihre Kraft und Frische behalten — nun brach sie völlig zusammen. Ihr Lebensglück hing an diesem Kinde, das der Schmuck und die Freude ihres Lebens war. Sie kann diesen Verlust nicht begreifen, stiert in ein leeres Leben, und ich stehe vor ihr, mit der äußersten Besorgnis, daß ihr das Herz bricht, des meinigen selbst kaum mächtig. Nachts liegen wir zusammen Hand in Hand, an Schlafen ist kaum zu denken. „O, mein allerliebstes Kindchen", das ist fast das einzige, was sie spricht. Ich weiß nicht — ich glaube, ich könnte es nicht ertragen, sie jetzt auch noch zu verlieren. Anna sieht aus wie ein seliger Schatten. Sie wendet alle Kraft an, die Gott ihr schenkt, und steht dem Hauswesen vor — aber sie ist ja selbst noch krank. Gott erhalte sie uns! Benno ist hier, auch Adolph, der gestern morgen kam. Die Kinder sind prächtig, umringen und umgeben die Mutter mit Zärtlichkeit und Liebe.

O Gerhard — welch ein Leben! Es ist eine furchtbare Zeit — doch auch gnadenreich. Mit welcher Innigkeit sich unsere Elisabeth an unseren Heiland angeschlossen, ist nicht zu sagen; ihr nach blickt der ganze Freundeskreis nach oben. Es ist eine Weckstimme durch Ballenstädt erschollen vom Himmel her. Elisabeth ist auch für ihre Freundinnen mit gestorben. Selbst

die steinalten Barduas sind davon angetan und wenden sich zu Christo dem Erlöser.

Ich sitze hier im Kreise der weinenden Familie. Es ist ein kleines Unterzimmer, wo wir alle beieinander stecken. Besuche gehen ein und aus. Prinzeß Louise sitzt vor- und nachmittags stundenlang bei uns wie eine Schwester, selbst gestern an ihrem Geburtstag. Die alte Herzogin von Holstein sendet Speisen für das ganze Haus, sogar für die Leute. Gott segne alle unsere Freunde und Nachbarn für ihre Liebe! Nachbar Brinckmeier[1] nimmt mir die ganze Begräbnissorge ab. Übermorgen nachmittag soll die Beerdigung sein. Heute ist die Sonne durchgebrochen, nachdem fast die ganze Krankheitszeit hindurch ein dicker, undurchdringlicher Nebel auf uns lag. Details vom Sterbelager kann ich noch nicht geben — ich bin dazu noch zu wund, begreife eigentlich nicht, daß ich noch lebe. Gott halte seine Hand über Euch alle, Ihr so einzig und unbeschreiblich geliebten Menschen und Geschwister!

Euer alter gebrochener Bruder.

*

Ballenstädt, am 12. Dec. 1862. Gott wolle Euch segnen für Eure teilnehmende große Liebe, die so sehr wohl tut! Ja, mein lieber Gerhard, wohl ist es ein Jammer, daß Du nicht zu mir kommen kannst; ich sehne mich danach, mein Herz ganz auszuschütten, was mir eben nur gegen Dich möglich wäre. Gott der Herr hat uns aber beide angepflockt. So ist es doch wenigstens ein Gnadengeschenk, daß Du noch unter den Lebendigen bist, und wir uns wenigstens schreiben können. Wie danke ich Gott für Dich!

Jetzt mußt Du es schon leiden, daß ich Dir noch von meinem Töchterchen erzähle, deren Bild mich nicht verläßt, wie sie so daliegt auf ihrem Marterbett, nicht der geringsten Bewegung mächtig, nur ab und zu verzieht sich die schöne Stirn zum Weinen — aber Tränen fehlen schon seit langer Zeit. „Mein herzliches Vaterchen!“ sagt sie mit dem Ausdruck wehmütiger Zärtlichkeit — und ich kann ihr nicht helfen! Als Julchen und ich die erste Nacht bei ihr wachten, sprach sie viel in Phantasien. Da sagte sie langsam in ihrer Weise und mit der süßesten Stimme: „Nehmt bitte — doch das große Tuch weg — das große schwarze Tuch!“ — „Da ist kein Tuch.“ — „O ja, Papa! Da über mir an den vier schwarzen Spießen — der große Vorhang, sieh doch nur hin — da ist er ja. Bitte, nimm ihn doch weg — er benimmt den Atem.“ Ich dachte an den Baldachin, der hier bei Leichenbestattungen an vier Stangen über dem Sarge schwebt, und es ging mir durchs Herz.

Dann wieder sagte sie: „Laßt es nur liegen — wir wollen es nicht fertig machen — das Schreckenskleid — wenn eines stirbt — das mag es tragen.“ Sie hatte die Tage vorher mit großem Fleiß und noch größerer Unlust an ihrem Ballkleide genäht. Einer Freundin, die verreiste, hatte sie gesagt:

[1] Prof. Dr. Carl Brinckmeier (1820—A), Begründer der Ballenstedter höheren Schulen.

„Du bist glücklich, daß Du nicht auf den Ball brauchst!" Sie war überhaupt den beginnenden Winterfreuden mit Grausen entgegengegangen, wiederholentlich klagend, daß nun das Putzen wieder angehe. Als ich an ihrem Krankenlager mit der Schwester Amalie einmal vom Tanzen sprach, sagte sie: „Gottlob, das ist vorbei." Ach, es war mehr vorbei, das ganze Erdenleben. Davon hatte ich seit jener Vision die sichere, nur momentan durch einzelne Hoffnungsstrahlen unterbrochene Ahnung, die mich in namenloser Angst und Unruhe umtrieb. Ich konnte nur wenig um die Kranke sein, weil ich fürchtete, die Fassung zu verlieren, und keine Besorgnis zeigen wollte. Ich meinte, Elisabeth dächte nicht an ihr nahes Ende, und ich wollte ihr die Aussicht auf Genesung nicht trüben. O wie irrte ich mich! Nachher erfuhr ich von der Diakonisse, wie sicher mein Kind den Tod erwartet hat.

Am letzten Abend saß ich lange bei ihr, sie phantasierte viel, doch kannte sie mich immer und hörte auf meine Zureden. Als sie ruhiger und klarer wurde, betete ich ihr das alte Lutherlied vor: „Aus tiefer Not". Ich küßte sie dann auf die Stirn und segnete sie. Der Schwester sagte ich, wenn die Kranke nach mir verlange in der Nacht, mich auch nur nenne, mit oder ohne Phantasie, so wolle ich gleich gerufen sein. So ging ich zu Bett. Im Krankenzimmer wachten die Schwester und eine Wartefrau. Julchen war vom Doktor überredet worden, sich niederzulegen. Etwa um 1 Uhr ward ich gerufen. „Nun ist der Papa da", sagte die Schwester bei meinem Eintritt. Ich trat ans Bett. „Herzensvaterchen!" Das klang wie ein Scheidegruß, es war das letzte Wort, das Elisabeth gesprochen hat. Ich setzte mich zu ihren Häupten, legte ihr die Hand auf die Stirne und sagte, ich würde bei ihr bleiben; noch näher sei ihr unser lieber Heiland und halte sie fest umfangen in seinen Liebesarmen. Elisabeth atmete kurz und schnell und schien sehr unruhig. Ich betete still. Die Schwester flößte der Kranken von Zeit zu Zeit etwas Wasser ein, die Wartefrau hatte sie weggeschickt. Nach etwa einer Stunde schrie mein armes Kind laut auf. Ich berührte ihre Stirn und sprach den Segen. Darauf schien sie einzuschlafen, atmete tief und schwer in langen Zügen. Ich frug die Schwester leise, ob das ein natürlicher Schlaf sei. Sie sagte: „Nein!" — „Hat Ziegler das vorausgesehen?" — „Ja, diese Nacht oder morgen früh."

Da kam von oben her eine wunderbare Stärke und Freudigkeit über mich, es sang fortwährend etwas in meinem Innern: „Warum sollt ich mich denn grämen?" Die Verse traten plötzlich mit großer Lebendigkeit in mein Gedächtnis, und immer wieder von neuem sang ich sie in meinem Geist, hatte Trost und Erquickung daran. Unterdessen ward der Atem meines Kindes immer tiefer, ruhiger und etwas rasselnd. „Nun wird Gott der Herr bald kommen!" sagte die Schwester. Ich sprach mit leiser Stimme noch einmal den Segen, indem ich das Zeichen des Kreuzes über Haupt und Brust meines Kindes machte. Dann sang es wieder in meinem Herzen: „Herr, mein Hirt, Brunn' aller Freuden ..." Es war, als faßte ich meinen Heiland bei der Hand, und ich war stark in seiner Kraft. Nach

4 Uhr hörte der Atem auf, wie abgeschnitten. Kein Zucken in dem schönen ruhigen Gesicht. Mein allerliebstes Kind war tot.

Eine Stunde noch blieb ich mit der Schwester in stillem Gebet. Dann kam das Schwerste: ich ging zu Julchen, die ich halb angekleidet auf dem Sopha fand. Sie sah mich mit großen Augen an: „Es ist doch nichts vorgefallen?" Ich brach in Tränen aus, zog sie an mein Herz und sagte: „Unser Kind hat Frieden!" Nun folgte eine Szene, die ich nicht beschreiben kann, Julchen brach zusammen wie ein geknicktes Rohr. Sie hatte bis dahin fest an Wiedergenesung geglaubt. O Gott, was liebt doch ein Mutterherz so tief!

Nun schreibe ich noch ein paar Sätze ab aus einem Briefe der Schwester Amalie an Anna:

> Ich bin zerknirscht und zermalmt, wenn ich an Elisabeths tiefe, demütige Beugung unter Gottes gewaltige Hand denke. Wie war ich oft in den Staub geworfen an ihrem Krankenbett, wenn ich ihre Glaubensfreudigkeit sah. Besonders rührend war sie in den letzten acht Tagen, wo sie das nahe Abscheiden voraussah. Da faßte sie ihren Herrn mit stürmischer Liebe. In kindlich rührender Weise bat sie ihn um Geduld bis zum letzten Stündlein. „Ach, komm doch bald, mein Heiland, erhöre mich doch, hole mich zu dir und erlöse mich aus meiner Qual — ach Herr, erbarme dich doch über mich!" Als es Tag ward, sagte sie: „Nun kann ich danken, daß du mir wieder durch die lange schwere Nacht geholfen! Aber nun der lange Tag! Ach, möchte es der letzte sein! Fünf Wochen schon! Und noch nicht genug?" Dann sagte sie: „Das war wieder sündlich. Verzeihe es mir, daß ich so wenig tragen kann". Wenn die Schmerzen zu stark wurden, sagte sie: „Liebes Schwesterchen! Einen einzigen Spruch!", und den faßte sie dann und sagte ihn so lange, bis es ganz stille in ihrer Seele wurde.

Wir haben alle so schwere Herzen, daß unser Leben jetzt in einer Art Erschöpfung verläuft. Am Abend, wenn die vielen wohlgemeinten Besuche endlich vorüber sind, zeichne ich wieder wie in der Jugend, und es wird dabei wohl etwas vorgelesen. Aber die Augen verdrehen sich bald, Julchen, die Valentiner und Anna schlafen gewöhnlich ein, die Hunde desgleichen schnurgeln auf meinem Lehnstuhl, und ich selbst muß mich häufig mit meiner Pfeife auf die Erde legen, um das Herzklopfen zu beschwichtigen. Um zehn gehen wir zu Bett, aber keiner kann dann ordentlich schlafen, am wenigsten Julchen, die an schrecklichen Beklemmungen leidet. Auf die Nacht folgt nicht der Tag, erst kommt die Dämmerung, und in dieser werden wir wohl noch lange stecken. Ach, könnten wir unseren Heiland doch fassen, wie Elisabeth es konnte! — aber wir haben auch nicht gelitten, wie sie gelitten hat, oder doch auf andere Art; denn ein geliebtes Kind zu Tode martern zu sehen, ist freilich auch ein Leiden, aber ein Leiden, das fast scheu macht. Was ich gewonnen habe, ist Furcht vor dem allmächtigen Gott, vor welchem ich im Staube liege. So lange gelebt mit christlichem Wissen — und was ist die Ausbeute gewesen? Jetzt wünsche ich nur noch zu leben, um sterben zu lernen.

*

Hoym, am 17. März 1863. Fünf ganze Monate habe ich als ein an Leib und Seele geschlagener Mensch, unfähig zu allen Dingen, in meinem Trauerhause bei meiner armen, noch viel tiefer getroffenen Frau gesessen — jetzt habe ich endlich meinen Dienst in Hoym wieder antreten können. Was war das wehmütig, diese Fahrt heraus, die mich an die letzte Fahrt hinein erinnerte, der Eintritt hier in das große öde Zimmer, wo ich die Schreckenspost erhielt, und der Gedanke zurück ans Haus, wo die sonnige Elisabeth mir nimmer wieder entgegenkommen wird! Ich hatte das Gefühl, als sei ich selbst gestorben und spuke hier im Schloß, dessen Bewohnern ich offenbar auch als aus dem Grabe erstanden erschien, so lebhafte Freude sprachen alle aus, mich wieder unter sich zu sehen. Einer nach dem andern kam auf mein Zimmer, Kastellan, Koch, Lakaien, Stallleute und Musiker, alle wollten mir die Hand drücken. Und vollends mein alter Herzog! Er ließ meine Hand gar nicht wieder los: „Ich habe Sie doch recht sehr bedauert, ja, recht sehr, recht sehr — und ich muß Ihnen doch sagen, daß ich immer an Sie gedacht habe, weil Sie so lange nicht wiederkamen und immer nicht, da habe ich doch recht gehofft, daß ich Sie noch einmal wiedersehen würde." Ich fiel wie aus den Wolken bei dieser plötzlich losbrechenden langen Rede, denn mein armer Herr redet sonst fast gar nicht mehr, scheint nur noch zu vegetieren. Es gehört ein Ereignis dazu, seine schlummernde Seele zu wecken.

Heute ist das fünfzigjährige Jubiläum der Freiwilligen von 1813. Ich erinnere mich jener Tage noch wie heute — als Theodor Körner im vollen Waffenschmuck bei uns eintrat und Kersting von unserem Vater ausgerüstet wurde [Jug.-Er. II, 7]. Weißt Du noch, als wir die ersten Kosaken aus dem Bodenfenster sahen [Jug.-Er. II, 6], wie sie aus dem Walde hervorkamen und ihre Pferde auf dem Sande tummelten? Jetzt pfeift dort die Lokomotive an einem neuen Stadtteil vorüber.

Daß Du Mendelssohns[1] „Italienische Briefe" gelesen und genossen, macht mir Freude, da es mir ebenso gegangen ist. Ich habe die Reife und Zahmheit dieses zwanzigjährigen Knaben nicht genug bewundern können; es mag sein, daß er durch Witz wenig zerstreut worden ist. Das Interessanteste ist aber doch der Besuch bei Goethe, wie man sich denn über Goethe und Luther nie genug auswundern kann. Zwischen ihnen liegt kein einziger Name, auf den die Nation so stolz zu sein das Recht hat, wie auf sie.

Ja, was wird nun in Preußen [Konfliktszeit!] werden?! Jedenfalls hat der König jetzt einen Steuermann gewählt, der alles in Schatten stellt, was vor ihm an Ministern dagewesen. Es fehlt der oppositionellen Majorität wahrhaftig nicht an Intelligenz, aber Bismarck ist ihnen allen doch weit überlegen. Seine kurzen kalten Reden schneiden bis aufs Mark. Sie machen jede vernünftige Entgegnung unmöglich, es wird dagegen nur angezappelt, wie Fische tun, die aufs Trockene geraten sind. Leider

[1] Der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy.

sterben diese Fische aber nicht auf dem Trockenen, und wenn sie auch keine Gründe mehr anzuführen haben, so können sie doch immer noch beharrlich „Nein" sagen, sodaß nichts zustande kommt. Daß es so nicht bleiben kann, sieht selbst der große Karpfen Grabow[1] ein. Er ist neulich in vertraulicher Sendung zum Kriegsminister Roon gekommen (wie dieser selbst einem meiner Freunde erzählte) und hat ihm gesagt, daß, wenn der König bewogen werden könnte, Bismarck zu entlassen, so werde das Haus der Abgeordneten sich die übrigen Minister (lauter streng Konservative!) gefallen lassen und das Armeebudget bewilligen. Ist das nicht das Äußerste?! Als die Sache vor den König kam, hat Bismarck diesem geraten, er möge ihn immer noch etwas liegen lassen, dann würde er noch bedeutend im Preise steigen.

Bismarck hat überhaupt einen schlagfertigen Witz. Beim Eintritt der neuen Ära war er von Frankfurt, wo er Gesandter war, schon ins Ministerium berufen. Als er ankam, war Auerswald ihm vorgezogen worden; man schickte ihn, um ihn zu entschädigen, nach Petersburg und machte einige Entschuldigungen. „Ich verstehe," sagte Bismarck, „Seine Majestät hält es für angemessen, mich wie eine Bouteille Champagner erst kalt zu stellen, ehe ich verbraucht werde." Seit geraumer Zeit wünscht das Abgeordnetenhaus nichts dringender, als aufgelöst zu werden, um jetzt, da das Volk noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist, jeder in seinem heimischen Kreise wühlen und auf die nächsten Wahlen drücken zu können. Ein Redner fragte deshalb in einer langen wohlstudierten Rede an, warum das Ministerium, das doch wahrscheinlich soviel Verstand habe einzusehen, daß es mit diesem Hause auch nicht das geringste Geschäft erledigen würde, nicht so bald als möglich zur Auflösung der Kammer schritte, um bessere Wahlen zu erzielen? „Der Grund liegt darin," — erwiderte Bismarck ganz freundlich — „daß wir beabsichtigen, das Land erst die nähere Bekanntschaft der Herren machen zu lassen." Die volle Wahrheit zu hören hatte man am wenigsten erwartet und war wie aufs Maul geschlagen. So geht es mit allen Bismarckschen Entgegnungen, die stets so zutreffend sind, daß die Leute sich immer erst eine Weile besinnen müssen, ehe ihnen wieder ein neuer Gesichtspunkt einfällt. Es gehört aber auch wahrhaftig ein ganzer Mann dazu, sich einer solchen Zeitströmung entgegenzustemmen!

In unserem Bernburger Lande geht es jetzt recht gut, während man noch in der Weihnachtszeit dachte, Schätzell würde auf offener Straße erschlagen werden. Jetzt küssen sie ihm die Hände und danken ihm für dieselben Maßregeln, die sie früher bekämpften, natürlich mit Ausnahme der bewußten Demokraten, welche lieber im Saustall wohnen würden, als in einem reichen, geordneten Staate, wenn sie nur kommandieren könnten. Wenn es Dich interessierte, könnte ich Dir Bogen füllen über Schätzells kluges und männliches Regiment. Das Resultat ist, daß wir

[1] Wilh. Grabow (1802—74), Bürgermeister von Prenzlau, 1862 Präsident des Abgeordnetenhauses, Führer der Opposition gegen Bismarck.

jetzt so reich sind, daß jeder Bürger dreimal wöchentlich seine Zeitung mit politischen und Handelsnachrichten unentgeltlich ins Haus bekommt, und daß von Ostern an alle direkten Steuern wegfallen werden, wenn anders die Stände, die sich jetzt versammeln, darauf eingehen.

*

Ballenstädt, am 4. Mai 1863. Dieser Brief ist für meinen einzigen Bruder nach Natur und Wahl, den Gott segnen wolle am 11. Mai bis zum 11. Mai und allezeit, daß er sein Leben lang unter dem Schutz und Schirm der Engel Gottes stehen und allen Teufelchens ein Schnippchen schlagen möge!

Was Du, mein lieber Alter, von Deiner angeborenen Torheit sagst, die sich hinter äußerem Ernst verbirgt, gilt in weit höherem Maße auch von mir. Ich bin ein bodenlos leichtsinniger Patron mit solider Maske. Ich habe mich aber endlich darein ergeben, da ich weiß, daß doch niemand über sich hinauskommt. Vor alters mag es heilige Männer gegeben haben, jetzt sind sie aus der Mode. Wo man einem, der in diesem Geruch steht, näher tritt, da verschwindet gar bald der Nimbus. Ob es wohl je anders gewesen ist? „Ebert! mich scheucht ein trüber Gedanke tief in die Melancholei!" (Klopstock). Ich tröste mich bei solchen Wahrnehmungen damit, daß ich eine zu kritische Natur bin. Glücklichere Naturen, wie Goethe und mein Schwager Friedrich Krummacher, sehen jene Schatten gar nicht vor den Lichtern, die ja auch nicht fehlen; das Licht überstrahlt ihnen den Schatten — mir verdunkelt der Schatten das Licht. Das kann man tadeln, wenn man will, zu bessern wird's schwerlich sein.

Kürzlich besuchte uns Fritz mit seiner ganzen Familie und war in seinem steten Entzücken über alle Menschen und Sachen, die er sah, ein angenehmer Gast. Sie waren gekommen, um ihre Tochter Marie abzuholen, welche den dunkelsten Winter unseres Lebens treulich mit uns verlebt hat. Diese Marie war so recht etwas für mich, ich hatte soviel Genuß an ihrer Art und Weise, daß sie mir ordentlich fehlt. Das frische Leben in unserem Trauerhause tat uns allen gut, auch meiner armen, noch immer ganz in Traurigkeit versunkenen Frau, die dadurch wenigstens auf Augenblicke aus ihrer Melancholie herausgerissen wurde.

Vorgestern gelang es mir zum erstenmal, mein armes Julchen zu einer Partie (nach dem Sternhause) zu überreden. Um keine Erinnerungen wachzurufen, hatte ich Waldwege gewählt, die wir mit Elisabeth niemals gegangen waren. Julchen mochte aber doch ihre Gedanken nicht abwenden können von dem fröhlichen, singenden Kinde, dessen allergrößtes Vergnügen dergleichen Gänge waren und die nun fehlte. Sie weinte immer still vor sich hin. Es ist herzzerschneidend, ihr ganzes Wesen ist umgestimmt aus Heiterkeit in Herzeleid und Schwermut, und ich bin ratlos dem gegenüber. Gott wird ja Wege zeigen.

Ballenstädt, 5. Mai 1863. Gestern traf ich auf dem Stufenberg, wohin Nathusius eingeladen hatte, auch einen Herrn v. Harpe aus Estland, der sich als Landsmann vorstellte und als alten Bekannten. Ich

hatte keine Ahnung davon, daß er in der Welt sei; er aber behauptete, mich vor Olims Zeiten in Reval gesehen und mit Dir in Dorpat studiert zu haben, kannte auch alle Menschen von ehemals, sodaß es mir ganz wohl mit ihm ward. Von ihm erfuhr ich, daß Du noch ein sehr schöner Mann seist, was mich recht beglückte. Es ist doch merkwürdig, wie mich alles bewegt und anheimelt, was mich an jene längst dahin geschwundene Jugendzeit erinnert.

Als ich am Abend nach Hause kam, fand ich den Propst Scholtz und einen Missionar Schulz vor, der uns aufsuchte, obgleich wir nicht in seiner Kirche waren. Dieser Mensch reist fortwährend herum, predigt alle Tage in Städten und Dörfern, wo er ankommen kann, und füllt alle Kirchen bis zum Platzen. Hier in Ballenstädt, wo sonst nur Wenige zur Kirche gehen, hat er vier Tage hintereinander gepredigt, immer in den Abendstunden und immer bei so gefülltem Hause, daß kein Apfel zur Erde konnte. Gedanken, Geschichten, Gedichte strömen ihm zu, ohne abzureißen, er würde Tag und Nacht in einem fort predigen können, wenn anders der Körper es aushielte. Ebenso unerschöpflich war auch seine Unterhaltung bei uns, obwohl er schon den ganzen Tag geredet hatte. Das sind die von Gott gemachten Prediger. Von Menschen hat er's nicht, da er weder ein Examen gemacht hat noch ordiniert ist. Er ist wie ein Komet unter der geordneten Schar der Planeten. Hier schwärmt alles für ihn von den Prinzessinnen bis zu den Dienstmädchen, nur die Bernstorff nicht, die als echte Lutheranerin alles freibeuterische Christentum haßt. Was mich anbelangt, so mag ich ein so extraordinäres Wesen schon leiden, nur daß ich mit solchen Leuten erst einen Scheffel Salz gegessen haben muß, bevor ich Vertrauen zu ihnen fassen kann. Sie sind oft sehr erweckliche Werkzeuge und doch keinen Schuß Pulver wert, während die ordentlichen Pastoren oft gar nichts wirken und doch die prächtigsten Menschen sind.

Mein alter Herzensbruder! Wie sehr teile ich mit Dir den Abscheu vor allem Prunk in Kleidern, Meubles, Wort und Wesen! Wir haben das von unserer Mutter, die auch zeit ihres Lebens für Prosa, schlichte Kleider, Strohstühle und weißgescheuerte Tische schwärmte. Was gäbe ich darum, könnte ich in Zimmern leben, wie wir sie bei Großmanns in Lotzdorf [Jug.-Er. I, 5] hatten! Meine Einrichtung gleicht dagegen einem alten abgerissenen und beschmutzten Ballkleide, reif um in die Papiermühle zu wandern.

*

Ballenstädt, am 22. Aug. 1863. Aus aller Unruhe heraus will ich nur immer anfangen, Dir zu schreiben, vielleicht bringe ich in Absätzen einen Brief zustande, denn hier geht jetzt alles durcheinander. Unser Spiel ist aus, der Herzog tot. Er starb während meiner Anwesenheit in Hoym nachmittags am 19., umgeben von seinen Getreuen. Früh um 9 Uhr verkündete Vorster das Herannahen des Todes. Wie lange schon war man darauf gefaßt, und dennoch überraschte nun die Botschaft. Ich schickte einen Reitknecht nach Ballenstädt. Da kamen sie heran alle die

Herren, die dem Herzoge nahe gestanden, füllten die Nebenzimmer und traten abwechselnd ins Sterbezimmer ein; auch meine Frau und die Bernstorff waren herausgekommen.

Die Herzogin saß mit Trost und Handreichung am Bett zu dessen Häupten, die beiden Ärzte Vorster und Ziegler standen dabei. Der Kranke war unruhig und verlangte fortwährend aufzustehen; man suchte ihn mit Wein und Wasser zu erquicken und ihm durch öftere Veränderung der Kopflage Erleichterung zu verschaffen. Um 11 Uhr ward der Dienerschaft erlaubt, ihren Herrn noch einmal zu sehen; auf den Fußspitzen schlichen sie an der offenen Tür vorüber, einer nach dem andern unter vielen Tränen, Lakaien, Jäger, Stalleute, Küchenmädchen, Ofenheizer. Trotz der vielen Menschen war kein Laut zu hören, außer der Stimme des Herzogs, der immer bat, ihm aufzuhelfen. Sein „Bitte! Bitte!" klingt mir noch in den Ohren. Die Herzogin verließ ihren Gemahl keinen Augenblick und ist erst drei Stunden nach seinem Tode von seinem Sterbelager gewichen.

Für mich war es ein Glück, daß ich so vielfach beschäftigt war. Ich hatte die Kommenden zu empfangen und zu melden, sie ein- und wieder herauszuführen, dann auch die vielen Gäste abzufüttern; auf meinem Zimmer war förmliche Marschallstafel. Um 2 Uhr ward der Sterbende ruhig und lag ganz still da. Ich hatte bis auf die Nächststehenden alles entfernt, nur die Prediger, die Ärzte, Schätzell, die Bernstorff, die Hofdame, meine Frau, der Hofmarschall und ich blieben. Scholtz sprach zuweilen nahe dem Ohr des Sterbenden ein geistliches Lied. Um 4 Uhr betete der Oberhofprediger, während wir alle auf die Knie fielen, die Sterbegebete. Eine halbe Stunde später stockte der Atem. Gott hatte meinem Herzog einen sanften Tod beschieden. Ich ging hinaus und verkündete es der ganzen Gesellschaft, die Glocken schlugen an, und das Sterbegeläute begann. Es war ein ergreifender Augenblick: Anhalt-Bernburg verfiel der Geschichte, es gab einen solchen Staat nicht mehr.

Schätzell war gleich nach Dessau geeilt, den Tod anzuzeigen. Er ist dort sehr kalt empfangen worden und dadurch zu dem Entschluß gekommen, seinen Abschied einzureichen, den er ohne Zweifel erhalten wird. Der Herzog von Dessau kam in Person am dritten Tage zur Kondolenz nach Hoym. Dessauische Kommissare trafen hier ein, um Besitz zu ergreifen und die Behörden zu verpflichten. Nur wir Hofleute sind nicht verpflichtet worden; ob man uns etwa will laufen lassen wie den Minister, weiß ich nicht. Noch sind wir im Dienst, denn wir haben den Befehl erhalten, unseren ehemaligen Herrn zu begraben, was etwa in zehn Tagen geschehen wird.

Ballenstädt, 25. Aug. 1863. Die Herzogin bleibt bis zum Begräbnis in Hoym, dann geht sie nach Alexisbad. Sie ist sehr weich, doch gefaßt und ergeben in den Willen Gottes. Die Leiche bringen wir nach Bernburg in die herrschaftliche Gruft. Es wird ein sehr großartiges Begräbnis, vor dem mir etwas graut. Zehn Kammerherren tragen den Sarg, hier

bis auf den Wagen, nachher in Bernburg in die Kirche bis vor den Altar, dann in die Gruft. Ich habe erklärt, fünfundzwanzig Pfund könnte ich tragen, das übrige ließe ich fallen; doch meine Collegen sprachen mir Mut ein, ich solle nur mit anfassen.

Ich bin sehr gespannt, was nun aus mir werden wird. Persönliche Dienste kann ich nicht mehr leisten, weder dem Herzoge von Dessau noch meiner Herzogin. Fortjagen wie einen alten Hund oder totschießen wird man mich schwerlich — aber pensionieren, und dann weiß ich nicht, wie ich meine Söhne durchbringen soll.

Morgen fahre ich nach Hoym, um die Siegel von des Herzogs Pult zu lösen. Wir versiegelten nämlich mit dem Hofmarschallsamtssiegel und dem meinen. Sonderbar, daß unser abgehauener Kopf auf des Herzogs Verlassenschaft gesetzt ward! Übrigens weiß ich, daß sich in dem Pulte nichts vorfinden wird als ein Tintenfaß, eine Gänsefeder und ein Tintenwischer.

Mein Sohn Gerhard führt unterdes ein lustiges Soldatenleben und reitet jeden Morgen seine beiden Pferde müde — wenn mich der Spaß nur nicht so viel kostete! Des öfteren reitet er auch mit seinem Oberst, einem Herrn v. Witzleben, über die Grenze, um die Russen zu besuchen. Diese scheinen immer noch die alten zu sein: Capitaine bitten um einen Schluck Branntwein und saufen dann die Feldflaschen bis auf die Nagelprobe aus; dann bitten sie noch um Trinkgelder für ihre Leute, stecken das Geld aber jedenfalls selber ein. Sehr gut haben meinem Jungen die Kosaken gefallen; zwar lumpiges Volk und die abgetriebenen Pferde nur an einem Huf beschlagen, ganz ungleichmäßig bewaffnet und uniformiert, böten sie doch ein kriegerisches Aussehen und den malerischsten Anblick, sie erinnerten ihn an Cotta's [Jug.-Er. VII, 1] radierte Blätter aus den Freiheitskriegen.

Daß die alte Frau v. Seelhorst tot ist, weißt Du. Ich habe von ihr Dein Bild geerbt, das der selige Vater im März 1814 mit bunten Stiften für Frl. Schäfer, Deine damalige Gattin [vgl. Jug.-Er. III, 7], gezeichnet hat. Das Bild ist schreiend ähnlich und malt mir die ganze alte Zeit vor die Augen, als wir mit dem kleinen Prinzen spielten, der nun als ein alter toter Mann schon drei Tage in Sublimatlösung liegt. Es ist alles tot, was uns damals umgab, außer den beiden alten Schwestern Caroline und Minchen Bardua, die gestern nachmittag bei uns im Garten saßen und über den toten Herzog weinten. Caroline Bardua ist noch die einzige, mit der ich von alten Zeiten, von Kraft und Senff, von Friedrich und Cotta usw. sprechen könnte, wenn sie nur nicht so taub und ich so schwachbrüstig wäre.

VI.

Die letzten Jahre des Alten Mannes.

Ballenstädt, am 6. Nov. 1863.

Liebster Bruder mein!

Das Herz treibt mich, Dir für Deinen Besuch in litteris und in effigie zu danken. Aber Mensch, Du siehst ja aus wie Hans Sorgenloch! Der Schalk ganz weg! Ich glaube, ich hätte Dich nicht erkannt. Freilich sind siebzehn Trampeltiere von Jahren über Dein Herz gegangen, seit wir uns zuletzt gesehen.

Wie es mit meinen Aussichten steht, ist immer noch ungeklärt. Doch mache ich mir darüber keine Sorgen, da ich zu gut weiß, daß der alte Dessauer nicht mein rechter Brotvater ist, sondern daß der im Himmel wohnt.

Die Herzogin, welche sich seit dem Tode ihres Gemahls nach Alexisbad zurückgezogen hatte, um dort die definitive Regelung ihrer neuen Wohnungsverhältnisse abzuwarten, ist – da nun alles zu ihrer Zufriedenheit, wenn auch vor der Hand nur mündlich, geordnet ist – endlich wieder hier eingezogen. Sie hat den einen Flügel des hiesigen Schlosses abgegeben und dafür ihre alte Wohnung im Bernburger Schlosse behalten. Da ihr das herzogliche Haus in Alexisbad ohnedem gehört, so fehlt es ihr also nicht an Gelegenheit, im Lande umher zu wechseln. Wir, ihre ehemaligen Cavaliere, hatten uns versammelt, sie wie sonst in den altgewohnten Räumen zu empfangen, was unter großer gegenseitiger Rührung geschah. Sie kann sich noch gar nicht in ihre neue Lage finden. Schwer mag es schon sein, von der Höhe der Souveränität wieder herabzusteigen.

Unsere alte Freundin die Bernstorff wird leider immer ungenießbarer, weil sie durch die Harmsschen[1] Schriften, die sie schon seit Jahren den ganzen Tag liest, in eine solche konfessionelle Engigkeit hineingeraten ist, daß wir uns nicht mehr recht mit ihr verständigen können. Namentlich mein Umgang mit ihr ist fast nur noch ein äußerlicher, da mir fast Alles fremd ist, worauf sie Wert legt. Von Harms glaubt sie ernstlich, daß er inspiriert gewesen und folglich infallibel sei. Für solche alte Jungfern ist die Theologie ein wahres Gift. Sie verstehen nichts davon und geraten in das Schlepptau irgendeines Konsequenzenmachers, für welchen sie dann viel mehr eifern, als er selbst es tut für seine Sache. Ich bin überzeugt, daß Harms sehr viel weitherziger ist als viele seiner Verehrer.

Jetzt ist eine kleine dicke Trutschel bei uns, namens Ea [Adelheid] Krummacher, Eduards Tochter, die hier konfirmiert werden soll. Sie übt

[1] Ludwig Harms (1808—65), seit 1849 Prediger in Hermannsburg (Hannover), Begründer der dortigen Missionsanstalt, verband mit streng lutherischem Konfessionalismus ein lebhaftes Drängen auf Erweckung und Heiligung.

viel Klavier, was mich auf wehmütige Art an die Zeit erinnert, da Elisabeth noch in derselben Lage war. Ach Elisabeth! Der Schmerz um sie will sich nicht stumpfen, namentlich wühlen diese Herbsttage alles wieder auf. Julchen hat immer verweinte Augen. Über diesen Jammer werden wir wohl zeitlebens nicht recht hinwegkommen.

Lebe wohl, mein Bruder! Dein jüngstes Bild steht vor mir, Du alter Mann!

*

Ballenstädt, am 27. Dec. 1863. Dein trefflicher (d. h. der mein Herz traf) Brief zu meinem Geburtstage ist nun schon wieder fünf Wochen alt. So will ich Dir endlich danken und berichten.

Am Morgen meines Geburtstages ging ich zum ersten Male seit jener furchtbaren Katastrophe auf den Gottesacker. Das hohe Kreuz von weißem Marmor auf Elisabeths Grabe leuchtete mir in der Morgensonne entgegen, der ganze Grabhügel war bedeckt mit Blumen und Kränzen, mit denen die Liebe der Freundinnen ihn am Todestage geschmückt hatte. Ich weinte mich recht satt, auch an Mutters und Berthas Grabe.

Zu Hause fand ich meinen Benno vor, der von Neinstedt angewandert war und mir einen schönen Pfeifenkopf von Meerschaum schenkte. Nach Tisch kamen Briefe von Gerhard, Adolph und Tony. Auf Gerhards Couvert stand: Incl. 25 Thaler. Ich traute meinen Augen kaum. Sollte er eine Schuld in Ballenstädt zu berichtigen haben? Aber nein, das Geld war ein Geburtstagsgeschenk für mich. Während ich fürchtete, daß dieser Junge, der keine Zulage mehr von Hause erhält und ein überaus bewegtes Leben führen muß, plötzlich mit einer größeren Forderung an mich herantreten könnte, um seine Schulden zu bezahlen, schenkt er mir 25 Thaler mit der Verheißung, dies vierteljährlich zu wiederholen, bis seine Pferde abgezahlt seien. Diese erste Quote mußte ich schon annehmen, für die Folge habe ich mir's aber ernstlich verbeten. Doch freue ich mich über das Geschenk meines ehrlichen Jungen, da es mir den Beweis gibt, daß er unter den schwierigsten Umständen ein guter Wirt ist.

„Und wer ist Tony?" wirst Du fragen. Da muß ich weiter ausholen. Vor fünf Jahren, als ich mit der Herzogin in Föhr war, lernte ich dort ein niedliches kleines Mädchen aus Halle kennen, für welches die Herzogin schwärmte und das sie daher viel um sich hatte. Mir gefiel das kleine Ding damals sehr wenig, weil es etwas seiltänzermäßig gekleidet und über seine Jahre weise war; ich ignorierte es so ziemlich und glaube, kaum anderes mit ihr gesprochen zu haben, als daß ich ihr ganz beiläufig einen Gruß an Alfred Volkmann auftrug, der mein Jugendfreund sei. Ich ahnte nicht, welch hohen Begriff dieses schwärmerische kleine Wesen mit dem Worte „Freund" verband. Sie kannte Alfred gar nicht, aber die Idee, daß er ein „Freund" sei, hatte sie doch bewogen, ihn wirklich aufzusuchen, und er schrieb mir nachmals, daß mein Gruß auf diesem Wege an ihn gelangt sei und ihm eine besondere Freude bereitet habe. Von Tony hörte ich nichts wieder, und die Kleine war mir gänzlich aus dem Sinn

gekommen, als an meinem Geburtstag ein allerliebster Brief eintraf, aus welchem mir Alfreds sprechend ähnliche Photographie in den Schoß fiel. Die Kleine schrieb, mein Jugendfreund sei schwer erkrankt an einer Lungenentzündung, und da er schon alt sei, fürchteten die Ärzte für sein Leben; sie fühle sich gedrungen, mir das zu melden, weil sie wüßte, wie sehr wir uns liebten. Ich antwortete auf der Stelle und bat um fernere Nachricht, und so ist die naivste Korrespondenz entstanden, die Du Dir denken kannst. Tony schreibt noch immer zweimal jede Woche.

Nun haben wir schon wieder Weihnachten gehabt und unseren Adolph hier, der sich aus seinen Examensarbeiten losgerissen. Schätzell, der jetzt Chefintendant aller Geschäfte der Herzogin ist und als solcher über hundert Prozesse anzustrengen hat, um nach und nach die Allodialerbschaft Serenissimi defuncti einzutreiben (wobei es sich um 3 Millionen handelt), machte nun das Anerbieten, Adolph solle nach bestandenem Examen als Advokat ganz in den Dienst der Herzogin treten, später aber ihn (Schätzell) einmal remplacieren. Für mich wäre das eine außerordentliche Erleichterung, für Adolph eine gute Chance. Ihm ist aber der Gedanke schrecklich, den Staatsdienst, für den er eine Schwärmerei hat, aufzugeben und die Advokatenlaufbahn zu betreten, die ihm zuwider ist. Wir sind dadurch alle etwas in Aufregung und wissen nicht recht, was tun.

Da! – da bin ich aufs Schloß gebeten. Welche Pein, um drei Uhr zu Mittag zu essen und mit verderbten Lungen durch Sturm, Regen und Kot den Berg hinauf zu klettern! Dazu ist das Essen, seitdem die Herzogin einen holsteinischen Koch hat, so überaus übel geworden, daß ich vor diesen abominablen Gerichten wie vor einer verzweifelten Aufgabe sitze. Denke Dir z. B. Krebsschwänze und Lebern vom vorigen Jahre mit Sahne, Zucker, Zimmet und Faßbutter zu einer scheußlichen fließenden Latwerge verarbeitet, oder gänzlich verfaulten Hasenbraten mit Milchsauce, oder eine Bouillon aus Knochen mit kleinen, verteufelt schändlich glatten Klößchen von unbekannter Substanz und verwestem Geschmack – und was dergleichen mehr ist. Und für dieses Schleswig-Holstein, aus welchem solche Köche kommen, schwärmt jetzt ganz Deutschland wie verrückt!

28. Dec. 1863. Ich kam gestern besser aufs Schloß, als ich gedacht hatte, weil Schätzell mich in seinem Wagen abholte. Die Rede war natürlich wieder von den dänischen Wirren[1]. Die Herrschaften sind vollständig abgewelkt und verholzt aus Gram über die Schwäche ihres Bruders; Prinzeß Louise, die trotz ihrer vierzig Jahre bis dahin ein

[1] Christian IX., ein Bruder der Herzogin von Bernburg, am 15. Nov. 1863 auf den dänischen Thron gelangt, sanktionierte am 18. Nov. die am 13. beschlossene liberale Verfassung, nach der Schleswig trotz seiner alten, im Londoner Protokoll von 1852 bestätigten Untrennbarkeit von Holstein doch mit Dänemark vereinigt werden sollte. Die Herzogtümer, die Agnaten und der Bundestag protestierten dagegen, und letzterer ließ im Dezember 1863 Holstein durch sächsische und hannoversche Truppen besetzen (Bundesexekution). Preußen und Österreich forderten gemeinsam die Aufhebung der neuen Verfassung für Schleswig und schritten, als Dänemark dies im Januar 1864 verweigerte, zum Krieg.

straffes junges Mädchen war, ist wie eine Backpflaume geworden. Nun soll man immer sagen, was man von diesem Christian denkt. Entschuldigt man ihn, so ist's nicht recht, und sagt man die Wahrheit, so ist's eine Beleidigung. Es läßt sich in der Tat keine andere Entschuldigung denken als Dummheit oder Kanonenfieber, zwei unanständige Krankheiten für einen König.

Man sieht da wieder einmal die Früchte einer Majoritätsregierung. Mit Ausnahme der preußischen stehen sämtliche deutschen Regierungen, gerade wie die dänische, schon unter der Herrschaft der Fortschrittspartei, und sollten sich in Preußen zwei Augen schließen, so würde wahrscheinlich alles aus Rand und Band gehen. Erhält sich dagegen das konservative Regiment in Preußen nur noch zehn Jahre, so würde ein allgemeiner Umschlag erfolgen, der in Preußen schon jetzt bemerklich ist. Ich bin daher dem alten Bismarck von Herzen dankbar für jede Stunde, die er noch das Ansehen der Minorität aufrecht erhält. „Alles Große und Gescheite – sagt der Practicus Goethe – existiert nur in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde."

29. Dec. 1863. So ein Brief ist wie ein Tagebuch, in welches man einschreibt, was einem gerade in den Sinn kommt. Auch Unreifes, Unverdautes und Schauderhaftes, was man erlebt. Letzteres geht jetzt hier Schlag auf Schlag. So erfahre ich eben, daß gestern abend mein College Kammerherr v. Cramer plötzlich gestorben ist. Den gestrigen Vormittag verbrachte ich noch mit ihm im Hofmarschallamt, wo er ganz frisch, vergnügt und arbeitskräftig war. Am Abend war er mit seiner Familie bei Kutteroffs; dort fühlte er sich plötzlich unwohl und ging nach Hause, um an die Luft zu kommen; die Frau, welche ihm bald folgte, fand ihn tot auf seinem Kanapee. Er war lange Zeit hier einer meiner besten Freunde, bis er sich als entschiedener Demokrat und Gegner des Christentums gestaltete. Das brachte uns auseinander, doch behielten wir uns immer lieb und sind gute, treue Collegen geblieben. Dieser Todesfall hat mich ganz lahm geschlagen. Nun sind es schon fünf aus unserer nächsten Nähe, die in Zeit von dreizehn Monaten hingestreckt wurden: Elisabeth, die Pröpstin Scholtz, Salmuth, der Herzog, Cramer. Man wird schwindlig.

30. Dec. 1863. Die Herzogin hat mir aus des Herzogs Nachlaß sein Stehpult von Mahagoni, seinen Pelzpaletot und einen marmornen Briefbeschwerer (nackte Nymphe, die sich auf einer Matratze rekelt) als Andenken geschenkt. Den Pelz habe ich, da ich getragene Kleider nicht brauchen mag, sogleich an Adolph weitergegeben, der glückselig darüber ist. Auch Julchen und meine Kinder haben Andenken erhalten. Die Herzogin hat gegen zweihundert Personen mit solchen bedacht, und immer ist noch Vorrat da, weil der Herzog alles, was er zeitlebens geschenkt bekommen, sorgfältig aufbewahrt hat. Es fanden sich noch Sachen, die wir als Kinder schon gekannt, z. B. das musikalische Petschaft [vgl. Jug.-Er. III, 4].

Couvert: Ein Vorfall wird Dich noch interessieren: am 18. October, als am Jubeltage der Leipziger Schlacht, errichteten wir aus gesammelten

Beiträgen unter Musik, Böllerschüssen und Reden im Beisein der halben Bevölkerung des Oberherzogtums auf dem Gegensteine ein massives eisernes Kreuz von 27 Fuß Höhe – fast so hoch als der Felsen, auf dem es stand. Man sah es durch das ganze Land. In der Nacht vom 3. auf den 4. Dec. schickte Gott der Herr einen Orkan von Süden her, der den Stamm des Kreuzes etwa zwei Manneshöhen über der Basis mitten durchbrach wie einen Strohhalm. Leid tat es mir, daß ich's nicht stürzen sah, und lieb war mir's, daß ich nicht mehr als einen Thaler dazu gegeben. Wer an Omina glaubt, dem könnte bange werden.

*

Ballenstädt, am 17. Jan. 1864. Eben will ich die Feder eintauchen, um Dir zu schreiben, da tritt unser Hofmarschallamtsbote ein mit dick bereiftem Mantelkragen und überbringt ein Aktenheft, und morgen ist Session. Hin ist die Sonntagsfreude! Nach Cramers Tode ist mir nämlich das Dezernat für die herrschaftlichen Bauten übertragen, und ich bin so wenig eingearbeitet, daß ich vor jedem neuen Aktenbündel wie vor einem verschlossenen Kasten stehe, zu dem kein Schlüsselloch zu finden. Daß ich vom Bauwesen gerade soviel verstehe wie die Kuh vom Evangelium, macht mir die geringste Sorge, dafür sind die Fachleute da; aber die einschlägigen Geschäftsformeln und der ganze Geschäftsgang, Dinge, die sonst jeder Esel begreift, wollen mir nicht in den Kopf. Bei jeder Kleinigkeit muß ich alte Aktenstöße nach analogen Fällen durchsehen und weiß dann doch noch nicht, was ich zu tun habe.

Auch wir lesen jetzt gerade den zweiten Teil von Mendelssohns Briefen, des Abends nach dem Essen auf meinem Zimmer, ich im Lehnstuhl mit der Pfeife unfern des Ofens, Julchen mit den Hunden auf dem Sopha, strickend und leicht eingenickt, die Mädchen, auf Rohrstühlen wie die Kerzen, abwechselnd vorlesend – ich kann das nicht mehr. Was diesen Briefen Wert gibt, ist die Berühmtheit des Briefstellers, wie jener alte Pantoffel, den Baron Block in Dresden vorzuzeigen pflegte, von jedermann gern angesehen wurde, weil Kant ihn getragen hatte. Wer Mendelssohn kennen lernen will, muß seine Musik hören, in welcher er ganz aufgegangen zu sein scheint; was dann noch übriggeblieben, gewissermaßen die Treber, tritt einem in den Briefen entgegen. Neben einer gewissen noblen Gesinnung, die einem ziemlich ostentiös in die Augen fällt, ist etwas an dem Mann, was ihn mir degoutant macht, er erscheint mir glatt, schattenlos, farblos, salzlos. Da lobe ich mir doch den Flegel Beethoven, dem es ganz einerlei ist, was die Leute von ihm sagen, wenn er nur vor den Kopf stoßen kann. Interessant war mir die Erwähnung Hensels[1]. Erinnerst Du Dich noch jenes geselligen Abends bei Deinem Freunde Möller? Da war auch dieser Hensel, und ich führte mit ihm zusammen „Meiner Mutter ihre alte Puffjacke" auf. In Rom kam ich öfter mit

[1] Wilh. Hensel (1794—1861), Historien- und Bildnismaler, 1823—28 in Rom, seit 1829 verheiratet mit Mendelssohn-Bartholdys als Komponistin und Malerin bekannter Schwester Fanny.

ihm zusammen, nachher verschwand er mir, und ich hörte von ihm erst wieder vor zwei Jahren, als er starb, und zwar, daß er Mendelssohns Schwager und später ein tüchtiger konservativer Mann geworden war, der namentlich im Jahre 48 mit Faust und Rede für seinen König einstand.

Interessant war mir auch Mendelssohns Verhältnis zum Könige, dessen Unklarheit da wieder recht zutage tritt. Diese Unklarheit war eine Krankheit, an der fast alle Pläne des sonst so hochbegabten Herrn litten, und ist auch den Ursachen der Revolution in Preußen beizuzählen. Wer wird uns nun von diesem perniziösen Übel wieder befreien? Es ist fast wie der Schwamm, der auch nicht anders auszurotten ist, als daß man das ganze Gebäude einreißt, der aber bei uns recht schön gepflegt wird, indem man ihm noch Feuchtigkeit zuführt. Bismarck ist der erste, der dies nicht tut, der vielmehr ätzende Mittel dagegen in Anwendung bringt. Aber Bismarck ist nur ein Mann, der auch nicht ewig vorhalten kann. Er soll indes neulich gesagt haben: die Kammer mache ihm wenig Sorge — wenn nur die vielen Diners nicht wären!

Gute Nacht für heute! Das Tageslicht schwindet, und für die alternden Augen will meine Studierlampe nicht mehr recht ausreichen. Du hast mir den Mund wässerig gemacht mit Deiner neuen Petroleumlampe; dann würde ich auch abends an Dich schreiben können. Für Julchen ist es eine große Beruhigung, daß Ihr Euch endlich vom Talglicht emanzipiert habt; sie litt bisdahin ordentlich, wenn sie an den Gestank Eurer Lichtscheren dachte, ein Instrument, das hier nur noch die ältesten Leute aus der Erinnerung kennen.

18. Jan. 1864. Was Du von Schätzells Anerbieten an Adolph munkelst, wird unter Brüdern etwas doktrinär gefunden. Was für Aussichten hat Adolph denn im Staatsdienst? Vier Jahre unentgeltlicher Assessor — dann 8—10 Jahre Kreisrichter mit 600 Thalern in irgendeinem Nest, wo er außer dem revolutionären Burgemeister keinen Umgang findet; dann Rat in einer Kreisstadt mit 800 Thaler und, wenn er das sechzigste Jahr erlebt, kann er es vielleicht auf 1000 Thaler bringen. Das ist die Geschichte von tausend und abertausend Juristen in Preußen, und zwar durchaus nicht nur von mittelmäßigen, sondern auch sehr tüchtigen Leuten. Dieser Aussichtslosigkeit wegen haben auch meine Freunde Stolzmann und Bosse, in welchen beiden nach Schätzells Urteil das Holz zu tüchtigen Ministern steckt, mit Freuden die erste Gelegenheit ergriffen, aus dem Staatsdienst auszuscheiden, und sind in die Privatdienste zweier Grafen Stolberg übergegangen[1]. Hier hätte Adolph statt der 4 Jahre unbesoldeten Arbeitens gleich 800 Thaler Fixum, und statt der Butter- und Käseraufereien, mit denen er sich als Kreisrichter zu beschäftigen hätte, die interessantesten, in alle Zweige der Jurisprudenz, ins preußische Landrecht, Fürsten-, Staats- und allgemeine Recht einschlagenden Prozesse; seine Klienten:

[1] Der spätere preußische Kultusminister Bosse wurde 1861 Kammerdirektor des Grafen Stolberg-Roßla.

der König von Preußen[1] und die holsteinischen Fürsten, seine Mitarbeiter und Gegner ausgezeichnete Juristen, dazu Ehrentitel und Orden in Aussicht, die zwar nicht satt machen, doch heutzutage satten Menschen ganz wohl anstehen.

Nun hat Schätzell ihm jetzt vorgeschlagen, er solle nach beendigtem Examen 6 Monate Urlaub nehmen, um sich unter seiner Leitung erst etwas einzuarbeiten und zu orientieren. Gefällt ihm die Sache dann nicht, so soll es ihm freistehen, sich wieder zurückzuziehen; gefällt es ihm aber, so soll er hier sichergestellt werden und ihm in Preußen der Rücktritt in den dortigen Staatsdienst vorbehalten bleiben, worauf der König unter diesen Verhältnissen gern eingehen wird. Wenn Schätzell sich dann später zurückzieht, soll er die Verwaltung des Vermögens der Herzogin, das auch nach ihrem Tode als selbständige Familienstiftung beisammen bleiben soll, übernehmen. Das würde eine einträgliche, vor allen politischen Eventualitäten möglichst gesicherte, freie und unabhängige Stellung sein. Aber ich rede nicht zu; er mag nur erst sein Examen fertig machen und sich dann frei entscheiden.

20. Jan. 1864. Gern schriebe ich, doch zerstreuen mich zwei Eichhörnchen, welche meinen Garten emsig untersuchen, ob sich denn gar nichts mehr zu leben findet. Auf der Schneerinde, im Buchsbaum, in den Büschen wie in den Kronen der Obstbäume springen, schweben, fliegen sie umher, daß man nichts Graziöseres sehen kann, obgleich es den armen Tieren wohl nicht sehr graziös zumute sein mag. Wir haben einen formidablen Winter, seit 22 Tagen unausgesetzt Frost zwischen 5—15 Grad. Erst heute ist das Thermometer etwas über Null gegangen, wofür ich Gott in meinem eigenen Interesse von Herzen danke, nicht allein meines Holzvorrats, sondern ganz besonders meiner Lunge wegen, welche, wie ich nun erfahren habe, keine Kälte mehr vertragen kann. Seit zehn Jahren haben wir keinen richtigen Winter gehabt, nun kennen ihn die Menschen nicht mehr und sterben wie die Fliegen; die Pastoren kommen nicht mehr viel hinter dem Leichenwagen weg. In früheren Jahren wußte ich mir nichts Besseres als Kälte und nichts Schlimmeres als Hitze, jetzt weiß ich mir nichts Schlimmeres als beides, und doch scheint es jetzt die Regel zu sein, daß ein Drittes nicht gereicht wird. Jedoch: „Reisende müssen sich begnügen" sagt der Narr im Shakespeare, und was sind wir anderes als Reisende, etwas lüderliches Volk, das über die Kneiperei in den Herbergen das Ziel der Reise vergißt?! So ist es.

Nun habe ich auch eine Petroleumlampe, gestern in Quedlinburg gekauft, und heute habe ich Kopfweh, weil sie so penetrantes Licht ausstrahlte. Ich werde mir deshalb anstatt des Abatjours von Porzellan einen dicken Papierschirm machen; den Schnitt dazu habe ich mir schon selbst ausgetiftelt.

22. Jan. 1864. Ich habe jetzt Aussicht, endlich mit der überaus schwierigen Arbeit zustande zu kommen, mit welcher ich mich seit Jahren

[1] weil die Schwester des Herzogs mit einem Hohenzollern vermählt war.

herumbalge, das ist die Beschreibung meiner eigenen Jugendgeschichte bis zu des Vaters Tode. Als ich anfing, dachte ich, in höchstens einem Jahre damit fertig zu werden, und nun sind fast zehn Jahre darüber ins Land gegangen, und ich bin es noch nicht, obgleich ich selten daran feierte. Das Anordnen, Verbinden und Zusammenstellen der Begebenheiten ist schon schwer genug, dann die Ausarbeitung und Färbung und die Ausmerzung des Faden und Langweiligen, und endlich habe ich bei jeder neuen Redaktion das Ganze immer wieder umschmeißen und von neuem machen müssen. Oft sollte es in den Ofen, dann aber dachte ich: Nein, erst fertig machen, zum Verbrennen findet sich schon Zeit. Vergangenen Frühling dachte ich endlich, ich wäre fertig und ging ans Mundieren. Da aber zeigte sich die Abgeschmacktheit erst recht deutlich, und fast jede Seite mußte neu gefaßt werden. Leider bellten mich die Fehler aber immer erst beim Abschreiben an, und so kam es, daß ich manchen Bogen viermal, im Durchschnitt jeden zweimal abgeschrieben habe, und das Schreiben war am Ende das wenigste dabei. Jetzt endlich habe ich 82 Bogen fertig, etwa 30 fehlen noch, dann ist es beendet bis auf einzelne Flickereien, die wohl noch folgen werden.

Gern würde ich es jemand zur Beurteilung vorlegen, dessen Urteil mir von Wert wäre. Das wärest eigentlich Du allein — und das ist nicht zu machen. Alfred Volkmann ist zu sehr Gelehrter, dem Belletristisches fern liegt. Er hat mich übrigens sehr dringend eingeladen, ihn zu besuchen, da er sich nach vertraulicher Aussprache mit mir sehne. Es scheint mir, als wenn nach seiner schweren Krankheit ein religiöses Bedürfnis in ihm erwacht sei, und er mag denken, daß ich Futter für solchen Hunger hätte. Aber ich habe ja selbst so wenig, bin arm und blind und nackt und kann mir selbst kaum helfen. Ich bin Spiritualist oder ein „Geisterer", wie's Luther nennt, und noch obendrein ohne Begeisterung. Solche sind aber schlechte Apostel.

In Potsdam erwarten sie uns auch und dringen in jedem Brief auf baldiges Kommen. Am liebsten, mein alter Bruder, käme ich zu Dir. Das wäre einmal was! Aber — teils würde ich eine solche Reise kaum mehr überstehen, teils und ganz besonders müßte ich doch auch wieder fort, und mit einem Abschied für immer wollen wir beide ein Wiedersehen uns doch nicht erkaufen. — Eben sprang mir mein Hündchen auf den Schoß, es langweilt sich greulich, und ich mußte erst etwas mit ihm spielen. Du solltest mich doch einmal besuchen, Gerhard! Und dann ganz heimlich abreisen!

*

Ballenstädt, am 25. April 1864. Deinen vortrefflichen Bruderbrief empfing ich in Halle. Ich kann es selbst noch gar nicht begreifen, wie diese Reise zustande kam, da ich doch bis zum letzten Moment ein halber Moribundus war. Seit Monaten war ich ein armseliger, stöhnender Stubenpatient. Große Schwäche und ein anhaltendes Hüftweh hinderten mich am Gehen; es wurde mir schwer, auch nur die kleine Treppe meines

Hauses herab zu steigen. Ich war so engbrüstig, daß ich zweifeln mußte, auch nur das Ballenstädter Posthaus erreichen zu können. Doch wollte ich fort, Alfred noch einmal zu sehen und seinen Sohn Richard[1] zu konsultieren, der jetzt der berühmteste Arzt in der Provinz Sachsen ist.

Ein Einspänner brachte mich mit Anna, die mich bemuttern sollte, bis zur Post. Dann ging es mit der Fahrpost nach Bernburg. Da mir Julchen drei Röcke übereinander gezogen hatte und darüber noch eine Wildschur, und wir zu sechs im Wagen waren, wurde mir so heiß, daß mir das Wasser nur so vom Leibe strömte. Als wir nach Bernburg kamen, schwamm ich in meinem eigenen Saft und mußte, um mich nicht zu erkälten, den Pelz auch im Passagierzimmer anbehalten, wo wir zwei Stunden warteten. Dann ging es nach Cöthen, wo wir auf den Magdeburger Zug trafen, der ganz mit Verwundeten gefüllt war, welche direkt von den Düppeler Schanzen kamen und ins Lazarett nach Weißenfels gebracht wurden: ein kläglicher Anblick. Anna und ich bekamen jedoch ein eigenes Coupé und gelangten sehr bequem nach Halle, ich immerfort im Schwitzbad. Halb Halle war am Bahnhof versammelt, um die Verwundeten zu sehen, denen die Stadt hier ein warmes Essen gab. Es war kaum durchzudrängen durch die Massen. Endlich trieb ich einen Mann auf, der einen Wagen schaffte, und 1/2 9 Uhr abends langten wir bei Alfred an. Hier legte ich nur den Pelz ab, behielt aber die drei Röcke an und schwitzte in den wohlgeheizten Zimmern fort wie ein Braten. Am anderen Morgen war dank dem unvernünftigen Schwitzen mein Hüftweh, welches anderthalb Jahre den schärfsten Mitteln wie ein Däne getrotzt hatte, wie weggeblasen.

Mit Alfred verlebte ich sechs Tage unter unausgesetztem Rauchen und Gesprächen, es gab viel zu erzählen, zu streiten über Heiliges und Profanes. Auch im Kreise der Damen war es hübsch. Alfreds Frau ist das Muster einer klugen, sorgsamen und liebenswürdigen Hausmutter, die Tochter Anna und zwei Schwiegertöchter in spe sind vortrefflich. Es ist eine glückliche, sehr respektable Familie, welche in ihrer Untadelhaftigkeit manches Christenhaus beschämt. Ungläubig sind sie freilich (die Mädchen waren ganz erschrocken, als Anna das Fortleben nach dem Tode als ausgemachte Wahrheit behauptete); was aber gegenseitige Liebe, Duldsamkeit, Freundlichkeit, Verträglichkeit, Opferfreudigkeit und wie die -keits alle heißen, anbelangt, so ist es, wie gesagt, bei Volkmanns eine Musterwirtschaft. Ich fühlte mich sehr glücklich mit dem alten Jugendfreunde, obgleich er Hyperrationalist, Demokrat und Erzprosaiker ist. Auch Clärchen kam heran von Leipzig mit ihrem alten Fechner, der zwar entschiedener Spinozist ist, aber ein Mensch wie ein Engel, den ich zärtlich liebe. Anna war ganz erstaunt, in einen Kreis so vorzüglicher Menschen versetzt zu sein, die sie als solche anerkennen mußte, und die doch gar nichts wissen wollten von dem Heiland ihrer Seele.

[1] Rich. (v.) Volkmann (1830—89), der Chirurg und Dichter (Pseudonym: Leander; „Träumereien an französischen Kaminen"), seit 1863 Professor in Halle.

Auch den eigentlichen Zweck meiner Reise habe ich erreicht. Richard, der Doktor, hat mich gründlich untersucht, und ich weiß nun bestimmt, woran ich leide. Ich habe tatsächlich ein Lungenemphysem, welches das Herz zur Seite und die Leber nach unten drückt. Ich bin nun beruhigt und danke es meinem Gott, daß er mich in eine Lage versetzt hat, die es mir möglich macht, mich wie erforderlich zu schonen.

Neben der Befriedigung in Alfreds Hause habe ich noch etwas ganz besonders Niedliches erlebt, was ich nicht erwartete und Du nicht erraten wirst. Ich habe nämlich einen kleinen Liebeshandel angefangen, wenn Du's so nennen willst. Ich schrieb Dir schon von der sonderbaren Korrespondenz mit der niedlichen kleinen Tony, die ich vor sechs Jahren in Föhr kennenlernte. Dieser Briefwechsel hat sich weiter gesponnen. Tony schrieb mir so ziemlich alle vierzehn Tage, überschrieb gewöhnlich „Lieber Freund!", und die ungemeine Naivität dieser fliegenden Blättchen, in denen sie sich mir ganz gleich stellte, als wären wir zusammen jung gewesen, machte mir solchen Spaß, daß ich ihr auch meist antwortete. Als ich nun nach Halle kam, erkundigte ich mich vorerst nach meiner literarischen Freundin und ihren häuslichen Verhältnissen bei Richard Volkmann, den mir Tony selbst als ihren Arzt genannt hatte. Da hörte ich denn, daß dieses arme Kind unter äußerlich glänzenden, aber wenig erfreulichen Verhältnissen gänzlich isoliert von allen Altersgenossen aufwachse. In dieser Einsamkeit sei allerdings eine Anomalie von Mädchen entstanden, das in die Welt nicht passe, aber dennoch einen großen Reiz habe. Sie sei ein wahrer Engel an Gemüt, von unbegrenzter Herzensgüte, Tag und Nacht raffinierend, wie sie den Eltern und den wenigen Menschen, die sie kenne, eine Freude machen könne. Für mich habe sie eine große Schwärmerei gefaßt, und Richard könne von den freudigen Eindrücken meines Besuches nur Gutes für seine arme Patientin erwarten, welche leider an einer Herzerweiterung litte, die für die Zukunft wenig Hoffnung ließe.

So vorbereitet, machte ich meinen ersten Besuch, von Alfred begleitet, der durch meine Erzählungen neugierig geworden war, das Kind wiederzusehen. Das wird kalt Wasser auf die Flamme werden, dachte ich, wenn dieser himmlische Engel ihren alten verhutzelten Korrespondenten nun mit Augen sieht. Denn seit sechs Jahren und namentlich seit Elisabeths Tode ist mein äußerer Mensch schauderhaft reduziert und von der immer zunehmenden Krankheit geschändet worden. Zudem ist es immer bedenklich, auf eine briefliche Freundschaft eine persönliche zu setzen. Umgekehrt ist's leichter, glückt's aber auch nicht immer.

Wir wurden in einen höchst eleganten Salon geführt, wo uns die Mutter empfing, eine noch jugendliche, durchsichtig zarte Frau von natürlich feinem, doch keineswegs ganz weltförmigem Wesen, die mich gleich durch den herzlichsten Dank beschämte für die Güte, die ich ihrem Kinde erweise und an welcher dieses neu auflebe. Bald trat auch Tony ein. Sie ist nun schon sechzehn Jahre alt, aber noch klein und unentwickelt, eine kindliche Gestalt in kurzem Kleide, doch zierlich und graziös und von

rührender Schönheit. Mit leuchtendem, von der Freude lieblich angehauchtem Gesicht schritt sie mir entgegen und reichte mir die Hand. Jetzt kam auch der Vater, ein netter, freundlicher Mann, der mich ebenfalls mit Dankesworten überschüttete. Ich wußte gar nicht, wie ich zu all der Ehre kam. Ich wurde fast wie ein Fürst und doch auch wie ein Bruder empfangen und dachte einen Augenblick, ob ich vielleicht ein berühmter Wohltäter der Menschheit sei. Wir nahmen Platz, Tony rollte für mich einen Doppelstuhl herbei und setzte sich zutraulich an meine Seite. An der Unterhaltung nahm sie keinen Anteil, sie sagte gar nichts, doch ruhte ihr Blick entzückt auf meinen Runzeln, und bisweilen griff sie nach meiner Hand.

Als wir aufbrachen, lud Frau Finger mich und Anna zu einer Spazierfahrt ein und holte uns zur bestimmten Stunde in einer prächtigen Equipage ab. Am Giebichenstein hielten wir, und die Mama schlug eine Promenade vor. Wie der Blitz hatte sich Tony eingehakt und zog mich vorwärts und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Triumph: „Nun! Herr v. Kügelgen!“ Nun sollte es losgehen! Sie führte mich schöne Gänge, aber los ging eigentlich nichts. Ihre Antworten waren trocken, kurz und kindlich, aber ein mehrmaliges zärtliches Ansichdrücken meines Armes zeigte mir, wie glückselig die Kleine war. Als wir uns trennten, sagte sie: „Sie kommen doch alle Tage? Wir beide haben uns noch viel zu sagen!“

Ich fühlte mich recht schwach und elend, die ersten Gehversuche griffen mich an, aber zu Tony ging ich doch täglich auf ein Stündchen mit meiner Anna, welche ebenso eingenommen als ich von der kleinen, wunderbaren Person war, die von der einen Seite noch ganz Kind, von der anderen fast so gelehrt ist wie weiland die berühmte Olympia Morata[1] in Ferrara. Im Lateinischen liest sie jetzt Ciceros de amicitia.

Bei unserer Abreise standen Tony und ihre Mama auf dem Perron des Bahnhofes im Strahl der Morgensonne schon da, um uns noch einmal zu begrüßen, mit herrlichen Blumensträußen von Camelien, Hyazinthen, Azaleen, Heliotropen und allem Schönsten, was die Treibhäuser jetzt aufzuweisen haben. Wir gingen noch ein Weilchen auf und nieder, Tony fest an meinen Arm geklammert, bis die Glocke rief. Beim Abschied konnte ich es nicht verhindern, daß die Mama im Vollgefühl ihrer Dankbarkeit für all die Güte, die ich von ihr angenommen, mir die Hand küßte. Hätte ich in demselben Augenblick nicht ins Coupé genußt, so wäre ich vor Beschämung unter die Erde gesunken. Da brauste der Zug ab, und Tücher schwenkend verschwanden die beiden zurückbleibenden hellen Gestalten.

[1] Olympia Morata (1526—55), Tochter des Humanisten Fulvio Morato Pellegrini, selbst humanistisch gebildet, lebte am Hofe der Herzogin von Ferrara und hielt schon im Alter von 15 Jahren eine gelehrte Disputation über Prolegomena in Ciceronis Paradoxa. Sie heiratete 1550 einen deutschen Arzt Grünthler, mit dem sie in Schweinfurt und dann in Heidelberg, wo jener Professor wurde, lebte. K. ist wohl durch die 1850 in Paris erschienene, auch ins Deutsche übersetzte Monographie von Jules Bonnet: Vie d'Olympie auf sie aufmerksam geworden.

Vorgestern ist nun schon ein Brief von der Mutter gekommen. Diese schreibt ebenso naiv wie Tony und stellt sich zu mir wie eine Tochter gegen einen sehr verehrten Vater, ganz kindlich und vertrauensvoll. Ich bin da plötzlich zu wildfremden Menschen in ein ebenso fabelhaftes, als unerwartet intimes Verhältnis geraten. Möchte es doch Richard gelingen, das arme liebliche Kind, an dessen Leben ein tödlicher Wurm nagt, zu retten! Wenn Tony sterben sollte, so würde mir dies furchtbar ans Herz schlagen.

Am 18. April, dem letzten Tag, den wir in Halle zubrachten, gegen Abend langte die Depesche von der am Mittag erfolgten Erstürmung der zehn berühmt gewordenen Düppeler Schanzen und des Brückenkopfes an. Das war eine Freude! Bei diesem Sturm, der (nach brieflich hier eingegangenen Nachrichten) das Entzücken der anwesenden fremdländischen, besonders der französischen Offiziere gewesen ist, fiel auf dänischer Seite leider auch ein Bruder unserer Bernstorff. Die Preußen haben ihren alten Waffenruhm neu aufgefrischt; es hat sich plötzlich gezeigt, daß ein Staat im Lande der Professoren, Philosophen und Träumer die bestorganisierte Armee der Welt hat. Napoleon hat Respekt bekommen, die Armeereorganisation ist gerettet, die Nation jubelt und Bismarck wird immer populärer. Gott gebe weiter seinen Segen! Gerhard schreibt traurig, daß er jetzt, da die Armee einmal Geschäfte mache, zu der Rolle eines Bleisoldaten verdammt sei.

Der Herzog hat nun endlich eine definitive Entscheidung über mich und meine Kameraden getroffen. Wir haben ein Kollektivreskript erhalten, in dem er uns dankt für die seinem Vorgänger bewiesene Treue, uns in unserem Charakter und Gehalt bestätigt und zur Disposition stellt. So hat mein Brotvater besser für mein Alter gesorgt, als ich für meinen alten guten Poll, den ich habe totschießen lassen müssen. Blind und taub, wie er war, hätte er wohl noch lange auf meinem Sopha liegen mögen, das er sich zu seiner Residenz erwählt hatte, weil er dort nicht getreten werden konnte und meine Nähe liebte, zumal auch die Freunde, die mich besuchten, so rücksichtsvoll waren, auf Stühlen vorliebzunehmen. Aber große Wunden, die aufbrachen, zwangen mich, nach einem Jäger zu schicken. Ohne Ruck und Zuck ist mein armes Tierchen zusammengebrochen.

*

Potsdam, am 28. Juni 1864. Du wirst Dich wundern, von mir einen Brief aus Potsdam zu erhalten, wie ich mich eigentlich auch wundere, daß ich mich hier befinde. Denn von Rechts wegen bin ich noch immer Rekonvaleszent von einer neuen schweren Erkrankung. Bald nach meiner Halleschen Reise stellte sich eine mir neue, ganz sonderbare Herzbewegung ein: das Herz tat einige harte Schläge, die ich bis in den Hirnschädel hinein fühlte, dann stand es eine Zeitlang still, bis es anfing wie ein Lämmerschwänzchen zu zittern, worauf dann wieder jene harten hammerartigen Schläge erfolgten. Dann befiel mich eines Morgens beim Frühstück ein plötzlicher Schwindel und eine tiefe Ohnmacht, die wohl an vier

Stunden anhielt. Vierzehn Tage lang wiederholten sich solche mehrstündige Schwindelanfälle. Der Arzt war sehr besorgt und empfahl die größte Schonung. Nur langsam habe ich mich wieder erholt. Aus der Freude meiner Bekannten, die mich wiedersahen, erkannte ich erst, wie gefährlich mein Zustand gewesen sein muß.

Merkwürdig, daß die arme kleine Tony in derselben Zeit mit demselben Übel zu kämpfen hatte! Ihren letzten Brief hat sie mit einem Eissack auf dem Herzen ihrer Mutter diktiert. Sie hatte von meiner Krankheit und Genesung erfahren und spricht über letztere ihre Freude folgendermaßen aus: „Wie einsam wäre für mich die Welt, hätte ich Sie nicht mehr!" Des weiteren freut sie sich, daß wir durch eine Art zu fühlen, eine Politik und Regilion (sic!) und soviel Zartes, was man nicht in Worte fassen könne, aneinander gebunden seien.

Freudige Ereignisse haben dann meine Genesung gefördert. An Deinem Geburtstage, diesem alten schönen Familienfeste, brachte mir Adolph sein Patent als Königlich Preußischer Gerichtsassessor. Dann kam Gerhard und überraschte uns damit, daß er sich verlobt hat. Seine Braut heißt Julchen, der Vater Oberstleutnant v. Voß lebt auf seinem Gute Witaschütz bei Jarotschin an der russischen Grenze. Julchen soll nach Gerhards Beschreibung alle Qualitäten des weiblichen Geschlechts an sich haben, die guten wie die üblen, worauf Gerhard besonders Wert legt. Vielfach vergeblich umworben von Gutsbesitzern und Offizieren, ist sie des Vaters besonderer Liebling, daher Gerhard viel Ausdauer und Energie anwenden mußte, um sie von ihm abzulösen.

Die Trennung von diesem Jungen, der mir besonders ans Herz gewachsen ist, wird mir jedesmal blutsauer. Um besser über den Abschied hinwegzukommen, der leichter ist, wenn man so ein Stück zusammenreist und dann am fremden Ort unter allerlei Zerstreuung zurückbleibt, haben wir Gerhard auf seiner Rückreise bis hierher begleitet, zumal sich meine Frau auch einmal ein bißchen auslüften sollte und Fritz Krummacher uns seit langem dringend eingeladen hat.

Potsdam ist wirklich eine königliche Stadt. Von allem, was ich bis jetzt gesehen habe, hat mir Sanssouci am meisten imponiert; es ist noch viel großartiger, als ich erwartet hatte. Ich bin noch recht schwach, weshalb wir meist ausfahren; das wird mit Droschken bewerkstelligt, die hier an allen Ecken halten und sehr billig sind. Viel sitze ich im Krummacherschen Garten, an dem die Eisenbahn vorübergeht, und sehe die gewaltigen Züge vorüberbrausen, bisweilen drei in einer Stunde. Auch horche ich gern dem Glockenspiel Friedrich des Großen vom Turm der nahen Garnisonkirche, das alle Viertelstunden etwas von sich gibt: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich" mit Vorspiel und Variationen, wenn es halb schlägt, und ist die Stunde voll: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" — das geht so auch die Nacht durch, damit niemand schlafen, sondern immer des Glückes eingedenk sein soll, daß er sich in Potsdam befindet.

Potsdam, 2. Juli 1864. Wir haben wieder eine Menge schöner und großartiger Schloß- und Gartenanlagen gesehen. Hier ist alles königlicher oder prinzlicher Garten, wo man freilich nicht rauchen darf, was die Lust daran verkümmert. Vorgestern fuhren wir nach Glienicke, wo Fritz wegen des Geburtstages des alten Prinzen Carl seinen Namen einschreiben wollte. Der Prinz empfängt an diesem Tage niemand, wohl aber saß er in voller Uniform auf einem Ausbau seines Gartens dicht an der Chaussee und rauchte aus einem kurzen Sauzahn, wie ihn die Fuhrleute führen. Auf diese Weise bekamen ihn alle Gratulanten im Vorüberfahren doch zu sehen, und er sah auch sie, ohne durch sie geniert zu sein. Ich finde das ganz überaus zartsinnig, sich an seinem Geburtstage auf unnahbare Weise so öffentlich auszustellen. Der Prinz sah sehr fidel aus, weil er soeben die telegraphische Nachricht von der Einnahme Alsens erhalten hatte. Glienicke ist überaus schön, ebenso auch die benachbarte neue Königspfalz auf dem Babelsberge, wo der König wohnt. Das Wohnlichste und Geschmackvollste aber von allem ist das neue, am Fuße des Babelsberges gelegene Palais des Prinzen Friedrich Carl mit seinen Gärten.

Potsdam, 8. Juli 1864. Wir haben wieder viel Neues gesehen und zum Teil recht weite Partien gemacht – lauter Gartengenuß; es ist hier alles Garten oder Schloß. Die Schöpfungen Friedrich Wilhelms IV., ungeheure Bauten und Gartenanlagen, waren mir besonders interessant. Die Friedenskirche, in der der König begraben ist, liegt überaus malerisch im Park von Sanssouci. In der einen der schönen Vorhallen stehen die Pietà von Ritschel und der Moses von Rauch; diese Pietà (Maria mit dem Leichnam Christi) ist das Erbaulichste und Schönste, was ich von neuerer Skulptur gesehen habe. Ein Riesenwerk ist das neue Orangeriehaus mit seinen prachtvollen Kolonnaden und gewaltigen Terrassen, seinem Statuenheer und herrlichen Gärten. Wahnsinnig ist das Belvedere auf dem Pfingstberg, ein ungeheures, auf das Verschwenderischste ausgeführtes Gebäude, welches keinen anderen Zweck hat als ganz herrlich auszusehen; keine Zimmer und kein gar nichts, aber allerdings herrliche Treppen, Korridore und Mauern und eine magnifique Aussicht von den Türmen.

Interessant war mir das enorme Neue Palais Friedrich des Großen, das er nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges erbaute, um seinen Feinden zu zeigen, daß er noch Geld habe. Die Zimmer des Königs sind noch unberührt. Zwei Riesensäle, einer mit schöner Architektur und zum Teil sehr guten Bildern (das beste: Das Opfer der Iphigenie von Jan Loo), der andere ganz mit Mineralien und Muscheln ausgelegt im holländischen Grottengeschmack, überaus prachtvoll und feenhaft. Gestern waren wir in dem berühmten Rosengarten von Charlottenhof. Nichts als Rosen im ganzen Garten, sogar der Boden der Beete mit Rosen überzogen. Man sieht hier alles, was es von Rosen gibt, in Überfülle und in den schönsten Exemplaren; ich habe kein einziges befallenes Blatt gesehen, als wenn die sämtlichen Sträucher unter der Glasglocke gezogen wären. Der Duft ist so stark, daß ich nur kurze Zeit verweilen konnte.

Alle Tage sehen wir Neues und Überraschendes und doch haben wir erst einen kleinen Teil des Sehenswerten gesehen, obgleich wir alle Tage aus sind. Heute habe ich die Mädchen zum Konditor geführt und weidlich traktiert, sie kamen vor innerem Kitzel nicht aus dem Lachen. Eben erwarte ich meinen neuen Neffen, den Obrist Salisch, der bereits mit vier Kindern behaftet (unter denen drei erwachsene) vor anderthalb Jahren Mathilden geheiratet hat. Er ist ein behaglicher Mann von unserem Alter, mit dem sich's gut hinschwätzt und Zigarren raucht. Da kommt er —

Potsdam, 10. Juli 1864. Morgen wollen wir nun fort, daher zum Schluß. Gestern machten wir eine reizende Partie nach der Meierei. Man sitzt da auf einer breiten, ins Wasser gebauten Terrasse und blickt über die Spiegelfläche der seeartig erweiterten Havel auf gegenüberliegende mit altem Walde bestandene Hügel: unvergleichlich! Ich ruderte die Mädchen in den Strom hinaus und ließ da den Nachen schaukeln. Daß ich noch rudern konnte! Und zwar mit einem Ruder so gerade wie ein Licht. Weit ging's freilich nicht und nur mit großen Pausen.

Was war das für ein schöner Sieg auf Alsen! Unter dem Feuer des Feindes eine Armee in Booten über einen Meeresarm zu setzen, ist noch nicht dagewesen. Zuerst ein einzelnes Bataillon, welches, während die Boote zurückfahren, um andere Truppen zu holen, sogleich losstürmt und die schlimmste Batterie nimmt. Die alten Offiziere, die ich hier kennenlernte, sind ganz erstaunt und können es nicht begreifen.

Daß Du die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen in Deinem abgelegenen Kloster schon am Abend desselben Tages haben konntest, ist mir unbegreiflich. Das Verhalten der vom Landtag bisher so mit Kot beworfenen Armee im dänischen Kriege ist wahrhaft herzerhebend. Nach allen Privatnachrichten tat es einer dem anderen an Hingebung und Aufopferung zuvor. Die Offiziere waren im Gefecht immer voran und doch nie im Stich gelassen von ihren Leuten, daher die Preußen, auch wo sie sich in der Minderzahl befanden und nichts als Kolben und Bajonette brauchen konnten, doch immer siegreich waren. Es werden wunderbare Taten berichtet. Ein Pionier Klinke rief, als eine dem Kartätschenfeuer ausgesetzte Sturmkolonne plötzlich auf mit starkem Draht durchflochtene Palisaden stieß: „Herr Hauptmann, ich opfere mich!"; damit hatte er auch schon seinen Pulversack an die Palisade gelegt, hatte hineingeschossen und sich und das Hindernis in die Luft gesprengt — im selben Augenblick waren die Stürmenden auf der Schanze.

So tapfer und entschlossen die Leute in den Tod gingen, so freundlich haben sie sich gegen die gefangenen Dänen gezeigt, mit denen sie alles teilten; man hat gesehen, daß unsere Soldaten gefallene Dänen, die sie selbst niedergestreckt hatten, sich aufluden und auf die Verbandplätze schleppten. Der junge Smend, der Bräutigam von Adelheids Tochter Maria, der als freiwilliger Feldprediger zu den westfälischen Regimentern eilte, kann den guten Geist, den er vorgefunden, nicht genug loben. Da war nichts von Roheit zu spüren und bei Gesunden wie bei Verwundeten

zeigte sich ein Hunger nach Gottes Wort. Manche haben ihm gesagt, sie kämen als andere Menschen zurück, als wie sie hinausgezogen. Geistliche Lieder singend kehrten die Sturmkolonnen zurück. Das ist alles sehr erfreulich und zeigt, wie gut das Volk ist, wenn es nur unter anständiger Leitung steht.

Auch die Nation hat sich im großen und ganzen gut benommen. Die Armee ist mit Spenden an allem Denkbaren überschüttet worden, und schon sind überall Vereine gebildet, um Witwen und Waisen wie auch die Invaliden ausreichend zu versorgen. Die Krankenpflege war zum größten Teil in freiwilligen Händen. Die wegen ihrer Frömmigkeit von der Kammer so verunglimpften Brüder des Rauhen Hauses gingen überall im dichsten Kugelregen mit vor und folgten den Stürmenden bis auf die Schanzen, um die Verwundeten wegzutragen. Ebenso eine Anzahl Johanniterritter (geführt vom Grafen Eberhard Stolberg) mit ihren freiwilligen Krankenträgern, um die Verwundeten in bequemen Krankenwagen nach den im Sundewitt von ihnen eingerichteten Hospitälern zu bringen.

Couvert: Ich wollte Dir die Pietà von Ritschel schicken, aber alle Photographien davon waren vergriffen. So schicke ich Dir statt dessen die Simplizitas von mir; ich habe mich nämlich hier photographieren lassen.

*

Ballenstädt, am 13. Aug. 1864. Zuvörderst beklage ich Dich, mein armer Dicker, wegen aller Sorgen, Kümmernisse, Ärger und Arbeit, die Dir Dein Amt bringt, und dennoch beneide ich Dich darum. Du kannst es doch noch leisten, und das ist Gnade von Gott. Ich aber kann nichts mehr leisten, habe freilich wieder dafür zu danken, daß ich nichts mehr zu leisten brauche, und darum kannst wieder Du mich beneiden.

Vor zehn Tagen nahm ich indessen einen Anlauf und besuchte meinen Herzog Leopold, der jetzt ganz einsam, bloß von einem Jäger und Kammerdiener begleitet, auf dem Mägdesprung hauset, um Hirsche zu schießen. Alle anderen hatten sich bei ihm schon vorgestellt, nur ich noch nicht, weil ich mich vor dem Geschrei fürchtete, das man erheben muß, um dem tauben Herrn verständlich zu werden. Ich benutzte endlich einen guten Tag, ward sehr freundlich aufgenommen und schrie barbarisch. Der Herzog sagte, es sei sehr schlimm mit seiner Taubheit, ich möchte doch lauter sprechen. Ich griff an meine Brust und schrie, daß mir die Lungen bersten wollten: ich könne nur ganz leise schreien. Die Pantomime ward verstanden und Seine Hoheit sagte mir die teilnehmendsten Worte, sprach dann von unserem seligen Vater, den er gekannt, und lobte meine Bilder auf dem Ballenstädter Schlosse, die er für Bilder meines Vaters gehalten hätte, war sehr huldvoll und entließ mich nach einer Viertelstunde. Als ich in meinen Wagen einstieg, kam mir der Kammerdiener nach: Seine Hoheit ließe mir sagen, wenn ich etwa ein Anliegen gehabt hätte, so möchte ich ihm doch schreiben, er habe kein einziges Wort verstanden.

Eine zweite Probe, daß ich nichts mehr leisten kann, legte ich heute vor acht Tagen ab. Es tauchte nämlich plötzlich Emma Samson[1] mit ihren beiden Pflegetöchtern Emmy Mühlen und Ludmilla Zöge bei uns auf. Um meine lieben Gäste zu amüsieren, arrangierte ich eine Fahrt ins Bodetal und erkältete mich dabei trotz aller Vorsicht und bei einer Wärme von 23 Grad doch so, daß ich drei Tage lang so steif wie ein Werstpfahl war.

Ich war lange nicht im Bodetal gewesen und werde schwerlich wieder hingehen, es ist da kein heiliges Land mehr. Hotel neben Hotel, Promenadenwege, alle erdenklichen Kommoditäten und tausend und abertausend sich untereinander herumwürgende Reisende, deren Exhalationen das tiefe Tal erfüllen und unatembar machen. Wer noch Natur genießen will, muß jetzt nach Kamtschatka reisen.

Als ich Emma dankte, daß sie uns hier in unserem außerweltlichen Ballenstädt aufgesucht habe, gestand sie, daß dies nicht ganz uneigennützig geschehen sei, da sie eine Zuflucht für die kleine Emmy Mühlen suche und uns hätte bitten wollen, diese auf ein Jahr in unser Haus zu nehmen; sie wolle die Kleine auf größeren Reisen nicht gern mit sich führen, um ihre Studien nicht zu unterbrechen, auch könne sie die beiden Mädchen nicht mehr bändigen (während diese meinen Söhnen erzählten, sie würden zuviel gebändigt). Meine Frau konnte sich weder zu Ja noch Nein entschließen, da sie die Umstände scheut, die Kleine auf den ersten Anlauf auch nichts weniger als anziehend erscheint; sie ist grundhäßlich, aber ein verteufelt gescheutes Frauenzimmer. Anna aber hat mit dem armen, elternlosen Kinde aufrichtiges Erbarmen und scheint sich einen solchen Pflegemutterberuf im Hause zu wünschen — so wird die Sache doch wohl zustande kommen.

Couvert: Wir haben jetzt ein niedliches kleines Kätzchen, das jeden Abend mit dem Hund Ute die lächerlichsten Komödien aufführt.

*

Ballenstädt, am 1. Oct. 1864. Daß Du in diesen schnöden Zeiten noch Witz übrig hast, ist Gnade von Gott. Das Wetter war auch bei uns vom Übel, aber doch nur für Spaziergänger, Badegäste und andere überflüssige Leute, die Ernte hingegen ist gut geraten. Ich freilich, als einer der Unnützen, hätte lieber Wärme als Weizen gehabt, meine Brust zu nähren, die immer atemloser wird. Das ist mein Kardinalübel; doch wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Seit einiger Zeit ist mein linkes Auge verschleiert, was mich, da ich keinen Schmerz empfinde, den Star befürchten läßt. Das wäre für mich ein schweres Kreuz, denn ich lebe wesentlich durch das Auge und wüßte nicht, wie ich's ertragen sollte, wenn ich erblinden würde.

Emmy Mühlen ist nun schon seit drei Wochen bei uns. Glücklicherweise scheint sich die kleine Widerspenstige bei uns zu gefallen. Sie hat die ganze

[1] Emma v. Samson-Himmelstjerna, geb. v. Zöge; Emmy v. zur Mühlen und Ludmilla Zöge v. Manteuffel sind ihre Nichten. Vgl. die Familientafel am Schlusse der Einleitung.

Herbigkeit Zögescher Natur, ein scharfes Auge für die Mängel aller Dinge, keines oder wenigstens nur ein verschleiertes für die guten Seiten, urteilt schnell und vorlaut und steckt voll Widerspruch. Ich kann mir denken, daß die arme Emma mit ihr nichts anfangen konnte. Bei uns wird sie wenig berufen und gemeistert, muß aber alles tun, was ihr geheißen wird, und tut es auch immer, nachdem sie wie der Arbeiter im Evangelium erst tüchtig Nein gesagt und viele Gründe dagegen vorgebracht hat. Sie muß sogar Nähstunden nehmen und tut es ganz freundlich, obgleich ihr Stolz sich anfangs dagegen empörte und sie meinte, sie würde es nie nötig haben zu nähen. Bei alledem ist sie glücklicherweise keinem von uns zuwider und in der Gesellschaft gefällt sie sehr gut wegen ihres unbefangenen und feinen Benehmens. Da habe ich Dir geschrieben wie eine Gouvernante.

Das Verhältnis des Dessauer Hofes zu dem unsrigen gestaltet sich immer freundlicher. Der Erbprinz war jetzt vier Wochen lang mit Frau und Kindern hier, auch der alte Herzog kommt oft. Alles gefällt ihnen, und unseren Herrschaften sind sie recht nahegetreten. Ich habe mich bei dem Prinzen nicht vorstellen können meiner Gebrechlichkeit wegen, aber Anna ist bei der Erbprinzeß gewesen und wohl aufgenommen worden. Ich werde wohl nie wieder an den Hof kommen, was ich als das Geringste meiner Leiden empfinden würde.

Unsere Herrschaften erwarten jetzt täglich die Nachricht von der Verlobung der Prinzeß Dagmar von Dänemark mit dem russischen Thronfolger[1]; eigentlich war das schon vorgestern zwischen den Zeilen eines Telegrammes des Königs an seine Mutter zu lesen. Wenn sich die Sache bestätigt, so würde diese liebe, einfache und demütige Frau die Mutter von vier Königen sein: England, Dänemark, Griechenland und Rußland. Freilich ist ein fataler Haken dabei; in Rußland ist die Ehre erkauft durch die Ehrlosigkeit des Übertritts zur griechischen Kirche, und das wird von unseren Herrschaften tief empfunden.

Die Sache mit Adolph hat sich nun dahin erledigt, daß er vorläufig hier bleibt. Ob er später in den preußischen Dienst zurücktritt oder als Generalbevollmächtigter der Herzogin ganz hier bleibt, um an Schätzells Stelle ihr Vermögen zu verwalten, wird erst die Zukunft entscheiden. Adolph ist noch immer ein großer Jäger. Oft läuft er schon früh um 5 nach Hoym, wo er jagen darf, und kommt erst abends um 9 zurück so matt wie ein Lappen. Emmy sagt: den ersten Tag ist er ganz erstorben, den zweiten halb, und den dritten geht er wieder auf Jagd.

Benno ist jetzt zum Pfarrvikar in Coswig und Lehrer an der dortigen Töchterschule ernannt und hat damit immerhin den Fuß im Steigbügel; er hätte auch nach Stockholm gehen können an eine dortige deutsche Gemeinde, hat dies aber aus Liebe zum Vaterlande ohne alles Besinnen zu meiner Zufriedenheit ausgeschlagen. Gerhards Regiment hat jetzt feste

[1] Der spätere (1881—94) Zar Alexander III.

Garnison in Lissa bezogen, immer in dem vertrakten Polen. Sobald er Hauptmann wird, wozu er heran ist, wird er heiraten. Die Schwiegertochter ist uns noch terra incognita, selbst brieflich nicht mit ihr zu verkehren, da Gerhard ihr bißchen Schreibkraft konsumiert. Er wünscht so sehr, daß wir sie ins Haus nehmen, damit sie sich von den Eltern abzweigt, doch diese widerstehen bis jetzt.

Für mich ist es jetzt eine Lust, mit Schätzell zu verkehren, der mein nächster Nachbar geworden ist. Ich gäbe etwas darum, wenn Du diesen eisernen und doch so herzlichen, kindlich frommen Menschen kennen lernen könntest. Du würdest auch besser als ich mit ihm fertig werden, weil Du so barbarisch schreien kannst. Schätzell ist jetzt so heiter, wie ich ihn früher nie gekannt habe. Er schätzt sich glücklich, nun auch bloß auf der Zuschauerbank zu sitzen. Er blüht förmlich auf und erlebt fast eine zweite Jugend, versichernd, jetzt durch treue Wirtschaft der Herzogin ein Pfund Paraffinlichte zu ersparen, mache ihm ebensoviel Freude als früher eine gelungene Staatsaktion.

Ich muß abbrechen, mein Auge macht mir's allzu schwer, konnte überhaupt nur in Absätzen schreiben.

Ballenstädt, am 30. Oct. 1864. Wir wollen Gott danken, daß wir uns in dieser sublunarischen Welt noch Briefe schreiben können. Als ich Dir zuletzt schrieb, mußte ich fürchten, diese Fähigkeit nicht mehr lange zu besitzen, auch mein Arzt war der Meinung, daß ich star-blind werden würde. Nun hat mich Prof. Gräfe[1] in Halle darüber beruhigt. Es handelt sich nur um einen kleinen Blutaustritt gelegentlich eines Schwindelanfalls. Doch soll ich die Augen nicht länger als drei Viertelstunden täglich mit Lesen, Schreiben und Zeichnen beschäftigen, und diese drei Viertelstunden müssen auseinanderliegen. Solche Untätigkeit ist für mich freilich auch schlimm. Dazu haben sich nun auch die Schwächezustände und Schwindelanfälle wieder eingestellt. An ernsten Mahnungen fehlt mir's also nicht.

31. Oct. 1864. An unserem Hofe hatten wir jetzt einen merkwürdigen Besuch: den Prinzen von Wales nebst Gemahlin[2]. Ich habe sie nicht gesehen, weil meine Kränklichkeit mich vom Hofe fernhält, habe aber viel von ihnen gehört. Vom Prinzen sagte Schätzell, er sei der reine Weinreisende, nicht drunter und nicht drüber, weder an Aussehen noch Verstand; unsere Herrschaften dagegen waren entzückt und meinten, einen liebenswürdigeren Mann hätte man für ihre erlauchte Nichte nicht aussuchen können. Von der Prinzeß urteilte Schätzell, sie sei die blanke Holzpuppe, während die Herrschaften sie einem wahren Engel verglichen. Übrigens schäumte das hohe englisch-dänische Paar die ungerechtfertigtste Wut gegen Preußen aus, sodaß man den jungen Asseburg, weil

[1] Alfred Karl v. Gräfe (1830—99), bekannter Augenoperateur, seit 1864 Professor in Halle, Vetter des berühmten Berliner Ophthalmologen Albrecht v. Gräfe († 1870).

[2] Der spätere König Eduard VII., seit 1863 vermählt mit Alexandra, der ältesten Tochter König Christians IX. von Dänemark.

er preußischer Offizier ist, fernhalten mußte, und die Prinzeß sich weigerte, neben unserem Erbprinzen zu sitzen, weil er als Volontär mit bei Düppel gewesen. Mit Ausnahme unserer guten Herzogin teilt das ganze holsteinische Haus diesen Haß bis zum Exzeß, obgleich die Prinzen sämtlich am 48er Aufstande gegen Dänemark teilgenommen haben und Preußen ihrem Vaterlande zu seinem Recht verholfen hat. Verstehe einer humanam naturam!

1. Nov. 1864. Wenn Du mir meine religiöse Stellung betreffend den Rat gibst, ich sähe vielleicht zu wenig auf den Herrn und zuviel auf mich, so hast Du ebenso recht, wie wenn Du gesagt hättest, ich sähe zuviel auf den Herrn und zu wenig auf mich selbst. Wie in der Atmosphäre Wind und Gegenwind, so gehen auch im Christentum zwei Strömungen gegeneinander: die passive und die aktive, die beide richtig sind an ihrer Stelle, aber eben zueinander gehören. Ich habe es von meiner Jugend an nie recht verstehen können, wenn als Prinzip aufgestellt wurde: man müsse alles Gott machen lassen, sich ihm nur ganz hingeben und nichts selber tun wollen. Wahr ist's schon, aber nicht erschöpfend. Ebenso wahr und ebensowenig erschöpfend ist das andere: Handle, so wirst Du leben. Wer ein rechter Christ ist, in dem ist beides lebendig: er läuft, weil er sich ziehen läßt, und er wird gezogen, weil er läuft. Mir freilich ist beides nicht recht geglückt: wenn ich's tun wollte, so mißlang es, und wenn ich's abwarten wollte, so kam es nicht. Trotzdem kann ich doch vom Christentum nicht lassen und klammere mich daran als an die einzige mir bekannte Kraft, von der ich sehe, daß sie wenigstens Anderen hilft, und ich hoffe, daß auch meine Stunde noch kommen werde, und wäre es auch erst die Todesstunde.

[Aus dem Briefschluß der Tochter Anna:]

Ballenstädt, 28. Nov. 1864. Unser armes Väterchen ist schwer leidend und hat mich beauftragt, diesen Brief an Dich, lieber Onkel, fortzusetzen und abzusenden. Die schweren Schwindelanfälle und tiefen Ohnmachten treten wieder ganz wie im Frühjahr auf, und die Ärzte haben uns nicht verhehlt, daß jeder Ohnmachtsanfall lebensgefährlich ist. Der geliebte Papa liegt mit fast völlig erstorbenem Pulse totenbleich und matt da. Am Pfosten seines Bettes lehnt sein Pfeifchen und zuweilen raucht er ein bißchen kalt, nur der Erinnerung wegen — der Anblick ist zu rührend, beim bloßen Gedanken daran ist mir der Hals wie zugeschnürt. Mütterchen sitzt fast ununterbrochen an seinem Bett; alle die vielen kleinen Handreichungen nimmt der Patient am liebsten von ihr, und ihre Hand in der seinen zu halten, ist ihm in bangen Stunden der größte Trost. Geht sie nur auf Minuten von ihm, so fragt er gleich ungeduldig: „Wo bleibt nur Mütterchen?" So ist sie Tag und Nacht sein guter Engel, seine immer freundliche, ja heitere Pflegerin, der nie zur rechten Zeit ein tröstliches, ermutigendes Wörtchen fehlt. In der Stille fließt wohl manche heiße Träne, wird mancher Kampf durchgerungen, aber im Krankenzimmer ist

das liebe rührende, blasse Gesicht immer hell und heiter. Die Liebe gibt wunderbare Kraft!...

*

Ballenstädt, am 7. Jan. 1865. Erst heute getraue ich mich, wieder einen Schreibanfang zu machen. Es war eine furchtbare Sterbenszeit, die ich durchgemacht habe, nächtlich, gespenstisch, wie ich noch nichts erlebt, Leib und Seele gleichermaßen geschlagen. Es fing psychisch an. Eine tiefe krankhafte Sehnsucht überfiel mich nach den Verhältnissen, Dingen und Gestalten meiner Vorzeit, nach Mutter, Vater, Geschwistern, Freunden, wie sie damals waren, als wir noch im „Gottessegen" wohnten, ja nach den Dienstboten, Zimmern und Gerätschaften von damals. Das alles stand lebendig und doch auf ewig verloren vor meinen Augen und erpreßte mir bittere Tränen. Gleichzeitig erschien mir mein ganzes bisheriges Leben als ein verlorenes: ein mißlungener Christ, Maler, Hausvater und ein arger Übertreter aller Gebote. Dazu völlige Gebundenheit des Leibes. Ich lag still in meinem Bett in verdunkeltem Zimmer, konnte mich nicht beschäftigen, mich durch nichts zerstreuen, ja nicht einmal reden hören konnte ich, und eine Ohnmacht folgte der anderen. Das einzige, was ich von Trost hatte, war die Gegenwart meiner Frau, die mich weder bei Tag noch bei Nacht verließ – andere Menschen konnte ich nicht ertragen.

Jetzt habe ich mich nun wieder so weit erholt, daß ich seit Weihnachten täglich etwas im Garten promenieren und auch wieder einigermaßen schlafen kann. Ich beschäftige mich jetzt, soweit die Augen es zulassen, mit Zeichnen und mit Papparbeiten, kann auch wieder etwas vorlesen hören. Ich mache Briefmappen mit einer Zeichnung auf dem Deckel, was mich angenehm zerstreut und womit ich die teilnehmenden Freundinnen meines Hauses beschenke und sehr beglücke. Diese kleinen Arbeiten sind mir ein wahres Heilmittel geworden, sie strengen mich nicht an und ziehen die Gedanken ab. Das schlimmste war und ist zum Teil auch noch eine fürchterliche Höllenangst, die sich in der Herzgrube entwickelt und von da aus wie eine Spinne mit scharfen Klauen um sich greift und den ganzen Menschen einnimmt. – Doch für heute will's nicht weiter gehen, mein Viertelstündchen ist schon überschritten.

8. Jan. 1865. Schlimmer noch als die leibliche war die Seelenangst, die ich auszustehen hatte. Endlich faßte ich mir ein Herz und ließ den Propst Scholtz zu mir kommen. Ich war so schwach, daß ich kaum reden konnte, doch brachte ich nach und nach eine vollständige Beichte zustande und bekannte diesem geistlichen Bruder, was mich zumeist beschwerte und von Gott trennte. Er kniete mit mir nieder und betete für mich herzlich eindringlich, dann erteilte er mir den Segen. O war das Balsam! Als mich Scholtz verlassen und meine Frau wieder eintrat, bat ich sie, mir einen Psalm vorzulesen. „Welchen?" – „Einerlei, den ersten besten!" Sie schlug den Psalter auf und las „Lobe den Herrn meine Seele". Das ging mir wie ein Lebenshauch durch Seele und Leib. Ich sah es wie ein Amen an, von Gott selbst gesprochen. Ich ließ mir den Psalm nun

öfter vorlesen, er wurde mir zum festen Stab im dunklen Tale. Ich richtete mich immer wieder daran auf, wenn zaghafte Gedanken kamen. An diesem Psalm genese ich langsam. Ach Gerhard! Es stirbt sich schlecht, wenn man die Welt und was in der Welt ist, noch lieber hat als Gott. Möchte er mein Herz endlich entzünden mit jenem heiligen Feuer, das von der Welt ab zu ihm, allein zu Ihm aufflammt!

9. Jan. 1865. Unbeschreiblich viel Teilnahme ist mir geworden von Bekannten und Unbekannten und aus allen Ständen; das war fast das Schlimmste, denn ich erkannte daraus die große Gefahr, in der ich schwebte. Beständige Erkundigungen von allen Seiten, die mir nicht entgehen konnten, weil ich so hellhörig war und alles vernahm, was im Hause vorging; kleine Zuschriften, Geschenke, niedliche Speisen, Weine usw., man überschüttete mich förmlich. Schrecklich war mein Geburtstag. Eine kleine Überraschung nach der anderen, Glückwünsche, Verse, Blumen, Näschereien wurden mir auf die Bettdecke gelegt, und ich – konnte an nichts denken, als daß ich wahrscheinlich in wenig Tagen würde vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen müssen.

Am Weihnachtsabend war ich schon auf, konnte sogar der Bescherung auf ein Viertelstündchen beiwohnen. Der Glücklichste von uns war Adolph, der kurz zuvor das erste Quartal seines Gehaltes und dazu noch eine Remuneration empfangen hatte: das erste verdiente Geld und gleich in solcher Fülle! In der Freude seines Herzens beschenkte er uns alle ganz fürstlich. Er hat hier die angenehmste Stellung von der Welt. Schätzell liebt ihn wie einen Sohn, und Adolph schwärmt für diesen väterlichen Freund, zu dem er drei- bis viermal den Tag hinüberläuft. Auch die Herzogin scheint ganz und gar eingenommen von ihrem neuen Diener, ebenso die Gesellschaft, die sich um ihn reißt. Mich macht dies sehr glücklich, wie Du Dir denken kannst. Adolph hat die schätzbare Eigenschaft, die auch die Zwillinge [K.'s Vater und dessen Bruder Karl] hatten: das Gute an den Leuten springt ihm dermaßen in die Augen, daß er die Schatten übersieht, daher er leicht lieb gewinnt und von allen Seiten wieder geliebt wird. Mir hat das stets gefehlt, und daß ich dennoch soviel Liebe gefunden habe, ist Gottes Wunder.

10. Jan. 1865. Denke Dir, daß ich nicht mehr rauche! Dr. Hoffmann[1] verbot es mir, weil es Gift für mein Herz sei, Dr. Ziegler wollte mich, da ich ein Menschenalter lang geraucht habe, nicht ganz davon entwöhnen und riet mir täglich drei Pfeifen, nicht weniger, wegen der alten Gewohnheit. Ich habe die Mittelstraße gewählt und rauche morgens ein Meerschaumköpfchen, das etwa eine halbe Stunde brennt und vor Schlafengehen noch einmal für einige Züge angezündet wird, d. h. ich rauche als rauchte ich nicht. O meine alte Lust! Ziegler tadelt, Hoffmann lobt mich. – Ich bin so mager geworden wie ein Stock, und dazu ist mir während der Krankheit ein dreister Schnurrbart gewachsen.

*

[1] Medizinalrat Dr. Friedr. Hoffmann (1809—97), Leibarzt der Herzogin.

Ballenstädt, am 10. März 1865. Erst jetzt nach dem Empfang Eurer letzten Briefe erfahre ich, welch bitteren Verlust Ihr erlitten. Man hatte es mir anfangs auf ärztlichen Befehl verbergen müssen, und später verschoben die Meinigen die Mitteilung von Tag zu Tag, bis sie zuletzt nicht mehr wußten, wie sie es nachträglich noch anbringen sollten. Da kam Dein Brief mit rätselhafter Andeutung, ich frug und erhielt eine Antwort, die mich tief erschütterte, weil ich Eure Lilla, dies liebe, hochbegabte Kind ganz besonders in mein Herz geschlossen hatte. Gott wolle Euch stärken in dieser Prüfung, daß Ihr sie besser überwindet, als es uns in ähnlichen Lagen gelingen wollte! Bei aller gläubigen Hoffnung, die ja auch wir haben, können wir (besonders Julchen) doch das herzzerreißende Bild unserer armen, in ihrem schweren Todesleiden so geduldigen und demütigen Elisabeth nicht aus dem Gedächtnis bannen. Es gibt nur zweierlei reellen Trost im Leben, oder wenn Du willst auch dreierlei: Vergessenheit, Ermüdung und Gehorsam. Die beiden ersten Arten haben auch die Heiden, die letzte habt Ihr. Wir haben auch etwas von allen dreien, aber nicht ausreichend.

Julchen und ich sind eben von einem hübschen Spaziergang im Schloßgarten zurückgekommen. Wir gingen durch die Tannen und betrachteten den Baum, der Dir bei Deinem Hiersein auffiel und nach welchem Du den zufällig vorbeikommenden Hofgärtner befragtest. Es ist ein wunderschöner eleganter Baum geworden, obgleich er vor etwa zehn Jahren durch Windbruch seines entwurzelten Nachbars schräg über den Weg geneigt worden ist, über welchem er jetzt eine reizende Laube bildet. Er ist mein Liebling, weil er mich an Deinen letzten Besuch bei mir erinnert wie nichts anderes. Ganz gleichgültige unbedeutende Momente können sich oft tiefer ins Gedächtnis graben als die bedeutendsten.

Diese täglichen Spaziergänge mit Julchen sind einzig. Sie läßt mich nicht allein gehen, weil sie immer noch besorgt sein mag, daß ich irgendwo umfallen könnte. Doch mit mir zu gehen hält sie auch nicht aus, weil ich so langsam und gravitätisch einherschreite wie weiland unser geliebter Oncle Kügelgen. Sie umläuft mich daher wie ein munteres Hundchen, bisweilen sehe ich sie gar nicht, begegne ihr dann plötzlich und freue mich. So treiben wir's täglich und bei jedem Wetter, welches diesen ganzen Winter hindurch feindlich genug gewesen ist. Ich werde auf den Frühling als meinen Hauptarzt vertröstet, aber der will nicht kommen. Du freilich hast es noch schlimmer, weil Du immer eine Null voraus bist, und wenn ich 1 Grad habe, sicher 10 hast. Wir können uns übrigens auch rühmen, in diesem Winter 27 Grad unter Null gehabt zu haben. Du begreifst also, daß es mit Krokus und Hyazinthen auch hier noch nichts ist, und daß ich nichts vor Dir voraushabe als den Mangel einer Null, was weniger als nichts sagen will.

11. März 1865. Deine Sehnsucht nach Freude begreife ich vollkommen und teile sie, d. h. nach rechter, derber und ausdauernder Freude, wie sie die Jugend ohne weitere Veranlassung in sich selbst trägt. Wir werden

uns aber wohl beide für den Rest unseres Lebens den Mund wischen müssen. Es sei denn, daß wir zu jener Glaubensfreudigkeit gelangten, wie sich deren nun schon seit Jahren die Kammerjungfer der Bernstorff, Hermine Pickels, unausgesetzt erfreut. Sie ist so strahlend und glückselig, daß Leben und Sterben ihr keinen Unterschied mehr macht und ihr das Wörtlein „Unglück" in Beziehung auf sie selbst nicht mehr verständlich ist. Meine Söhne Gerhard und Adolph halten sie deswegen für verrückt, Benno und Anna aber für ganz — und nicht nur wie andere Christen stückweise — gläubig. Die Bernstorff behauptet allen Ernstes, daß sie manchmal etwas leuchte und ihr Bett nach Rosen dufte. Ihr Wesen erinnert auch lebendig an das Bild, das uns die katholische Kirche von der heil. Agnes gibt, deren Blick steilwärts gen Himmel gerichtet war, daß sie's kaum merkte, als sie verbrannt ward. Die beiden Schwestern der Pickels sind allerdings verrückt geworden, und sollte sie es letztlich auch noch werden, wie Adolph das stündlich erwartet, so würde das eine harte Glaubensprüfung für Anna und auch für mich eine Enttäuschung sein.

Neulich hatte ich doch einmal eine rechte Freude. Max Pröll[1] in Dresden, des alten Heuers Pflegesohn und Erbe, mit dem ich außer jeder Beziehung stehe, hatte erfahren, daß ich krank sei; um mir eine Liebe zu erweisen, schickte er mir drei erinnerungsreiche Bilder aus unserem väterlichen Hause, welche der selige Heuer Anno 22, als wir nach Rußland zogen, aus unserer Auktion erstanden und sehr in Ehren gehalten hatte. Es ist erstens das Selbstporträt des Malers Fesel [s. Register], des Lehrers unseres Vaters, das im „Gottessegen" unter allerlei interessanten alten Rummels in einer Bodenkammer stand; wie oft haben wir seine grüne Gesichtsfarbe und den saloppen Anzug belacht, wenn wir jene halbdunklen dumpfen Räume betraten, die mir mit ihrer eigentümlich eingeschlossenen Atmosphäre und den verschiedenen Gegenständen, die dort aufbewahrt wurden, in diesem Bilde wieder lebendig vor Nase und Augen traten. Sodann das lebensgroße Brustbild der Kaiserin Elisabeth von Rußland (Alexanders Gemahlin) in Pastell von des Vaters Hand, welches mir sehr erinnerlich an der Fensterwand im Atelier hing. Schließlich ein Sepiabild eigener Komposition von unserer lieben Mutter aus ihrer Jugendzeit; es hing im gelben Eckzimmer vorn heraus, wo wir als Kinder mit der Mutter schliefen und die Spitzblattern bestanden, über meinem Bett, tausendmal von mir betrachtet und bewundert. Es stellt ein fürstliches Liebespärchen vor, schalkhaft von einem bronzenen Amor bedroht, der ihnen als Fackelträger leuchtet. Nichts hätte mir damals mehr Freude machen können als diese Sendung, die mich so ganz in alte Zeiten versetzte und aus so unverdienter Anhänglichkeit eines halb vergessenen Bekannten hervorging.

Auch von dem alten Herzensfreunde Ludwig Richter und von Peschel erhielt ich köstliche Briefe samt ihren photographischen Porträts — zwei

[1] Max Pröll-Heuer (1804—79), Dresdener Maler.

Greise! Richter ist jetzt der Liebling des deutschen Volkes, das sich in seinem Besten und Allerheiligsten von ihm verstanden und durch ihn zum immer besseren Verständnis seiner selbst angeregt fühlt. Sein neuestes Heft von Holzschnitten „Neuer Strauß fürs Haus" ist ganz entzückend, ich wüßte nicht, daß Bilder mich je so angezogen hätten, als einige dieser überaus reizenden Blätter. Er selbst aber steht hoch auch über seinen besten Arbeiten als ein überaus liebenswerter und erquicklicher Mensch. Seine Briefe wehen mich immer an wie Waldesluft im Frühjahr.

Hast Du schon Notiz genommen von dem neuen Unterhaltungsblatt „Daheim", das mit großen Geldopfern der konservativen Partei gegründet worden ist, um die in Preußen verbotene „Gartenlaube" zu ersetzen? Es hat den Zweck, dem lesenden Publikum eine unschuldige, gesunde und vom Parteiwesen sich fernhaltende Nahrung zu geben: neutraler Boden mit konservativ-christlichem Unterbau, der aber prinzipiell nicht an die Oberfläche treten darf. Das Blatt gibt wöchentlich zwei Druckbogen Text mit Illustrationen und Bildern gegen ein vierteljährliches Abonnement von 15 Silbergroschen; es ist mit 30000 Abonnenten finanziell bereits selbständig. Wir freuen uns immer alle auf den Sonnabend, wo wir es regelmäßig durch die Post erhalten und abends nach dem Essen im Familienkreise genießen. Freilich die Novellen sind mit wenig Ausnahmen nur Mittelgut (die sonstigen Mitteilungen aber meistens interessant), und die Bilder sind unter dem Kalmuck, was um so unbegreiflicher ist, da wir Überfluß an guten Zeichnern haben und selbst die gemeinsten Volkskalender besser ausgestattet sind. Es scheint dem Herausgeber König etwas an Urteil und Geschmack zu fehlen. Ganz vortrefflich waren jedoch die ersten Hefte, namentlich durch die mit herrlichen Holzschnitten illustrierten Mitteilungen des Düsseldorfer Bataillenmalers Camphausen über seinen Aufenthalt und seine Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig.

13. März 1865. Du berührst leichthin die politischen Zustände in Preußen, und ich will's auch so machen und kann's kaum anders, da ich seit meiner langen und schweren Krankheit so stumpf dagegen geworden bin, daß ich in die elenden Kammerverhandlungen nur noch flüchtig hineinblicke. Meine Sympathien sind zwar die alten geblieben, und immerhin würde ich mich freuen, wenn der Teufel alle fortschrittlichen Bewegungen holen wollte; wenn er es aber nicht tut, so lasse ich mir auch keine grauen Haare darum wachsen. Von den kirchlichen Kontroversen gilt dies in noch höherem Grade; seine Kirche zu schützen, ist am Ende Gottes Sache, ich habe am allerwenigsten Beruf, ihn darin zu stören. Ich bin ein alter müder Mann und sehne mich nach Frieden.

An der kleinen Emmy Mühlen gewinne ich von Tag zu Tag mehr Interesse. Sie erschien anfangs äußerst unliebenswürdig, nach und nach erkennt man aber doch, daß der Grund gut ist. Die meisten jungen Mädchen erscheinen besser, weil sie klüger sind und heucheln. Emmy ist aber von Grund aus ehrlich, offen und sagt alles heraus, wodurch man auch

in den Stand gesetzt ist, auf sie einzuwirken. Sie ändert sich denn auch zusehends zu ihrem Vorteil. Wenn dies jugendliche frische Wesen uns einmal wieder entzogen wird, werde ich die arme Kleine sehr vermissen. Sie hat jetzt Konfirmationsunterricht, an dem — denke Dir das! — Anna und Prinzeß Louise mit teilnehmen. Als Propst Scholtz neulich von den drei Personen der Gottheit handelte, unterbrach ihn Emmy mit der Frage: „Der Heilige Geist ist wohl der am wenigsten berühmte von ihnen?"

*

Ballenstädt, am 16. April (Ostern) 1865. Wir leben jetzt in nicht geringer Sorge um unser Pflegekind Emmy. Am Gründonnerstag sollte sie konfirmiert werden. Am Mittwoch richtete Anna unseren kleinen Salon als Kapelle ein, die Einladungen waren ergangen, Geschenke kamen an, und der arme Täufling repetierte den Katechismus. Am Nachmittage stellte sich plötzlich Fieber ein, Emmy mußte ins Bett, und die heilige Handlung sollte aufgeschoben werden. Die Kranke erklärte aber, sie könne die Spannung nicht ertragen und, tot oder lebendig, wolle sie jedenfalls morgen konfirmiert werden. Obwohl das Fieber am andern Morgen ganz gering war, untersagte der Arzt dennoch die Konfirmation. Ich sah den Schmerz im Gesicht des armen Kindes, das Fieber schien mir nur Folge der Aufregung, und ich fürchtete, das Übel werde durch Verschiebung der Feier nur schlimmer werden. Das machte ich dem Arzt gegenüber geltend, und als der Pastor versprach, mit Weglassung des Examens die ganze Sache in einer Viertelstunde abzumachen, gab der Arzt nach. Emmy strahlte.

Als die geladenen Gäste (Prinzeß Louise, die Bernstorff, die Hofdame Frl. v. Necker, Emmys Busenfreundin Pauline Hellfeld, Schätzell, der Doktor) und die Hausgenossen versammelt waren, erschien Emmy in einem weiten schmucklosen weißen Gewande und nahm dem Altar gegenüber Platz, vor welchem Scholtz in seinem Talar stand, während ich das Instrument anschlug und wir ein paar Verse aus dem Liede „Ich habe nun den Grund gefunden" sangen. Scholtz ließ das gefürchtete Examen weg und begnügte sich mit dem Glaubensbekenntnis, welches Emmy ohne Anstoß mit fester Stimme aufsagte. Nach der Einsegnung knieten der Pastor und wir alle nieder, und Scholtz beschloß die Feier mit einem tiefergreifenden und herzerhebenden Gebet. Außer meiner eigenen Konfirmation war diese die erbaulichste, die ich mich erinnere erlebt zu haben.

Emmy gewann durch ihr kindliches Verhalten aller Herzen, sie sah glückselig aus wie ein verklärter Engel und behauptete auch, sie sei nun ganz gesund, mußte aber dennoch auf Befehl des Arztes in ihr Bett zurückkriechen. Da lag das liebe Kind den ganzen übrigen Tag, seinen Konfirmations- und Ehrentag, still und freundlich ohne alle Klage, während draußen die glänzendste Frühlingssonne schien. Heute ist nun Ostersonntag, und unser armes Stehaufchen (so nennen wir Emmy, seit sie ihre Verschlafenheit überwunden hat und morgens früh an unserem Frühstück teilnimmt) liegt immer noch in heißem Fieber und glüht wie

ein Ofen. Wir sind dadurch in schwerer Sorge. Ich habe dieses anfangs etwas abstoßende Mädchen, seitdem ich mich in der letzten Zeit mehr um sie kümmern konnte, sehr lieb gewonnen. Sie ward zutraulich, so offen und überaus kindlich gegen mich, daß ich manchmal glaubte, ich hätte wieder eine jüngste Tochter. Gott erhalte sie!

Daß ich von Euch so angefochten werde wegen der heiligen Jungfrau Pickels! Ich leugne nicht, daß es auch mich sehr ernstlich anfechten würde, wenn es sich schließlich zeigen sollte, daß die wunderbare Beseligung jenes Mädchens nur eine Frucht von Schwärmerei oder Verrücktheit gewesen wäre. Die Pickels ist übrigens nichts weniger als beschränkten Geistes, wie Du wohl meinst, sondern ein wahrer Verstandeskasten und reich an schönen Kenntnissen, da sie eine gute Erziehung genoß. Aber sie hat allerdings schon von Natur einen einheitlichen, nicht so zerfahrenen Geist wie wir, die wir durch Zögesche Blutbeimischung gleichzeitig nach allen Seiten neigen und, wenn wir nicht das Bruchstückchen Glauben überkommen hätten, ähnlich wie Heine zersplittern würden.

18. April 1865. Himmlisches Wetter! Was würde mir das wohl tun, wenn die schwere Sorge um Emmy nicht wäre! Der Arzt fürchtet, daß sich ein Nervenfieber entwickelt. Gott behüte uns davor, daß wir zum dritten Male am ernsten Krankenlager eines geliebten Kindes stehen müssen! Das arme Stehaufchen leidet große Schmerzen und hat arges Fieber, erhält sich aber immer noch die gleiche Freundlichkeit und Geduld. Als gestern meine Frau durch den Besuch einer Jugendfreundin abgerufen wurde und Anna der Kranken erzählte, die beiden schienen ganz glückselig miteinander zu sein, sagte Emmy: „Das kann ich nachfühlen, denn Dein Vater kommt mir auch ganz so vor wie ein Jugendfreund". Ich sitze viel an ihrem Bett, dann wird sie gewöhnlich ruhig, schläft auch wohl ein. Von meiner anderen Jugendfreundin Tony habe ich sehr schlimme Nachricht. Ihr Herzübel nimmt rapide zu, und ihr Arzt, der junge Volkmann, schreibt mir, sie ginge einem „entsetzlichen" Ende entgegen. Es stürmt zuviel auf einen ein.

20. April 1865. Eben habe ich an Emma Samson nach Montreux geschrieben, von der eine telegraphische Anfrage kam, die nur vier Stunden gegangen ist. Gott sei Dank, ich konnte ihr melden, daß alles gut geht, und wir außer Sorge sind. Mit dieser Botschaft schließe ich auch den Brief an Dich, lieber Bruder.

*

Ballenstädt, am 23. Aug. 1865. Auch hier ist es greulich hergegangen, und kaum finde ich heute etwas Ruhe, meine Relationen an Dich wieder zu beginnen. Jahrelang projektierter, immer wieder abgesagter, von neuem angesagter, zuletzt aufgegebener Besuch stellte sich plötzlich von allen Seiten zu unserem Verderben ein. Unser Gerhard samt seiner Braut und deren Schwester sowie der Obrist v. Salisch aus Potsdam mit seiner Frau (Mathilde Krummacher) und drei erwachsenen Töchtern stellten sich sogar an einem Tage ein. Kurz darauf der Schwager Fritz Krummacher mit

seiner Frau und drei Töchtern, und endlich noch am allerunerwartetsten Emma Samson, um uns Emmy zu entführen. Die Mehrzahl mußte im Gasthofe und in unserem Nachbarhause (mit Gartenverbindung) wohnen, aber natürlich waren sie fast immer bei uns: ein namenloses Gedrissel, das für mich alten kranken Mann zuviel war. Ich mußte mich viel in die Stille meines Zimmers zurückziehen, fand aber auch da keine Ruhe, weil ich wußte, daß sie da waren, und an Julchens riesenmäßige Arbeit dachte. Diese hielt die Ohren steif, besorgte mit Anna alles meisterhaft und stellte glänzende Bewirtung her, bis endlich Emma Samson dazwischen fuhr, um mit Emmy abzureisen. Da mußten Rechnungen abgeschlossen, in größter Eile gewaschen, gebügelt, geschneidert, Wäsche, Kleider, tausenderlei Kleinigkeiten sortiert und gepackt werden, und meine arme Frau endigte mit einem Weinkrampf.

Gestern und heute sind nun die meisten abgezogen (nur Salisch und sieben Frauenzimmer sind noch als Gäste da), sodaß es doch etwas ruhiger geworden, und wir wieder aufzuleben beginnen. Was hätten wir für Freude gehabt, wenn diese Gäste sich verteilt hätten und der liebe Gott hätte Wetter dazu geschenkt! Wir hatten aber Regen und Kälte, konnten nur selten draußen sitzen, kurz und gut, es war für Julchen, mich und Anna eine kleine Hölle. So säet der Teufel Unkraut in jeglichen Weizen, und Freuden, die einem so nötig wären, sollen nicht mehr zustande kommen.

24. August 1865. Der Abschied von Emmy ist mir sehr schwer geworden, und nicht ohne Sorge sah ich sie in die Hände ihrer kranken, freudlosen Tante zurückkehren, die kein Verständnis für ihre Eigenart hat. Heute morgen sind die beiden in Ostende erwacht. Dieses wilde Kind war mir mittelst irgendeines unbegreiflichen Wunders ans Herz gewachsen und ein Schmuck meines Lebens. Häßlich, flidderig, hochmütig, widerspenstig, phlegmatisch und leidenschaftlich stürmisch, indolent und ungemütlich, war sie doch auch wieder so allerliebst kindlich, so naiv, ehrlich, offen, tapfer, so echt mädchenhaft und graziös und trotz ihrer Häßlichkeit so wunderhübsch, daß sie immerhin zu den anziehendsten Erscheinungen gehört, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ihre Zähmung machte mir Freude, ihre Originalität war mir sympathisch.

Ein Beispiel, wie respektabel ihre geräuschlose Tapferkeit ist: Unser Stalldach war defekt geworden, sodaß bei einem starken nächtlichen Gewitterregen das Wasser der armen Zuleika (Adolphs Pferd) gerade auf den Kopf gelaufen war. Der Maurer, der bestellt war, war nicht gekommen. Da brach, gerade als wir uns zum Tee setzten, ein abermaliges greuliches Gewitter mit wolkenbruchartigen Regengüssen los. Adolph war abwesend, und ich schickte mich eben an, trotz aller Proteste der Familie in den Stall zu gehen, um das Pferd loszuketten. Da trat Emmy ein und sagte, als sie hörte, wovon die Rede war, es wäre schon alles in Ordnung; sie käme eben aus dem Stalle und hätte das Pferd losgekettet und umgedreht, es stehe trocken. Die anderen Frauenzimmer haben es aus Angst vor dem großen schnaufenden und wilden Ungeheuer noch nie

gewagt, die Stallschwelle auch nur mit einem Fuß zu überschreiten. Auch Emmy hatte es zuerst der Köchin aufgetragen; da diese sich aber fürchtete, tat sie es selbst, weil sie besorgt war, ich könnte sonst bei dem Wetter hinausgehen. — Emmy war meine Spezialfreundin, die ich jetzt an allen Ecken und Enden vermisse, mehr als ich es für möglich gehalten hätte. Für einen alten, kranken, geknickten und überreifen Kerl von dreiundsechzig Jahren paßt keine Gesellschaft besser als die eines unreifen sechzehnjährigen Mädchens, wofern dieses nur recht mädchenhaft und ehrlich ist.

Von sehr anderer Art als Emmy, aber mir schon als Tochter nicht weniger lieb ist meine Schwiegertochter Julie. Sie ist ungemessen sieben Ellen lang, mager, ein zierliches, vornehm geistvolles, sehr freundliches und gewinnendes Gesichtchen mit dunkelbraunen Haaren und hübschen braunen Augen, ein anschmiegend friedsames und demütiges Gemüt, doch in allem, was sie tut und sagt, entschlossen und bestimmt, naiv, gemütlich, etwas träumerisch und zur Duselei geneigt, fromm und voll Respekt vor dem Heiligen. Mir fiel sie gleich aus dem Wagen mit den Worten in die Arme: „Mein geliebtestes Herzenspapachen!" Mit gleicher Herzlichkeit ward meine Frau im Sturm gewonnen, obgleich mein gutes Julchen sonst nicht geneigt ist, außer ihren leiblichen Kindern noch sonst jemand wirklich zu lieben, und obgleich sie sich vor diesem Zuwachs etwas geängstigt hatte. Auch Anna war schnell gewonnen bis zum Grunde ihres Herzens, und Julie wiederum so von uns eingenommen, daß sie schon am dritten Tage ihres Hierseins den Wunsch aussprach, den ganzen Winter bei uns zu bleiben. Sie schrieb deshalb sogleich an ihre Eltern und hat nun auch schon die erbetene Erlaubnis. Uns frug sie wunderbarerweise gar nicht erst, sie schien sich vielmehr bei uns bereits so heimisch wie im Vaterhause zu fühlen, und da frägt man nicht, ob man da bleiben darf. Bedenkt man nun, daß dieses junge Mädchen aus den opulentesten, verwöhntesten Verhältnissen kommt, so spricht es wirklich für sie, daß es ihr in unserer unbequemen Ärmlichkeit so wohl gefällt.

Ihre mitgebrachte Schwester namens Lisa[1], zwanzig Jahre alt, ist sogar acht Ellen lang, ein ungeheuer zart fühlender Fleischberg, dick, weich, lustig, sensitiv. Sie weinte neulich, weil ein Schauspieler sie auf der Straße angesehen hatte. Diese Reise ist Lisas erster Ausflug in die Welt, daher sie sich im Zustande gespanntester Aufmerksamkeit befindet. Gestern war sie mit den Salischs zu Fuß auf dem Falkenstein. Auf dem Rückwege gerieten sie in einen wolkenbruchartigen Gewitterregen und dunkle Nacht, sodaß man die Hand nicht vor dem Auge sah. Voraus ging Mathilde, hinter ihr, sich an ihren Rock haltend, der alte halbblinde Salisch, dessen Rockschöße seine jüngste Tochter gefaßt hatte, an der wieder die zweite Schwester hing, an dieser die dritte und endlich Lisa — ganz wie im Märchen von der bezauberten Gans, an der alle Jungfern hängen blieben. Wenn eins ausglitt und fiel, so fiel die ganze Gesellschaft. Da stürzte Lisa

[1] Elisabeth v. Voß (1845—89), seit 1868 verheiratet mit dem Freunde ihres Schwagers Gerhard, Hauptmann v. Rettberg.

plötzlich, sich zweimal überschlagend, in einen tiefen Wassergraben, die anderen setzten sich nur eben auf die nasse Erde; Salisch, den man einen Augenblick losgelassen hatte, spazierte direkt in einen Teich. Als sie endlich triefend hier ankamen, war Lisa glückselig, so etwas Herrliches erlebt zu haben, das sei der interessanteste Abend ihres Lebens. Wenn das arme Kind nur nicht so entsetzlich groß wäre!

25. August 1865. Du schreibst mit Freude von Hermann Grimms Michelangelo. Ich habe dieses gute Buch schon vor einigen Jahren gelesen, auch mit dem Verfasser selbst, der ein interessanter liebenswürdiger junger Mann ist, ausführlich darüber gesprochen. Er bedauerte damals, daß der Florentiner Magistrat ihm die Einsicht in den bedeutenden Schatz von noch unbekannten Originalbriefen des großen Michel, den die kürzlich ausgestorbene Familie der Stadt vermacht, nicht gestattet habe, dagegen habe die Londoner Bibliothek sich sehr liberal gezeigt. Giesebrechts Kaisergeschichte ausgenommen, habe ich noch kein historisches Werk mit solchem Genuß gelesen.

Gegenwärtig beschäftigt mich ein Buch ganz anderer Art. Bei meinem letzten Aufenthalt in Halle war ich mit Fechner (Alfred Volkmanns Schwager) in eine sehr lebhafte Unterhaltung über die letzten Dinge geraten, die leider unterbrochen ward. Ich schrieb ihm von hier, ich könne mir kein rechtes Bild von seinen (mir sehr fernliegenden) Anschauungen machen und verlange sehr, unser unterbrochenes Gespräch fortzusetzen. Als Antwort übersandte er mir sein letztes Werk: „Die drei Motive und Gründe des Glaubens". Das ist endlich einmal gesunde Philosophie und keine leere Strohdrescherei. Fechner gewinnt mich immer mehr für seine Ideen, und zwar unbeschadet des Christentums, das sich im wesentlichen wohl verträgt mit dieser Philosophie. Der Hauptsatz in meinem Büchlein „Von den Widersprüchen": es sei alles für wahr zu halten, was sittlichen Nutzen bringt, scheint dem Verfasser die Idee gegeben zu haben; wenigstens ist das auch in Fechners Buch der Hauptgedanke, und ich weiß, daß er das meinige mit großem Interesse gelesen hat.

*

Ballenstädt, am 9. Oct. 1865. Die Natur feiert heute den Geburtstag unserer Herzogin mit Regen, der meinen Lungen gut tut, die da gleich leichtere Arbeit haben, und die Herzogin selbst sitzt heute im Hôtel du beau rivage bei Lausanne und hat den Genfer See zu Füßen, den Montblanc vor Augen. Ich habe ihr geschrieben, ich dächte es mir sehr gemütlich, aus dem beau visage heraus das Licht der Welt zu erblicken, und nun zeigt es sich hinterher, daß ich, durch unleserliche Handschrift genasführt, visage für rivage gelesen hatte, sie also das beau visage auf ihr eigenes dickes Gesichtel beziehen wird. Sie wird denken, es geht dem guten Kügelgen wie allen alten Herren a. D.: je weniger gefährlich sie sind, desto schmeichelhafter werden sie.

Nein aber, was hast Du für Besuch gehabt! und obendrein mit Pferden, Hunden, Knechten, Mägden! Da muß ich ja einpacken mit meinen

paar Gästen. Da — in dem Augenblick kommt ein Brief aus Polen, es wird von Witaszyce (Witaschütz) aus angepocht und hergehorcht, ob der alte Voß nicht kommen dürfe, uns zu besuchen. Mein armes Julchen ist zwar etwas erschrocken, da sie des Bewirtens gründlich überdrüssig ist, ich aber freue mich, meinen Mitvater kennenzulernen; ich möchte doch gern die Wurzel sehen, aus der die langen Schilfstengel von Töchtern erwachsen sind. Die Mädchen sind allerliebst und herzensgut, aber vom Leben, von Wirtschaftlichkeit und irgendeiner Art von Berechnung haben sie auch nicht den geringsten Begriff. Es ist uns deshalb viel daran gelegen, daß Jula so lange als möglich bei uns bleibt, um wenigstens einige Anschauung von einer Wirtschaft zu gewinnen, wie sie sie künftig wird führen müssen. Auch das positive Christentum tritt ihr in unserem Hause zum erstenmal entgegen; sie war ganz rationalistisch unterrichtet worden. Nun haben die Mädchen zusammen meine „Jugenderinnerungen" gelesen, deren Inhalt sich wesentlich um das Wachstum unserer Eltern und mancher auf meine Entwickelung einflußreicher Freunde aus dem Nihilismus in den Rationalismus und aus diesem in das biblische Christentum dreht und bewegt, und das hat denn zu vielen Fragen und Aufklärungen geführt, welche immer mit Dank und Freude entgegengenommen werden.

10. Oct. 1865. Vor etwa vier Wochen haben wir unseren Gästen zuliebe eine Partie nach Alexisbad gemacht, zu der ich auch Schätzell eingeladen hatte. Ein schöner Tag, klar und sonnig. Während meine Frau mit der Jugend in die Berge schweifte, blieb ich mit Schätzell allein im Buchenschatten an der Selke zurück und wir ergingen uns in Erinnerungen. Wie war das sonst so anders, als der Herzog hier noch mit seinem Hof haushielt! Schmucke Gebäude, ein buntes Durcheinander von wohlgekleideten Badegästen, untermischt mit stets zahlreich herzuströmenden Fremden, brillante Tafeln dort im Schweizerhaus mit schönen Damen und klingendem Spiel, im Kursaal glänzende Bälle, Taschenspieler und Barduasche Tableaux, und wir waren jung und gesund und relativ mächtig. Jetzt alles tot und verlassen, Gebäude und Promenaden verkommen, außer uns und einigen Rüpels von Harzreisenden kein einziger Gast, die Wirtschaft so desolat, daß nichts zu haben war als Schnaps und schlechter Kaffee, und auf dem ehemaligen Lieblingsplatz der Herzogin lag Schmutz und altes Papier herum. Lauter traurige Eindrücke! Und doch kamen wir wenig aus dem Lachen heraus, weil Schätzell sich vorzugsweise zu albernen Erinnerungen angeregt fühlte, die ebenfalls an diesem Boden haften, und ganz Timos hinreißende Art des Vortrages komischer Begebenheiten besitzt. Unter anderem erzählte er, wie die Herzogin einst bei ihren waghalsigen Kletereien jenen hohen steilen Bergabhang 200 Fuß tief auf ihrer eigenen Gelegenheit heruntergefahren war, und der dicke Oberhofprediger, der sie nicht hatte verlassen wollen, im Frack und ohne Hosenboden hinterher, und wie sie dann auf dem Weiterweg nicht gewagt hätten sich anzublicken und jedes allein in Lumpen nach Hause geschlichen sei. Bei der Rückfahrt

überraschte uns Schätzell mit einem solennen Souper auf dem Mägdesprung, das wir an dem warmen Abend im Freien einnehmen konnten, während der Vollmond über die nächtlichen Berge heraufstieg. Die Meinigen waren sehr vergnügt, und auch ich alter Kröpel genoß den schönen Tag, ganz besonders die nächtliche Heimfahrt im offenen Wagen.

Wir haben in letzter Zeit öfter solche Partien gemacht, die Gäste zu ehren. Es hat mich schmähliches Geld gekostet, aber ich denke, man hat die Braut des ältesten Sohnes nur einmal zum ersten Besuch bei sich... Eben kommt ein Brief von Hermann Zöge mit der Meldung von Tante Daschas seligem Ende. Die letzte der Elterngeneration! Da legt man die Feder für heute weg.

15. Oct. 1865. Gestern war ein so strahlend schöner Tag, daß er mich zu einem weiten Gange verführte. Ich setzte mich unter duftende Kiefern, zog mein Taschenbuch heraus und dichtete wieder einmal wie in früheren Tagen. Was einem etwa Gutes einfällt in schöne Form zu kleiden, ist doch ein großes Vergnügen! Eine solche Herbstpracht wie in diesem Jahre habe ich noch nicht erlebt. Der Wald hat eine so fabelhafte Färbung, daß man sich die Augen reibt und frägt, ob es Wirklichkeit oder Zauberbetörung ist. Strohgelb, gelb, orange, braun, feuerrot, blutrot, violett, dunkelgrün, graugrün, alle denkbaren Schattierungen in geschmackvollster Zusammenstellung. Am schönsten sahen einzelne alte Linden aus, von der einen Seite mit dem feinsten Gold angehaucht, von der anderen noch grün. Einzelne Buchenpartien stehen ganz im Feuer auf dunklem Tannengrunde. Das Frühlingsgrün will nichts bedeuten gegen diesen Farbenpomp. Man kann sich nicht satt daran sehen.

In der Politik nichts Neues. Bismarck spielt immer noch die erste Violine. Es ist merkwürdig, was dieser Mann, dieser wahre Fortschrittsmann im Widerspruch gegen alle nominellen Fortschrittsmänner oder mit anderen Worten gegen den „Junker Omnes" doch zustande bringt. So ein Römer! – Bismarck hat Schätzell erzählt, Beust hätte (als der Krieg mit Österreich vor der Tür war) bei ihm angefragt, ob Sachsens Neutralität anerkannt würde, worauf jener geantwortet: Sachsen würde mit Preußen gehen oder sofort weggenommen werden. Seitdem ist Beust ganz timide geworden. In allen Kleinstaaten kocht jetzt ein übermäßiger, aber ohnmächtiger Haß gegen Preußen, weil sie fürchten, daß dieses Raubtier sie endlich alle zu ihrer eigenen Verdammnis verschlingen werde. Die Kleinstaaten haben Deutschland zum gebildetsten Lande der Welt gemacht, jetzt aber müssen sie großen politischen Notwendigkeiten weichen. Berlin allein hat jetzt schon 500000 Einwohner, das gesamte, von Preußen gänzlich eingeinselte Anhalt 180000. Und doch wollen wir selbständig sein und „Nein" sagen können, wenn Preußen „Ja" sagt. Das hat keine Art mehr.

*

Ballenstädt, am 5. Dec. 1865. Gestern abend ist nun Vater Voß angekommen. Er will etwa acht Tage bleiben, dann in Cöln das 50jährige

Jubiläum seines ehemaligen Regiments mitfeiern und, von da zurückkehrend, die Töchter hier abholen. Hochgewachsen, mit weißem Haar und Bart sieht er sehr gut aus, hat angenehme Manieren und die hübsche pommersche Aussprache, stammt aber noch aus der alten Schule, wo Edelleute nichts zu lernen pflegten, und verwechselt wie der alte Berg Mir und Mich. Was ihm aber an Gelahrtheit abgeht, ersetzt er durch die gutmütigste Herzlichkeit, die ihn mir vom ersten Augenblick an lieb machte. Sein Umgang würde mir sehr angenehm sein, wenn ich nicht so schwach wäre. Außer den Essenszeiten muß ich ihn Adolph und der Familie überlassen; auch hat Schätzell versprochen, sich seiner kräftig anzunehmen und ihn tüchtig in der Gegend herumzufahren.

6. Dec. 1865. Gestern abend nach dem Essen erzeugte ich, um Voß zu amüsieren, die Schlange Pharaonis. Du kennst doch dieses unterhaltende chemische Experiment? Wenn nur das Wetter besser und ich gesünder wäre, daß ich den alten Voß umherführen und mehr mit ihm sprechen könnte! Aber seit er hier ist, gießt es vom Himmel, und ich kann ihn doch nicht acht Tage lang mit lauter Pharaonisschlangen unterhalten.

Du fragst, wie es mit dem Rauchen steht. Nun, ich rauche wieder, obschon nicht mehr so übermäßig wie früher. Vier Monate hatte ich es ganz gelassen, höchstens des Morgens ein halbes Pfeifchen, aber ich befand mich nicht wohl dabei. Es war töricht, dem Körper einen Stoff entziehen zu wollen, mit dem er seit vierzig Jahren ganz durchwoben ist.

Nun muß ich Dir aber etwas erzählen, was Dich lebhaft interessieren wird: ich bin nämlich bei dem früher von mir so mißachteten Lutze in Cöthen gewesen. Es war mir in neuerer Zeit über einige so auffallende Kuren an völlig aufgegebenen Patienten berichtet worden, daß ich doch auf ihn aufmerksam wurde. Zudem dachte ich, der ich zu arm bin, um für den Winter nach dem Süden zu gehen, daß mir in seiner Anstalt vielleicht ein künstlicher Frühling geboten werde, da das große Gebäude samt Treppen und Vorsälen durch alle Etagen gleichmäßig mittelst heißen Wassers erwärmt wird. Mein Arzt billigte den Plan, der mir sehr im Kopfe herumspukte, und nur der Gedanke, mich von den Meinigen trennen zu müssen, ließ mich zu keinem Entschlusse kommen.

An meinem Geburtstage befand ich mich so wohl, daß ich mich rasch entschloß und an Lutze telegraphierte, ob Platz sei. Schon anderen Mittags traf ich auf dem Cöthener Bahnhofe ein, wo Lutzes Equipage mich erwartete. Ich bekam ein prächtiges Zimmer mit hohen gothischen Fenstern und der Aussicht auf den Schloßgarten und das alte dreitürmige Fürstenschloß. Es ging gleich zu Tisch. Der Speisesaal ist wie alle Gesellschaftsräume in diesem Hause architektonisch schön gebaut, mit einer Abondance von Licht und mit exotischen Gewächsen fast waldartig dekoriert. Die zahlreiche Tischgesellschaft war still und bescheiden, fast ehrfurchtsvoll, kein Durcheinandersprechen, kein Geplapper; Lutze und ich machten die Konversation fast allein. Die Alimentation war allerdings sehr einfach. Nach Tisch telegraphierte ich meiner Frau, sie möge nachkommen. Sie

erschien zu meiner Freude auch am nächsten Vormittag, und nun wurde es ganz behaglich. Viel trug dazu bei die Gesellschaft und die rührende Fürsorge unseres lieben Halbkindes, der ehemaligen Auguste Veit und ihres Mannes, des in Cöthen stationierten Rechtsanwalts Lüdicke, die sich beide wie leibliche Kinder zu uns stellten.

Lutzes Haus bot viel des Interessanten. Es ist ein Museum, angefüllt mit reichen Kunstschätzen und den merkwürdigsten Curiositäten. Dazu war unter den Patienten eine Wiener Virtuosin, ein Fräulein Röckel, die jeden Abend auf einem herrlichen Flügel musizierte und besonders Beethoven mit so zartem Verständnis vortrug, wie ich es vordem kaum gehört. Mit unseren großen Meistern Kaulbach und Schwind bin ich eigentlich hier erst bekannt geworden, da Lutze von ihren Cartons Photographien in größtem Format besitzt, welche die Originale bis auf den geringsten Kohlenstrich mit der vollkommensten Treue wiedergeben; das ist doch die schönste Erfindung unserer Zeit. Unter den Curiositäten interessierten mich wundervolle riesige Korallengewächse und ein chinesisches Tamtam, an dessen gespenstisch zauberhaften Klängen ich mich nicht satt hören konnte. Ein schönes Pianino, auf welchem Frau Lutze sich eben ein Gesangstück begleitet hatte, fing plötzlich an von selbst zu spielen, Märsche, Tänze, Nationalhymnen u. dgl. Die reichen Sammlungen an Antiquitäten, Naturalien, Waffen, Münzen, einigen tausend Medaillen usw. nehmen die obere Etage eines ganzen Flügels ein, und Lutze gestattete mir mit großer Liberalität, ganz allein darin herumzukramen sooft ich wollte.

Trotz aller dieser Agrements hielt ich es aber doch nicht lange aus. Ohne meine Frau ging es nicht, und mit ihr wurde es mir zu teuer, auch vermißte ich meine häusliche Bequemlichkeit doch zu sehr. So machten wir uns denn schon nach achttägigem Noviziat wieder auf die Socken. Ich bereue aber diesen kleinen Ausflug nicht; er hat meine Phantasie mit frischen Bildern erfüllt und mir die nähere Bekanntschaft Lutzes verschafft, eines wahrscheinlich sehr wenig würdigen, aber jedenfalls sehr merkwürdigen Mannes.

Denke Dir eine kurze gedrungene Gestalt mit einem großen, aber schönen und intelligenten Kopf, von welchem lange schwarzgraue Haare bis auf den Rücken herabhängen und ein ungeheurer Prophetenbart, der wie eine Schürze die halbe Vorderseite des kleinen Kerls zudeckt. Ein rasch dahin trippelnder Mensch, ohne Fond, ohne sonderliche Kenntnisse und männliche Geistesbildung, aber in hohem Maße praktisch, dazu ein feuriger Enthusiast, unruhig, in rastloser Bewegung Tag und Nacht; durch und durch Talent, Dichter und Redner, aber ohne Genius; gutmütig, gefällig, friedfertig, kolossal wohltätig; kein bewußter Betrüger, aber unwillkürlicher Schwindler, vor allem aber von oben bis unten vollgeladen mit der lächerlichsten, ganz unbemäntelten Eitelkeit. Am Sonntage versammelte er alle Hausgenossen in seinem rasch zur Kapelle umgewandelten Sprechsaal und hielt uns eine ordentliche Predigt über das Evangelium des Tages und zwar ex tempore, denn zum Studieren hat der von allen

Seiten unablässig angelaufene Mensch keine Zeit. Es war nichts Besonderes, weder christlich noch unchristlich, aber eine ganz geschickte, geschmackvoll wohlgeordnete Rede; er selbst gefiel sich ungemein als Geistlicher.

Bei Tisch war er in immerwährender Bewegung, bald sprang er auf und legte vor, bald holte er aus seinem Museum irgendeine neue Rarität, die er am Morgen gekauft, und zeigte sie erklärend und prahlend umher, bald lief er zu einzelnen Patienten, um durch Auffstülpen der flachen Hand auf Flaschen und Gläser das Trinkwasser heilsam zu magnetisieren. Meine Frau konnte sich des Lachens nicht enthalten, und um diesem Lachen einen Grund zu geben, rief ich ihm zu: „Machen Sie es nur nicht zu stark, Herr Sanitätsrat! Ich kann nicht viel vertragen". Da bekam Julchen Luft, einige Gäste lachten mit, andere sahen mich ganz erschrocken wegen meiner Kühnheit an. „Sie glauben wohl nicht an die Wirkung?" frug Lutze. „Ehrlich gestanden, nein!"

Nun setzte sich Lutze wieder auf seinen Platz mir gegenüber und sagte: „Ich kann durch fortgesetzte Manipulation das Wasser so potenzieren, daß Sie es für Wein trinken!" Da ließ ich ihm keine Ruhe, bis er das Experiment machte. Es herrschte die größte Spannung im ganzen Saale. Er nahm nun ein volles Glas in die linke Hand und bohrte und wischte mit der rechten so lange darauf herum, bis ihm der Schweiß ausbrach. „Strengen Sie sich nicht zu sehr an", sagte ich, „ich bin schon zufrieden, wenn es nur Limonade wird!" — „Sagen Sie lieber Mineralwasser", erwiderte er, „denn was den Wein anlangt, so muß ich gestehen, ich glaube eben selbst nicht daran." Diese Naivität war ordentlich liebenswürdig. Er schob mir nun das Glas zum Kosten hin, was ich mit vielem Ekel tat, und um ihn vor seinen gläubigen Patienten nicht zu blamieren, sagte ich ganz ernsthaft: „Pyrmonter Kränchen!"

Er ist ein Erzcharlatan. Aber auffallende Kuren scheint er trotzdem zu machen. Mein Freund Lüdicke z. B. verbürgt sich für die Wirklichkeit einzelner Heilungen. Wäre Lutze nur nicht ein solcher Phantast, sondern ein klarerer Kopf, so könnte man schon eher zu sicheren Erfahrungen gelangen. So behauptet er z. B., er habe in diesem Herbst bereits 40 Kinder von der Rachenbräune gerettet. Aber gesetzt, daß die 40 Würmer wirklich alle wieder umherlaufen, so fragt sich's doch, ob sie wirklich was anderes als Schnupfen gehabt haben, den der große Meister in seinem Enthusiasmus für Rachenbräune hielt.

Ich kann es mir nun einmal nicht denken, daß ein Körnchen Kochsalz in einem Weltkörper voll Wasser aufgelöst und von dieser Auflösung so viel eingenommen, als eine Mücke an der Stachelspitze tragen kann, eine heilsame Wirkung haben könne. Lutze bereitete vor meinen Augen Sepia (die ich im Urzustande beim Zeichnen reichlich vom Pinsel lecke) in 30ster Potenz und goß von dieser Flüssigkeit sechs Tropfen auf 10000 Streukügelchen in einer Flasche, die er dann tüchtig schüttelte, damit die Körner alle gleichmäßig angesteckt würden. Wieviel Sepia nun auf ein einzelnes

Streukügelchen kam, magst Du selbst berechnen; trotzdem soll ein einziges bisweilen ausreichen, um eine hysterische Frau zu kurieren. Ich lachte, aber Lutze demonstrierte mir, daß eben erst durch Zerstörung des Körpers oder der Materie die innewohnende Kraft frei würde. Mich bringt derlei zur Verzweiflung an allem, was man Verstand nennt.

Du siehst also, daß ich von meinem Vorurteil gegen Deine geliebte Homöopathie noch keineswegs kuriert bin. Aber in der Lebensgefahr, in der ich mich jetzt befinde, fängt man eben an zu experimentieren. Ich habe mir denn auch eine homöopathische Apotheke mit 43 Mitteln angeschafft — bis jetzt freilich fruchtlos. Allerdings hat mir Lutze selbst vorausgesagt, daß bei einem so eingewurzelten Übel wie dem meinigen die Wirkung erst in 6 bis 14 Monaten eintreten könne — was ich freilich wohl kaum erleben werde.

*

Ballenstädt, am 14. Febr. 1866. Daß Du so liberal gewesen bist, mir zu schreiben, noch ehe Dein letzter Brief beantwortet war, macht mich ordentlich stolz auf Deinen Charakter, da ich als älterer Bruder doch auch einigen Anteil an den Verdiensten Deiner Erziehung habe. Wie beneide ich Dich, mein Dicker, daß Du eine Reise wie die nach Reval noch ertragen kannst, es Dir auch gar nichts schadet, wenn Du in Schnee- und Wasserlöchern liegst und der Pelz Dir auf dem Leibe zu Sülze wird, während mich die bloße Beschreibung solcher Begebenheiten schon halb erstickt. Was die russischen Wege und andere Mängel anlangt, so fragt es sich, ob ein Staat, der sich ohne festen Kulturkern so ungeheuer ausgedehnt hat, überhaupt kulturfähig ist. Was könnte Livland sein, wenn es die Fähigkeit besessen hätte, für sich zu bleiben und sich in sich selbst auszubauen!

Deine Briefe sind mir eine der wenigen Freuden, die mir in meiner Schwachheit noch geblieben sind. Darum schreibe nur recht fleißig, es brauchen ja keine lötigen Briefe zu sein; die Zeit der langen Briefe ist ohnedem vorbei, wir sind in das Jahrhundert der Depeschen eingetreten. Mir fehlen jetzt die Erlebnisse, die zu Briefen gehören, wenn man sie sich nicht wie die Spinnen ihr Gewebe aus dem eigenen Achterteil ziehen will, was sehr anstrengt. Ich schreibe Dir eigentlich nur, um mir Gegenbriefe zu verdienen, und damit Ihr nicht denkt, ich sei schon tot.

Mehr als halbtot bin ich zwar, weniger als Halbmensch, kann nichts mehr leisten, selbst das Zeichnen greift zu sehr an. Nur das Schreiben geht noch und ist meine einzige Resource; ich arbeite jetzt auch an einem Märchen, was mich amüsiert. Fast den ganzen Tag sitze ich einsam auf meinem Zimmer. Besuche, die auf mich gemünzt sind, muß ich ganz vermeiden. Gegen Abend, wo fast stets einige Gäste zu Julchen kommen, setze ich mich, wenn ich soviel Luft im Blasebalg habe, daß ich nicht gar zu arg zu anken [= stöhnen] brauche, wohl ein Viertelstündchen mit darunter, höre zu und schleiche dann wieder in meine Höhle ab. Bei der Lebendigkeit und Frische des Geistes, die mir noch geblieben, ist es immerhin nicht

leicht, unter Menschen wie ein stummer Mops zu sitzen. Erwähne in Deinem Briefe nichts von diesen Klagen, denn meine Frau denkt, es gehe alle Tage besser. Ganz so war es auch bei Elisabeth, und das ist eine gute Eigenschaft für Pfleger. Ich sollte auch nicht klagen, ich kann ja noch essen, trinken, schlafen, etwas rauchen, schreiben und ein wenig herumstelzen. Die Zeit wird kommen, wo ich nur noch krumm im Lehnstuhl sitzen und stöhnen werde.

Weihnachten verlebten wir diesmal so still wie noch nie, da Gerhard und Benno nicht kommen konnten, wir auch keinen Pflegling mehr im Hause hatten wie in den Jahren vorher. Julchen und ich haben beide keinen Sinn mehr für solche Feste, an die sich für uns fast nur Erinnerungen an Verluste knüpfen. Den Baum mit Lichtern hatten wir uns diesmal erlassen, nur ein kleines ellenhohes Bäumchen hatte Julchen auf den Tisch gestellt des Duftes wegen.

Daß mein Gerhard die Compagnie, die er schon seit Michaelis führt, nun endlich ganz überkommen hat und Hauptmann geworden ist, mußt Du doch auch erfahren. So kann er nun auch heiraten; wenn der alte Voß seine Zulage gibt, wird es schon gehen. Brillant ist die Partie freilich nicht, aber zu brillanten Partien sind wir Kügelgens einmal nicht geboren.

Soeben läuten die Glocken und drüben in der Allee zieht ein langer Zug dunkler Gestalten vorüber, viele Wagen folgen. Es wird schon wieder ein Mann aus meinem nächsten Kreise begraben, der Hofmarschall v. Kutteroff. Vor acht Tagen sprach ich ihn noch auf der Straße, er sah schlecht aus und klagte über sein Befinden, aber an Sterben dachte niemand. Kutteroff war ein ernster, äußerst gewissenhafter Mensch und ein ganz zuverlässiger Beamter. Gegen mich war er immer sehr herzlich und wahrhaft freundschaftlich, ein angenehmer Vorgesetzter. Mir geht sein Tod recht nahe, und es betrübt mich, daß ich zu leidend bin, um noch die Hände über ihn falten zu können.

Um Politik kümmere ich mich nur noch insoweit, als ich anhöre, was Schätzell mir zuweilen zuträgt. Die Zeitung lese ich nicht mehr, halte keine mehr seit Michaelis. Das Schauspiel, welches die schwatzende Kammer in Berlin aufführt, erfüllt mich mit Ekel. Die Schuld liegt aber auch an der preußischen Verfassung, die ein schlecht limitiertes Machwerk ist, das sowohl den König als die Volksvertretung im Stich läßt; jeder Teil muß seine Befugnisse usurpieren, und der König wie die Volksvertretung sind fast gezwungen, die Verfassung immerwährend zu brechen, wenn sie leben wollen. Friedrich Wilhelm IV., dieser geistreichste, wohlwollendste, auch christlichste König, der auf dem preußischen Thron gesessen, ist ein schweres Unglück für sein Volk geworden, weil er keinen Charakter hatte. Was den inneren Konflikt[1] anlangt, bemerkst Du sehr richtig, daß der Fehler auf beiden Seiten liege. Der König hat in der Sache recht, die Kammer in der Form. Da nun die Form nicht zu wahren ist, ohne die

[1] Bismarck regierte ohne die vom Abgeordnetenhaus verweigerte Budgetbewilligung.

Sache zu schädigen, so bin ich für den König. Wenn Frankreich eine starke Regierung und eine wohlgerüstete Armee hat, dann kann sich Preußen nicht mit bloßem Geschwätz und Bürgerwehr begnügen.

Adolph hat eine große Hirschjagd in Meisdorf mitgemacht, welche Graf Asseburg den preußischen Ministern gab, die aber leider ausblieben bis auf den Kriegsminister Roon. Dieser hat sich ein paarmal mit Adolph unterhalten, der ganz entzückt von ihm war. Er ist ein Mann im vollen Sinne des Wortes und so beredt, daß er die ganze Jagdgesellschaft, etwa 50 Herren der sächsischen Ritterschaft, durch seine kernigen Trinksprüche und treffenden Antworten zu unendlichem Jubel hingerissen hat. Dazu ein einfacher kindlicher Christ in einer mächtigen Gestalt gleich einem Auerochsen. Bismarck ist noch in der letzten Stunde verhindert worden, sonst hätte Adolph ihn auch kennengelernt. Sonst waren viele namhafte Leute da, auch der regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode (unseres Hermann' Sohn). Die ganze Gesellschaft, alt und jung, ist übrigens so ausgelassen gewesen wie Studentenvolk, und der alte Asseburg hat meist in Versen gesprochen.

*

Ballenstädt, am 29. April 1866. Bei dem herrlichen warmen Frühlingswetter scheint mein Asthma, diese Höllenplage, etwas zu weichen. In diesem Winter war es mein höchster Wunsch, daß ich nur noch einmal, ehe ich stürbe, ein Stündchen möchte frei atmen können, bloß um zu sehen, wie das wäre, — und siehe, jetzt werde ich bisweilen ganz frei auf der Brust, was ich unendlich genieße. Möchte diese Erleichterung doch eine Weile anhalten! Es ist ja nicht Genesung, die es für mein Leiden nicht gibt, nur ein Stillstand. Es sind Feiertage, die das Übel sich gönnt, weil es in seiner Bosheit eben auch einmal ermüden mag.

Der Krieg droht immer ernstlicher. Österreichs formidable Rüstungen bei fortwährender Beteuerung, daß es nicht rüste und ihm nichts ferner liege, als eine Forderung an Preußen durch die ultima ratio zu unterstützen, sind bedenklich. Wenn Preußen auch nicht gegenrüstet, sondern nur die nötigsten Maßregeln zum Schutze der Grenzen gegen einen etwaigen Handstreich trifft, so muß doch der entgegengesetzte Entschluß, daß Österreich eine Machtstärkung Preußens durch Holstein nicht leiden will, und daß Preußen entschlossen ist, Holstein festzuhalten, einmal zur Tat ausschlagen. Preußen muß aber Holstein besitzen, nicht allein im Interesse von Holstein selbst (Ritterschaft und Geschäftsleute flehen, daß man sie verschlinge), sondern im Interesse von ganz Deutschland, das jetzt endlich eine Flotte haben will. Österreich würde dadurch nichts verlieren. Ein kluges Österreich würde Preußen längst Parität in Deutschland zugestanden und sich aufs engste diesem Staate angeschlossen haben; dann hätte es die Lombardei behalten, und der deutsche Bund würde nicht zerfallen sein. Nur ganz gemeiner Neid hindert es daran. Bis auf Bismarck hat Preußen immer nachgegeben, jetzt darf es das nicht länger. Eine Suprematie Österreichs ist Deutschlands Verderben. Was nun werden

wird, wer kann es wissen! Ich aber glaube, daß wir, wenn Bismarck leben bleibt, ein einiges Deutschland bekommen werden unter Preußens Ägide.

30. April 1866. Mein Benno hat einen Ruf als Hofprediger nach Athen erhalten. Der junge König bietet 1500 Thaler Gold Jahresgehalt, Wohnung und freie Station im Palais und, falls das Verhältnis sich auflöst, 900 Thaler Pension. Das ist allerdings sehr blendend für einen jungen Mann, der in seinem Vaterlande bei saurer Arbeit mit 300 Thaler auskommen muß, sodaß Benno anfänglich so gut wie gewonnen war, wozu auch der Nimbus des klassischen Bodens wesentlich mit beitrug. Bei näherer Überlegung stellten sich aber doch erhebliche Bedenken heraus. Der Hofprediger gehört dort nämlich zur nächsten Umgebung des Königs, er wohnt im Schloß, frühstückt, speist und soupiert mit dem Könige, muß ihn mannigfach begleiten und unterhalten, und dieser König[1] ist eigentlich noch ein Junge. Der Stil seiner Briefe an seine hiesigen Verwandten ist der eines Untertertianers. Aber wenn er auch so weise wäre wie Salomo, so traut sich Benno doch die Fähigkeit nicht zu, den fürstlichen Unterhalter zu machen, und da er überdem bloß zu predigen und keine Gemeinde haben würde, so hat er sich zu meiner großen Freude entschlossen, nicht anzunehmen. Aber schwer ist es dem armen Kerl geworden.

Viel Unruhe hat mir in letzter Zeit die wilde kleine Emmy gemacht, die sich mit ihrer Pflegemama nicht vertragen kann und deshalb nach Neuendettelsau[2] zu Löhe sollte. Das wollte das aufsässige Mädchen nicht, sie verlangte mit Ungestüm zu uns zurück. Das ergab endlose Briefe und Telegramme hin und her. Ich habe nun Emmy bestimmt, sich zu demütigen; sie steckt jetzt in Neuendettelsau, kommt sich da wie im Kloster vor und begießt ihr junges Leben mit Tränen.

2. Mai 1866. Daß Dir das „Daheim" gefällt, freut mich. Was sagst Du denn zu dem echten Loschwitzer Winzer auf der Richterschen Titelvignette? Und wünschest Du nicht die nähere Bekanntschaft der gemütlichen Besuchsfamilie an der Außentüre? Mir ist es mit dem „Daheim" unglücklich gegangen. Ich schickte vergangenen Winter einen Beitrag ein: „Erinnerungen an Roller", erhielt ihn aber mit einem höflichen Handschreiben zurück, „weil der Artikel seiner Länge wegen die Grenzen des Daheims überschreite." Durch diesen Krebs ist mir die Türe für die Zukunft verschlossen, was mir leid tut, da es mir Vergnügen gemacht hätte, bisweilen etwas für das Blatt zu schreiben. Früher habe ich mancherlei für das „Volksblatt" gearbeitet mit der Unterschrift „vom Unterharze". Aber zu ernsten Sachen habe ich keine Lust mehr und noch weniger zu Tendenzerzählungen, wie sie das Volksblatt wohl aufnimmt.

[1] Georg I., geb. 1845 als Sohn Christians IX. von Dänemark, seit 1863 König von Griechenland.

[2] Mit der von dem streng lutherischen Erweckungsprediger Wilh. Löhe (1808—72) gegründeten Diakonissenanstalt in Neuendettelsau (Mittelfranken) waren Erziehungsanstalten aller Art verbunden.

Anjetzo aber, Herr Bruder, falle ich Dir um den Hals, brieflich viel kräftiger, als ich es in Gegenwart des Fleisches vermöchte, und gratuliere Dir zu Deinem Geburtstage. Du wirst nun sechzig Jahre alt und bist somit vom Greise noch zehn Jahre entfernt, ein munterer Jüngling in meinen Augen, der ich vor der Zeit vergreisen mußte. Daß Du an Schwindel leidest, darüber laß Dir keine grauen Haare wachsen. In unseren Jahren packt das fast jedermann. Ich schaudere auch, wenn ich Felsklippen oder auch nur unsere Gegensteine sehe, die ich noch vor zehn Jahren rauchend und singend erklomm. Und wenn ich an die schmalen Felspfade denke, die wir in der Sächsischen Schweiz an der Bastei und dem Prebischtor mit Ludwig Maydell[1] gingen, wird mir fast übel. Du warst auch immer vollblütig, sodaß Dir ja einmal in Deinem zehnten Jahre ohne alle Veranlassung die Backe platzte, das mag Dich zum Schwindel besonders geneigt machen. Und dazu kommt noch unsere Zeit, in welcher fast nichts anderes mehr getrieben wird als Schwindel. Es ziemt uns zeitgemäß zu sein.

*

Ballenstädt, am 14. Juni 1866. Du berührst ein interessantes Thema mit Deiner Bemerkung, daß mit dem Alter unsere Ansichten und Urteile die frühere Schärfe verlieren, und stellst die Frage: ob das etwa die gerühmte Weisheit des Alters sei? Ich möchte sagen: Ja, so ist es! Unsere Überzeugungen, selbst die wissenschaftlichen, beruhen doch allermeist auf Glauben, der sich anfänglich auf Autorität, später — wenigstens zum Teil — auf Erfahrung und Spekulation gründet; der Autoritätsglaube ist aber bei weitem der stärkere. Es will mir scheinen, als gingen alle selbstdenkenden Menschen diesen Weg, und wenn sie es tun, gewinnen sie wohl ebensoviel, als wie sie verlieren: man verliert an Zuversicht und gewinnt an Bescheidenheit und Duldung. In der Jugend ist man nur zu sehr geneigt, jedermann zu verachten, der unsere Überzeugungen nicht teilt, und hat als Beweismittel nur die Faust. Später ist man sich wenigstens der Gründe dessen, was man von Überzeugungen noch gerettet hat, deutlich bewußt und weiß sich somit auf anständige Weise zu verteidigen. Bei mir datiert der Anfang dieser Umwandlung ungefähr vom dreißigsten Jahre, bin aber immer noch nicht fertig damit.

Den Ausbruch der Feindseligkeiten muß man nun täglich erwarten. Heute fällt eine folgenschwere Entscheidung: Österreich hat Bundeskrieg gegen Preußen beantragt, und bei dem herrschenden Wahnsinn in den Cabinetten ist es wohl möglich, daß die Majorität dem zustimmt. Damit wäre der Bund gesprengt und Preußen würde augenblicklich losschlagen. Sollte aber der Bund den Krieg verweigern, so ist immerhin anzunehmen, daß Österreich selbst in diesem Falle nicht zurückweichen und lieber militärisch als moralisch unterliegen würde. So steht der Krieg vor der Tür.

[1] Ludwig v. Maydell aus Estland (1795—1846), Zeichner und Radierer, lange in Rom, gest. in Reval.

Gerhard steht mit seinem I. Bataillon des schlesischen Füsilierregiments Nr. 38 beim 6. Armeecorps, XI. Division. Wahrscheinlich ist er in diesen Tagen in die Gegend von Neiße gerückt. Der arme Kerl! Am 16. sollte seine Hochzeit sein. Statt dessen wird er an dem Tage vielleicht auf Feldwache liegen und mit seinem Burschen aus einem Kessel Speckkartoffeln essen. Er schreibt, der Geist der Leute sei sehr gut; von Begeisterung sei zwar keine Rede, weil niemand weiß, wofür er eigentlich sich schlagen soll, auch höre man keine großmäuligen und prahlerischen Worte, aber es gehe ein Zug ruhiger und selbstbewußter Kraft und festen Vertrauens durch die ganze Armee, während der österreichische, vor vier Wochen noch so hoch aufflammende Enthusiasmus bereits auf Null reduziert sei.

15. Juni 1866. Die Kriegserwartung lähmt Handel und Wandel bereits in großem Maße. Die Thaler, die man in der Hand zu haben glaubte, verwandeln sich in Papierschnitzel, mein österreichischer Tausendguldenschein steht auf 36 Prozent. Wenn der Krieg zum Ausbruch und die Fabriken zum Stillstand kommen, stehen noch größere Verluste bevor, da auch Preußen seine Haupteinnahme dem hohen Aufschwung seiner Industrie verdankt. Das kleine Anhalt-Bernburg bezog allein aus seinen Zuckerfabriken 300000 Thaler an Steuern, und das war nur eine Branche; wie will man den Ausfall solcher Posten decken, wenn alle Fabriken stehen? In Preußen nun obendrein eine Kammer, die entschlossen ist, dem Ministerium Bismarck keinen Heller zu bewilligen. Die neuen jetzt ausgeschriebenen Wahlen werden nichts bessern. Der preußische Wähler ist terrorisiert durch die Vereine und wählt links, um sich keine Feinde zu machen; es wählt überhaupt nur ein Drittel der Wahlberechtigten, den anderen beiden ist alles egal oder sie fragen: wozu ist denn der König da? Unser gemeines Volk ist politisch nicht reifer als die Esten. Bismarck soll übrigens so ruhig und vergnügt sein wie ein Heimchen. Schätzell, der kürzlich in Berlin war, sagte, in der allgemeinen Unruhe und Verworrenheit würde es einem ganz wohl, wenn man einmal mit Bismarck oder Roon zusammenträfe.

Soeben (nachmittag 4 Uhr) langen Extrablätter der Zeitungen an. Die gestrige Abstimmung des Bundestages ist gegen Preußen ausgefallen, 9 Stimmen gegen 7. Preußen hat darauf den Bundestag für aufgelöst erklärt und sämtlichen Staaten, die für den Antrag gestimmt haben, den Fehdehandschuh hingeworfen. Ich zweifle kaum, daß morgen schon preußische Armeekorps die sächsische und hannoverische Grenze überschreiten werden, wenn es nicht schon heute geschehen ist.

Abends 8. Die Nachricht verbreitet sich, es sei bereits heute morgen 5 Uhr eine preußische Division in Leipzig eingerückt.

16. Juni 1866. Das ist denn doch nicht wahr gewesen, und nun glaube ich fast, daß Preußen erst die österreichische Kriegserklärung abwarten will. Es wird dadurch seine Lage freilich verschlimmern, andererseits aber dem Vorwurf entgehen, den Frieden gebrochen zu haben.

Ein wissenschaftlicher Streit, in den ich mit dem gelehrten Fechner in Leipzig geraten bin, wird nun wohl auch in der Unruhe der Zeit untergehen; man kann nicht philosophieren, wo Leib und Leben, Hab und Gut, ja alle bisherigen Bedingungen der Subsistenz in Frage gestellt sind. Fechner hat eine eigentümliche Theorie über die persönliche Fortdauer nach dem Tode aufgestellt: Unser jenseitiger Leib ist fertig gebildet, wenn wir sterben, und besteht aus den Taten und Wirkungen unseres jetzigen Lebens, aus der Gesamtheit der Einflüsse, die wir auf andere Menschen ausgeübt haben und besitzen. In diesen werden wir später mit vollem Bewußtsein fortleben, und zwar glückselig, wenn unsere Einflüsse heilsam waren, unglückselig im umgekehrten Falle. Auf diese Weise würde also Newton gleichzeitig und seiner selbst bewußt in vier Gelehrten forteristieren, von denen einer in Archangel, die anderen am Kap der Guten Hoffnung, in New York und in Moskau lebten. Ich habe gegen diese Theorie, soweit ich sie zu verstehen glaubte, brieflich Einwendungen erhoben und hatte die Freude, daß Fechner, anstatt das übel zu nehmen, mich mit einer wahren Lammesgeduld in ausführlichen Schreiben zu widerlegen sucht, mir auch eines seiner Werke nach dem anderen zuschickt, was alles mein Herz diesem liebenswürdigen Gelehrten und vortrefflichen Menschen noch mehr zuneigt.

Liebe alte Freunde haben uns durch ihren Besuch erfreut. Zuerst war Hermann Ziegesar[1], der kürzlich Oberhofmeister seiner Herzogin geworden und daneben die Civilliste des Herzogs verwaltet, zehn Tage bei uns. Er hat sich jung und frisch erhalten und erzählte von früh bis abends unausgesetzt rauchend die Abenteuer seines vielbewegten Lebens. Natürlich hatten wir gerade wieder schändliches Wetter, konnten nicht im Garten sitzen, machten aber doch einige gelungene Partien, da Schätzell mir seine Equipage zur Verfügung stellte. Dann kamen meine alten lieben Hauskinder Line Schiller und Tille Valentiner aus Hamburg auf fünf Tage und erwärmten durch ihre treue Liebe unser aller Herzen.

17. Juni 1866. Preußen hat an den König von Sachsen die Frage gestellt, ob seine Frankfurter Abstimmung feindliche Absicht gegen Preußen involviere. Antwort scheint „Ja" gewesen zu sein. Gleich darauf die preußische Kriegserklärung, Abreise des Königs von Dresden zur Armee, Überschreitung der Grenze bei Strehla durch preußische Truppen am gestrigen Tage. Gleiche Anfragen sind an Hannover und Hessen ergangen, und wahrscheinlich stehen auch dort schon preußische Truppen. Der Krieg hat also begonnen. Der Haß gegen Preußen echauffiert ganz Deutschland, brennt sogar in Preußen selbst gegen das preußische Gouvernement lichterloh, aber Bismarck läßt sich nicht irren, soll in der freundlichsten Stimmung sein, seines endlichen Sieges gewiß.

Vorgestern war Otto Strauß (Sohn des Hofpredigers) bei uns und erzählte Wunderdinge, wie der Minister unter den großen Geschäften

[1] Der Jugendgespiele in Hummelshain, vgl. Jug.-Er. III, 8—10.

Der Bruder Gerhard.

„Aber Mensch, Du siehst ja aus wie Hans Sorgenloch! Der Schalk ganz weg!“
6. Nov. 1863.

Frau Julie.

„Sie ist Tag und Nacht sein guter Engel, seine immer freundliche, ja heitere Pflegerin, der nie zur rechten Zeit ein tröstliches ermutigendes Wörtchen fehlt.“
Anna am 28. Nov. 1864.

Der Alte Mann.

„Ich bin so mager geworden wie ein Stock, und dazu ist mir während der Krankheit ein dreister Schnurrbart gewachsen.“ 10. Januar 1865.

Wilhelm und Julie v. Kügelgen.

Ölbild von Wilhelm v. Kügelgen.

„Vierzig Jahre haben sie Freud und Leid geteilt — wir haben gestern berechnet, daß die Freudenstunden doch weit, weit überwiegen."
Anna am 27. Mai 1867.

doch immer noch ein offenes Auge und Interesse für die geringsten Kleinigkeiten habe. So bettelte ihn vor einigen Tagen ein armes Mädchen für ihre kranke Mutter an, welche die Apothekerrechnung nicht erschwingen kann. Bismarck erkundigt sich schriftlich beim Parochialgeistlichen Strauß nach den Umständen der Familie und schickt, da Strauß günstig berichtet, ihm die 5 Thaler, den Betrag der Rechnung. Nachdem sechs Revolverkugeln seinen Paletot durchlöcherten[1], ohne ihn zu verletzen, mag er ganz fest an seine göttliche Mission glauben. Welch ein kolossaler Mensch!

Couvert: Soeben ein Brief von Gerhard. Er steht bei Neiße und das Regiment erwartet jeden Augenblick den Befehl, die Grenze zu überschreiten. Die XI. Division bildet die Avantgarde. Die Stimmung der Leute soll herrlich sein. Anstrengende Märsche in furchtbarer Hitze und schlechte ärmliche Quartiere werden mit gutem Humor ertragen. Gerhard verspricht sich einen glänzenden Feldzug.

*

Ballenstädt, am 4. Juli 1866. Ich weiß nicht wie ich anfangen soll, und doch muß ich heute früh die Hand meines Bruders ergreifen. Gestern abend saß ich mit meiner Frau im Garten, da kommt ein Feldpostbrief — nicht von Gerhards Hand. Ich erschrak und öffnete. Mit Bleistift auf ein Zettelchen geschrieben folgendes:

Hochgeehrter Herr!

Ich befinde mich leider in der Lage, Ihnen mitteilen zu müssen, daß gestern d. 28sten Ihr Herr Sohn Gerhard bei einem Gefecht bei Skalitz den Tod fürs Vaterland erlitten hat. Eine Granate traf seine Brust; er war auf der Stelle tot. Indem ich diese Zeilen schreibe, blutet mir das Herz, er war mir stets ein treuer Freund und der Verlust keines Kameraden könnte mich näher berühren. Ich habe ihn zuletzt an der Spitze seiner Compagnie im furchtbarsten Granatfeuer gesehen. Heldenmütig führte er sie der feindlichen Batterie entgegen. Ihm war es nicht vergönnt zu sehen, wie die Unsrigen einen glorreichen Sieg erfochten. Für die Beerdigung seiner Leiche hat Hauptmann v. Rettberg Sorge getragen.

v. Twardowski, Reg.-Adjutant.

Ich dachte, Julchen werde mir in den Armen sterben.

Wie lieb ich diesen Jungen gehabt, weiß nur Gott. Es war ein Band des innigsten Verständnisses zwischen uns. Gerhard war von Kindheit auf ein ehrenfester, gewissenhafter, bescheidener Mensch, begabt und talentvoll, friedliebend, gänzlich unerschrocken, ohne Ehrgeiz und jegliche Prahlerei, doch eines hohen Aufschwunges seiner Gefühle fähig, seinen Eltern mit kindlicher Ergebenheit zugetan. Das wußte er auf die rührendste Weise zu zeigen, wenn er bei uns war. Seit seinem dreizehnten Jahre kam das freilich nur selten vor: von einem auswärtigen Gymnasium gleich weg in ein auswärtiges, stets an der äußersten Grenze stehendes Regiment, da sah man sich nur zu den Ferien und dann auf Urlaub, kaum einmal im Jahre. Das waren dann jedesmal Festzeiten für uns alle,

[1] Am 7. Mai 1866 hatte Ferd. Cohen-Blind ein Attentat auf Bismarck verübt.

besonders aber, wie ich glauben möchte, für mich. Denn er hatte eine eigentümliche, mir vorzugsweise verständliche Art, seine Liebe zu zeigen, sodaß mir das Herz immer dick und schwer ward, wenn er wieder abzog. Er fand sich fast immer an meiner Seite, belebte und vergnügte mich durch seinen Humor oder regte mich an durch gescheute Fragen über Glauben und Wissen. Freundschaft mit einem Sohne ist die höchste Steigerung der Vaterfreude. Auch meine beiden anderen Söhne sind gut und brav, aber das Verhältnis, welches sich mit dem ältesten gestaltet und seine Wurzeln schon in der frühesten Kindheit hatte, war ein Unicum — unwiederbringlich verloren! Die Augen werden mir dunkel, ich muß abbrechen.

5. Juli 1866. Gestern abend eilte Benno zu unserem Troste von Coswig heran. Julchen ist ganz vernichtet. O wie herzzerreißend ist der Anblick dieser Mutter! Sie tut, was sie kann, sich zu fassen, aber sie war noch von Elisabeths schrecklichem Ende her zu wund. Gott helfe ihr und mir! Unser geliebter Gerhard! Ach, daß er doch wenigstens den Sieg seines herrlichen Regiments, das er mit ausbilden half, noch erlebt hätte! Doch das sind eitle Gedanken.

Benno ist gestern durch lauter flaggende Städte gekommen voll unermeßlichen Jubels, weil sich die Nachricht von einem neuen entscheidenden Siege bei Königgrätz verbreitet hatte. Wenn das wahr ist! — — Soeben die Zeitung: Telegraphische Depesche des Königs an die Königin vom 3. Juli: „Großer Sieg über die Österreicher. Alle 8 Corps 8 Stunden lang im Feuer, Österreicher total geschlagen. Massen von Trophäen noch nicht zu übersehen. Unsere Verluste bedeutend. Wir sind alle wohl. Gottes Gnade walte ferner über uns!" Es ist eine unerhörte Kraftentwicklung. Seit dem 27. Juni alle Tage Schlachten, endlich dieser Sieg, der dem Kampfe vielleicht wesentlich ein Ende macht. Die Armee hat eine Vortrefflichkeit gezeigt, wie man sie nicht geahnt hatte, von keiner Seite. Selbst die gerühmte österreichische Cavallerie von der preußischen bei jedem Zusammentreffen geworfen. Bismarck ist jetzt der populärste Mann in Preußen. Alles jubelt ihm zu, selbst die Demokraten. Ich hoffe, er bringt uns nun ein einiges Deutschland zustande. Daneben Geheul und Wehklagen in den meisten Familien. Leicht waren diese Siege nicht; viel, sehr viel Blut ist geflossen. Aus Ballenstädt müssen noch sechs Offiziere an den Schlachten bei Gitschin und Königsgrätz teilgenommen haben, außerdem viele nahe Verwandte hiesiger Familien — von allen diesen noch keine Nachricht. Unser Haus ist den ganzen Tag überströmt von teilnehmenden Besuchen aus allen Ständen. Das tut ja wohl, aber — ach, unser Gerhard! — — Drei liebe Kinder sind nun weg. O Herr mein Gott, wie es so bitter weh tut! Und die arme Braut, die immer so heldenmütige Briefe schrieb — wie wird sie nun gebrochen sein! Ich kann nicht weiter schreiben.

*

Ballenstädt, am 12. Juli 1866. Auf Deinen Brief vom 3. will ich Dir gleich wieder schreiben, nicht von meinem Verlust, der mir das Herz

abfrißt, sondern von anderen Dingen, um mich zu zerstreuen. Daß unser beiderseitiges Urteil über diesen schauerlichen Krieg zusammenklingt, ist mir lieb. Von Österreichs Unschuld zu reden, kommt mir ebenso ungereimt vor als von Preußens Unschuld. Ein Krieg wie dieser ist ein unabwendbares Naturereignis. Seit Anno 48 hatten sich alle Verhältnisse verwirrt, die Luft war schwül und dick, fast undurchsichtig geworden – jetzt zuckt der Blitz hindurch, das ist die Sache.

Der Deutsche Bund konnte nur bestehen, so lange Österreich und Preußen Hand in Hand gingen. Um dies zu ermöglichen, hat sich Preußen fünfzig Jahre lang vor dem liederlichen Österreich gedemütigt. Jetzt aber ging es nicht länger, wenn nicht Preußen und mit ihm ganz Deutschland in den desolaten Zustand der altersschwachen Großmacht mit hineingezogen werden, ja, wenn nicht Preußen an der von Österreich eifrig geschürten wahnwitzigen Demokratie im eigenen Lande zugrunde gehen sollte. Das erkannt und durchgesetzt zu haben, ist das Verdienst Bismarcks, des allgemein verkannten und gehaßten Helden, der in dieser Brandung wie ein Felsen stand. Außer ihm und dem trefflichen Roon war in Preußen alles gegen den Krieg bis tief ins königliche Haus hinein, selbst der alte brave Gerlach riet zum Nachgeben. Den König trotzdem bei der Stange gehalten zu haben, war Bismarcks größte Tat. Die Demokraten fürchteten für ihre Macht, die ruhigen Bürger für ihren Reichtum, die Generale für ihre Kriegsehre – alles petitionierte um Frieden. Bismarck blieb fest, sich stolz abwendend von einem zweiten Olmütz, und siehe, als die Stunde kam und der König rief, war die Armee bereit, und in Zeit von acht Tagen lag ganz Norddeutschland und halb Böhmen zu des Königs Füßen. Da schwanden die Illusionen des Auslandes, der Hader im eigenen Lager verstummte, die Parteien reichen sich die Hand, die Wahlen fallen gut aus, ganz Preußen gleicht einem einzigen großen Kriegslager, man schwärmt für Bismarck und für die seit Jahren angefeindete Armee, für die man kein Geld bewilligen wollte.

Auch unser Ländchen nimmt teil an dieser Begeisterung, obgleich der Hof ganz österreichisch gesinnt ist – „das arme unschuldige Österreich!“ seufzt auch unser gutmütiger alter Herr, der aber dennoch seine Bataillone nach Preußen geschickt hat. Schätzell richtet im Schlosse Hoym ein großes Hospital mit 100 Betten für Verwundete ein. Die Gaben dafür fließen überreich zu: Betten, Bandagen, Charpie, Leinwand, Wein, Lebensmittel langen frachtwagenweise an von den Dörfern, auch bares Geld im Überfluß. Gestern allein von Badeborn ein vierspänniger Leiterwagen mit Utensilien aller Art und 85 Thaler Geld; ebensoviel haben die wackeren Badeborner Bauern an das Quedlinburger Hospital geschickt, dem ebenfalls Schätzell vorsteht. Es ist ein Aufschwung und eine Opferwilligkeit wie Anno 13.

Ganz Preußen ist jetzt eine hellodernde Flamme, und ich hoffe, Napoleon wird keine Lust haben, sich die Fänge zu verbrennen, um für das „unschuldige Österreich“ die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Freilich

der französische Appetit nach der Rheingrenze gibt sich in bedenklicher Weise kund, und Napoleon wird gewiß alles tun, um Deutschland nicht erstarken, namentlich nicht unter Preußens Szepter einig werden zu lassen. Doch ist man hier der Meinung, daß Napoleon, wenn er seine Dynastie behaupten will, sich keiner Schlappe aussetzen dürfe, eine Kalamität, die ihm gegen diese siegreiche Armee doch möglicherweise begegnen könnte. Die Stimmung der Engländer gegen Preußen ist gänzlich umgeschlagen, die Times schwärmt jetzt für Bismarck, den sie einen Halbgott nennt, und bekennt es offen, daß Deutschland nur noch in Preußen zu suchen sei. Geehrt wird sich Bismarck dadurch wenig fühlen, aber für den Fall eines Krieges mit Frankreich sind die englischen Sympathien immerhin erwünscht.

Gestern hatten wir privatim die Nachricht aus Berlin, eine große Anzahl ungarischer Magnaten habe eine Einladung an den Prinzen Friedrich Carl erlassen, nach Ungarn zu kommen und die Krone des heil. Stephan anzunehmen. Man könnte es sich wohl denken, daß sie einen solchen Husarenkönig gern hätten. Natürlich wird der Prinz nicht antworten. Er ist im dichtesten Handgemenge gewesen, alle Prinzen im Kugelregen, selbst der König hat sich exponiert.

13. Juli 1866. Wir haben nun durch einen Feldpostbrief (aus Pardubitz) von Rettberg, Gerhards Freund, nähere Nachricht über dessen Tod. Gerhard führte seine Compagnie mit beispielloser Bravour gegen eine todspeiende feindliche Batterie, als ihm ein Granatstück durch den Oberschenkel in den Unterleib drang. Er brach zusammen, sprang aber wieder auf, schwang den Säbel und feuerte seine stutzende Compagnie an, indem er selbst wieder vorwärts eilte und laut rief: „Drauf Kinder! drauf! nehmt die Batterie!" Und sie nahmen sie im Sturme, durch ihres Hauptmanns Fall in eine solche Wut versetzt, daß nichts in der Welt ihnen widerstanden hätte. Gerhard war nach ein paar Schritten ohnmächtig niedergestürzt und ist dann bald gestorben. Am anderen Morgen hat Rettberg die Leiche des Freundes bergen und auf dem Gottesacker eines nahegelegenen Dorfes mit allen militärischen Ehren vom Gemeindegeistlichen nach katholischem Ritus begraben lassen, zusammen mit einem bei demselben Sturme gefallenen Kameraden.

Die fieberhafte Aufregung, in der wir jetzt leben, kommt mir zu Hilfe, ich rette mich immer wieder da hinein, damit mir das Herz nicht bricht. Man überschüttet uns mit wohltuender Teilnahme, die Herzogin ist fast täglich bei uns, wir sind selten allein. Da flüchte ich mich, sooft ich kann, in Schätzells Garten, der still wie ein Wald ist. Da ist ein trautes Plätzchen unter hohen rauschenden Wipfeln, wo ich (vor einem Jahr um diese Zeit) zuletzt meines Gerhard noch recht froh ward. Wir lasen hier zusammen ein philosophisches Buch von Fechner, das interessanten Ideenaustausch veranlaßte. Jetzt weine ich mich hier täglich ein paarmal recht satt, während ich mich meiner Frau und Anna gegenüber ziemlich steif halte. Ach es tut weh, weh, unendlich weh! Nur Gott der Herr weiß,

wie lieb ich diesen so reich begabten, gehorsamen, bescheidenen, selbstlosen Heldensohn gehabt!

*

Ballenstädt, am 5. Aug. 1866. Liebe Gäste helfen uns unser Leid tragen. Benno verlebte uns zum Troste seine Ferien hier bei uns, jetzt ist meine arme Schwiegertochter gekommen, uns ein teures Vermächtnis unseres Gerhard. Sie hat uns durch ihr herzzerschneidendes Aussehen tief bewegt, doch geht sie kräftig gegen ihren Schmerz an, sich bemühend, uns durch ihren Jammer nicht noch mehr zu betrüben. Sie ist in all ihrer Traurigkeit so rührend gut, so zärtlich und aufmerksam und tut meiner Frau zuliebe alles, was sie ihr nur von den Augen ablesen kann, daß ihre Gegenwart für uns eine rechte Wohltat ist. Das arme Kind! – sie hat ihren Gerhard mit einer wahren und tiefen Liebe geliebt und sieht nun ihre ganze Zukunft in Scherben vor sich liegen.

Der Friede scheint fürs erste eine Zweiteilung Deutschlands bringen zu wollen, aber immerhin ist anzunehmen, daß ein Mann wie Bismarck das Mögliche erreichen wird, das Übrige wird sich später von selbst machen; es kann kaum fehlen, daß die Wucht von 30 Millionen Norddeutschen den Rest im Süden durch das einfache Gesetz der Gravitation nach sich ziehen werde. Daß mein geliebtes Sachsen wahrscheinlich nicht annektiert wird, tut mir aufrichtig leid. Die Persönlichkeit des alten Königs Johann ist im In- und Auslande so allgemein als weise, gerecht und ehrwürdig anerkannt, daß man ihm gegenüber wohl nicht mit der Rücksichtslosigkeit verfahren will wie gegen die Welfen.

6. Aug. 1866. Heute erhielten wir die preußische Thronrede. Das ist ein Meisterstück, männlich, kurz und deutlich, versöhnlich und ernst bescheiden, kein siegestrunkenes Wörtchen und reichlich freie Hand lassend. Das einzige Wort „Indemnität", so ganz am rechten Ort eingeschaltet, hat hier Wunder gewirkt, die Demokratie wenigstens für den Augenblick fasciniert, und gewiß wird jetzt alles bewilligt werden, was verlangt wird. Der Demokrat Alfred Volkmann schreibt mir darüber ganz überwältigt: eine solche Größe hätte er dem Bismarck nie zugetraut. Alfred hatte diesen Mann bis jetzt aufs gründlichste gehaßt, aber das kleine Wort „Indemnität" macht ihm den Teufel jetzt so liebenswert als bewunderungswürdig. Bismarck hat das Bewilligungsrecht der Kammer nie bestritten, nur wollte er es nicht zum offenbaren Ruin des Staats werden lassen oder zum bloßen Mittel, einen Minister loszuwerden, herabgewürdigt wissen.

Couvert: 11. August 1866. Gestern abend ist die Prinzeß Friedrich Carl von Preußen mit fünf reizenden Kindern auf hiesigem Schlosse angekommen; unsere eigene Erbprinzessin ist auch hier mit ebenfalls fünf reizenden Kindern. Denke Dir plötzlich dieser Kindersegen in unserem seit fünfzig Jahren gänzlich entkinderten Kloster!

*

Ballenstädt, am 30. Nov. 1866. Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht; ich war und bin noch krank, sodaß mir Lust und Kraft zum

Schreiben fehlten – will heute mal versuchen, wie weit ich's bringe. Antwort auf Deine letzten beiden Briefe darfst du aber nicht erwarten, dazu bin ich zu dumm, kann nur einige hypochondrische Auslassungen machen.

Ende September kamen unerwartet auf einmal alle drei Brüder Krummacher: Fritz mit Frau und zwei Töchtern, Emil mit Frau, der Witwer Eduard allein, alle drei starke, gesunde, stimmkräftige Greise. Sie waren liebenswürdig und gut, aber die starke Geselligkeit überanstrengte mich, und als nach acht Tagen das Haus wieder leer und still ward, waren meine im Sommer kümmerlich angesammelten Kräfte auch zu Ende. Ich quälte mich so hin, hoffte von Woche zu Woche, aber die Hoffnung auf Besserung war eitel. Ich wurde vielmehr erst recht krank, eine boshafte Grippe befiel mich mit einem so wütenden Schnupfen, als hätte ich mich in eine lebendige Quelle aufgelöst, und einem so entsetzlichen Husten, daß ich seit der Zeit noch keine Nacht im Bette zugebracht habe; nur selten gelingt ein Stündchen Schlaf im Lehnstuhl. Meine Frau, obgleich selbst grippig, immer um mich – ich kann es nicht begreifen, wie sie es aushält, nun schon 19 Tage hintereinander.

5. Dec. 1866. Es soll besser mit mir gehen, meint der Arzt. Mir wäre das lieb, denn ich fürchte mich vor dem Ersticken, wenn auch nicht vor dem Tode. Könnte ich wie Elias im Wetter auffahren – lieber heute als morgen! Ich habe sehr gelitten und leide auch noch. Bei allen Qualen lebe ich aber wie ein Fürst von lauter Wildbraten, Austern und Champagner. Line Schiller hat mir ein ganzes Fäßchen der schönsten Holsteiner Austern geschickt. Aber ich bin dennoch ein Gerippe geworden. Und Liegen und Sitzen ohne Fleisch ist eine Art von Prügelstrafe, zum Stehen und Gehen fehlt aber die Kraft.

Vor ein paar Tagen kam Schätzell aus Berlin zurück und brachte mir die neueste, diesen Herbst in Putbus gemachte Photographie von Bismarck mit. Ich lege Dir das Bild bei. Bismarck ist krank gewesen und soll es noch sein. Was sollte werden ohne ihn?! Außer ihm ist niemand der Situation gewachsen, er allein hält alle Fäden in seiner Hand und zieht niemand ins Vertrauen. Niemand weiß z. B., wo er mit dem deutschen Parlament hinaus will, wie das Verhältnis der Vasallenfürsten sich gestalten soll usw. Sollte Bismarck jetzt abgehen, so fürchtet man einen Schiffbruch des preußischen Staates. Auch der treffliche Roon ist schwer krank, plötzlich asthmatisch geworden, und würde ebenfalls kaum zu ersetzen sein. Hannover macht viel Sorge. Mit Sachsen scheint es besser zu gehen, als man anfangs dachte.

8. Dec. 1866. Schrecklich nächtliche Jahreszeit! Kaum wird es Tag. Noch ganze vier Wochen diese Lichtlosigkeit, ehe wieder ein Zunehmen bemerkbar wird! Wer weiß, ob ich's erlebe. Ich fühle mich sehr krank. Die Grippe weicht zwar jetzt, aber die Brust ist sehr viel enger geworden. Nun, Gott wird ja zum Kreuz auch einen Buckel geben, der es tragen kann. Möchte doch von Gott dem Herrn ein Freudenschein in mein dunkles Herz fallen! Ich hab's recht nötig. Meine gute Freundin, die Gräfin Iris

Richthofen[1] in Gnadenberg stirbt jetzt am Krebs, hat wohl kaum noch vier Wochen zu leben – aber das ist ein Jubel, so freut sie sich auf den nahen Heimgang. Die Herzogin war kürzlich dort, um sie noch einmal zu sehen; sie erzählte uns davon. Eine Erquickung ist mir jetzt das Lebensbild unserer alten Freundin Marie Nathusius, von ihrem Mann geschrieben, ein naturgetreues Menschenbild, klar, durchsichtig, wahr in Freud und Leid.

In der Politik sieht es wieder schlecht aus. Das preußische Abgeordnetenhaus ergibt sich wieder seiner alten Unart. Welchen mächtigen Aufschwung könnte Deutschland nehmen jetzt unter Preußens Führung, wenn dieser demokratische Unsinn nicht wäre! Es soll einmal nicht allzu wohnlich auf Erden werden.

Ballenstädt, am 22. Dec. 1866. Ich bin noch immer ein rechter armer Lazarus und kann mich nicht erholen. Seit dem 12. November habe ich nichts getan, als Kräfte verloren. In meinen Verhältnissen aber ersetzen sich verlorene Kräfte schwer oder gar nicht. Wenn Line Schiller mir nicht wieder ein Fäßchen Austern geschickt hätte, wäre ich dem entkräftenden Übel wohl schon längst erlegen, aber dieses leichte und reizende Nahrungsmittel erhält mich. Verzeih, daß ich soviel von mir schreibe, aber ich komme nicht mehr aus meinem Zimmer, sehe und erlebe nichts und muß so zum elenden Egoisten werden. Werde ich wenigstens wieder der Halbmensch, der ich freilich ohnedem schon nur noch war, oder werde ich zum Nichts, das ist die Frage, um die sich mir jetzt alles dreht.

Kürzlich war Woldemar Bock mit seiner Frau ein paar Tage bei uns. Diese Livländerinnen, wenigstens die aus der Sippe unserer Mutter, sind doch eine besonders liebenswürdige Spezies von Frauenzimmern. Merkwürdig aber, daß Sophie wie die meisten Livländer, wenn sie zuerst herauskommen, kein Auge haben für das ihnen Neue und Fremdartige. Sie war an einem herrlichen sonnigen Tage, an dem die Färbung der Ferne brillant gewesen sein muß, auf dem Stufenberge, schien aber nicht den geringsten Eindruck von der schönen Gegend bekommen zu haben, rühmte dagegen mit wahrer Wollust ihre heimischen Landschaften. Mit Emmy war es ebenso: „Bei uns viel schöner" war ihr drittes Wort. Aber, aber – als sie nach dort zurückkehrte, war es anders; da schrieb sie mir: „Oncle! ich sage niemals mehr: bei uns schöner!" Und doch ist allerdings bei Euch vieles schöner, mehr Frische und Jungfräulichkeit der Natur, mehr Vogelgesang, reineres Wasser, schönere Birken und vor allem die schöne Ostsee mit ihren lieblichen Küsten. Das Auge ist dort auf weniger Gegenstände beschränkt, und das Wenige wird dadurch doppelt lieb und genossen. Der Hauptreiz unserer Gegend – ich rede vom Harz – besteht in schönen Linien und schönen Farben, wofür der Sinn allerdings geweckt und ausgebildet

[1] (geb. 1804, gest. 11. III. 67), Tochter der mit dem Frhrn. Gottlob Samuel v. Richthofen (1769—1808) vermählten (Tante der Herzogin) Prinzeß Friederike v. Holstein-Glücksburg (1780—1862), deren Sohn Friedrich und drei Töchter Louise, Agnes und Iris 1847 in den preuß. Grafenstand erhoben wurden.

sein will. Manchen und zwar sehr gebildeten Menschen scheint dieser Sinn zu fehlen. Lessing z. B. konnte Jacobis Freude an der Natur nicht begreifen: er sagt zwar, er könne nicht leugnen, daß eine blühende Frühlingswiese ihm einen ganz angenehmen Eindruck mache, aber er scheint dergleichen Empfindungen doch für sehr untergeordnet zu halten. Es ist eben nur die Freude am Klang der Instrumente, nicht an der Musik.

26. Dec. 1866. Als Beschäftigung für die langen Winterabende empfehle ich Dir das Zeichnen, zu dem Du ja entschieden Talent hast. Ihm danke ich die einzigen leidlichen Stunden während der soeben überstandenen Krankheit. Ich zeichne sonst eigentlich fast gar nicht mehr, aber als mich jüngst in der Krankheit Angst und Unruhe packten, riß ich mich auf und schmadderte, während vorgelesen wurde, mit Deckfarben grau in grau eine stürmische See aufs Papier mit Mondscheinbeleuchtung; es war Gelingen dabei, und es beruhigte mich. Dann habe ich die schlimmsten Abende meist verzeichnet; auch damals nach Elisabeths Tode habe ich mir den ganzen Winter über auf diese Weise geholfen. Eigene Erfindung hätte mich angestrengt, habe auch keine mehr; aber ich kopierte die Danneckersche Ariadne, von der ich ein sehr gutes kleines Modell besitze, in allen möglichen Lagen, Beleuchtungen, Verkürzungen und in sehr verschiedenen Manieren und verschenkte die Bilder dann, die immer sehr wohl aufgenommen wurden. Im Winter vor zwei Jahren in der Krankheitsangst machte ich von Pappe kleine Mappen mit Lederrücken und zeichnete Vignetten darauf. Bei solchen ganz mechanischen Arbeiten ist mir immer am wohlsten gewesen, man vergißt sich dabei.

Wir haben jetzt ein interessantes Buch gelesen, eine Selbstbiographie von Carus[1] in Dresden, Mutters früherem Arzt. Man hört einen ungewöhnlich gebildeten Mann sprechen, dessen nach aller Lebensrichtungen hin laufende feine Bemerkungen vielfach neu und anregend sind. Auch sein großes Interesse für bildende Kunst zog mich sehr an. Auffallend ist, daß er unseren Vater kaum erwähnt; mit Friedrich[2] war er sehr befreundet. Falsch erscheint mir, daß Carus sich selbst gar zu sehr zum Objekt seiner Darstellung macht. Ein Selbstbiograph soll vor allem schildern, was er gesehen und erlebt hat; in diesem Rahmen wird er selbst schon hinlänglich anschaulich werden. Carus aber macht von Anfang an den Leser geflissentlich darauf aufmerksam, alle die einzelnen Umstände zu beachten, die dazu beigetragen haben, einen so großen Mann zustande zu bringen. Seine Selbstschilderung ist mir nicht sympathisch: seiner Jugend fehlt die Jugend, seinen reiferen Jahren Witz und Genialität; doch muß man seinen enormen Fleiß, sein Wissen, seinen Verstand

[1] Karl Gust. Carus (1789—1868), seit 1814 Prof. der Gynäkologie an der medizinisch-chirurgischen Akademie in Dresden, seit 1827 Arzt des königlichen Hauses daselbst, außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller auf medizinischem wie ästhetischem Gebiet. Seine „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" erschienen in 4 Teilen 1865/66 bei Brockhaus in Leipzig.

[2] Kaspar David Friedrich (1774—1840), aus Greifswald, Landschaftsmaler in Dresden, Freund des Elternhauses; vgl. Jug.-Er. I, 5; II, 5 u. 7.

bewundern. Er schildert auch eine Reise, die er mit Friedrich nach Rügen machte – o wie heimelt einen das jetzt an! Wie scheußlich sind dagegen die modernen Reisen, ganz ohne Übergang und Vermittlung von einem Ort zum anderen. Bei Euch kann man ja auch jetzt noch Reiseabenteuer erleben, bei uns erlebt der Reisende eigentlich nichts mehr, als daß er ankommt. Es ist alles für Kaufleute und Fabrikanten – wir treten jetzt in den Himmel der Industrie ein.

*

Ballenstädt, am 1. Jan. 1867. Mit Deinem Briefe vom 21. Dec. wolltest Du mir eine Freude machen in meinem Elende und hast Deinen Zweck sehr wohl erreicht; eine festliche Empfindung blieb mir davon den ganzen Tag. Deine brüderlichen Worte trafen mit einer Besserung meines Befindens zusammen, sodaß ich hoffen durfte, mich nun doch nach und nach wieder zu erholen. Leider ist das jetzt schon wieder anders, da ein sonst sehr lieber Besuch meine schwache Kraft überanstrengte. Am späten Abend des 28. Dec. kam nämlich Hauptmann von Rettberg[1], der Busenfreund meines Gerhard, der mit diesem das soldatische Leben lange als Stubenkamerad geteilt, ihn auch auf dem Schlachtfelde aufgesucht und begraben hat. Auf einer Urlaubsreise war er mit einem bedeutenden Umweg nach Ballenstädt gekommen, um uns noch mündlich Kunde über Gerhard zu bringen. Wie aufregend das für mich war, kannst Du Dir denken. Ich saß noch bis 11 Uhr mit ihm zusammen, und der andere Vormittag ging unter Gesprächen hin, die mir das lebhafteste Bedürfnis waren, aber so tief einschnitten, daß ich schon am Nachmittag genötigt war, mich wieder in mein Krankenzimmer zurückzuziehen. Aber auch da hatte ich keine Ruhe, da es mich immer wieder wie mit Seilen zu dem hinzog, der meinem Sohne so nahe gestanden hatte. Rettberg sagte mir noch, daß Gerhards todesmutiges Vorgehen zu dem Sieg bei Skalitz, der die Entscheidung bei Königsgrätz mit vorbereitete, ganz wesentlich beigetragen hat. Wäre er nicht gefallen, so hätte er ohne Zweifel den Pour le mérite erhalten, den nun sein erster Leutnant Geißler davongetragen.

2. Jan. 1867. Das neue Jahr hat sich diesmal so unvermerkt herangeschlichen. Früher war der Silvesterabend ein Hauptfest für mein Haus, man freute sich das ganze Jahr darauf, sprach nachher noch lange davon; an diesem Abend kam mir immer mein häusliches Glück am lebhaftesten zum Bewußtsein. Nachdem ein solenner Heringssalat verzehrt war, begab sich alles auf mein Zimmer, das schon mit langausgezogenem Tisch und brennender Astrallampe zum Spiel vorbereitet war. Meine sechs blühenden Kinder, die lieblichen Valentinersmädchen, die Bernstorff und sonst wohl ein paar gute Hausfreunde nahmen Platz, und nun begann das schon von Roller zweckmäßig ausgestaltete, von mir noch weiter ausgebildete Schimmelspiel, ohne weitere Gewinnste als die Haselnüsse, mit denen man spielte. Einer um den andern bot die Pacht aus, und zwar

[1] Wilh. v. Rettberg (1833—98), gest. als Oberst a. D. in Weimar, heiratete 1868 zu Jarotschin Elisabeth v. Voß, die Schwester der Braut seines Freundes Gerhard v. K.

singend nach einem von mir erfundenen Recitativ; auch geboten wurde singend, bis endlich der Hammer erklang. Durch Unverschämtheit zeichneten sich die Pächter aus beim Einfordern der Pacht; sie wurden entsetzlich verhöhnt, wenn abgeworfen wurde, ohne daß sie auf ihre Rechnung gekommen waren. Die Bankerotteure wurden von eigens dazu ernannten Barbieren eingeseift und barbiert; dann fanden sie bei Gutherzigen wohl Credit für schwere Zinsen. Es bildeten sich Compagniegeschäfte und desgleichen mehr. Unter strömendem Witz und Gelächter offenbarten sich die verschiedenen Individualitäten und Talente. Gerhard und Adolph, später auch die sehr witzige Elisabeth überboten sich an guten Einfällen, Anna improvisierte wohl ein Verschen der Gratulation oder des Trostes, Bertha nahm sich tatkräftig der Geschmähten und Unterliegenden an, die Valentiners waren immer bereit, höchst opferwillig auszuhelfen. Die Alten wurden mit zu Kindern und spielten fast mit derselben Leidenschaft, und alle saßen da mit glücklichen Gesichtern und hochroten Backen, bis 3/412 das Spiel geschlossen wurde. Dann wurde abgerechnet, der Tisch gesäubert und die Punschbowle aufgetragen, aromatischen Duft verbreitend. Sobald es 12 schlug, läuteten die Gläser aneinander und es erfolgte gerührt Gratulation mit Händedruck, Umarmung und Küssen. Dann ging es mit einer gewissen Feierlichkeit an die Verlosung der kleinen Bilder mit Sprüchen, die ich in der Woche vorher mit Lust gezeichnet hatte. Ganz wunderbar trafen die Sprüche zu, und man erbaute sich dabei nicht wenig. Endlich las ich noch ein Gebet und das herrliche Neujahrslied von Paul Gerhardt. Um 1 Uhr ging alles aus einander und zu Bett, um einen ungewöhnlich guten Schlaf zu tun.

Das ist nun freilich längst schon anders geworden, die Todesfälle haben diese Lust gesprengt. Diesmal haben wir des Jahreswechsels gar nicht gedacht und waren am andern Morgen ganz überrascht durch die Gratulationsvisiten, die ich für meine Person nicht einmal annehmen konnte. Doch freute ich mich, daß endlich das schwerste Jahr meines Lebens hinter mir lag. Fahre hin du 66! Sollte ich dich noch einmal durchmachen müssen, so würde ich wünschen, nicht geboren zu sein. Mein armer lieber Gerhard!

Am 3. Januar 1867. Schätzell ist jetzt, ebenso wie mein Adolph, mit Bismarck zwei Tage in Meisdorf bei Graf Asseburg zusammen gewesen. Schon Adolph hatte mir erzählt, daß Bismarck Schätzell gleich beim Eintritt beide Hände entgegengestreckt und ihn sehr ausgezeichnet habe. Nach Tisch hat sich Bismarck mit ihm und einem Schätzell befreundeten Grafen Alvensleben in ein Nebenzimmer zurückgezogen und da beiden Herren mit unbesorgter Offenheit die interessantesten Mitteilungen gemacht. Schätzell sagte mir, er habe in seinem Leben mit manchem großen Herrn gesprochen, nie aber einen solchen Eindruck von Majestät, Macht und Größe empfangen; so etwa denke er sich Carl den Großen. Bei vollkommener persönlicher Bescheidenheit, ganz schlicht und einfach ohne jede Großmäuligkeit, habe sich doch in jedem von Bismarcks Worten das ruhige und feste Bewußtsein ausgesprochen, daß im gegenwärtigen Augenblick in

seiner Hand die Zügel liegen. Seine Rede sei stets so scharf zutreffend, seine Worte so bezeichnend gewesen, daß jeder Gegenstand, den das Gespräch berührt, im Augenblick hell und überschaulich geworden – immer treffe er den Nagel auf den Kopf. Schätzell hatte das Gefühl, einem geistigen Riesen gegenüber zu stehen, der ganz friedlich und unbekümmert in allem, was er tut, auf seiner eigenen Kraft ruht – mögen sie schäumen, radschlagen und sich stellen, wie sie wollen, die Feinde von Unten und von Oben, er weiß doch, daß sie tun müssen, was er will.

Schätzell ist so offen und zutraulich gegen mich, daß ich ihm den ganzen Inhalt des Gesprächs hätte abfragen können, doch mochte ich das nicht tun und begnügte mich gern mit dem, was er von selbst fallen ließ. Geahnt hatte ich freilich, doch erfuhr ich erst jetzt mit Bestimmtheit, wie die schwierigste Opposition, die der große Mann zu bekämpfen hat, keineswegs von Unten kommt. Dann wurde bestätigt, daß während der Friedensverhandlungen zu Nikolsburg der Kaiser Napoleon allerdings Rheinbayern, den Saardistrikt und Rheinhessen mit Mainz für sich verlangt hat. Da hat Bismarck dem Benedetti ganz kurz erwidert: wenn davon noch ein Wort verlaute, so ständen binnen acht Tagen 200000 Preußen schlagfertig auf dem linken Rheinufer. Die Forderung ist dann allerdings nicht wiederholt worden; wenn aber ein Krieg mit Frankreich, der für den Augenblick das größte Unglück gewesen wäre, vermieden werden sollte, so durfte Napoleon nicht weiter gereizt werden, und man mußte sich mit der Maingrenze begnügen, obgleich dieser Mäßigung andererseits auch wieder die größten Schwierigkeiten entgegenstanden, die von der Art waren, daß sie dem Postgeheimnis nicht anzuvertrauen sind. Es gehört ein Felsen wie Bismarck dazu, um die fortwährende Eifersucht von Oben und von Unten gleichmäßig zu paralysieren.

Mit seiner Gesundheit scheint es übrigens doch nicht so schlimm zu stehen, wenigstens hat er in Meisdorf die Jagden mitgemacht, auch bei Tisch eine gute Klinge geschlagen und soll sehr wohl und straff ausgesehen haben. Schätzell hatte ihm bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin vor etwa vier Wochen durch einen Herrn v. Bodelschwingh sagen lassen, er leide offenbar an Nikotinvergiftung und müsse die starken Havannas (die er den ganzen Tag schmauchte) weglassen, ohne jedoch zu glauben, daß Bodelschwingh das ausrichten werde. Als nun in Meisdorf nach Tisch Zigarren präsentiert wurden, refüsierte Bismarck mit den Worten: „Ich rauche nicht!" – „Hat Ihnen das der Arzt verboten?" frug Schätzell. „O nein, aber Sie haben es mir ja durch Bodelschwingh sagen lassen. Ich rauche seitdem nicht mehr als zwei leichte Zigarren täglich, was mir ausgezeichnet bekommt." Der arme Bismarck! Sein einziges Vergnügen und das Einzige, was ihm seine schwere Arbeit erträglich macht! Ich hoffe aber, er fängt wieder an, sobald nur erst das Norddeutsche Parlament absolviert sein und er mehr Ruhe bekommen wird.

4. Januar 1867. Ich sehe die Jungens mit Schlittschuhen über die Straße ziehen. Da drängt es mich gewaltig hinaus, möchte gern unter

beschneiten Tannen Atem holen, aber der Arzt will es nicht erlauben. Du liebst den Winter nicht (ich meine die Winterlandschaft), weil Du zuviel davon hast. Ich aber bin von jeher wie der selige Roller ein homo hiemalis gewesen. Wenn ich an einem schönen Schneetage hinaus in den Wald komme, dann zieht ein wunderbar zauberhaftes Gefühl wehmütiger Freude durch meine Brust, woran die Erinnerung an das geliebte Estland ihren Teil haben mag. Aber auch früher schon: unsere winterlichen Besuche bei Roller, wie entzückend war es, durch die Heide zu toben! Geburtstags- und Weihnachtsklänge von ehedem, wo das noch Feste waren, wehen auch hinein. Ein schöner Winter hatte früher mehr Poesie für mich als der schönste Frühling. Jetzt freilich muß ich wünschen, daß der gemütliche trauliche Gesell seiner rauhen Seiten wegen sich so kurz wie möglich fassen möge. Ich brauche Wärme und müßte eigentlich in das südliche Frankreich ziehen, um mein Leben zu verlängern. Aber wenn ich auch ein reicher Engländer wäre, der's bezahlen könnte, ich glaube nicht, daß ich's täte. So alte Leute können sich nicht mehr expatriieren.

Ich lese jetzt wieder einmal Wilhelm Meisters Lehrjahre und zwar diesmal mit ungemeiner Lust. Früher in Rom, dann vor dreißig Jahren hier in Ballenstädt stieß mich die Liederlichkeit und Meisters Charakter- und Gewissenlosigkeit ab, heute aber bezaubert mich die überaus reizende, so ruhig und behaglich fortschreitende Darstellung dermaßen, daß ich wenig nach dem Stoff frage. Und die Fülle feiner, guter und richtiger Gedanken, die gewöhnlich den Nagel auf den Kopf treffen, nimmt man gern als Zugabe.

*

Ballenstädt, am 19. Jan. 1867. Eia! Eia! ein Brief aus Finn ist da! Gestern abend lief er ein, als ich und Julchen allein zu Hause saßen (die Kinder waren zu Schlitten auf dem Falkenstein bei den jungen Asseburgs), und wir lasen gar traulich miteinander. Mich erquickt besonders das gelegentliche Wetterleuchten Deines alten Humors, der aus dem Druck der Jahre wie der Verhältnisse immer noch hindurchbricht. Gott stärke Dir diese Ader! Du kannst sie brauchen, wenn Dir so mannigfache Drangsale Deinen Beruf so schändlich verkümmern. Ich bin so glücklich, daß ich weder durch Geschäfte gedrängt noch durch Quärulanten mehr überlaufen werde, vielmehr lebe ich wie der glückliche Horaz wesentlich nur noch von Essen und Trinken — freilich bin ich aber auf der anderen Seite auch so unglücklich, aus meiner beneidenswerten Muße nichts Erfreuliches mehr herausschälen zu können. So hat jeder sein Teil.

Daß Du noch den ganzen Tag stehen kannst, ist mir bei meiner gegenwärtigen Schwäche ebenso unbegreiflich, als daß ich's sonst auch gekonnt habe, in Petersburg sogar auf der Leiter. Du kommst mir dieser fortgesetzten Stabilität wegen schon fast so verehrungswürdig vor wie der heil. Symeon Stylites[1]. Wenn sich in Deinem Zimmer überhaupt keine

[1] Dieser syrische Asket († 459) verbrachte die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf der Plattform einer hohen Säule.

Sitzgelegenheiten befinden, so habe ich deren in dem meinigen desto reichlichere. Es befinden sich darin an Ruhestätten: 1. ein großes mit amerikanischem Leder überzogenes Sprungfedersopha, 2. ein mächtiger Großvaterstuhl mit Faulenzer für die Füße, 3. ein gewöhnlicher Lehnstuhl, 4. vier Rohrstühle, 5. wenn Du's nicht übelnehmen willst, (wenigstens in dieser Krankheitsperiode) eine kleine bescheidene Druckerei, zu deutsch auch Nachtstühlchen genannt. Auf allen diesen Kommoditäten sitze oder liege ich mit Hilfe von Luft- und anderen Kissen herum, ohne daß es mir zuviel würde.

20. Jan. 1867. Wir sind jetzt Adolphs wegen in einiger Aufregung. Durch Schätzells Vermittlung hat er nämlich begründete Hoffnung auf eine sehr gute Stelle in Königsberg in Preußen, welche ihn in den höheren Staatsdienst einführen würde. Er soll, fürs erste Jahr nur als kommittierter Regierungsassessor, die Stellvertretung des Oberpräsidialrats übernehmen. Mir ist die Sache insofern bedenklich, als Adolph noch niemals im Verwaltungsfach gearbeitet hat. Schätzell hingegen sagt: „Wirf den Pudel ins Wasser, so schwimmt er, und Adolph ist ein Pudel." Adolph war nun in voriger Woche in Berlin, um sich dem Minister des Innern Grafen Eulenburg vorzustellen; bei der Gelegenheit hat ihm der betreffende Dezernent gesagt, er solle sich nur immer bereit halten, daß er auf den ersten Ruf in vierundzwanzig Stunden in Königsberg sein könne. Nun sitzt er da, den Wanderstab in der Hand und erwartet stündlich die besagte Depesche.

25. Jan. 1867. Wir haben jetzt eine Woche lang einen wundervollen Eisbehang an den Bäumen gehabt, so daß die Forstleute Ach und Weh schrien wegen der vielen Waldbrüche. Besonders haben die Birken gelitten, obgleich sie sich wie Sprenkel beugten. Vorgestern trat plötzlich Wärme ein, und in vierundzwanzig Stunden war die ganze Winterherrlichkeit zerflossen. Für meine Respirationswerkzeuge und meinen Holzvorrat wie erbeten. Holz wird übrigens wenig mehr bei uns verfeuert. Ich heize mit Braunkohlen, die wie grobe Erde aussehen und mit Wasser vermengt wie Speck brennen; darauf werden dann einige Torfsteine gelegt, welche stundenlang die Glut halten. Diese Feuerung ist viel billiger, als die mit Holz und auch bequemer für einen, der selbst für seinen Ofen zu sorgen hat.

Gestern hat mich die Herzogin gar freundlich überrascht. „Da sie mich gar nicht mehr zu sehen bekomme und doch nicht vergessen sein wolle", ließ sie mir sagen, so sende sie mir ihr Bild, das mich an sie erinnern möge. Ich empfing ein prachtvolles Album für Photographien, und als ich es öffnete, fiel mir allerdings sogleich das Bild der hohen Frau in die Augen, zugleich aber erhob sich auch im Innern des Buches ein munteres Liliputanerkonzert mit den komischsten Schnörkeln, Läufern und Cadenzen, das mit großem Eifer vier volle Minuten anhielt. Daran habe ich nun ein kindisches Vergnügen und lasse diese kleine Hauscapelle fleißig musizieren.

4. Febr. 1867. Ich habe diesen Brief so lange liegenlassen, um etwas Bestimmtes über Adolph melden zu können. Aber dessen Angelegenheit steckt immer noch im Tintenfaß. So sitzt der arme Kerl denn auf seinem Koffer und wartet sich ganz ab. Inzwischen interessiert er sich lebhaft für die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage und tut sein Möglichstes, um Schätzell durchzubringen, der für das ehemalige Herzogtum Bernburg von den Konservativen aufgestellt worden ist. Wahrscheinlich vergeblich, da die Demokratie, diesmal von der Regierung begünstigt, alle erlaubten und unerlaubten Mittel aufbietet. Der Minister Sintenis[1] hat unseren Wahlkreis mit dem ganz demokratischen Cöthener zusammengelegt und das zu uns gehörige konservative Coswig abgetrennt. Die Wahlagitation hat kolossale Dimensionen angenommen. Die öffentlichen Blätter strotzen von Invektiven gegen Schätzell. Gedruckte Waschzettel und Aufrufe werden einem ins Haus geschickt, und demokratische Emissäre dringen in die Wohnungen der kleinen Leute, um sie zu bekämmern. Herumvagierende Agitatoren halten in den Schenken große Volksversammlungen ab und führen geworbene Rotten mit sich, welche durch Geschrei und Pfeifen die Gegenredner zum Schweigen bringen. Es ist ganz wie 1848.

Auf solche Wähler- und Wühlereien das Heil des Staats zu gründen, ist doch der denkbar größte Unsinn. Besonders, wenn man bedenkt, daß bei dieser Art Urwahlen die Stimme gewiegter Staatsmänner nicht mehr gilt als die des gemeinsten Rotzlöffels, der kaum seinen Namen schreiben kann, und daß den größten Einfluß die unverschämtesten Schreier gewinnen müssen, die sich nicht entblöden, den Pöbel mit stinkenden Geschichten zu regalieren. Wohl bin ich sehr für eine ständische Volksvertretung, wie wir sie dank Schätzell für unseren anhaltischen Landtag noch haben, doch kenne ich keinen größeren Übelstand für einen Staat, als den „Junker Omnes" zum Mitregenten zu haben.

14. Febr. 1867. Lange Pause, weil ich Dir noch melden wollte, was aus Adolph und unseren Wahlen geworden ist. Letztere haben vorgestern stattgefunden. Da Salmuth mir seinen Wagen schickte, so habe ich mich auch dazu eingestellt. Ich hatte mich vor langem Warten gefürchtet, aber siehe da, meine Mitbürger waren so höflich, mir Raum zu geben: in der Hausflur, auf der Treppe und im Wahllokale schritt ich durch das große Gedränge so ungehindert, als wäre ich allein da, warf meinen Stimmzettel in die Urne und war schnell wieder zu Hause. Hier in Ballenstädt ist Schätzell mit ungeheurer Majorität gewählt worden, auf dem Harz fast einstimmig, auch im Bernburgischen fiel die Wahl noch günstig aus, allein im Cöthenschen hat fast alles demokratisch gestimmt, wodurch Schätzell in die Minorität gekommen ist. Diese Wahl hat aber doch wenigstens den Beweis geliefert, daß er in dem ehemaligen Anhalt-Bernburg, dessen Geschäfte er so lange geleitet, die große Majorität für sich hat.

[1] Karl Friedr. Ferd. Sintenis (1804—68), 1863—68 Präsident des Staatsministeriums für Anhalt, vorher Professor der Rechte in Gießen und Präsident des Oberlandesgerichts in Dessau.

Adolph hat nun in Berlin, wo er mit dem Hausminister in der Allodialsache zu konferieren hatte, mit Gewißheit erfahren, daß seine Ernennung nach Königsberg schon unterzeichnet ist und nur noch auf die Ausfertigung wartet. Er wird also bald nach dort abgehen müssen. Gott gebe, daß er sich der sehr beschwerlichen Stelle gewachsen zeigt!

Wir lesen jetzt Ludwig Nohl „Mozarts Briefe". So hat mich lange nichts interessiert: ein Menschenherz von Kindheit auf mit nichts als Musik und einer gewissen, ganz eigentümlichen Albernheit angefüllt! Es macht traurig zu sehen, wie ein Mensch an allen großen Fragen der Menschheit so gleichgültig vorübergehen kann. Schrecklich, so bloß Musik zu sein wie ein Leierkasten! Mir scheint doch ein solcher einseitiger Riese viel kleiner zu sein als jeder sonst ganz gewöhnliche gebildete Mensch.

*

Ballenstädt, am 28. März 1867. Schon wieder ein Todesfall, der uns nahe berührt. Am 23. ist unsere alte Herzogin von Holstein-Glücksburg, die Mutter unserer Herzogin, plötzlich gestorben. Anscheinend wieder genesen von einer kleinen Erkältung, saß sie nachmittags mit unserer Herzogin, Prinzeß Louise und ein paar zufällig anwesenden Prinzen in ihrem Zimmer und amüsierte sich an einer plattdeutschen Erzählung aus dem „Daheim", als sie plötzlich zusammenbrach; sie sprach nur noch einzelne abgerissene Worte als: „Das geht zum Tode — Gott segne Euch", dann stand der Puls.

Diese liebe Herzogin war weder geist- noch kenntnisreich, aber von einer hinreißenden Weiblichkeit, ich möchte sagen Jungfräulichkeit, die sie bis ins hohe Alter (sie wurde 77 Jahre alt) zierte, eine demütige, bescheidene, vergnügte Kinderseele, innig, fromm, wohlwollend, zufrieden mit allem, was Gott schickte, und von feinen Umgangsformen. Wir kannten an ihr nur eine Schwäche, die nämlich, daß jedermann stets ebenso heiter und vergnügt sein mußte, als sie selbst es war. Man durfte in ihrer Gegenwart nichts kritisieren, nichts tadeln, weder Sachen noch Personen noch Verhältnisse. Geschah das dennoch, so korrigierte sie augenblicklich mit ein paar freundlichen, halb schüchternen Worten: „Ich dachte, es wäre doch recht hübsch und brauchbar" oder „Er ist aber doch ein recht guter Mensch" oder „Ich muß sagen, daß es der liebe Gott doch so gefügt hat". Sah man ernst aus, so frug sie teilnehmend: „Sind Sie unwohl?" — „Nein, Hoheit!" — „Ich dachte", fügte sie dann mit großer Freundlichkeit hinzu, und jedermann sah heiter aus.

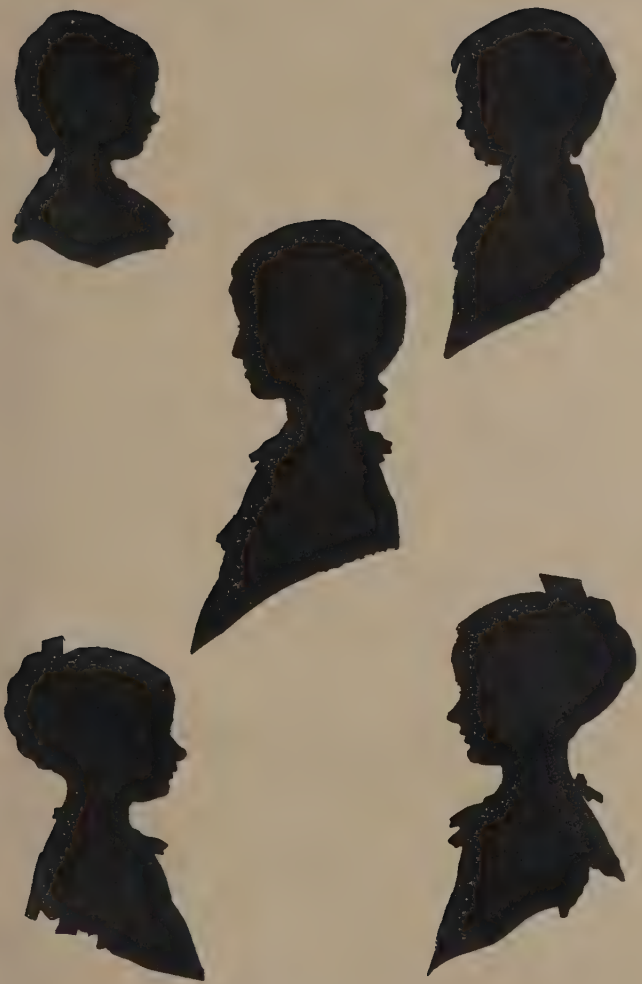
Sehr gern besuchte sie das Theater (mit Ausnahme der Trauerspiele), und immer freute ich mich, wenn mich dann der Dienst traf. Sie nahm an der Handlung teil, als wenn sie einer wirklichen Begebenheit beiwohnte und wandte sich des öfteren nach mir um mit Fragen wie: „Es wird doch ohne Unglück abgehen?" — „Finden Sie das Stück nicht gut?" Und wenn ich alles bejahte, konnte sie mich ordentlich dankbar ansehen und wandte sich dann auch wohl sehr zufrieden zu ihrer Hofdame: „Herr v. Kügelgen findet es auch sehr gut", worauf ich denn auch von dieser einen freundlichen Blick bekam.

Die teure Frau war von einer unbeschreiblichen Güte und äußerst teilnehmend an fremdem Leid. Bei den Trauerfällen, die mein Haus betrafen, war sie fast immer die erste, die zu uns kam, mit uns zu weinen; war jemand krank, so schickte sie eine Erquickung nach der andern ins Haus. Wenn Gerichte auf ihre Tafel kamen, von denen sie wußte, daß dieser oder jener sie liebte, so ordnete sie an, daß ihm eine tüchtige Portion zugeschickt wurde. An zwölf arme hilflose Familien speiste sie regelmäßig Tag für Tag mit Fleisch und kräftigen Suppen, und kein Handwerksbursche sprach vor, der nicht wenigstens einen Teller Suppe und ein Viaticum bekam.

Für die Gesellschaft bildete ihr Haus einen zweiten angenehmen Mittelpunkt, und in ihrer Familie war sie das bindende, versöhnende Element. Das sind alles Eigenschaften, die an einer so vornehmen Frau besonders liebenswürdig erscheinen. Ihr Haus ist eines der ältesten in Europa, hat Dänemark, Schweden, Rußland Könige und Kaiser gegeben. Selbst von Königen stammend, war sie Mutter und Großmutter dreier gekrönter Häupter, überdem noch der beiden Kronprinzessinnen von England und Rußland — und doch eine rechte Magd des Herrn, so klein und demütig wie eine Frau aus den niedrigsten Ständen. Wo es in den Verhältnissen lag, daß sie sich ihrem Range gemäß putzen und aufblasen mußte, hörte man sie klagen: „Ach, daß ich doch keine Fürstin wäre! Ich passe nicht dazu". Als im letzten Winter der Kronprinz von Dänemark von Petersburg aus hierher kam und seiner Großmama den ihr von der Kaiserin verliehenen Katharinenorden in Brillanten mitbrachte, war die kindlich bescheidene alte Dame ganz beschämt. Sie sagte, sie könne sich nicht entsinnen, je etwas getan zu haben, was einer besonderen Anerkennung wert sei, und war nur mit Mühe dahin zu bringen, die Dekoration bei dem das Ereignis feiernden Hoffeste anzulegen. Einige Tage vor ihrem Tode sprach sie mit Fräulein Necker, ihrer Hofdame, von jenem Leben. Da sagte sie: „Ich habe keine Angst. Ich weiß, was ich tue. Sobald ich zum ewigen Leben erwacht bin, werfe ich mich zu den Füßen meines Heilandes und schreie: Gnade! Erbarmen!"

Ihre Leiche ist einstweilen, bis die Familiengruft unter der Kathedrale von Schleswig bereitet ist, im Garten beigesetzt. Sie besaß und bewohnte das ehemalig Alvenslebensche Haus. Du erinnerst Dich vielleicht des hübschen griechischen Gartentempels, den Alvensleben da erbaut hatte; der ist zum einstweiligen Mausoleum umgewandelt worden, und dort ruht sie nun unter Blumen und Kränzen. Den Sarg trugen die sechs Söhne der Dahingeschiedenen, unter diesen auch der König von Dänemark. Prinzeß Louise wird nun nach Itzehoe in ihr Stift gehen. Das ist für unsere Herzogin ein bitterer Verlust und fast noch bitterer für Anna, die in einem fast schwärmerischen Verhältnis zu dieser Prinzeß steht.

30. März 1867. Seit einer Woche haben wir herrliche warme Tage, im Garten blühen die Veilchen, im Walde die Schneeglöckchen — und ich Armer kann nicht hinaus, weil ich dick geschwollene Füße habe und keinen Stiefel anziehen kann; doch bin ich einmal mit Julchen ausgefahren. Der



Aus glücklicher Zeit.

Im Kügelgenschen Familienkreise geschnittene Silhouetten aus dem Besitz von Pauline Valentiner. „Das ist nun längst anders geworden, die Todesfälle haben diese Lust gesprengt.“ 2. Januar 1867.

Die Schönsicht bei Alexisbad. Seinem theuren wackern Liebkind zum Andenken Ballenstedt 6 Mai 1867.

der alte Onkel Kügelgen

Arzt hat mich mit meinen kaum mehr erträglichen Beschwerden auf den Frühling vertröstet, aber nun bei 15 Grad Wärme und Südwind sind sie erst recht unerträglich geworden. Gott weiß, was daraus werden soll!

Nun liegt meine Frau auch noch auf der Nase, hat sich neulich erkältet, da sie für mich aus dem warmen Bette sprang, ohne sich Zeit zu nehmen, etwas an die Füße zu ziehen. Da sie sich aber trotzdem doch nicht hätte abhalten lassen, mir auch vergangene Nacht wieder beizustehen, hatte ich meinen Barbier, Constantin Schenk mit Namen, als Krankenwärter bestellt, der meiner Frau so unheimlich ist, daß sie die Kammertür zwischen uns verriegelte. Ich freute mich nun ordentlich auf die Nacht, da ich würde schreien und stöhnen können nach Herzenslust, ohne die arme Frau gleich aus den Federn zu jagen; Constantin Schenk beschützte mich ja. Aber siehe da, gerade in dieser Nacht blieb der Anfall zum erstenmal seit sieben Nächten aus, sodaß mein Diakon seinen Thaler ganz umsonst verdiente. Schade, daß es so teuer ist, sonst hielte ich mir von jetzt ab immer eine Nachtwache. Mit dem Bewußtsein, Anderen, statt sie zu inkommodieren, durch seine Krankheit noch zu nützen, leidet es sich noch einmal so gut. Für meine Frau ist es ein Glück, daß Juling Voß bei uns ist als ein rechtes Hauskind.

31. März 1867. Der Norddeutsche Reichstag kann einen auch krank machen. Die Wahlen sind zwar besser ausgefallen, aber dennoch gehen die Verhandlungen nicht gut. Das Parlament vereint schöne Kräfte, und die Reden sind in hohem Grade interessant, aber die alten demokratischen Prinzipienreiter, zum Teil sehr begabte Männer wie Twesten, Waldeck, Lasker, Schulze-Delitzsch sind es, die die Verhandlungen durch endlose Amendements so sehr aufhalten, daß nichts zustande kommt. Ihnen liegt an einem ledernen Parlamentarismus nach der Schablone mehr, als an Einheit und Macht. Aber Bismarck ist doch der Meister. Sobald er sich erhebt, ist alles stumm und mumm, die große Gesellschaft, die sonst wie ein Bienenschwarm untereinander summt und saust und braust und wenig auf die Reden hört, wird mäuschenstill, und aller Augen richten sich auf den Redner, der vom Platze aus spricht und wie spricht! Mit heiserer Stimme, sich oft räuspernd und wiederholend, ganz eintönig ohne jeglichen Stimmfall, ohne allen rhetorischen Schmuck und die Daumen übereinander drehend — aber alles vor sich niederschlagend.

Die Verfassung muß doch zustande kommen, denn der Bund muß den auswärtigen Gefahren gegenüber jetzt fest und einig dastehen. Luxemburg kann zum Kriege führen, wie man die Hand umdreht, und dann muß der Bund wie ein Mann stehen. Welch eine herrliche Überraschung war das, als kürzlich bekannt wurde, daß Bayern, Baden und Württemberg sich schon im August vorigen Jahres anheischig gemacht haben, in jedem Kriege zur Verteidigung deutschen Besitzes zu uns zu stehen. Das war ein Festtag für jeden Patrioten, und es ist wahrhaft empörend, wenigstens für mein Gefühl, daß der Reichstag dem großen Minister dafür nicht einmal einen Dank votierte. Aber diesen Kerls liegt

an Ministerverantwortlichkeit und dergleichen Dreck mehr, als an der Macht und Einigkeit des Vaterlandes. — Ich muß aufhören — bin der Hand nicht mehr mächtig ...

Das waren wieder fünf schauderhafte Stunden! Das Herz setzt aus, tanzt und oscilliert, tut einige Kraftschläge, der Boden schwankt unter den Füßen, und es wird einem gottsjämmerlich zumute. Mittel dagegen gibt es nicht, man muß warten, bis der vergnügte Muskel sich müde gezappelt hat.

3. April 1867. Ich muß den Brief so abschicken, Kopf und Hand versagen jetzt den Dienst. In den letzten Tagen und Nächten habe ich wieder schwer gekämpft und gelitten, die vorvorige Nacht nur in kniender Stellung vor meinem Bette liegend zubringen können. Ich fürchte, die Krankheit nimmt jetzt eine unangenehme Wendung. Tag wie Nacht reiben gleichmäßig auf. Nachts freue ich mich auf den Tag und am Tage auf die Nacht, aber beide lassen mich im Stich, und eins wird immer schlimmer als das andere. Leb wohl mein Bruder, und bitte Gott, daß er mein Glaubenslichtlein nicht ganz verlöschen lassen wolle.

*

Ballenstädt, am 30. April 1867. Dein herrlicher Bruderbrief hat mich sehr erquickt und gestärkt. Hab Dank für Deine Liebe und Treue! Mich hat Gott der Herr unterdessen schwer in die Schule genommen, sehr schwer, obgleich es vielleicht nur Kinderspiel ist gegen das, was noch bevorsteht. Ach, möchte es mein Herr doch gnädig mit mir machen!!

Schmerzen habe ich bis jetzt zwar wenig. Herzklopfen, aufgeregter Puls und heftige asthmatische Anfälle, das macht sich, ja dagegen anzukämpfen ist nicht ohne Genuß. Aber die Unbequemlichkeit (eine Sache, die ich mein lebelang gehaßt habe) fängt an ganz exorbitant zu werden, seitdem ich mich mit Wasser fülle und darin gewissermaßen versteinere. Denke Dir, daß ich seit zehn Tagen nicht aus den Kleidern und in kein Bett gekommen bin. Ich sitze im Lehnstuhl, bei Atembeschwerden den Kopf vornüber auf einen Reitstuhl gelegt — so manchmal den größten Teil der Nacht. Läßt die Atembeschwerde nach, so kann ich meine Stellung insoweit etwas ändern, als ich die Beine nicht dazu brauche, die unförmlich wie Kanonenläufe liegen und hängen müssen, wie sie einmal liegen. Im guten Falle schlafe ich ein paar Stunden, oft auch gar nicht, und ich kann nicht begreifen, wie ich demohnerachtet am Tage noch so geistig regsam bin. Bisweilen trifft mich in jener unbequemen Lage noch ein asthmatischer Anfall, dann ist Julchen bei der Hand mit Compressen, Senfspiritus und Stramoniumtabak [Mischung mit Stechapfelblättern]. Bei Tage rauche ich gar nicht mehr, der Animus dazu fehlt; diese nächtlichen Pfeifen aber sind Genuß, sie schmecken mir und bringen meist Linderung. Ich bin durch Luftmangel oft so entkräftet, daß ich nicht einmal nach der Pfeife langen kann, aber Julchen steckt sie mir angezündet in den Mund, ich rauche, und siehe es wird besser. Sehr schlimm ist das Aufstehen morgens, die Beinsäulen sind steif und wie zusammengeschnürt,

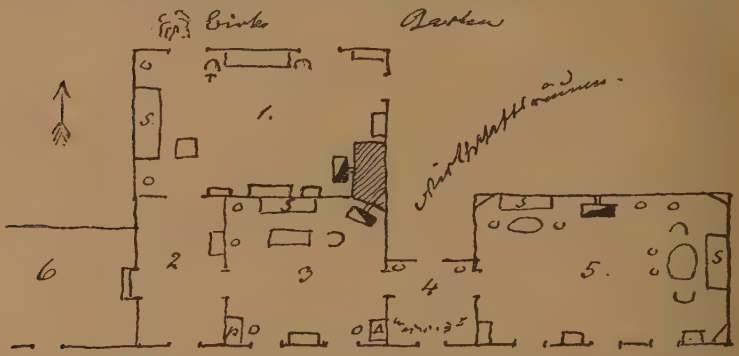
nur mittelst zweier Stöcke kann ich mich langsam fortbewegen, bis es nach einiger Übung etwas besser geht.

Hatte eben einen rechten Schreck. Über dem Schreiben hatte ich mich vergessen, dachte, ich wäre noch der alte, und wollte ein Bein über das andere schlagen — da war es schwer wie Blei und ging nicht. Solche Überraschungen kommen jetzt oft. Ich will es nun noch einmal mit Allopathie versuchen und habe an Alfred geschrieben, von dem ich heute die Antwort bekam, daß sein Sohn Richard übermorgen kommen wird. Ach Gerhard! Von Jugend auf ist mir Wassersucht als die schrecklichste Krankheit erschienen — ich erhebe meine Hände und bitte: „Laß mich wollen, was ich soll." In der Nacht steigt Gebet auf um Kraft und Licht, und die Seele singt alte liebe Lieder. Besonders lieb sind mir die drei letzten Verse des unveränderten Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden" und einzelne Verse aus „Wie soll ich Dich empfangen". Höchst erquicklich bleibt immer das alte „Nun danket alle Gott", man kann es in jeder Not singen.

1. Mai 1867. Guten Morgen, Gerhard! Gott sei Dank, daß wieder eine Nacht überstanden! Endlich einmal ein heller Morgen. Der April war ebenso schauerlich wie der März und Februar, „und der Regen regnete jeglichen Tag". Um die Sonne zu genießen, bin ich schon im Februar in das vordere Zimmer neben meine Frau gezogen — aber es war keine Sonne. Grün ist's aber doch geworden trotz aller Rauhigkeit. Die Birke vor meinem alten Malfenster bildet vor demselben einen entzückenden grünen Schleier. Drosseln, Finken und Nachtigallen musizieren wie einst im Mai. Aus meinem Südfenster, an dem ich eben schreibe, blicke ich über den grünenden, sprossenden Schätzellschen Park auf die Berge des Tiergartens, wo wir einst als Knaben spielten. Du schreibst, wie mein Bild durch Deine Jugend geht. So geht das Deinige durch die meine. Wer kann sich auch näher stehen als Geschwister!

Ich bin jetzt so unbeholfen, daß ich bei mir wachen lassen muß. Da ich fast gar nicht schlafe, ist es mir auch tröstlich, immer jemand bei mir zu haben. Vergangene Nacht hat nun meine Schwiegertochter Julie zum ersten Male bei mir gewacht. Dieses liebe Mädchen lebt schon halb im Himmel bei ihrem Gerhard, sie hat einen köstlichen Kinderglauben. Ich hatte mich vor der Nacht gefürchtet, zu der jene sich drängte, aber es ging prächtig, obschon ich von 2 bis 4 einen ungewöhnlich schweren Anfall hatte. Sie erfand mit praktischem Sinn eine Unmenge kleiner Hülfen, die mir sehr wohl taten, und war überaus munter, frisch, schnell und leise. Um 4 Uhr wärmte sie Chokolade, und wir frühstückten miteinander bei hellem Morgenrot und dem schönsten Vogelkonzert, indem wir uns von geistlichen Dingen unterhielten. Auch mit Anna hatte ich neulich eine ähnliche erquickende nächtliche Unterhaltung, mit meiner Frau oft trauliche Stunden, so lieb und herzlich wie sie im gesunden Zusammensein nicht immer vorkommen. Das sind dann Lichtblicke in der Nacht der Krankheit, kleine Herbergen auf der beschwerlichen Reise.

Ich habe Dir hier den Teil der Welt, auf den ich jetzt beschränkt bin, aufgezeichnet. Was tut man nicht, um sich zu beschäftigen, wenn der Herzschlag aussetzt! Nr. 1 ist mein Malzimmer, in dem ich jetzt die Nacht auf dem Lehnstuhl + am Birkenfenster zubringe; S sind die Sophas. Nr. 2 das Schlafzimmer meiner Frau, 3 mein jetziges Wohnzimmer: p ist das Pult, an dem ich Dir eben schreibe; 4 ist das Blumenzimmer,



5 das Wohnzimmer meiner Frau, 6 der Anbau, das sogenannte Museum. Das Malzimmer hat große, erst von mir durchbrochene Fenster, keine Gardinen und enorme Helligkeit, aber, weil nach Norden, keine Sonne; zum Schlafen luftig und geräumig. Ich bin doch Gott sehr dankbar, daß ich soviel Platz in meiner Krankheit habe.

2. Mai 1867. Heute mittag kam Richard Volkmann. Er war unbeschreiblich herzlich und hat mir Hoffnung gemacht. Ich soll mit Gewalt nachts wieder ins Bett und Morphium nehmen, um die Anfälle abzuwehren und zu schlafen. Wie das gehen soll, weiß Gott, aber versucht werden muß es. Es war unbeschreiblich gut von Richard, daß er kam, ein ganz bedeutendes Opfer, das er brachte, und er tat es so freundlich, mit kindlicher Pietät für mich. Er ist, so jung er noch ist, jetzt der gesuchteste Arzt (namentlich Operateur) in der Provinz Sachsen und dazu vor einigen Wochen auch noch Direktor der großen Klinik in Halle und ordentlicher Professor geworden. Sein Vater schreibt, einen ruhigen Tag habe er nie, selten eine ruhige Stunde; und doch kommt er zu mir, von dem er weder Honorar noch Reisegeld erwartet. Als er schied, sagte er: „Sobald Sie mich wieder haben wollen, so rufen Sie mich nur. Ich komme gleich und gern, denn ich weiß, ich mache damit Ihnen eine Freude und auch meinem Vater, der Sie nicht aus seinen Gedanken läßt".

3. Mai 1867. Nun ist's geschehen! Ich ging gestern abend, nachdem ich Morphium genommen, wirklich zu Bett. Anstatt aber schläfrig zu werden, war ich bloß aufgeregt, atmete schwer mit großer Anstrengung, und jeden Augenblick stieg aus der Herzgrube etwas Anonymes auf —

etwas rasch Vorübergehendes, für den Augenblick Beängstigendes, das mich stets aus dem etwaigen Einnicken wieder gewaltsam aufriß – schrecklich! Ich kämpfte treulich bis 3 Uhr morgens, da aber stand ich auf, hüllte mich in Decken und gedachte noch etwas auf dem Stuhle zu schlafen – war aber zu aufgeregt – es gelang nicht. Richard wird wohl umsonst hier gewesen sein. Nun, eine Freude hat er mir doch gemacht, und im übrigen: Wie Gott will!

Daß ich soviel von mir rede, das ist die Art hypochondrischer Kranker; Du mußt es so hinnehmen. Jetzt aber zum eigentlichen Zweck dieses Briefes: meinem Geburtstagsgruß für Dich, mein teuerster Bruder und Freund! Gott segne, stärke und geleite Dich an seiner Hand durchs weitere Leben und gebe Dir Freude an Deinen trefflichen Kindern, womöglich auch an Deinem Berufe, uns beiden aber an jenem heiligen Berufe, den wir für den Himmel haben!

Schreibe mir nichts Teilnehmendes, überhaupt nicht viel über meine Krankheit, ich darf nicht weich werden und habe mich bis jetzt auch gut gehalten; aber die entsetzliche Teilnahme von nah und fern macht es mir bisweilen schwer. Doch ist es auch wieder rührend, wie sich alle mit Liebesbeweisen überbieten. Hier am Orte schicken mir die Leute ihr Bestes ins Haus, und die Herzogin hat mir Küche und Keller zur Disposition gestellt; da ich davon keinen Gebrauch machte, so schickt sie mir von ihrer Tafel zarte Wildbraten – eine große Wohltat! Aus Hamburg erhielt ich heute zwei große Rinderbraten (die dort ja berühmt sind), von Cöthen gestern eine reiche Sendung frischer Kiebitzeier, die ich so liebe. Aus Bremen schicken sie russischen Kaviar und wundervolle brasilianische eingemachte Früchte; Pfirsiche hatten wir gestern, Richard Volkmann zu Ehren, so frisch als wären sie vom Baum in den Kochtopf marschiert. Vossens schicken dicke Gänsebrüste, wie man sie hier noch nicht gesehen hat, Adolph gestern eine prachtvolle Torte aus Königsberg, dem Lande des Marzipans. Die ganze Familie hat zu tun, um zu vernichten, was an dergleichen Liebesgaben eingeht, und ich bin so beschämt von aller dieser Liebe, daß ich mein Haupt verhüllen möchte.

Ich denke, die eitlen Franzosen werden doch nicht ruhen, bis sie den Krieg beim Wickel haben. Dann möge sie Gott der Herr zerschmeißen!

Gott behüte Dich, mein guter Dicker! In alter und junger Liebe

Dein Bruder Wilhelm.

†

[Brief der Tochter Anna.]

Ballenstädt, am 26. Mai 1867.

Geliebter teurer Onkel Gerhard! Der schwarze Rand, die fremde Handschrift sagen Dir schon, was mein Brief enthält – ja, er hat überwunden, unser heißgeliebter Vater! Wir haben unaussprechlich viel

verloren, und dennoch ist unsere Seele voll Dank, daß er erlöst ist, denn sein Leiden war zu gewaltig, zu herzzerreißend. Alles das, was er immer als das Entsetzlichste gefürchtet, hat er auskosten müssen bis auf den letzten Tropfen: Wassersucht, Erstickungsnot, Sprachlosigkeit und elendes Verschmachten! Der Herr hat uns durch dunkle Tiefen geführt. Diesen klaren und reichen Geist, diesen frommen demütigen Christen so sein Leben auskeuchen und ausringen sehen zu müssen — das ging fast über Vermögen. Nun liegt er so friedlich auf seinem lang entbehrten Bett, unter dem Kreuz seines Heilands, ein Bild süßer Ruhe, seligen Friedens, mit Blumenkränzen bedeckt, umgeben von blühenden Rosenstöcken und einer Calla in ihrer lieblichen „Engelgestalt", wie Elisabeth diese Blume auf ihrem Todesbett nannte.

Wann er Dir zuletzt geschrieben, weiß ich nicht genau. Auch diese Freude hörte für ihn auf. Mit jedem Tage wurde das Aufstehen schwerer, und endlich war er festgebannt an den Lehnstuhl, die Beine waren wie dicke Säulen, er konnte sie allein auch nicht einen Zoll weit bewegen. Die einzige Stellung, in der er etwas Ruhe fand, war vornübergebeugt. Die Zunge lechzte vor Durst, aber die Atemnot erlaubte ihm weder zu essen noch zu trinken. Hunger, Durst, Angst und Schmerzen — o lieber Onkel, es war furchtbar hart! Es kamen auch bessere Tage und Stunden, kurze Ruhepunkte, die Gottes Gnade schenkte. Aber wie konnte er auch beten in dieser Trübsalshitze! Wie hob und trug er uns oft hoch über allen Erdenjammer hinaus!

Da kam der verhängnisvolle Mittwoch, der 22ste. Vater war an diesem Tage ganz merkwürdig wohl, aß mit Appetit, war sehr aufgelegt, allerlei Unterhaltung anzuhören; ich glaube, es war der Tag, an dem er sich auch Deinen Brief mit Freude von mir vorlesen ließ. Abends, als ich gerade einen Moment mit ihm allein war, da traf ihn die Lungenlähmung — ich hörte ein plötzliches Röcheln und ein gläserner, starrer, namenlos wehmütiger Blick traf mich. Ich setzte mich zu ihm, sprach ihm zu, merkte aber bald, daß ihm die Sprache gelähmt war. Er hatte offenbar Bewußtsein, denn er rang die lieben Hände und sah uns herzzerreißend an. Für jede hatte er noch einen besonderen Blick — Mutter reichte er die Hand hin und nickte ihr zu, mich sah er mit mühsamen Lächeln an und legte die Hand aufs Herz, als wollte er sagen: „Ich habe dich lieb". Mehr und mehr schwand aber, wie die Ärzte versichern und wir nur zu gern glauben, das klare Bewußtsein. Wir wissen nicht, ob er uns noch kannte und verstand; doch verfolgte sein Blick jede Bewegung im Zimmer und, wenn die Tür ging, sah er immer auf. In der Nacht hielt der Propst Scholtz treu mit uns aus.

Am 24sten früh lag der Frühling unter hohem Schnee begraben, wie in ein Leichentuch gehüllt. Wir dachten alle, an diesem Tage, dem Todestage der teuren Großmutter, würde er erlöst werden — aber auch dieser Tag ging hin. Nachmittags kam Benno. Der arme Junge! Er hatte sich wohl keine so traurige Vorstellung gemacht und sank bei Papas Anblick

laut schluchzend vor ihm in die Knie. Da ging ein schwaches Lächeln über das teure Angesicht. Offenbar erkannte er Benno; er ließ ihm seine Hand und sah ihn nachher noch einige Male lange an. In einer seiner Phantasien – er sprach schon vor dem Schlaganfall manchmal etwas irre, war sich aber dessen meist bewußt und gequält dadurch – sagte er einmal: „Nun kommt gleich der Kleine". Nun war der Kleine da und konnte noch die letzte Nacht beim Vater wachen und ihn in seinen Armen am 25sten früh den letzten Atemzug tun lassen. Der Tod kam leise und schnell.

Bald kamen nun die teuren Freunde, die geholfen haben, ihn auf betenden Händen durchs finstere Todestal zu tragen. Wieviel Tränen fließen um diesen allgeliebten herrlichen Menschen! Wie kniete seine Herzogin demütig in heißen Tränen an seinem Totenbette, wie ging der Schmerz durch alle Stände bis zu den Geringsten hinab, denen er je ein freundliches Wort gegeben. Wie wohl tut unseren wunden Herzen die Teilnahme unserer Freunde! Prinzeß Louise hat jetzt immer die Nachmittagsstunden bei uns zugebracht, sie hat ja eben denselben Schmerz erfahren, und wir gehören mehr als je zusammen.

Montag, am 27. Mai 1867. Unseres Gerhard Geburtstag. Mein Brief will gar nicht fertig werden. Ich stehle mir die Momente zwischen den fortwährenden Besuchen, es gibt so vieles zu ordnen, zu bedenken, zu schreiben, und man sehnt sich nach stillen Augenblicken, die der Seele Schmerz so nötig sind. Unser Mutterchen ist bis jetzt noch immer wunderbar gehalten und getragen von Gottes Kraft und Liebe. Nun tritt Er selbst ein, der Witwentrost, da der treue starke Mann sie nicht mehr stützen kann. Vierzig Jahre haben sie Freud und Leid geteilt – wir haben gestern mit Dank berechnet, daß die Freudenstunden doch weit, weit überwiegen.

Heute früh haben die Ärzte nach Papas Willen ihn seziert. Sie kamen dann alle drei sehr bleich und ergriffen und hatten eine große Zerstörung vorgefunden: die Lungen fast ganz weg, das Herz sehr groß mit Anfängen der Verhärtung.

Tante Adelheid erwarten wir jede Stunde. Heute abend kommt auch unser armer Adolph aus Königsberg; er hat nur einen Tag Urlaub und will natürlich zur Beerdigung hier sein. Diese soll morgen früh 8 Uhr stattfinden, an Elisabeths Seite. Gott gebe Sonnenschein dazu! Die liebe Sonne brach nach Sturm und Schnee hervor, als der fromme Dulder ausgelitten. Nun im Tode haben seine Züge wieder ganz ihren edlen Ausdruck. O könntest Du mit uns in sein Friedensantlitz schauen, Du würdest auch getröstet sein!

Register.

Ein Sternchen (*) weist auf die Seiten hin, die in Anmerkungen oder auch im Text Erläuterungen über das betreffende Stichwort bringen.

Bei den häufiger erwähnten Personen und bei den Ortsnamen sind nur die wichtigeren Stellen verzeichnet.

Über W. v. K. vgl. auch Stichworte wie: Künstler, Schriftsteller, Politica, Theologica, Besuch, Briefwechsel, Gartenfreude, Haus, Kammerherr, materielle Lage, Stimmungen, Tierfreundschaft u. a.

Adelheid (K.'s Schwester) s. Krummacher.
Adelstand 149, 265, 300.
Ahrendts, Pastor 277 f.
Alexisbad XXXII, 7, 25/6, 65/6, 78 f., 144, 150, 165/71, 193 ff., 207, 223/6, 235, 286, 357.
Alliance, Evang. *241, 250.
Alsen, Übergang nach 340, 341.
Altenburg (bei Ballenstedt) 75, 130.
Altlutheraner 197, 221.
v. Alvensleben, Kammerherr *31, 33, 122.
Amerika (Nord-) 113, 249, 291.
v. Ammon, Reichskommissar 135, 137.
Anhalt-Bernburg, Herzog Alexius: XXX, 202.
— Herzog Alexander Carl: XXXI, *54, 77 f., 124, 130, 131 Anm., 150/2, 165, 171, 178, 181/6, 189/93, 194/5, 202/4, 207/10, 211/3, 215, 217, 221 f., 228 ff., 246 f., 265/6, 270, 273, 306, 321, 324/6, 330.
— Herzogin Friederike: XXXI, *5, 12, 15, 32 f., 35, 52, 53, 62, 66, 71/2, 77, 81, 84, 96, 98, 101 f., 109, 117/8, 128, 133, 136 ff., 141 f., 150 ff., 155 ff., 159 ff., 163, 165, 178, 188, 190, 210 f., 212, 214/5, 267 ff., 279, 280 ff., 292 ff., 302, 312, 324 f., 327, 356 f., 381, 391.
— zur Geschichte von: 122 ff., 130, *131/4, 135 ff., 138/41, 159 f., 186/9, 211, 228 f., 240 f., 275, 279 f., 302, 312, 322 f., 325, 371, 382; kirchliche Verhält. 27 f., 217, 278 f.
Anhalt-Cöthen, Herzog Heinrich 117; Herzogin *46.
— sche Erbschaft 187 f.
Anhalt-Dessau, Herzog Leopold *238 f., 325, 338, 342, 371.
— Erbprinz Friedrich (I) *237, 344, 346.
— Prinz Friedrich August 238, Prinzessin *246.
Appuhn, Domprediger 277.
Arndt, Joh. Friedr. Wilh. (1802—81), Prediger in Berlin, „Morgenklänge" 100.
Asseburg, Graf Ludwig von der *53, 125, 224, 306, 364, 378, — dessen Sohn Ludwig 345, 380.
Atti (= Friedr. Ad. Krummacher) *2.

Badeborn (Dorf bei Ballenstedt) 44, 371.
Ballenstedt XXX ff., 9, 62, 81, 91, 122 f., 124/6, 127, 130, 134 f., 141, 197, 257, 273 f., 279, 300 f., 370.
Barbua, Schwestern XXXII, 2, *26, 31 ff., 34, 66, 77, 153, 155, 214, 258, 318, 326.
Bastian, Pastor 278.
Beckedorff *209.
Becker, Hofmaler 195.
Beethoven 331, 360.
Behm, Oberamtmann 309 f.
Benninghaus (Thale) 74, 75 f.
v. Berg, Natalie *XIX, 220.
Berlin 12, 42, 88, 95, 110, 120 f., 123, 141/2.
Bernburg XXIII, 42, *81, 87, *105/6, 139 ff., 156, 295; s. a. Anhalt-B.
v. Bernstorff, Frl. *5, 9, 19 ff., 23, 25, 35 ff., 39, 41, 52, 53, 65/6, 68/9, 71 f., 78, 81, 87, 113, 166, 303, 324 f., 327, 352, 377.
Berthold, Karl Ferd., Zeichner u. Radierer, Schüler von Gerhard v. K., geb. 1799 in Meißen, gest. 1838 in Dresden: XXVI, XXIX.
Besuchsfreuden u. -nöte 1 f., 10, 65, 200, 201, 226, 304, 353/4, 374, 377.
Bettina (v. Arnim) 83.
Bingen 191.
Bismarck 160 Anm., 312, 321 f., 329, 332, 338, 358, 365, 367, 369, 371, 373, 374, 378/9, 385.
Blechhütte (im Bodetal) 74, 75 f.
Blüher, Pastor XXVIII.
v. Bock, Woldemar *XIX, 375.
v. Bodelschwingh (? Karl, Finanzminister) 379.

Bodetal 74, 76, 174, 343.
v. Bornstedt, Frl. 242.
Bosse, Robert *240, 332.
Brandenburg, Graf, Min st. 134 Anm., 136, 142.
Brassert u. Frau, geb.-Natorp *XX, 223.
Brehm, Oberbereiter 125.
Bremen XXVII, 171/3; Br. Kirchenstreit 2 f., 9.
Brentano, Clemens u. Bettina 83.
Briefwechsel, Charakter des 4, 66 f., 107, 115, 330. Eigene Briefe 11, 308.
Brinckmeier, Professor *318.
Brüdergemeine s. Herrnhut.
Buchmann, Kammerdiener 203.
Büchsel, Erinnerungen 308.
Bulwer, Edward 67, 82, 104, 297.
Bürgerwehr 121, 122, 125, 126, 127.
Buttlargrab *189.

Calm, Lederhändler 140.
Camphausen, Wilh., Schlachtenmaler 351.
Carus, Karl Gustav, Selbstbiogr. 376.
Carus, Konsistorialrat 269, 277.
Christentum, Stellung zum, s. Theologica.
Christlicher Staat 246 f., 248 f., 290.
Claus, Kapellmeister 62.
Cornelius, Peter XXVI.
Coswig 195 f., 268, 302.
Cöthen 235, 359 f.; s. a. Anhalt-C.
Cotta, Heinr., Zeichner u. Radierer 326.
v. Cramer 35, 69, *74, 76, 82, 133 f., 183, 212, 301, 311, 330.
Crola, Maler, u. Frau *209 f., 217.

„Daheim" 351, 365.
Dahlmann, Englische Revolution 70.
Dänemark, Christian IX.: *329 Anm., 330.
— Prinzeß Alexandra 345, Dagmar 344.
Danzig 161, 170.
Dascha, Tante = Dorothea v. Zoege.
Delitzsch 292.
Dessau 237 ff.; s. a. Anhalt-D.
Deutschlands Einheit 119 f., 121, 129, 364/5, 385.
Diakonissen 295, 313 ff., 316 f., 319 f.
Döbernitz 292 ff., 303 f.
Dohna, Gräfin XXIII, *47, 235, 254 f., 272.
Don Quixote 117.
Dorpat 92.
Dresden XXVI, 1, 42, 147, 253, 255.
Dulon 127, *173.
Dumas, Monte-Cristo 100 f.
Düppeler Schanzen 335, 338, 341 f.

Ebernburg 191.
Ehescheidung 63/4.
Eichhorn, Kultusminister 61, 112 Anm. 1.
Eichenforst (bei Stolberg) 151.
Eisenbahnen als Neuheit 61, 95.
Elmine = Wilhelmine v. K., Frau des Bruders.
Emmy s. v. zur Mühlen.
Engels, Christiane *16.
England (Engländer) 51, 82 f., 84, 103, 108, 113, 220, 248, 266, 276, 277, 372; s. a. Wales.
Ermsleben 129, 236 f.
Estland (Livland) XXIV, XXVII, 85, 88, 92, 213, 239, 272, 323 f., 362.
Eylert, evang. Bischof 45, 176.

Falkenstein, Schloß XXXII, 30, 64, 380.
Falley, Förster 185.
Familienidylle 21, 46, 67, 69 f., 71, 75 f., 79, 117, 175, 201 f., 205, 241 f., 377 f.
Fechner, Professor *64, 180, 293, 294, 335, 356, 368, 372.
Fernow, Karl Ludwig *47.
Fesel, Christoph (1737—1805), aus Würzburg, Porträt- u. Historienmaler, 1790 in Mainz Lehrer der Zwillinge, später Professor in Rom; F. pflegte seine Bilder grün zu untermalen. 350.
Finger, Tony 328 f., 336/7, 339, 353.
Finn, Stift XXIV, *19, 83, 91, 100.
Flemming, Psychiater 222.
v. Florencourt *129 f., 149.
Flügge, Frl. 15, 21, 23, 46, 55 f., 59 f.
Föhr 267, 268 ff.
Frankfurt (Main) 190, 193, 266; Parlament 128 f.
Frankreich (Franzosen) 84, 101, 119, 220, 260, 276 f., 283, 285, 304, 372, 389.
Freie Gemeinden 12, 77.
Friedrich, Maler 326, *376 f.
Fritz = Friedr. Wilh. Krummacher.
Frohse, alte Kirche in 305.

Gartenfreude 15, 45, 46, 61, 62 f., 80, 112, 114, 175, 194, 220.
Geburtstagsfeier 39 f., 51 f., 68, 136, 157 f., 258, 295 f.
Gegensteine 106, *247, 331.
v. Gerlach, Ludwig *141 f., 148, 263 f., 267 f., 371.
Gernrode, Stiftskirche 279, 305.
Geschichte, Reflexionen über 45, 70, 118, 261, 263, 289, 303.
Gieseebrecht, Kaisergeschichte 308, 356.
Gießen 190.
Glaubensleben, W. v. K.'s, s. unter Theologica.
v. Gloß *140.
Gnadenberg (Schlesien) 252 ff.
Goethe 83, 101, 107, 114, 291, 321, 323, 330, 380.
Goßner, Johannes *50, 66.

Götzel, Gustchen *255.
Grabow, Wilhelm *322.
Gräfe, Augenarzt *345.
Griechenland, König Georg I.: 365.
Grimm, Hermann 356.
Grimm, Generalstabsarzt 225 f.
Gröditzberg 255.
Grünberg (bei Dresden) XXVIII, 75, 83.
Grunewald, Gustav (1805—78), Landschaftsmaler, studierte 1820/3 in Dresden: XIX.
v. Grüter, Landrat 174.
Gutschmidt 11.
Guyon, Madame de 13.

Hackländer, F. W., Schriftsteller 297.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida 52.
Hahnemann, Samuel *110.
Haindorf, Professor 16, *17/8.
Halberstadt 61, 67, 141, 214.
v. Halem 45.
Halle 334 ff., 345; Studentenleben 219, 222 f.; s. a. Volksblatt.
Halligen (Nordsee) 270.
Hamburg 173, 270.
Harms, Ludwig 267, 303, *327.
Harnack, Theod. *27, 92.
v. Harpe (Estland) 323.
Hartmann, Chr. Ferd. (1774—1842), Historienmaler, 1810 Prof. u. 1823 Direktor der Dresdener Akademie XXIII.
Hasenclever, Josua (Barmen) 18.
Haus, eigenes XXX, 30 f., 41, 44, 75, 85 f., 338; s. a. Gartenfreude.
Haydnsche Kindersymphonie 35.
Hegel 75.
v. Heister, Leutnant 285 f.
Helene (v. Kilgelgen) = Schwägerin des Bruders Gerhard.
v. Hellfeld 183, 189, 193 f., 212, 217, 221, 228, 231, 311. — Pauline 352.
Hempel, Minister 128 Anm., 132 Anm., 162, 186 ff., 249.
Hengstenberg, Professor 2, 13, *50.
Hensel, Wilhelm *331/2.
v. Herder, Frau 156.
Hermsdorf (bei Dresden) XXVIII ff., 3 Anm., 30 Anm., 83, 168.
Herrnhut XXVIII, 145 ff., 290 f.
Herzog(in) s. Anhalt-Bernburg.
Hesekiel, Georg 259.
v. Heynitz, Familie *3 — Dora *3 f., 60 — Ernst XXVII ff., XXXII, *3 Anm., 30 Anm., 47, 296.
Hofacker, Predigten 26, *40.
Hoffmann, (Ober-)Hofprediger 23, 53, *125, 150, 214/5, 281, 325, 357.
Hoffmann, Medizinalrat 218, 251, *348.
Hoffmann, Rektor 196.
Hoffmeister, Schillerbiographie 101.
Hohenerxleben 8 f.
Hohenthal, Graf *105 f., 153, 292 f., 294, 303 f. — Gräfin, s. Prinzeß Marie von Holstein.
Holstein-Glücksburg, Herzogin Louise 153, *163, 202, 318, 383/4.
— Prinzeß Louise *82, 147, 152, 155, 158, 163 ff., 258, 293, 318, 329, 352, 384, 391.
— Prinzeß Marie (= v. Lasperg, Gräfin Hohenthal) 33, 34, 43, 69, 153, 158, 293, 302.
— Prinz Carl 198, 203; Friedrich 152; Julius 35; Wilhelm 152, 247.
Homann, Mäßigkeitsapostel 51, 65.
Homburg v. d. H. 190.
Homöopathie 35 f., *37 f., 110 f., 361 f.
v. Hopfgarten *269.
Hoym XXXI, 227, *228 f., 230 f., 260, 276/7, 284, 306.
v. Hoym, Frau *86, 100, 184.
Hübel, Ministerialrat *147, 256.
Hunde s. Tier-Freundschaft.

Ilsenburg 209 f., 217.
Immermann (Münchhausen) 29, 100.
Irvingianer *143, 197.
Italien XXVI, 11, 119, 251, 276 f., 285.

Jacobi, General 173.
Jäger, Gustav, Maler *294.
Jahn, Turnvater 263.
Jean Paul 51, 83, 104.
Johanniterritter 342.
v. Jory, Major 88.
„Juden u. der deutsche Staat" 306 f.
„Jugenderinnerungen" 72, 205 Anm., 232, 233 f., 267, 333 f., 357.
Julie = 1. W. v. K.'s Frau (Julchen); 2. = Julie v. Voß (Jula, Juling).

Kahnis, Aug. (1814—88), Prof. d. Theol. in Leipzig 294.
Kammerherr, Ernennung zum 58, 177 ff., 180, 181/6. — Zeremoniell 204, 216.
Katholizismus 17, 40, 67.
Kaskel (Dresden) *255.
Kaulbach, Wilh. v. 360.
Keferstein (Papiermühle Ermsleben) 129.
v. Kersten, Minister *131 Anm.
— Frau 315.
Kersting, Friedr. Georg (1783—1847), Maler, aus Mecklenburg, kämpfte 1813 als Freiwilliger unter Lützow, Malervorsteher an der Meißener Porzellanmanufaktur 321.

Kindt, Georg Christian (1793—1869, als Naturforscher durch die Verwertung der Chemie, Optik und Mikroskopie für seinen Apothekerberuf bekannt; vgl. Allg. Deutsche Biogr. XV, 769) 171 f.
Kirchen(=gebäude), alte 17, 67, 305.
Kirchentum 27, 97, 217, 221, 240, 241, 250, 266 f., 278 f.; s. a. Staat und Kirche.
Kleinstaaten 358.
v. Kleist, Leutnant 287.
Klieken (zwischen Coswig u. Roßlau) 239 f.
Knorring, Frl. 201.
Kohlenschacht *74.
Köln, Revolution in 119.
Konfliktszeit, in Preußen 321, 363 f., 373.
Königgrätz 370.
Königsberg, Krönungsfeier 306.
Königsbrück 105 f., 292.
Konservative (Kreuzzeitungs=)Partei 259 f., 262 ff., 298 f.; s. a. Politica.
Konzessionspolitik 119 f., 297 f., 301 f.
Koopmann, Joh. Karl Heinr. (1797—1884), 1819—23 in Dresden, 1833 Prof. in Karlsruhe XXVI.
Köppen, Irvingianer 143.
Körner, Theodor 321.
Kösen, Bad 253.
Kraft, Maler *71, 326.
Kraus, Pastor *XVIII, 252.
Kreuznach 189/92.
Kreuzzeitung 206, 259, 262 f., 307; vgl. Konservative Partei.
Kriegel, Mariechen 69; ihr Vater 296.
Krieg und Volkswirtschaft 158, 200, 367.
Krimkrieg 199 f., 210, 216, 220.
v. Krosigk (Hohenerxleben) 8, 65, 78, 235.
— (Gröna), Frl. 154.
— Minister *132 Anm., 134 f.
Krüdener, Frau v. *13, 63.
Krüger, Justizrat 141.
Krüger, Zeichner XXIX, *59.
Krummacher, Familie *XIX f.
— Adelheid (Schwester) XXX, 2, 20 f., 30, 69 f., 174, 257, 303, 391.
— Adelheid (geb. Natorp) 172, 304.
— Adelheid (Ea, aus den Vornamen der Eltern gebildet) 327.
— Adolph 65, 67 f., 88, 149 f., 214.
— Bertha 27, 201, 226, 241.
— Eduard 9, 65, 67, 171 f., 179, 374.
— Emil 8, 10, 374.
— Friedr. Adolf (der Ältl) XXIII, XXVI f., XXXI, 2 f., 30, 73, 214.
— Friedr. Wilhelm (Schwager Fritz) 2 f., 11 f., 13, 27, 61 f., 63, 112 ff., 143 ff., 176, 214, 233, 241, 323, 339, 353 f., 374.
Krummacher, Gottfried 174; Hermann 201.
— Julius XXX, 2, 174, 303.
— Maria (Tecklenburg) 174, 226, 341.
— Maria (Potsdam) 323.
— Martin 174, 223.
— Mathilde 27, 113, 201, 204 f., 226, 341, 353 f.
v. Kuczkowski 214.
v. Kügelgen, Familie *XVII f., 242.
— Adelheid, Schwester, s. Krummacher.
— Adolph, Sohn XXX, 55, 67, 71, 175, 201, 219, 222 f., 242, 251, 268, 288, 328, 332 f., 339, 344, 348, 364, 378, 381 ff., 391.
— Anna, Tochter XI, XXVIII, 46, 70, 81 f., 117, 153, 168, 175, 194, 202, 233, 258, 266, 287, 313 f., 317, 335, 346/7, 352, 387, 389 ff.
— Benno, Sohn XXXI, 67, 70, 106, 175, 201, 257, 268, 271, 310, 314, 344, 365, 370, 373, 390 f.
— Bertha, Tochter XXVII, 41, 46, 49, 52, 53, 55, 67, 73, 75, 81, 147, 152, 166 ff., 173, 179 ff., 192, 199, 202.
— Carl, Onkel XXV, XXVIII, 198, 348, 349.
— Constantin, Vetter XXVIII, 111, 294.
— Elisabeth, Tochter XXXI, 67, 96, 162 f., 175, 177, 202, 258, 285 f., 306, 312/20, 328, 391.
— Elmine, Kusine u. Schwägerin XXVII, 59, 93, 98, 176, 178.
— Emma, Nichte XI, XXI; Frommhold, Neffe 242.
— Gerhard, Vater XXII f., 17, 18, 70, 72 f., 232, 348.
— Gerhard, Sohn XXVIII, 46, 49, 53, 67, 71, 75 f., 105, 108 f., 116 f., 140 f., 150, 156 f., 175, 180, 190, 216, 241, 258, 266, 268, 271 f., 326, 328, 339, 344 f., 353, 363, 367, 369 f., 372, 377.
— Helene Marie, Mutter XXX, 4, 10, 19 ff., 22/4, 68, 69, 72, 350.
— Helene, Kusine 93, 145, 176.
— Julie, Frau XXIV, 9 f., 20 f., 64, 87, 101, 189 ff., 194, 223, 268, 296, 313, 315, 317, 320, 323, 325, 346 f., 349, 354, 360 f., 363, 370, 374, 385 f., 391.
— Lilla, Nichte 98 f., 349; Sally 99, 252, 259.
— Otto, Neffe 257, 271, 277. [84.
„Kunst, 3 Vorlesungen über“ 25; Kunstgeschmack
Künstler, W. v. K. als: Berufskummer XXIII, 20 f., 48, 52, 57, 58 f., 60, 82 — Malen 43, 46, 57, 75, 91, 96, 130, 159, 195, 198, 213, 296 — Gemälde, einzelne: XXVIII, 8, 60, 65, 73 ff., 84, 96, 99, 100, 136, 165, 171, 173, 214 — Zeichnen 30, 43, 53, 59, 67, 76, 80, 87, 271, 347, 376 — Tonbüste 3 — Kunstreisen: 16, 20 f., 80, 88/91, 171 f., 195 f., 268.

Kurkül *XXIV, 49, 59, 85, 176.
v. Kutteroff 58, *76, 134, 139f., 183, 311, 316, 363.

Landschaft, Auge für die 375/6.
v. Lasperg *42; Tochter *105; Frau v. = Prinzeß Marie von Holstein.
v. Lattorf *238ff.
Lausa 1, 254.
Lavière 141.
Leipzig 180, 293, 294 (Museum), 304.
Leseabende bei der Herzogin 53, 102, 138.
Lessing 376.
Lewes, Goethe 291.
Liberalismus 260f., 263f., 272, 274f., 283, 297/8, 299f.; Liberale Ära *275, 289, 298, 299. Vgl. Politica.
Lichtfreunde 12, 77, 84.
Liebe, Wesen der 103f.
Liebner, Oberhofprediger *269.
Lindner, Professor *293f.
Line = Pauline Valentiner, später Frau Schiller.
Livre des sauvages 304.
v. Loën, Generaladjutant 225f.
Loschwitz XXVIII, 1, 69f., 90, 255f.
Loßdorf (bei Dresden) XXV, 324.
Louis XVII. 261 — s. Napoleon.
Lüdicke, Rechtsanwalt 360, 361.
Luther 321.
Lutze *235, 359ff.

Magdeburg 141; Magdeburger Zeitung 127.
Mägdesprung XXXII, 43, 208, 305, 342, 358.
Mainz 175f., 190. 197.
v. Manteuffel, Minister 160, 170, 219.
Marburg 190.
v. Marenholtz 242.
Martini, Theaterdirektor, 116 Anm., 140.
Mäßigkeitsvereine 51, 65.
v. Massow, Frl. 207, 288.
Materielle Lage XXXf., 48, 80, 178, 189, 227, 301, 326, 338.
v. Maydell XXVI, *366.
Meinhold (Bernsteinhexe) 62.
Meisdorf *53 Anm., 125, 364, 378.
Meiseberg XXXII, 208f., 305, 316.
Mendelssohn-Bartholdy 321, 331f.
v. Mey *130 Anm., 131 Anm., 140.
Mikroskopieren 136, 137, 138, 172.
Militär, preuß. 121, 141, 158, 200, 285, 338, 341f., 367, 369f., 372 — u. Civil 130, 200.
Milner, Kirchengeschichte *43.
„München" XXX, 11, 253.
Möller, Konsistorialrat *XIX, 16ff., 19, 20f.
Monts, Graf 191.
Mozart 383.
v. zur Mühlen, Emmy *XVIII, 343/4, 351ff., 354/5, 365, 375.
Münster i. Westf. 15, 16, 17/20, 100.
Musikschmerzen und -freude 55, 202, 205, 231, 257, 280, 281/2, 360.

Napoleon III: 199, 260, 276f., 338, 372, 379.
v. Nathusius, Philipp *205/6, 207, 252, 268, 304.
— Marie 207, 261, 323, 375.
Natorp *XX; Adalbert 65, 88; Adelheid 304; Gustav 65; Gustav Ludwig 2; Oskar 201.
Naturfreude 24f., 26, 68, 74, 114, 136, 195, 220, 227, 251, 270, 311f., 358, 380; s. a. Gartenfreude.
Neander, Professor 61.
v. Necker, Hofdame 352, 384.
Neff, Timoleon XXVI, XXIX, XXXII, *60, 80, 88ff., 93, 282.
Neinstedt 205f., 310.
Nibelungen 117.
Niemeyer *112.
Nikolaus I., Zar: XXVIII, XXX, 216.
Nikolsburg, Friede von 379.
Nohl, Mozarts Briefe 383.
Norddeutsche Reichstag 382, 385f.
Nordfriesland 270.
Nordsee 270, 311f.

Oehme, Maler *29f., 255.
Olympia Morata *337.
Orden 149, 242.
Österreich und Preußen 154, 364, 366, 371.
Ottenkül XXIV, 40, 115.
v. Oettingen, Familie 310.
Otto = 1) Otto v. Zoege; 2) Sohn des Bruders Gerhard.

Paniel, Pastor 3, 9.
Papiermühle in Ermsleben 129.
Perthes, Friedrich 234.
Peschel, Maler XXVI, XIX, *29f., 147, 255f., 350.
Peter der Große, Zar 45, 47.
Petersburg XXVIIf., 88ff.
v. Pfuel, Ernst Heinr. Adolf, General und Ministerpräsident 18, 131.
Philippi, Professor *97.
Philosophica s. unter Theologica.
Pickels, Hermine *303, 315, 350.
Piper, Hofarzt *125, 129, 132, 158, 217, 222.
Politica 79f., 102f., 108, 111f., 113, 118f., 129f., 148f., 240f., 252, 259f., 261/5, 274/7, 288f., 296, 297/302, 312, 316, 321f., 330, 351, 363f., 373, 379, 385f.
Poll *XXIV, XXVII, 85, 114/5, 157, 177, 258.

Potsdam 338/42.
Preußen 108, 109 f., 131, 210, 262, 266, 276, 299, 306, 312, 321, 330, 358, 363, 368, 371, 373; s. a. Bismarck.
Preußen, König Friedrich Wilhelm III.: 45.
— König Friedrich Wilhelm IV.: 12, 18, 54/5, 103, 113, 120 ff., 131, 162, 223/6, 258, 266, 332, 363.
— König Wilhelm I. (Prinz von Preußen) 54, 110, 206, 276, 278, 306.
— Kronprinz (Kaiser Friedrich) 266, 316, 329.
— Prinz Carl 54, 340.
— Prinz Friedrich 192; Prinzeß Friedrich (Louise von A.-Bernburg) *9, 39, 60.
— Prinz Friedrich Carl 372; Prinzeß Friedrich Carl *238, 373.
Prinzeß Louise = 1) Prinzeß Friedrich von Preußen; 2) von Holstein.
Professortitel 173.
Pröll, Max *350.
Psalmen 75, 88, 347.

Quedlinburg 200, 205, 226; der Hof in 133 f.
Quehl *169 ff.

Rabe, Gutsbesitzer 158.
Radisleben 249.
Rauhes Haus, Brüder vom 342.
v. Rauschenblatt 72.
Redern, Graf 229.
Reichsverweser 130.
Reisemarschall 191 f., 252 ff., 256, 292, 296.
Religion s. Theologica.
Remy, Carl Aug. (1800—1872), aus Pasewalk, in Dresden u. Rom ausgebildet, später Prof. an d. Berliner Akademie XXVI.
v. Rettberg, Wilh. 271, 355 Anm., 372, *377.
Reuß, Fürst *47.
Reval, Olaikirche XXVIII.
Revolution (grundsätzlich) 121, 126, 130 f., 150, 289, 297.
Rheingrafenstein 191.
Rheingrenze, französischer Appetit nach 276, 372, 379.
Rheinstein 191/2.
Richter, August, Maler 279.
Richter, Ludwig XXVI f., XXIX, *29 f., 147, 255 f., 350 f., 365.
v. Richthofen, Frau (Prinzessin Friederike) 254 f.
— Gräfin *189 f., 235, *374/5.
Rietschel, Ernst, Bildhauer 340, 342.
Riga 91 ff.
Roller XXIII, XXVIII, *1, 7, 100, 106/7, 118, 139, 256 f., 266, 292 f., 295, 365, 377, 380.
Roman, deutscher u. ausländischer 82 f.
Romberg, Psychiater *203.
v. Roon, Kriegsminister 322, 364, 367, 374.
Rosenthal, Pastor 44, 69.
Rothe, Richard XXVI f.
Rousseau 272/3.
Rübeland, Baumannshöhle 210.
Rummel, Arzt 98.
Rußland XXVII f., 80, 94, 199 f., 216, 326. 362.

Sachsen 149, 291 f.; König Johann 373.
v. Salisch *XX, *341, 353 f., 355 f.
v. Salmuth, Frhr. Ludwig *27, 55, 85, 166, 139 f., 187 f., 222, 330.
— dessen Sohn 114, 316, 382; Tochter Ida 97, Agnes 202.
v. Samson, Emma *XVIII, 343, 353, 354.
Schander, Frl. 219 f.
v. Schätzell *160/3, 166, 169 f., 187 f., 197, 217, 222, 225, 229 f., 240 f., 244 f., 275, 278 ff., 295, 322, 325, 328, 333, 345, 357, 367, 371, 374, 378 f.
Schaumburg, Prinzeß Hermine *238.
Scheibel, Professor *30.
Schelling 50, 61.
Schellow, Hoflakei 236 ff.
Schenk, Constantin 385.
v. Schierstedt *133.
Schiller 101, 107; =jubiläum 283.
Schiller (Hamburg) *46 Anm. 2, 229, 270.
— Pauline s. Line Valentiner.
Schleswig-Holsteinische Frage *96, *329.
Schlieffen, Gräfin 235, *254 f., 272.
Schlittenfahrten 7, 71/2, 215, 285 f.
Schmaltz, Pastor *264.
Schmid (Halberstadt) *XX, 214.
Schnorr v. Carolsfeld, Julius XXVI.
Scholtz, Propst *176, 217, 240, 266, 324, 325, 330, 347, 352, 390.
v. Schönberg, Oberpräsident 255; Frau v. 235, *254.
— Auguste s. Gräfin Schlieffen.
Schönburg-Glauchau, Graf 269.
Schopenhauer, Johanna 47.
Schreck, Pastor 50 (statt Druckfehler: Frech), 240.
„Schrift von den Widersprüchen" usw. 142/5, 159, 171 f., 356.
Schriftsteller, W. v. K. als: XXXI, 25, 127, 142/5, 159, 252, 365, s. „Jug.-Er."
v. Schubert, Professor XXIII, *28, 218, 296.
Schulz, Missionar 324.
v. Schweinitz, Allwill *75, 76, 97, 195, 258.
Schwind, Moriz v. 360.
Scott, Walter 310.
v. Seelhorst 82, 224 f., 251. — Frau v. 326.

Selketal 113, 208, 305.
Senff XXVI, *169, 326.
Shakespeare 68, 101, 206, 217, 233.
Sieskind 124.
v. Sigsfeld, Oberhofmarschall 223 ff.; dessen Sohn 35.
Silberhochzeit 174/5; des Herzogs 280 ff.
Silvesterfeier 117, 377/8.
Sintenis, Minister 382.
Smend, Pfarrer XX, 341.
Snell, Karl 68.
v. Sonnenberg 186.
Sonntagsgesetzgebung 274.
Spurgeon 307.
Staat und Kirche 246 f., 248 f., 290.
v. Stackelberg *XVIII f.; Tante Sophie XXIV, XXVII, 24; Vetter Wilhelm 115; Kusinen Antonie *49, 57, Auguste u. Sophie 85.
Starcke (1808—1829 Oberhofprediger in Ballenstedt, gest. 1830) 46, 203.
Stephan, Pastor *264.
Stecklenburg, die 310.
Stein, Frhr. vom 307.
Sternenhimmel 114.
Sternhaus 184, 215, 323.
Stettin 95.
Stimmungen („üble Laune") 35, 40 f., 48, 51, 73, 82, 165 ff., 168, 178.
Stolberg (Ort) 151.
Stolberg-Stolberg, Gräfin 245.
Stolberg-Wernigerode, Gräfin Adelheid *242.
— Graf Botho *209, *242 f.
— Graf Eberhard 342.
— Graf Hermann *209, 364.
— Graf Otto 364.
— Gräfin, Oberin von Bethanien 316.
Stolzmann, Kreisrichter 240, 332.
Strauß, Oberhofprediger *12; Sohn Otto 368 f.
Stuisenberg (Stubenberg oberhalb Gernrode) 73, 77, 182, 201 f., 323, 375.
Sue, die 7 Todsünden 101.
Swinemünde 93 ff.

Tabakpreise 251 f.
Talleyrand 103.
Tauroggen 86 f.
Tecklenburg XXX, 173, 174.
Teutoburger Wald 174.
Theologica, Philosophica u. Glaubensleben 3, 6 f., 10, 11, 12, 13 f., 24, 28, 33 f., 40, 45, 48, 50, 57 f., 64, 66, 70, 75, 83 f., 90, 97 f., 115 f., 142/5, 148, 218, 221, 240 f., 250, 283 f., 289 f., 319 f., 346, 347 ff., 368, 372, 386, 390; s. a. Kirchentum, Tod.
Theologisches Kränzchen 240, 249 f.
Thorwaldsen XXVI.
Tier-Freundschaft 102, 105, 106, 112, 177, 305, 309 f., 333, 334, 338, 343.
Tille = Mathilde Valentiner.
Timo = Timoleon Neff.
v. Tippelskirch 129.
Tischrücken 186.
Tod, Leben nach dem 24, 68, 192, 283, 335, 347, 368.
Tony s. Finger.
Treviranus, Pastor 2, 8.
Trier, heil. Rock *112.
Trobitius (Ballenstedt) 301.
v. Trotha, Hausmarschall 237 ff.
Trützschler v. Falkenstein 140.
v. Tschammer-Osten 180.
v. Twardowski, Adjutant 369.

Uhlich, Begründer der Freien Gemeinden *12, 77, 84.
v. Unger 18, 21.

Valentiner, Frau Dr. *5, 56, 68, 71, 81, 153, 315, 320.
— Mathilde (Tille) *49, 68, 78 f., 81, 87, 105/6, 229, 368, 377.
— Pauline (Line) *46, 53, 55, 67, 68, 75, 78 f., 81, 87 f., 166 ff., 173, 229, 270, 368, 374, 375, 377.
Varnhagen, Rahel 287/8.
Vaterunser, das 49.
Veit, Frau 69, *82, 196 f., 201, 282; Tochter Auguste 360.
v. Veltheim, Werner (auf Ostrau, 1817—55) 8.
Verfassungen (grundsätzlich) 79 f., 111, 113, 148, 300.
Vilmar, Theol. der Tatsachen 240.
v. Vincke, Oberpräsident 18.
Vogelkantate 155, 157.
Volkmann, Familie *8 Anm.
— Senator XXIII, XXXII, *8, 10 f., 64, 65, 79, 180, 235; Frau Friederike 71.
— Alfred *200, 234, 304, 328, 334, 335 f., 373, 387 f.
— Clara *64, 294, 335.
— Richard *335, 336, 380 f.
Volksblatt (Hallesches) *129, 205, 252, 365.
Vorster, Leibarzt 223, *227 ff., 230 f., 233, 240, 243 ff., 324 f.
Voß, Joh. Heinr. 44.
v. Voß 339, 357, 358/9.
— Julie 339, 353, 355, 373, 385, 387.
— Elisabeth 353, 355 f.

Wachsfiguren-Aufführung 31 ff.
Wahlen, politische 367, 382.
Wales, Prinz von (Eduard VII) 345.

Walther, Superintendent 44.
Wangerow, Rittmeister 197, 200, 205.
v. Wardenburg, Leutnant 74, 216.
Weihnachtsfeier 71, 199, 247, 261, 363.
v. Weise, Oberjägermeister 85, 177 f.
Weise, Pastor 250.
v. Welck, Kammerherr 311.
Wernigerode 209.
v. Wessenberg, österreichischer Kriegsminister 131.
Wien, Revolution in 120, 131, 134.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 380.
Wilms, Dr. *315, 317.
v. Winning 155, 156 f., 224.
v. Witzleben, Oberpräsident 225.
— Oberst 326.
Wohltätigkeitsvereine 64/5.
Wohnungsplan 388; s. Haus, eigenes.
Wörlitz 196.
Würzler, Dr., Homöopath 36 f., *98.
Zacharia, Abg. u. Minister 128, 131 Anm.
v. Zezschwitz, Karl XXVIII, 2, *144, 146; dessen Frau 146 f. [XXVIII.
— Gerhard *144, 293 f.; Sally *XVIII,
Ziegler, Regierungsrat 18.
Ziegler, Dr. 251, 313, 317, 325, 348.
v. Ziegesar, Hermann 368.
— Eleonore („Tante Norchen") *XIX, 197, 220.
Zigeuner-Aufführung 34 f.
Zincken, Oberbergrat 136.
Zinzendorf 272.
Zoege v. Manteuffel, Familie *XVIII f.
— Carl, Onkel 1, 50, 71.
— Carl, Vetter 92.
— Dorothea (Tante Dascha) 50, 197, 358.
— Lidly, Tante 92.
— Hermann 358; Leo 283; Ludmilla 343; Max 65.
— Otto 2, 14 f., 50, 65.
— Wilhelm (Großvater) 51.

Ein deutsches Volks- und Jugendbuch:

Seeteufel

Abenteuer aus meinem Leben

von

Graf Felix von Luckner

ehemaliger Kommandant des Hilfskreuzers „Seeadler"

Mit über 125 Abbildungen
Preis gebunden Gz. 4.80 / Bessere Ausgabe
auf Kunstdruckpapier gedruckt
in Schutzkarton Gz. 8

*

In einer Auflage von 160 Tausend Exemplaren hat dieses mit seltenem Schwung und glänzendem Humor geschriebene Buch in deutschen Häusern Verbreitung gefunden, wohl der beste Beweis, daß es bei Alt und Jung, bei Männern und Frauen begeistert aufgenommen worden ist. Ein beispiellos abenteuerliches Leben hat Graf Luckner für seine schwere Aufgabe, als Kommandant eines Segelschiffes monatelang der Schrecken der Meere zu werden, gereift. Dem Gymnasium als Quartaner entlaufen, brachte er es vom Schiffsjungen eines russischen Seglers nach jahrelangen Irrfahrten zu Wasser und zu Lande zum Marineoffizier, dem es vergönnt war, das letzte Segelschiff der Kriegsmarine auf seiner Piratenfahrt zu führen. Deutsche Tatkraft, deutscher Heldengeist leuchten aus jeder Zeile dieses köstlichen Buches.

*

K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

HH. 4. 32